ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXII. JAHRGANG, 59. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1878.

PE
3
AE
Ed.59

20992
6

Inhalts-Verzeichniss des LIX. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

August Friedrich Ursinus. Von Prof. H. Holstein 1
St. Nicolaus in der Tradition und in der mittelalterlichen Dichtung. Eine literar-historische Skizze von Adolf Kressner 33
Luthers Lieblingswörtchen Und. Von Dr. August Lehmann . . . 61
Alexiuslieder. Von Dr. Carl Horstmann 71
Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen 107
Die Vermittler des deutschen Geistes in England und Nord-Amerika. Von Dr. Weddigen 129
Zu den Sonetten Shakspere's. Von Hermann Isaac 155
Ueber das reflexive Verb im Englischen, nebst einem Verzeichnis Macaulay'scher Constructionen. Von Dr. E. Beckmann 205
Zu den Sonetten Shakspere's. Von Hermann Isaac 241
Die Kunst des Vortrags. Von Voelkel 273
Molière-Studien. Von Dr. Scheffler 289
Zu Raoul de Houdenc's Meraugis de Portlesguez. Von Adolf Kressner 301
Spruchbuch der jungen Pfalzgräfin Anna Sophia, nachherigen Aebtissin von Quedlinburg, vom Jahre 1630. Mitgetheilt von C. Schulze . 319
Helena. Eine poesie-historische Studie von Dr. Richard Treitschke . 339
Die Unterweisung in der französischen und englischen Aussprache. Von Dr. O. Kares 377
Beiträge zu den Wörterbüchern von Lucas und Hoppe. Von M. Theilkuhl 393
Die reinen Vocale des Französischen nach Malvin-Cazal. Von H. Lücking 403
Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen 443

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Alfred Morel-Fatio, El Mágico Prodigioso comedia famosa de Don Pedro Calderon de la Barca publiée d'après la manuscrit original de la bibliothèque du duc d'Osuna avec deux facsimiles, une introduction des variantes et des notes 452
Carolina Michaelis, Studien zur Romanischen Wortschöpfung 453
C. M. Sauer, Nueva gramática castellana segunda edicion, spanish conversation-grammar 453
D. José de Espronceda, El Diablo Mundo, poema, traduzione di Pietro Bordigoni 454
C. M. Sauer, Dialoghi italiani, eine methodische Anleitung zum Italienisch-Sprechen 454
Heinrich Keller, Chrestomathie der Italienischen Sprache mit grammatischen und litterarischen Erläuterungen und kurzen biogr. Notizen über die aufgenommenen Autoren 454

Seite

Dr. Hugo Andresen, Maistre Wace's Roman de Rou et des ducs de Normandie, nach den Handschriften von Neuem herausgegeben; erster Band, I. und II. Theil 455

Archivio Storico Lombardo, giornale della società storica lombarda e Bollettino della consulta archeologica del Museo storico-artistico di Milano 455

Gustav Lücking, Die ältesten französischen Mundarten, eine sprachgeschichtliche Untersuchung 456

Dr. Friedrich Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft, I. Bd., I. Abth.: Einleitung in die Sprachwissenschaft 457

Corrado Avolis, Canti popolari di Noto, studii e raccolta 457

Dr. Friedrich Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft, I. Bd., 2. Abth.: Die Sprachen der wollhaarigen Rassen. (Hermann Buchholtz) . . . 458

Die geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge aus dem Isländischen urtexte übertragen von Eugen Kölbing. (Hans Löschhorn) 459

Auswahl deutscher Gedichte. Im Anschluss an die Geschichte der deutschen Nationalliteratur von Dr. Hermann Kluge, Professor am Gymnasium in Altenburg. (Eduard Niemeyer) 460

Französische Sprachlehre für den formal bildenden Unterricht. Mit vergleichender Berücksichtigung des deutschen Sprachunterrichts. Von Dr. Alb. Wittstock 461

Einführung in die englische Sprache. Von Dr. Alb. Wittstock 461

Encyclopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen von Bernhard Schmitz. Anhang. Systematisches Verzeichniss der auf die neueren Sprachen, hauptsächlich die französische und englische, sowie die Sprachwissenschaft überhaupt bezüglichen Programmabhandlungen, Dissertationen und Habilitationsschriften. Von Hermann Varnhagen. (Dr. David Asher) 462

Die siebente Ausgabe des Wörterbuchs der französischen Akademie (Dr. Voelkel) 463

Programmenschau.

Das deutsche Lesebuch auf höheren Schulen. Programm des Progymnasiums zu Trarbach 466

Ueber den deutschen Unterricht in der Secunda des Gymnasiums. Vom Dir. Dr. Ernst Müller. Programm des Gymnasiums in Kattowitz . . . 468

Zur Etymologie nordrheinfränkischer Provincialismen. Zweite Sammlung. Vom Oberl. Dr. Fuss. Programm der Ritterakademie zu Brandenburg. 469

Beiträge zur tirolischen Dialectforschung. Von Prof. Dr. Valentin Hintner. Programm des akademischen Gymnasiums zu Wien 469

Das Ludwigslied. Von Ed. Samhaber. Programm des Gymnasiums zu Frauenstadt in O.-Oesterreich 470

Himmel und Hölle, das Schlusslied der vier Evangelia nach Ezzo's Redaction. Vom Oberl. Dr. Luppe. Programm der Realschule zu Kiel . . . 470

Ueber die Beziehungen der französischen und deutschen Poesie im Mittelalter. Vom Oberlehrer Nicolai. Programm der Realschule zu Meerane . . 471

Zur geistlichen Dichtung des Mittelalters. Vom Gymnasiallehrer Hermann Dederich. Programm des Kaiser Wilhelm-Gymnasiums zu Köln . . 471

Gregorius auf dem Steine, der mittelalterliche Oedipus. Vom Oberlehrer A. Heintze. Programm des Gymnasiums zu Stolp 472

Philander von Sittewald. I. Thl. Vom Oberlehrer Dr. Christian Achmed Scholtze. Programm der Realschule zu Chemnitz 472

Der Bienenkorb, Catalogus Catalogorum und kleinere Zugaben. Ein Beitrag zur Charakteristik und Literatur Joh. Fischarts. Von Th. Kessemeyer. Programm der Realschule zu Bremen 472

Das Siegwartfieber. Von Prof. Edmund Kamprath. Programm des Gymnasiums zu Wiener-Neustadt 473

Seite

Zum Sprachgebrauch Goethe's. Von Dir. E. Albrecht. Programm der Realschule II. Ordnung zu Crimmitschau 473

Ein deutsches Weihnachtsspiel aus Böhmen. Von Ferd. Hölzel. Programm des Gymnasiums zu Böhmisch-Leipa 474

Verlauf des Streites um die drei Einheiten im französischen Drama. Von Prof. K. Kühr. Programm des Gymnasiums zu Landskron in Böhmen. (Hölscher) 475

Abel Mathieu: Deuis de la langue françoise, Paris 1572. Abhandlung im Programm des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster von Dr. Lamprecht. (A. Lüttge) 475

Miscellen.

Seite 115—128.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 239—240, 476—478.

Verzeichniss der Vorlesungen an der Berliner Akademie für moderne Philologie. Sommersemester 1878 479

August Friedrich Ursinus.

Die historischen Volkslieder, mit welchen die deutsche Literatur des scheidenden Mittelalters bereichert worden ist, dürfen vermöge ihres lyrisch-epischen Charakters mit Recht den Anspruch darauf erheben, Romanzen oder Balladen genannt zu werden, wenn sie auch unter diesem Namen nicht auftreten. Der Dichter, der die Romanze erst in die deutsche Literatur eingeführt hat, ist Gleim, dessen Romanzen 1756 erschienen. Ihre Bedeutung war nur gering. Erst die Percy'sche Sammlung altenglischer Balladen gewann durch ihre echt volksthümliche Auffassung einen entschiedenen Einfluss auf die Entwickelung dieser eigenthümlichen Gattung der Literatur. Bald nach der vom Bischof Thomas Percy 1765 veranstalteten Sammlung (Reliques of ancient English poetry) berichtete die Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften über dieselbe und bewirkte durch eine günstige Beurtheilung ihre Einführung in Deutschland. Die Percy'sche Sammlung regte Bürger zu seinen grossartigen Schöpfungen auf dem Gebiete der Ballade an, auf welchem er in seiner Leonore die vollendete Meisterschaft erreichte; sie rief Herder's epochemachende Schriften hervor. Besonders hatten die von diesem im Jahre 1773 herausgegebenen „Fliegenden Blätter von deutscher Art und Kunst", an denen auch Goethe durch die den Manen Erwin's von Steinbach geweihte Abhandlung von deutscher Baukunst einen hervorragenden Antheil hatte, auf Ossian und Shakespeare als die Muster volksthümlicher Liederdichtung hingewiesen und in den deutschen Dichtern einen begeisterten Wiederhall hervorgerufen. Und so

finden wir fast alle Mitglieder des Göttinger Dichterbundes in Uebersetzungen aus dem Englischen thätig. In dieser Zeit beschäftigte sich August Friedrich Ursinus mit der Balladendichtung; im Jahre 1777 erschienen seine „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart". Die Literaturgeschichte nennt sie unter den Erscheinungen jener Zeit*), aber sie weiss nichts Näheres von den Lebensumständen, von dem Wirken dieses Mannes **).

Freilich ist sein Leben geräuschlos dahin geflossen, Ursinus gehört nicht zu den Koryphäen unserer Literatur, aber er hat doch in der Geschichte der Ballade eine geachtete Stellung errungen und er gehört einer Familie an, die in der Geschichte Preussens oft genannt wird.

Betrachten wir zuerst die Geschichte seiner Familie. Auf jenen Theologen Zacharias Ursinus, der 1562 in Verbindung mit Caspar Olevianus im Auftrage des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz den Heidelberger Katechismus, das Hauptsymbol der deutsch-reformirten Kirche, verfasste, können wir die Familie unseres Ursinus nicht zurückführen, wohl aber auf jenen Benjamin Ursinus, der bei der ersten preussischen Königskrönung in der Schlosskirche zu Königsberg mit dem lutherischen Oberhofprediger Bernhard von Sandra die Salbung des hohen Königspaares vollzog. Benjamin Ursinus, der Sohn des schwedischen Obristlieutenant Hans von Bär und der Maria von Blankenheim, einer Tochter des hessischen Obrist Christian von Blankenheim, war am 2. Februar 1646 geboren. Von seinem Vater wurde er aus Schweden nach Lissa geschickt, um das dortige Gymnasium zu besuchen. Hier kam er in das Haus eines reformirten Predigers, der ihn erzog. Da sein Vater frühzeitig starb, ohne ihm ein grosses Vermögen zu hinterlassen, so wandte er sich auf den Rath seines Erziehers dem Studium der Theologie zu. Nachdem er seinen Adel abgelegt und den Namen Ursinus angenommen hatte, begab er sich auf die Universität zu Frankfurt a. d. O. und wurde nach

*) Koberstein, Grundriss, 4. Ausg. S. 1471. H. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur III, 295 b. Julian Schmidt, Gesch. d. geist. Lebens in Deutschland II, 728.

**) Nur Meusel giebt einige zusammenhangslose Notizen.

beendigter Studienzeit 1667 zum Prediger der reformirten Gemeinde zu Cöln am Rhein berufen. Er hatte dies Amt bis 1671 inne, in welchem Jahre er die Stelle eines Dompredigers in Berlin erhielt. Er rückte allmälig zum ersten Dom- und Oberhofprediger vor und erhielt als solcher den Auftrag, die Salbung des ersten Königs von Preussen zu vollziehen. Zugleich mit diesem Auftrag erhielt er die Ernennung zum Bischof, zunächst jedoch nur für die vorzunehmende Feierlichkeit; auch wurde seine Erhebung in den Adelstand unter dem Namen Ursinus von Bär ausgesprochen. Er erhielt das preussische Indigenat, und sein Wappen, welches einen aufspringenden Bären zeigte, wurde mit dem preussischen königlichen Adel und mit einem Salbgefäss, wie er es bei der Krönung gebraucht hatte, vermehrt. Doch machte er, am Ende des Jahres 1702 auf Lebenszeit zum Bischof ernannt, von seiner Adelserhebung keinen Gebrauch, sondern nannte sich Benjamin Ursinus. Seine Kinder jedoch nannten sich von Bär. Seine Stellung unter dem prachtliebenden Friedrich I. war eine sehr angesehene und bevorzugte. Seine Einkünfte beliefen sich auf viertausend Thaler, auch war ihm ein Gespann von sechs Pferden aus dem königlichen Stalle zu freier Verfügung gestellt. Auch wurde ihm der ehrenvolle Auftrag zu Theil, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm zur Confirmation vorzubereiten. Er kam diesem Auftrag nach und legte seinem Unterrichte einen von ihm selbst verfassten Katechismus unter dem Titel: „Kurzer Unterricht der christlichen Lehre, in zehn Tabellen eingetheilt für Se. churprinzliche Durchlaucht zu Brandenburg“, zu Grunde. Das Buch, welches 1699 zu Köln an der Spree erschien, enthielt nicht weniger als 357 Fragen, zu denen die Antworten mit 778 Bibelversen als Beweisen belegt sind.

Als König Friedrich Wilhelm I. auf den Thron gelangte, war es bekanntlich eine seiner ersten Aufgaben, die einzelnen Posten der Etats, die er für überflüssig hielt, zu streichen. Unmittelbar nach dem Leichenbegängniss, welches der König, um seinen Vater zu ehren, mit grossem Aufwand veranstaltet hatte, wurden eine Menge Hofbeamte, Kammerherren und Pagen entlassen und ihre Pensionen oder Gehälter gestrichen. Auch der Bischof Ursinus hatte von dieser peinlichen Genauigkeit

und Sparsamkeit des Königs zu leiden. Seine bedeutende Besoldung wurde um einen ansehnlichen Theil gekürzt, wozu der König auch noch durch eine besondere Abneigung gegen die gesuchte und hochtrabende Sprache des Bischofs bestimmt wurde, der den König als Prinzen den brandenburgischen Jedidja zu nennen pflegte. Als nun Ursinus wegen der Gehaltsschmälerung beim König vorstellig wurde, erhielt er unter Anspielung auf die Worte „als vor Zeiten", mit welchen er alle seine Predigten zu beginnen pflegte, eine abschlägige Antwort, die spöttischerweise auch mit den Worten „als vor Zeiten" begann.

Ursinus starb am 23. December 1720. Er war ein liebreicher, bescheidener und friedfertiger Mann, der in seinem letzten Willen den Wunsch aussprach, man möge ihm nach seinem Tode weder eine Leichenpredigt halten noch eine Grabschrift setzen. Sein Testament schloss mit den Worten: „Wer etwas Gutes von mir weiss, der lobe Gott und folge dem nach!" Er wurde in der Kirche des zwischen Berlin und Belitz belegenen Dorfes Gütergotz, wo er eine Scholtisei besass, beerdigt. Aus zwei Ehen, die er 1671 mit Fräulein von Bilderbeck und nach deren Tode 1678 mit Fräulein Huss von Husseneck schloss, gingen zehn Söhne und eben so viel Töchter hervor. Von den Töchtern starb Sophie Eleonore von Bär als Aebtissin des Fräuleinstiftes zu Halle am 20. Mai 1754. Einer seiner Söhne, Friedrich Heinrich, war Geheimer Secretär und Bibliothekar, als solcher Protonotar in dem vom König Friedrich 1703 behufs einer Einigung der lutherischen und reformirten Kirche angeordneten Colloquium von Theologen und starb als Geheimer Tribunalsrath in Berlin.*)

Bekanntlich beeiferte sich Friedrich Wilhelm I., die Hauptstadt des Königreichs auszubauen und zu erweitern, besonders richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Friedrichsstadt. Der mit der Oberaufsicht betraute Generaladjutant von Derschau wies die Bauplätze an und sorgte für die Ausführung des Baues. Viele adelige Familien litten unter diesem Machtgebote, indem

*) J. H. Hering, Biographische Nachrichten von einigen gelehrten und berühmten Männern. St. 2. Breslau 1791.

sie genöthigt wurden, kostspielige Entwässerungsversuche zu machen und prächtige Gebäude aufzuführen. Es gehörten dazu der Geheimerath von Nüssler, der für 12,000 Thaler ein Haus im Werthe von 2000 Thalern baute, der Geheimerath von Klinggräff, der Landjägermeister Graf von Schwerin, die Generäle Graf Truchsess und Schulenburg, der Minister von Happe u. A.*). Auch ein Sohn des Bischofs Ursinus, der Geheimerath von Bär, wurde mit dem Geschenk eines umfangreichen Bauplatzes bedacht, der in einem grossen moorigen Sumpfe bestand. Auch er wurde angewiesen, den Sumpf auszufüllen, ein Palais zu bauen und einen Park um dasselbe anzulegen, denn ein Edelmann, so hiess der Nachsatz, müsse auch adelig wohnen. Der königliche Befehl sollte ausgeführt werden, aber schon durch die Ausfüllung des Sumpfes erwuchsen dem Geheimerath von Bär so bedeutende Kosten, dass seine Mittel nicht ausreichten, und dann sollten noch ein Schloss gebaut und kostbare Anlagen unterhalten werden. Von Bär kam nun unterthänigst um die Erlaubniss ein, seinen Adel ablegen und unter dem bürgerlichen Namen Ursinus eine seinen Vermögensverhältnissen entsprechende Lebensweise fortführen zu dürfen. Dies Gesuch wurde vom König allergnädigst gewährt, und wir sehen von nun ab nur bürgerliche Geheimeräthe Ursinus ihre staatsmännische Thätigkeit in Preussen ausüben.

Als einst Friedrich II. in einer Sitzung des geheimen Staatsraths den Geheimen Oberfinanzrath Erhard Ursinus aufforderte, eine neue drückende Steuer auszuschreiben, und dies zu einer Zeit, wo die Mittel des Landes aufs Aeusserste erschöpft waren, da liess das Mitgefühl für die so hart gedrückten Landeskinder den Diener des Königs einen Augenblick vergessen, dass er nur zu gehorchen habe. Traurig mit der Achsel zuckend wagte er bittend ein „Ich fürchte, Majestät.“ „Raisonnire Er nicht,“ rief der König und die Sitzung wurde bald aufgehoben. Der treue Staatsdiener fürchtete den Zorn des Königs und weitere Strafe für sein kühnes Auftreten so wenig, dass er ohne Scheu der Einladung eines ihm befreundeten

*) Stenzel, Gesch. d. preuss. Staates III, 407.

Ministers zum Diner folgte. Allein hier hatte er kaum eine Stunde verweilt, als er von der Tafel abgerufen und in einen bereit stehenden Wagen geschafft wurde, der ihn nach Spandau brachte. Die treue Gattin, eine geborene Mascovius, hatte kaum das Schicksal ihres Mannes erfahren, als sie mit ihrer zahlreichen Kinderschaar nach Spandau folgte, die Entbehrungen, die ihrer warteten, nicht achtend. Ueber ein Jahr war der Geheimerath Ursinus der unfreiwillige Inhaber einer Zelle auf der Festung Spandau, als ihm eröffnet wurde, dass der König ihn mit erhöhtem Gehalt und allen nur möglichen Ehrenbezeugungen in seinen Dienst zurückzurufen entschlossen sei. Ursinus nahm nur seine Freiheit und schied aus dem königlichen Staatsdienst. Er zog mit seiner Familie nach Aken, einem kleinen Städtchen der Provinz Sachsen, wo er sich ein Haus bauen liess. Er nannte dasselbe, um sich des Gegensatzes zu seinem einstigen freiheitslosen Leben immer zu erinnern, „Zur Freiheit“. Das Haus trägt noch jetzt diesen Namen. Hier starb er am 6. September 1785.

Die heranwachsenden Söhne konnten die Freiheit, welche sich der Vater geschaffen hatte, nicht immer theilen, und so finden wir abermals in Berlin unter den Königen Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. zwei Geheimeräthe Ursinus. Der ältere, Theodor, der bis 1792 als Obergerichtsrath in Stendal lebte und am 11. September 1800 als Geheimer Justizrath und Regierungsdirector in Berlin starb, ist durch seine Frau, eine geborne von Weiss, mit der er sich 1779 verband, auf die traurigste Art zu einer geschichtlichen Persönlichkeit geworden. Die Frau war nämlich der Vergiftung des holländischen Officiers Regay und ihres Ehemannes angeklagt; sie wurde zwar von dieser Anklage freigesprochen, aber überführt, an ihrer Tante Christiane Sophie Regina Witte und ihrem eigenen Bedienten Benjamin Kleine einen Giftmordversuch verübt zu haben. Durch Erkenntniss des Criminalsenats des Kammergerichtes in Berlin vom 12. September 1803 wurde die unglückliche Frau wegen der verübten Verbrechen zu lebenslänglichem Festungsarrest verurtheilt. Nachdem sie auf der Festung Glatz dreissig Jahr zugebracht hatte, wurde es ihr vergönnt, bis an ihr Ende innerhalb der Stadt und Festung

Glatz zu leben. Hier starb sie am 4. April 1836 mit Hinterlassung eines Vermögens von ungefähr 40,000 Thalern.*)

Das jüngste der elf Kinder des Geheimen Oberfinanzraths Erhard Ursinus war August Friedrich Ursinus. Er war am 22. Juni 1754 zu Berlin geboren, erlangte seine Vorbildung auf einem Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte die Rechtswissenschaften auf der Universität Halle. Schon frühzeitig zeigte sich in ihm eine Vorliebe für die schönen Wissenschaften, besonders für die Poesie, und im Umgange mit gebildeten Männern fand er stets den edelsten Lebensgenuss. Mit Begeisterung warf er sich, durch Herder's Abhandlung über Shakespeare, Ossian und die Volkslieder angeregt, auf das Studium der altenglischen Lieder, namentlich der Percy'schen Sammlung. Seine erste dichterische Leistung, die er als Student veröffentlichte, waren zwei Balladen, welche im Göttinger und Hamburger Musenalmanach vom Jahre 1776 erschienen. Die erstere hat das Abenteuer des Ritters Horst am Grabe Siegmar's, des Vaters Hermann's des Deutschen, zum Gegenstande. Sie athmet einen echt deutschen Geist, der sich besonders in der letzten Strophe ausspricht:

Knabe, sagte Horst geschwinde,
Nimm das Schwert in deine Hand!
Und dann schwör mir nach: ich weihe
All mein Blut mit deutscher Treue
Dir, mein deutsches Vaterland!

Die zweite Ballade „Der Todtengräber" erzählt die Schicksale des Todtengräbers von Unna. „Horst ist von einem jungen Genie", schreibt der Herausgeber des Musenalmanachs, Göckingk, an Bürger den 31. October 1775. „Ursinus heisst der Verfasser. Er studirt in Halle und ist der liebenswürdigste Jüngling von der Welt."**) „Seine beiden Stücke im Musenalmanache," schreibt Biester an Bürger den 17. September 1777, „sind offenbar das beste, was er gemacht hat."***)

Ursinus setzte nun seine Studien auf dem Gebiete der

*) Hitzig u. Häring, Der neue Pitaval II, 161 ff.
**) Strodtmann, Briefe von und an Bürger, I, 254.
***) Ebendas. II, 133.

Ballade fort und dachte an die Herausgabe einer Sammlung altenglischer und altschottischer Balladen. Er bat Eschenburg und Möser um Beiträge und berief sich bei Letzterem auf einige in einem Jahrgang des Göttinger Musenalmanachs erschienene Gedichte, welche mit M unterzeichnet waren und als deren Verfasser ihm von Verschiedenen Justus Möser genannt war. Zugleich hatte Ursinus, um eine Probe seiner eigenen Arbeit zu geben, die von ihm übersetzte Ballade von der Beichte der Königin Eleonora beigefügt, die er in Percy's Sammlung gefunden hatte. Möser antwortete ihm am 24. December 1776: „Wie sehr Vieles werden Sie nun, freundschaftlicher Mann, von der guten Meinung, die Sie von mir gefasst haben, zurücknehmen müssen, da ich Ihnen offenherzig gestehen muss, dass ich der Verfasser der von Ihnen so sehr bewunderten Stücke nicht bin. Mit einigen alten Minneliedern könnte ich Ihnen noch dienen, sie sind aber sehr unleserlich, indem das Pergament, worauf sie geschrieben, einige hundert Jahre zu Umschlägen alter Rechnungen gebraucht worden. Keines davon befindet sich in den bisher gedruckten Sammlungen, und besonders finden sich einige darunter vom König Heinrich, dessen blühender Stil aus dem einzigen Stücke, das sich voran in der Mannessischen Sammlung findet, sogleich kenntlich ist.“ *)

Im folgenden Jahre gab Ursinus seine „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart“ in Berlin heraus. Der berühmte Chodowiecki lieferte dazu eine Zeichnung, deren Stich Daniel Berger besorgte. Das Bild stellt einen blinden Harfenspieler dar, der in Begleitung eines kleinen singenden Mädchens auf dem Markte einer englischen Stadt am Brunnen unter dem Zudrange einer grossen aufmerksam lauschenden Menge sein Spiel ertönen lässt. Die Titelvignette, von dem ihm befreundeten Kupferstecher Johann Wilhelm Meil gezeichnet, stellt Alkanzor und Zaide dar und nimmt Bezug auf eine nachfolgende Ballade. Als Einleitung zu der Sammlung werden zwei umfangreiche aus Percy Reliques und Arkin Essays on song-writing von Joh. Joachim Eschenburg über-

*) Vermischte Schriften von Justus Möser. Herausgeg. v. Friedrich Nicolai. Berlin u. Stettin 1797. 98. II, 230.

setzte Abhandlungen über die alten englischen Minstrels und über die Liederpoesie vorausgeschickt. Die letztere handelt von der Liederpoesie überhaupt, von den Balladen und Hirtenliedern, von rührenden und beschreibenden Liedern und von witzigen und sinnreichen Liedern. Dann folgen die Balladen und Lieder in englischem Text mit daneben stehender Uebersetzung und erläuternden Anmerkungen. Die meisten Balladen und Lieder sind aus der Percy'schen Sammlung genommen. Die Uebersetzungen entlehnte Ursinus theils aus den Blättern für deutsche Art und Kunst, theils aus den Musenalmanachen, theils aus dem deutschen Merkur, und zwar sind die Uebersetzungen von verschiedenen Verfassern ausgegangen, wie von Herder, I. F. Löwen*), L. G. Crome**), Campe, Miller***), Laur. Die grösste Zahl lieferte der um die englische Literatur sehr verdiente Eschenburg, dessen besonderer Freundschaft es Ursinus zu danken hatte, dass sie ihm als ein lieber Beitrag zu seiner Sammlung handschriftlich mitgetheilt wurden. Auch der ihm befreundete, in den Handbüchern der deutschen Literatur nicht genannte Adolf Julius Laur, der im deutschen Merkur von 1774 und 1775, sowie im Göttinger Musenalmanach von 1779 sehr ansprechende und von dichterischer Begabung zeugende Gedichte veröffentlichte, lieferte dem Herausgeber ein von ihm aus Ramsay entlehntes Schifferlied. Ursinus selbst übersetzte drei Balladen: „Alkanzor und Zaide", Ballade aus dem Mohrenlande, „Das klagende Mädchen" und „Königin Eleonorens Beichte".

Das Verdienst, welches sich Ursinus durch die Herausgabe dieser Balladen und Lieder erworben hat, ist nicht gering anzuschlagen. Er verfolgte dabei noch einen anderen Zweck als den der Sammlung zerstreuter Uebersetzungen und der Ver-

---

*) Schon 1762 gab er Romanzen heraus. Eine neue verbesserte Auflage erschien 1771.

**) Er war Rector in Hildesheim, Einbeck und Lüneburg. Seine Gedichte erschienen 1795. Zuerst hatte er Lieder und übersetzte Balladen in den Hamburger Unterhaltungen veröffentlicht.

***) „Mir deucht, schreibt Bürger an Voss den 18. August 1777, Miller hat auch eine Nachahmung oder Uebersetzung versucht, die in Ursinus' Balladensammlung steht. Die hab' ich jetzt nicht bei der Hand, daher ich denn auch nicht weiss, ob Miller's Arbeit der meinigen nicht lieber zu Hause zu bleiben räth." (Strodtmann Briefe von und an Bürger II, 114.)

breitung derselben in Deutschland. Er sah nämlich in den alten Balladen der Minstrels und in den Romanzen der Troubadours eine reiche Quelle dramatischen Stoffs und empfahl daher dem dramatischen Dichter das fleissige Studium derselben. „Der dramatische Dichter, sagt er S. 306, würde gewiss hier und da noch ganz neue, höchst wahrscheinliche und äusserst interessante Situationen und ganze Stücke, oft und bisweilen, wo er es am wenigsten vermuthete, die auffallendsten vortrefflichsten Gruppen zu einzelnen Scenen finden.“ Vermuthlich gab ihm zu dieser Bemerkung Lessing's Wort in der Hamburgischen Dramaturgie Anlass, wenn er den Rath Maffei's, die neueren Trauerspieldichter sollten in Hygin's Fabeln Stoff suchen, mittheilt.

Ursinus sandte seine Balladen auch an Justus Möser und empfahl sie seinem Wohlwollen. Möser schrieb ihm am 12. Juli 1777 einen noch im Original vorhandenen Brief, aus welchem wir folgende Mittheilungen machen: „Bei Durchlesung der mir gütigst zugesandten schönen Balladen habe ich es mehrmals bedauert, dass wir Deutsche nichts von dergleichen Reliquien aufzuweisen haben; sie würden mir lieber sein, als die Knochen aller 11000 Jungfern zu Cölln . . . . Die Ausführung des Herrn Chodowiecki in dem Titelkupfer ist schön, aber an Erfindung nicht reich genug; es herrscht eine einförmige Aufmerksamkeit darin, und ich hätte wenigstens gewünscht, dass einer von den Zuschauern mich angeblickt hätte, um mich mit seinen Augen zu fragen, ob das nicht vortrefflich sei? . . . Von der Uebersetzung selbst sage ich nichts, als dass sie mir sehr gefallen hat etc.“ Zugleich sandte ihm Möser deutsche Lieder im Original. „Das eine Lied ‚twirle nich du leweste myn‘, ist vielleicht das einzige westfälische Minnelied, das wir haben.“*)

Ursinus setzte seinen Freund Biester in Berlin von Möser's Sendung in Kenntniss und dieser schrieb darüber an Bürger den 17. September 1777: „Möser in Osnabrück hat an Ursinus hier sechs Pergamentblätter Minnegesänge geschickt, wovon einige, aber zum Theil in ganz anderen Lesearten, in der Zü-

*) Vermischte Schriften von Justus Möser II, 233.

richer Sammlung gedruckt stehen; Ursinus gab sie mir gleich, weil er sie kaum zu gebrauchen wusste wegen Unkenntniss alter Schriftzüge und alter Sprache. Vieles habe ich auf Kosten meiner Augen schon herausgebracht, doch scheint nicht Alles der Mühe werth.“ *)

Es war nicht anders zu erwarten, als dass Ursinus' Balladen das Aufsehen der Literaturfreunde erregten. Hielt man sie auch nicht für eine grossartige Erscheinung, welche die Literatur in eine andere Strömung zu lenken vermochte, so waren sie doch geeignet, das Interesse an der Balladendichtung wach zu erhalten. Wir sehen dies namentlich bei einigen Mitgliedern des ehemaligen Göttinger Dichterkreises. Kaum war die Sammlung erschienen, so schrieb Boie an Bürger (den 8. Juni 1777): „Hast du Ursinus' Ausgabe der alten Balladen schon gesehen? Für mich ist nicht viel darin und für dich gewiss noch weniger. Ursinus selbst scheint mir ein paar Mal seine Sachen nicht übel gemacht zu haben.“ **) Bürger antwortete am 19. Juni: „Ursinus' Balladen hab' ich gesehen. Was sich doch manche Leute die Autorschaft leicht machen können. Inmittelst, wie du sagst, hat er seine Sachen manches Mal nicht übel gemacht. Sonderlich hat mir ‚Eleonorens Beichte‘ gefallen.“ ***)

Ursinus war durch seine erste schriftstellerische Leistung nicht unvortheilhaft bekannt geworden. Boie zählte ihn sogar zu Denen, die in Berlin für die Subscription auf Bürger's sämmtliche Werke sorgen sollten. Er schrieb an Bürger den 31. August 1777: „Für Berlin sind Biester, Ursinus und der dänische Legations-Secretär Ridinger gute Leute.“ †)

In Berlin, wo Ursinus die Stelle eines Kammer-Secretärs versah, schloss er sich eng an Biester an, der 1777 Secretär des Ministers von Zedlitz geworden war. Wir sehen dies aus einem Briefe Biester's an Bürger vom 17. September 1777, der zugleich eine ausführliche Charakteristik seines Freundes Ursinus giebt. „Ich reisse mich, schreibt Biester, von einer Menge Geschäfte los, um dir zu antworten. Schon lange, liebster

*) Strodtmann II, 137. **) Ebendas. II, 85. ***) Ebendas. II, 87. †) Ebendas. II, 122.

bester Bürger, hab ich es gewollt, aber theils hatt' ich zu mancherlei zu thun, um ein paar vernünftige Stunden mit dir zuzubringen, theils hat mich Ursinus immer aufgehalten, der einen Brief an dich mit beilegen wollte. Er entschuldigt sich aber auch immer mit Mangel der Zeit, und es ist die Frage, ob er mir überhaupt einen geben wird, denn gar so lange will ich auch nicht mehr warten. Ursinus ist eine ganz gute Art von Menschen, er hat wirklich ein sehr warmes Herz und Enthusiasmus für Alles, was er für gut und schön hält; hin und wieder mangelt's ihm wohl an Kenntnissen, und völlig ersetzt er mir denn freilich nicht euren Umgang, ihr Lieben, Bürger, Kielmannsegge u. s. w. Er hat für mich auch etwas zu sehr den Ton der feinen Welt, doch wär's vielleicht besser für mich, wenn ich den selbst hätte. Indessen ist er mir immer ein ganz angenehmer Umgang. Es wunderte mich, wie er dich mir als seinen Bekannten nannte und du mir nichts von ihm geschrieben hattest."*) In demselben Briefe lobt, wie wir schon bemerkt haben, Biester seine beiden Stücke im Musenalmanach und fährt fort: „Was er mir sonst von gedruckten und ungedruckten Sachen von sich selbst gezeigt hat, will nicht viel sagen." Endlich meldet er, dass er mehrere auf die Geschichte Berlins bezügliche alte Lieder entdeckt und Ursinus übergeben habe, der sie herauszugeben beabsichtige.

Ob Ursinus noch mit Bürger in Briefwechsel trat, wissen wir nicht. In einem Briefe Biester's an Bürger vom 6. März 1778 heisst es nur: „Ursinus grüsst dich."**) Dagegen schreibt Bürger einige Tage später (am 12. März) ziemlich unwillig in Betreff der Herausgabe seiner Werke: „Und nun Herr Laur! — Dass doch gleich der Henker von mir in der Welt umherposaunen muss! Vermuthlich hat er's von Ursinus und dieser von Chodowiecky erfahren, an den ich mein Manuscript des Kupfers wegen geschickt habe."***)

Nachdem Ursinus mehrere Jahre als Secretär im Dienste des Generals Grafen von Möllendorf gestanden hatte, wurde er 1781 zum Geheimen expedirenden Secretär beim General-Direc-

*) Strodtmann II, 133 f. **) Ebendaselbst II, 243. ***) Ebendaselbst II, 248.

torium in Berlin, 1786 zum Kriegsrath und 1798 zum Geheimen Kriegsrath ernannt.

Bisweilen noch liess sich seine poetische Muse in Liedern hören, deren künstlerischer Werth freilich nicht gross ist. Es erschienen in der von Biester und Gedike herausgegebenen Berlinischen Monatsschrift von ihm „Das Lied des alten Invaliden am Heck zu Charlottenburg an die Herren und Damen von Berlin“ (1784), „Aennchen von Wensikendorf, ein Anhang zu Nicolai's Beschreibung von Berlin“ (1790), ein heiteres Lied nach der Melodie „Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?“, in welchem ein mit ihrer Mutter nach Berlin kommendes Bauernmädchen in humoristischer Weise den Eindruck schildert, den die grosse Stadt mit ihren Palästen und schönen Häusern auf sie gemacht hat. Wir erkennen in diesem Gedichte die persönlichen Beziehungen des Verfassers zu einzelnen Freunden, wie zu dem Bibliothekar Biester, wenn er sagt:

Ein gross Gebäud' am Opernplatz
Steht da mit einer Wache.
Fragt Ihr wozu? der König hat's
Voll Bücher bis am Dache.
Ein g'lahrter Doctor nebenbei
Schreibt immer Bücher noch aufs neu —

oder zum Kriegsrath Marpurg, dem gründlichen Kenner der Musik, der das Amt eines Lotterie-Directors inne hatte:

So ist's auch noch die Friedrichsstadt,
Die, deucht mich, die geschente
Und recht barmherz'ge Anstalt hat
Zum Besten armer Leute:
Die Lotterie, die unverhofft
Den Bettler macht zum Reichen oft.

Endlich lieferte Ursinus für die Berlinische Monatsschrift noch das Gedicht „Gartenlob“ (1794), welches der ihm befreundete Capellmeister Reichardt in Musik setzte. Wir theilen von diesem Gedichte die erste Strophe mit:

O wie lebt sich's schön im Garten,
Wo man nicht sich müde warten,
Nicht erst suchen darf nach Lust;

Wo sie selbst auf allen Wegen,
Dass das Herz in unsrer Brust
Froher schlägt mit allen Schlägen,
Mild uns immer kommt entgegen.

In Berlin stand Ursinus in hohem Ansehen und erfreute sich des Umgangs und der Freundschaft der bedeutendsten Gelehrten.*) Er war zweimal verheirathet, zuerst mit einem Fräulein Lieber aus Berlin, dann mit Henriette Voigtel, der Tochter des Medicinalraths Voigtel in Magdeburg. Aus diesen Ehen gingen drei Kinder hervor, von denen ihm sein hoffnungsvoller Sohn Karl im siebzehnten Lebensjahre zu Göttingen entrissen wurde. Eine Tochter, Luise, wurde die Gattin des Geheimen Obersteuerraths Iffland in Hannover, eines Neffen des berühmten Schauspieldirectors Iffland. Ursinus starb zu Berlin am 18. März 1805.

Aus dem Nachlass seiner vor Kurzem in hohem Alter verstorbenen Tochter ist uns durch die Güte des Obergerichtsraths Iffland in Verden ein Stammbuch des Geheimenraths Ursinus mitgetheilt worden, das der Veröffentlichung werth erscheint, da fast alle bedeutenden Geister jener Zeit ein Wort zu jenem Sprechsaal geliefert haben. Ohne Datum sind die Einzeichnungen von Moritz August von Thümmel und des Professors Robert de Sanseverino in Berlin. Der Erstere schreibt:

Marul greift zum Horaz, doch nur aus langer Weile,
Er schlägt ihn gähnend auf und liest
Empfindungsvoll die goldene Zeile:
Wohl dem, der fern von den Geschäften ist.

Der Andere: — ‚Et secura quies et nescia fallere vita‘ — aus des Virgil's Georgika 2, 467.

Wir folgen nun der chronologischen Anordnung, um zugleich den Aufenthalt des Besitzers des Stammbuches danach zu bestimmen.

Ursinus begann im Jahr 1772 sein Stammbuch den bedeutendsten Vertretern der Wissenschaft und Kunst vorzulegen. Aus diesem Jahre finden wir Einzeichnungen der Mitglieder des Halberstädter und Braunschweiger Dichterkreises. Den

*) Büsten berlinischer Gelehrten und Künstler. Leipzig 1787. S. 364—366.

Anfang machte am 12. September, wenige Tage vor seinem Tode, Johann Benjamin Michaelis in Halberstadt mit folgenden Versen:

> Gefesselt führt der Schmerz uns Alle durch das Leben,
> Sanft, wenn wir willig gehn, rauh, wenn wir widerstreben.

G. E. Lessing schrieb am 15. September in Wolfenbüttel einen Ausspruch des atheniensischen Volksredners Androkles: *Ἐλευθερία ἐστὶν ἀρετὴ ψυχῆς εὐδαίμονος εἰς τὰ καλά.* Dann folgen die Braunschweiger, die Professoren des Carolinums in Braunschweig, Gärtner, Eschenburg, Zachariä, Schmid und Ebert, sammt dem Begründer des Carolinums, Jerusalem. Vorher zeichnete sich noch Johann Lorenz Benzler (1747—1817), der Uebersetzer des Herodot, ein, der 1780 Bibliotheks-Collaborator und 1783 Bibliothekar der gräflichen Bibliothek zu Wernigerode wurde. Besonders von dem ihm wohl geneigten Gellert angeregt, hatte er bereits durch eine mit eigenen Dichtungen bereicherte Fabelsammlung sich bekannt gemacht. Mit dem Halberstädter Dichterkreis stand er in engem Verkehr, auch mit Justus Möser stand er in enger Beziehung; er sammelte dessen kleinere Schriften, und Gleim schrieb am 10. September 1772 über ihn an Lessing: „Für jetzt, mein lieber Freund, empfehle ich Ihnen meinen guten Benzler, der schon einmal Ihnen selbst geschrieben hat. Er glaubt bei einer armseligen Versorgung in Lemgo wegen des an diesem Orte zu stiftenden grösseren Nutzens glücklicher zu sein als in Halberstadt; deswegen geht er nach Lemgo zurück.“

Benzler's Worte sind:

> Die Tugend und die Freude
> Sind ewig verwandt,
> Es knüpfet sie beide
> Ein schwesterlich Band.

Karl Christian Gärtner (1712—1791) zeigt sich mit einem Worte Richardson's:

> Nur die Religion lehrt uns ein unvermeidliches Uebel geduldig zu ertragen.

Eschenburg (1743–1820) bringt ein Wort aus Shakespeare's Hamlet (Act 1, Scene 6):

This above all; to thine own self be true,
And it must follow, as the night the day,
Thou canst not then be false to any man.

Der Abt Jerusalem (1709—1789), Doctor der Theologie und Vicepräsident des fürstlichen Consistoriums, überliefert ein biblisches Wort:

Unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk. Wann aber das Vollkommne kommen wird, wird das Stückwerk aufhören.

Friedrich Wilhelm Zachariä (1726—1777) schreibt am 22. September 1772 in das Stammbuch:

Beglückt ist der, der, keines Mächtgen Sclav,
Sich selber lebt; dem bei Nordwestensturm
Kein Schiff zerscheitert am untreuen Fels;
Den Hoffnung nicht im Vorgemach ernährt,
Und der, wenn rings um ihn der Thoren Schaar
Nach dem Phantom der eitlen Ehre hascht,
Verborgen liegt im Winkel seiner Welt.

Konrad Arnold Schmid (1716—1789) giebt ein Wort des jüngern Plinius:

Et gaudium mihi et solatium in literis, nihilque tam laetum, quod his laetius, nihil tam triste, quod non per has sit minus triste.

Johann Arnold Ebert (1723—1795) endlich citirt ein Fragment des Euripides bei Stobäus:

Οὐ παύσομαι τὰς χάριτας ταῖς μούσαις
Συγκαταμίγνυς ἡδίστην συζυγίαν
Μὴ ζωὴν μετ' ἀμουσίας.

Am 10. November 1772 schrieb Joh. Wilh. Ludwig Gleim (1719—1803) auf seinem Krankenbette zu Halberstadt folgende Verse:

Ein alter dürrer Knochenmann,
Der Keines Leben schonen kann,
Der uns mit einer Sense droht,
Ein solcher ist der Neuern Tod.

Der Tod der Alten war
Ein Jüngling. Freundlich, voll Erbarmen,
Trug er, mit sanft umschlungnen Armen,

Die Menschen gern zu Götter-Seeligen
Hinüber in's Elysium!

Aehnliche, nur durch das Leben gereiftere Gedanken sprach der hochbetagte Gleim in einem wenige Monate vor seinem Tode, am 28. Juli 1802, verfassten Gedichte aus.

Ein Engel bist du nicht, o Tod,
Du bist ein Knochenmann,
Der uns mit einer Sense droht
Und sieht uns schrecklich an.

Sei was du willst! Komm aber bald,
Ich warte längst auf dich,
Du bist in beiderlei Gestalt
Mir gar nicht fürchterlich.

Gott sendet dich. In deiner Macht
Steht nichts, steht nicht einmal
In meines Lebens letzter Nacht
Die kleinste Sterbequal.

Im Glauben an den Gott, der mich
Sein liess in dieser Zeit,
Im Glauben stark an den sterb ich
Zum Sein in Ewigkeit.

Die Osterferien des Jahres 1773 verlebte der junge Ursinus theils in Halberstadt, theils in Magdeburg. In Halberstadt begrüsste er Lichtwer, Jacobi, Klamer Schmidt und Heinse. Lichtwer (1719—1803) zeichnete in das Stammbuch die Worte: Patria est, ubi bene est; Johann Georg Jacobi (1740—1814) wählte einen Ausspruch aus dem Gastmahl Xenophon's: *Καὶ οἱ θεοὶ — καλοκἀγαθίᾳ ἥδονται.*

Aus Walter von der Vogelweide schrieb Klamer Schmidt (1746—1824):

Mich duhte das mir je
Lieber wurde danne mir ze muote was,
Die bluomen vielen je von dem boume
Bi uns nider an das gras,
Seht do mueste ich von vroiden lachen,
Do ich so wunnekliche was im troume ziche,
Do taget es und muos ich wachen.

Ze Halberstadt d. 2. April 1773.

Sinem frunde Her Ursinus
Klamer Eberhard Karl Schmidt.

Johann Jacob Heinse (1749—1803), der Dichter des Ardinghello, im Halberstädter Dichterkreise unter dem Namen Rost bekannt, wählte eine Stelle aus einem Stück des Metastasio:

Di tema il tuo core e d' ardimento
Componga un misto, che prudenza sia,
E seco ti consiglia ogni momento.
Metastasio nella Strada della Glor.

Con questo prega al suo caro Amico ogni contentezza e si racomanda Heinse detto Rost.
Halberstadt li 6. Aprile 1773.

In Magdeburg machte Ursinus die Bekanntschaft dreier Pädagogen, Schmit, Schummel, Funk, und des Pastors Patzke. Friedrich Schmit aus Nürnberg (1744—1813), Lehrer an der berühmten Erziehungsanstalt zu Kloster Berge, Mitarbeiter an den Göttinger Musenalmanachen von 1772—1774, bekannt als einer der ersten Lyriker, die das Sonett zurückführten, und als Uebersetzer des Fortinguerra und Tassoni, schrieb folgende Verse aus Walter von der Vogelweide:

Daran gedenke ein seelig man,
Da lit viel selde und ehre an,
Swer guotes wibes minne hat,
Der schämt sich aller missetat.

Johann Gottlieb Schummel (1748—1813), Lehrer und Conventual am Pädagogium zum Kloster U. L. Frauen, Verfasser der empfindsamen Reise durch Deutschland, einer Nachahmung des Sterne'schen Werkes, und des Spitzbarts, einer komisch-tragischen Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert, machte folgende Einzeichnung:

How poor, how rich, how abject, how august,
how complicate, how wonderful, is Man? —
Helpless Immortal! Insect infinite!
A worm! A God.

Der Rector der Domschule zu Magdeburg, Gottfried Benedict Funk (1734—1814), bekannt als Kirchenliederdichter, schrieb:

Es ist Glückseligkeit, beständig vor Augen zu haben, dass wir Werkzeuge in der Hand Gottes zum Besten seiner Geschöpfe sind.

Johann Samuel Patzke, Pastor an der h. Geistkirche zu Magdeburg (1725—1787), Verfasser verschiedener Lieder und Trauerspiele, Uebersetzer des Tacitus und Terenz, Herausgeber einer moralischen Wochenschrift „Der Greis", folgte am 3. Mai 1773 mit folgendem Verse des ihm befreundeten Gleim:

Was morgen ist und übermorgen
Zu deinem Besten dir verborgen,
O Damon, forsche nicht darnach
Und fröhlich nutze jeden Tag!

Am 5. October 1773 zeichnete sich zu Leipzig Karl August Kutner (1749—1800), damals noch Student, seit 1775 Professor der griechischen Literatur in Mitau, Verfasser von Oden, Dichtungen und Gemälden aus der nordischen Vorzeit etc., mit einer Stelle aus den Satiren des Horaz (II, 5, 8) ein:

Et genus et virtus nisi cum re vilior alga est.

Aus dem Jahr 1774 sind nur zwei Einzeichnungen vorhanden, und zwar vom 26. April die des Schauspielers Gustav Friedrich Wilhelm Grossmann (1746—1796) in Halle:

Tout ce qui vous attache à une femme n'est pas toujours de l'amour; tout ce qui vous attache à un homme n'est pas toujours de l'amitié. J'espère que le choix que vous ferez de vos amis ne sera jamais celui de l'attachement dont on ne sait se faire une raison, mais qu'ayant une fois choisi, vous ne serez point volage ni en amour ni en amitié. Je suis tout à vous Grossmann.

sowie vom 14. October die des ältesten unter den grossen Begründern und Hauptbildnern der deutschen Bühnenkunst, Konrad Eckhof (1720—1778) in Leipzig, der ein Wort aus Cronegk's Codrus wählte:

Der Götter Vorsicht hat die Bahn von unserm Leben
Mit tiefer Dunkelheit und heilger Nacht umgeben. —
Die Tugend nur allein kann durch die Dunkelheiten
Uns zur Unsterblichkeit auf sichern Wegen leiten.

Sehr bezeichnend ist das Wort, welches Johann Martin Miller aus Ulm in Schwaben (1750—1814), der Verfasser des Siegwart, am 5. März 1775 in Halle schrieb:

Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott!
Und die Schurken: Es ist kein Vaterland!

Nach Beendigung seiner theologischen Studien in Göttingen, wo er dem von Boie gestifteten Dichterbunde angehört hatte, begleitete Miller 1774 Klopstock, der den Bund besucht hatte, nach Hamburg. Ehe er die Rückreise in seine Heimat antrat, hielt er sich noch in Halle und Leipzig auf. In Halle traf ihn Ursinus.

Am 15. Mai 1775 war Ursinus bei dem Rector der lateinischen Stadtschule in Aschersleben, Christoph Friedrich Sangerhausen, einem Mitgliede des Halberstädter Dichterkreises und Mitarbeiter an der von Nicolai herausgegebenen Neuen deutschen Bibliothek, der auch leicht versificirte Briefe und Satiren in Kästner'scher Manier herausgegeben und Beiträge zu den Göttinger Musenalmanachen von 1776 und 1778 geliefert hat. Von ihm findet sich ein Wort des Horaz in Ursinus' Album:

Nil admirari prope res est una . . .
Solaque quae possit facere et servare beatum.

Von Aschersleben begab sich Ursinus nach Halberstadt, wo er am 18. Mai Wieland und Friedr. Justin Bertuch in Gleim's Tempel der Freundschaft traf. Wieland schrieb in sein Stammbuch:

Dein Lebens Vorsatz sei: Viel denken und viel thun!
Der Unverdrossne nur, der raschen Schritt der Jugend
Zum Guten that, gelangt im Alter zu der Tugend,
Die göttlich ist.

Bertuch wählte eine Stelle aus Gleim's Halladat:

Wenn unter deinen Brüdern einer ist,
Der mit der Güte seines Herzens dir
Ins Auge leuchtet und mit seinem Geist
Den deinigen befriedigt und erquickt,
Wohl dir o Mensch! Dann hast du einen Mann,
Dem du dein Leben anvertrauen kannst!
Er stimmt zu deinem Zweck!

Am 21. und 22. Juli 1775 war Ursinus in Magdeburg. Der durch seine Episteln, Tischlieder und Hymnen bekannte Hofrath Friedrich von Köpken (1737—1811) schrieb ihm ein Wort des Dichters J. P. Uz ins Stammbuch:

Den edlen Seelen quillt Vergnügen
Selbst aus Erfüllung ihrer Pflicht.

Der Musikdirector Johann Heinrich Rolle (1718—1785), ein berühmter Componist von Motetten und Oratorien, wählte einige Verse von Haller:

Aus der Tugend fliesst der wahre Friede,
Wollust ekelt, Reichthum macht uns müde,
Kronen drücken, Ehre blend't nicht immer,
Tugend fehlt nimmer.

Ein Wort von Claudius wählte der Prediger an der Johanniskirche Jacob Friedrich Feddersen (1736—1788):

Recht thun und edel sein und gut,
Ist mehr als Geld und Ehr,
Da hat man immer frohen Muth
Und Freude um sich her,
Und man ist stolz und mit sich eins,
Scheut kein Geschöpf und fürchtet keins.

Im Bade zu Lauchstedt, wohin sich Ursinus von Magdeburg aus begab, traf er am 26. Juli mit dem Dichter Leopold Friedr. Günther von Göckingk (1748—1828) und mit dem Oberbürgermeister und Stadtrichter zu Neuhaldensleben Johann Nathanael Schultze zusammen. Der erstere schrieb:

Tugend, Weisheit, Freundschaft, Wein:
Sonst ist alles, alles — eitel!
Das ist die Philosophie Ihres Freundes Göckingk.

Der andere, ein Freund Gleim's, der ihm am 21. September 1769 ein im Göttinger Musenalmanach von 1770 erschienenes Gedicht widmete, hatte in demselben Musenalmanach von 1773 ein Gedicht „an eine Welle am Elbufer — nach der Torgauer Schlacht“ veröffentlicht. Schultze wählte für Ursinus' Stammbuch ein Wort des Dichters Uz:

Dem Armen gern das Recht zu sprechen,
Und wenn die Unschuld weint, an Frevlern sie zu rächen,
Ist göttlicher als ein Gedicht!

Im September 1776 zeichneten sich Huber, Weisse, Hiller, Geyser und Engel in Leipzig ein.

Michael Huber (1727—1804), der um die Ausbreitung

der deutschen Literatur in Frankreich verdiente Lector der französischen Sprache an der Universität Leipzig, lieferte folgende Worte:

Heureux qui, méprisant l'opinion commune,
Que notre vanité peut seule autoriser,
Croit, comme moi, que c'est avoir fait sa fortune,
Que d'avoir, comme moi, bien su la mépriser.

Christian Felix Weisse (1726—1804), Dichter und Jugendschriftsteller:

An elegant sufficiency, content,
Retirement, rural quiet, friendship, books,
Ease and alternate labour, useful life,
Progressive virtue and approving heavn.

Johann Adam Hiller (1728—1804), berühmter Componist und Musiker:

Er lebte schlecht und recht,
Ohn Amt und Gnadengeld und niemands Herr noch Knecht.

Der Kupferstecher G. Geyser:

Tantum sumus, quantum prosumus.

Johann Jacob Engel (1741—1802) schrieb einen Satz des Euripides:

Die Götter verkaufen das Glück um die Arbeit.

Noch einmal, und zwar zu Ostern 1776, war Ursinus in Leipzig. Oeser, Platner, Clodius, Zollicofer, d'Arien, Liebe zeichneten sich in sein Stammbuch.

Der Director der Kunstakademie in Leipzig F. A. Oeser (1717—1799) lieferte eine Sepiazeichnung, welche das Stammbuch eröffnet. Es stellt ein Denkmal mit einer Urne, die das Bild Plato's trägt, dar.

Von dem Philosophen Ernst Platner (1744—1818) findet sich folgender Satz:

Wissenschaft ist dann erst Weisheit, wenn sie Menschenliebe und Tugend, Vertrauen auf Gott und Eifer für die Wahrheit wirkt.

Der Professor der Philosophie Christian August Clodius (1738—1784) schrieb:

Es ist leichter die wahre Glückseligkeit zu bestimmen als sie zu empfinden. Viele entwerfen ihre Gestalt mit reizenden Zügen, die indess, da sie die Welt entzückte, in stiller Einsamkeit weinten. Der wahre Genuss derselben ist ohnstreitig einer besseren Welt aufbehalten, wo man weniger klügeln und mehr wissen wird.

Vergessen Sie nicht, lieber Freund, Ihren Clodius.
Sie lieben die Weisheit, diese begleite Sie.

Der Prediger der reformirten Gemeinde zu Leipzig Georg Joachim Zollicofer (1730—1788), einer der grössten Kanzelredner seiner Zeit, schrieb:

Nihil habet nec fortuna humana maius nec natura melius quam ut quam plurimis prodesse et possimus et cupiamus.

Bernhard Christoph d'Arien (1754—1795), damals Student der Rechtswissenschaft in Leipzig, nachher Rechtspraktikant in Hamburg, bekannt als Verfasser des Claus Störzenbecher, den er auf die Bühne brachte, und des Trauerspieles „Maria von Wahlburg", zeichnete sich mit folgenden Versen ein:

Beglückt und sorglos unter Rosen hüpfen,
Geschäftig Freud an Freude knüpfen,
Durch seinen Scherz des Lebens Werth erhöhn,
Und wenn Verleumder unsre Freuden schelten,
Sie nur bedauern, bessre Welten,
Wo keine Misgunst wohnt, gleich Stunden Jahre schwinden,
Im kleinen Kreis geprüfter Freunde finden
Und ruhig seines Weges gehn —
Dies, Freund! Dies ist der Menschheit Glück!
Und weil wir hier nichts besseres haben,
So sei uns dies genug. — Das weisere Glück
Giebt jedem Erdensohn von seinen Gaben,
So viel es ihm beliebt, dem minder, jenem mehr!
Das ist nun so! — Vollkommen kann auf Erden
Kein Glück und kein Vergnügen werden!

* * *

Drum lass auch uns die Blumen aller Freuden
Mit Kargheit sammeln, andre nicht beneiden,
Nicht säumen unseres Lebens zu geniessen
Und so ——— mit Lieb und Freundschaft unsre Wallfahrt schliessen.

Zuletzt schrieb am 17. April 1776 G. A. Liebe zu Leipzig:

Sanft wie der Lenz, der sich auf Fluren niedersenket,
Mild wie der Thau, wenn er die junge Blume tränket,
Ist deine Stimme, Freundschaft, in das Herz
Des Weichgeschaffnen. Jeder Schmerz
Fleucht hin vor ihr,
Wie Morgennebel vor dem hellen Blick der Sonne
Zerschwinden. — Seligkeit und Wonne
Giesst sie in unsre Brust.

An demselben Tage zeichnete sich Adolf Julius Laur*) in das Stammbuch seines Freundes. Er wählte dieselben Worte aus Gleim's Halladat, die Bertuch vom 18. Mai 1775 verzeichnet hatte, und schrieb nur noch dazu: Der bist du mir, der bin ich dir.

Von Leipzig kehrte Ursinus nach Halle zurück. Er war jetzt im Begriff nach Berlin zu übersiedeln. Der ihm befreundete August Hermann Niemeyer (1754—1828), der spätere Kanzler der Universität Halle, der sich damals auf sein akademisches Amt vorbereitete, schrieb „am Abschiedstage meines Lieben, den 25. April 1776," folgende Worte:

Wenn einst dies Herz sich sehnt nach Ruh,
So schliesse dann am Abend meiner Tage
Die Freundschaft mir das Auge zu!

Mit Niemeyer unterhielt Ursinus einen lebhaften Briefwechsel, der zum Theil noch vorhanden ist. Beide verband die innigste Freundschaft. Ursinus hatte dem Freunde seine Balladen übersandt. Niemeyer schrieb am 16. Juni 1777: „Ich bewundere Ihren eisernen Fleiss in dem Studium der Reliques und Ihre Sammlung ist mir ein liebes, liebes Buch. Kein Wort über die Wahrheit und damit man den Freund nicht in dem Recensenten hören sollte, viel weniger als mir das Buch werth ist, habe ich in der Zeitung gesagt. Ich lese jetzt Mittwoch und Sonnabend um 1 Uhr ein Collegium über die deutschen Dichter. Das grosse Nösselt'sche Auditorium ist gedrängt voll. Mich freut es so vielleicht etwas für den Geschmack zu thun. Da hab' ich nun schon zweimal etwas von Ihnen vorgelesen und immer stolz dabei gesagt: „der Herr Ursinus ist mein Freund!" und immer auf dem Angesicht von beinahe dreihundert Zu-

*) Er lebte später als Rath in Münster. Er erscheint öfter in den Briefen Bürger's (Strodtmann a. a. O. II, 239. 245. 248. 252.)

hörern die Freude gelesen. (Ein Privatissimum lese ich jetzt 18 guten Jünglingen über den Messias von 6—7.) Lassen Sie uns nicht lange auf die Fortsetzung und noch weniger lange auf die Ihrer eigenen Gedichte warten. Ich sehne mich mit Inbrunst danach. Mein Freund legt viel in seine Arbeit. Des Almanachs Schaums bin ich müde, wenngleich mitunter etwas gutes kommt etc.“

Den Rest des Jahres 1776 und den Anfang des folgenden Jahres verlebte Ursinus in Berlin, mit der Sammlung seiner Balladen und Lieder beschäftigt. Hier wurde er mit Johann Anton Leisewitz (1752—1806) bekannt, der eben mit seinem „Julius von Tarent“ im Kampfe mit Schröder den Sieg errungen hatte. Der Dichter schrieb ihm die Worte Haller's ins Stammbuch, welche schon der Musikdirector Rolle am 22. Juli 1775 eingezeichnet hatte. Der durch seinen Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ bekannte Pastor und Professor der Theologie in Breslau Johann Timotheus Hermes (1738—1821), damals in Berlin, schrieb am 29. Juni das Wort:

Displicere malis.

Einer der vorzüglichsten musikalischen Schriftsteller, der Kriegsrath und Lotterie-Director zu Berlin Friedrich Wilhelm Marpurg (1718—1795), wählte für Ursinus' Stammbuch ein Wort aus den Tusculanen des Cicero:

Nihil est dulcius otio litterario.

Der Dichter Karl Wilhelm Ramler (1725—1798) wählte aus den Sinngedichten Logau's folgendes Wort:

Höflichkeit verlor den Rock, Falschheit hat ihn angezogen,
Hat darinnen viel geäfft, hat manch Biederherz betrogen.

Der geistvolle Maler und Kupferstecher Daniel Nicolaus Chodowiecki (1726—1801), der nicht allein in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern Europas durch seine kunstvollen Leistungen bekannt geworden ist, lieferte eine Federzeichnung, welche einen Reiter mit seinem Liebchen auf galloppirendem Pferde (ob Leonore und Wilhelm?) darstellt, mit der Widmung: „Sich dem Herrn Besitzer bestens empfehlend zeichnete dieses dessen ergebenster Diener D. Chodowiecki, Berlin den 28. October 1776.“

Auch der Historienmaler J. C. Frisch, Mitglied der Malerakademie in Berlin, gab mit einer in Wasserfarben gehaltenen Zeichnung (Apoll einen Knaben die Cither lehrend), welche die Widmung trägt: „Zum freundschaftlichen Andenken von J. C. Frisch, 1777“, einen Beitrag zu Ursinus' Stammbuch.

Am 22. Januar 1777 schrieb der Buchhändler Friedrich Nicolai (1733—1811) in dasselbe:

Wer frei darf denken, denket wohl!

Im März desselben Jahres befand sich Ursinus in Halle und Dessau. Zwei Theologen und zwei Pädagogen bat er um Einzeichnungen in sein Stammbuch.

Johann August Nösselt, Professor der Theologie in Halle, schrieb:

Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden,
Zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.

Johann Salomo Semler (1725—1791), seit 1725 Professor der Theologie in Halle, der Vater des Rationalismus, schrieb:

Vanitas! omnia vana.
Initium hoc sapientiae christianae et sui memoriam commendat
J. S. Semler.

Joachim Heinrich Campe (1746—1818), der treffliche Leiter des Philanthropins zu Dessau, durch seine Kinder- und Jugendschriften, sowie durch seine lexicographischen Arbeiten bekannt, wählte einen Ausspruch Pope's:

The boy despises the infant, the man the boy,
the philosopher both and the christian all.

Johann Bernhard Basedow (1723—1790), der Begründer des Philanthropins in Dessau und Reformator des deutschen Erziehungswesens, erscheint mit dem Horazischen (Od. III, 6, 17 ff.)

Fecunda culpae secula nuptias
Primum inquinavere et genus et domos.
Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.

Im April 1777 kehrte Ursinus wieder nach Berlin zurück. Am 25. April schrieb der Capellmeister Johann Friedrich Reichardt (1752—1814), der berühmte Componist und Musiktheoretiker, in sein Stammbuch:

Geniess die Freuden dieses Lebens
Und lern sie auch verachten.

Auch Goethe hat sich eingezeichnet; doch als ob er die Missstimmung, die ihn in Berlin erfasste, hätte verewigen wollen, schrieb er nur die prosaischen Worte ein: „Zum Andenken.
Berlin, d. 19. May 77. Goethe.“

Am 9. Juli 1777 zeichnete sich der Dichter Joachim Christian Blum (1739—1790), der sich besonders durch seine „Spaziergänge“ bekannt gemacht hat, mit folgendem Satz ein:

Wer sichs vornehmen wollte, immer etwas Neues zu denken und zu sagen, der würde eben damit schon auf alle feste Maximen, auf alle Vervollkommnung seines Kopfes und Herzens Verzicht gethan haben.
Ich wünsche dem Besitzer dieses Stammbuches das sicherste Glück. J. C. Blum.

Vier Tage später schrieb der Oberconsistorialrath und Propst in Berlin Johann Joachim Spalding (1714—1804) ein Horazisches Wort ein:

Neve putes alium sapiente bonoque beatum.

Im November 1777 begab sich Ursinus nach Hamburg. Hier bat er Klopstock und Bach um eine Einzeichnung. Klopstock schrieb am 6. November hinein:

Nicht scheinen, aber seyn.

Karl Philipp Emanuel Bach (1714—1788), der grosse Musiker, schrieb:

Viel versprechen, noch mehr halten.

Auch Matthias Claudius in Wandsbeck wurde im folgenden Jahre besucht. Er schrieb am 11. März 1778:

Seelig sind die reines Herzens sind.

Zu Anfang des Jahres 1778 befand sich der berühmte Schauspieler Johann Franz Hieronymus Brockmann (1745—1812) als Gast in Berlin. Bekanntlich widerfuhr ihm hier die bis dahin unerhörte Ehre, nach der Darstellung des Hamlet hervorgerufen zu werden. Ursinus legte ihm sein Stammbuch am 23. März vor und erhielt folgende Einzeichnung:

Das edelste Verdienst ist Tugend — Meisterwerke
Werden unsterblich, die Tugend selten;
Allein sie soll auch dieser Unsterblichkeit
Nur wenig achten.

In demselben Jahre, am 11. Mai, schrieb ein Niederländer J. H. Swildens einen längeren „Afscheid aan mynen lieven vrind Ursinus en onzen lieven Biester“ in seines Freundes Stammbuch.

Im Jahre 1779 befand sich Ursinus auf einer Reise in die Sächsische Schweiz, auf welcher er auch Freiberg und Dresden besuchte. In Freiberg verlebte er sehr angenehme Tage im Hause des Commissionsraths und Oberbergamtsassessors Johann Friedr. Wilh. Toussaint de Charpentier (1738—1805), dessen Tochter Julie die Braut des Dichters Novalis wurde. Charpentier schrieb in das Stammbuch am 3. Mai 1779:

> L'étude convenable à l'homme est celle de ses rapports. Tant qu'il ne se connoit que par son être physique, il doit s'étudier par ses rapports avec les choses; c'est l'emploi de son enfance: quand il commence à sentir son être moral, il doit s'étudier par ses rapports avec les hommes; c'est l'emploi de sa vie entière.

In Dresden war er mit dem ihm befreundeten August Gottlieb Meissner (1753—1807), damals Kanzlist beim geheimen Concil, später geheimer Archivregistrator, seit 1805 Director der Lehranstalten in Fulda, als Schriftsteller besonders durch sein historisches Drama „Johann von Schwaben“ bekannt, sowie mit dem Hofrath und Bibliothekar Karl Wilhelm Dassdorf (1750—1812), dessen Schauspiel „Andromache“ in demselben Jahre, wie seines Freundes Balladen, erschienen war, zusammen. Meissner schrieb ein Wort des Dichters Michaelis ein

Der Himmel sei dein Ziel! Dein Weg dazu Geschäfte!

Dassdorf setzte zu seinen eignen Worten:

Gesundheit spinne deine Tage!
Zufriedenheit vergülde sie,
Der Freundschaft Glück verschönre sie,
Der Liebe Reiz versüsse sie —
So fliesse jeder deiner Tage
Dahin in schönster Harmonie!

noch folgenden Ausspruch Young's:

Loos is the Friendless Master of a World,
A World in Purchase for a friend is Gain.

Von 1780 bis 1787 finden sich keine Einzeichnungen. Sie beginnen erst wieder mit dem Jahre 1788. Ursinus hatte,

nachdem er 1786 zum Kriegsrath ernannt worden war, seinen festen Wohnsitz in Berlin und lebte hier im Umgange mit den bedeutendsten Gelehrten und Künstlern der Hauptstadt. Er gehörte der Lesegesellschaft an, welche sich 1785 gebildet hatte und zu welcher die hervorragendsten Männer Berlins zählten. Auch war er ein Mitglied jenes Kreises, dessen Mittelpunkt Henriette Herz bildete. Wir finden daher aus den Jahren 1788 bis 1791, mit welchem Jahre das Stammbuch schliesst, noch eine Reihe von Einzeichnungen der auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst angesehensten Männer.

Am 16. November 1788 schrieb der scharfsinnige Philolog Georg Ludwig Spalding (1762—1811), Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster, folgende Verse in das Stammbuch:

Ein offner Sinn für das, was Schönes je und Grosses
Die Erd uns aus dem Schatz des mütterlichen Schoosses
Gewährt; ein edler Trieb, sie selbst zum Aufenthalt
Der Lust zu machen, die am Arm der Tugend wallt;
Ein Geist, vermögend ganz des Menschen Zweck zu fassen,
Hat dieses uns die Huld des Himmels werden lassen,
So sehn wir ungekränkt der Stunden schnellen Lauf
Und stehn zuletzt vergnügt vom Tisch des Lebens auf.

Der Oberconsistorialrath und Hofprediger Friedr. Samuel Gottfried Sack (1738—1817) bringt ein Wort des Philosophen Seneca:

— poterimus, adnitamur modo.

Der Oberconsistorialrath und erste Prediger an der Petrikirche Wilhelm Abraham Teller schrieb am 24. November 1788 folgendes Wort ein:

Die Menschen haben zu viel Religion, um sich zu hassen, aber zu wenig, um sich zu lieben.

Am 28. November 1788 folgte die hochgebildete Charlotte von der Recke, geborne Reichsgräfin von Medem (1754—1833), die unzertrennliche Freundin des Dichters Tiedge, in der Literaturgeschichte unter dem Namen Elisa von der Recke durch verschiedene Schriften bekannt, mit folgendem Satze:

Nur Tugend und Weisheit machen glücklich.

Johann Erich Biester (1749—1816), seit 1784 Vorsteher der königlichen Bibliothek, mit Gedike Herausgeber der Ber-

linischen Monatsschrift, wählte für das Stammbuch seines Freundes „zum Denkmal ewiger Freundschaft“ zwei Verse aus Homer's Odyssee (17, 322 f.):

Zeus' allwaltender Rath nimmt schon die Hälfte der Tugend
Einem Manne, sobald er die heilige Freiheit verlieret!

Der Director des Friedrich-Werderschen Gymnasiums Friedrich Gedike (1755—1803), ein bedeutender Pädagog, schrieb einen Satz des Horaz:

— Ille potens sui
Laetusque deget, cui licet in diem
Dixisse: Vixi.

Von dem Prediger an der Marienkirche Johann Friedrich Zöllner, einem berühmten Kanzelredner, findet sich das Wort Pope's:

What ever is, is right.

Marcus Herz (1747—1803), der gebildete und mit den damaligen Trägern der Intelligenz befreundete Arzt, dessen Haus lange Zeit den Künstlern und Gelehrten Berlins einen Vereinigungspunkt bot, citirte einen Ausspruch Friedrich's des Grossen:

C'est-là le propre de l'esprit humain que les exemples ne corrigent personne, les sottises des pères sont perdues pour les enfans, il faut que chaque génération fasse les siennes.
le Roi.

Einen Ausspruch Addison's hat der als Kirchenliederdichter bekannte Oberconsistorialrath Johann Samuel Diterich (1721—1797):

Thou canst not go, where the universal love smiles not around.

Anton Friedrich Büsching (1724—1793), der als Begründer der neueren Geographie bekannte Director des Gymnasiums zum Grauen Kloster, citirt einen aus Cicero's Werk über die Pflichten (II, 12, 43) entlehnten Satz:

Haec via ad gloriam proxima et quasi compendiaria est, si quis id agit, ut qualis haberi vult talis sit.

Der Leibarzt des Königs und Professor am Medicinischen Collegium Christian Gottlieb Selle, auch durch die Herausgabe einer Schrift über die Beschaffenheit, den Ursprung und

Endzweck der Natur, sowie philosophischer Gespräche bekannt, wählte folgendes lateinische Distichon:

Aetas immodicis brevis est et rara senectus,
Qui parce vivit, vivit et ipse diu.

Der Professor der Chemie am königlichen Feldartilleriecorps Martin Heinrich Klapproth (1743—1817), einer der gründlichsten Chemiker, schrieb:

Quidquid calcaveris, rosa fiet.

Heinrich Wilhelm von Stamford (1740—1807), der einen dauernden Antheil an den Musenalmanachen hatte, benutzte das letzte Blatt des Stammbuches, um am 10. August 1789 auf dasselbe zu schreiben: Ende gut, alles gut.

Der königliche Leibarzt und Mitglied des Medicinischen Collegiums Johann Wilhelm Möhsen schrieb:

Qui bene latuit, bene vixit.

Der am meisten durch die Geschichte des siebenjährigen Krieges bekannt gewordene Johann Wilhelm von Archenholtz (1745—1812) wählte ein Wort Wieland's:

. . Ein Wahn, der mich beglückt,
Ist eine Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt.

Joachim Christoph Friedrich Schulz (1762—1798), bekannt durch seine Geschichte der grossen Revolution in Paris und sein Werk über Paris und die Pariser, lebte nach seiner Rückkehr aus Paris 1790 in Berlin. Von hier wurde er an das akademische Gymnasium zu Mitau als Professor der Geschichte berufen. Für das Stammbuch wählte er am 29. December 1790 einen Ausspruch von de la Roche Faucoult:

Les hommes et les affaires ont leur point de perspective. Il y en a qu'il faut voir de près pour en bien juger et d'autres, dont on ne juge jamais si bien, que quand on en est eloigné.

Der Oberbergrath, nachherige Director der königlichen Porcellan-Manufactur zu Berlin Friedr. Philipp Rosenstiel lieferte eine interessante, von einem alten Schwert abgeschriebene Aufschrift:

Trew get über alles,
vntrew schendet alles.
Holn dem man, der sinen schalgk
vermummen wil in leuenbalgk.

Der markgräflich-schwedische Capellmeister Johann André (1741—1799), als Bühnendichter bekannt, zeichnete folgende Verse ein:

Lass, Freund, beim Klange süsser Lieder,
Uns lächelnd durch dies Leben gehn;
Und sinkt die lange Nacht hernieder
Mit diesem Lächeln stille stehn.

Die letzte Einzeichnung ist die des jüdischen Gelehrten David Friedländer in Berlin. Sie datirt vom September 1791 und bietet folgendes Wort:

Die goldne Zeit ist wohl vorbei:
Allein die Guten bringen sie zurück.

Zuletzt erwähnen wir noch eine undatirte Bleistiftzeichnung des Kupferstechers Johann Friedrich Bause. Wir finden ihn in einem im Göttinger Musenalmanach von 1770 abgedruckten Gedichte von Clodius an den Hofmaler Graff erwähnt, in welchem es heisst:

So oft dein Pinsel, Graff, kühn der Natur gebeut,
So oft vermählt sich Reiz mit sichrer Aehnlichkeit;
An der Vergänglichkeit der Leinwand dich zu rächen,
Sollst du unsterblich sein und Bause soll dich stechen.

Verden. Prof. H. Holstein.

St. Nicolaus

in der Tradition und in der mittelalterlichen Dichtung.

Eine literar-historische Skizze

von

Adolf Kressner.

Die Erzählung von dem Leben und den wunderbaren Thaten gottesfürchtiger Männer, die Feste, die ihnen alljährlich in der Kirche gefeiert wurden, die Aufnahme ihres Namens in den Kalender, ihre überall sich findenden Bildnisse und Capellen, machten auf das naiv-religiöse Gemüth der mittelalterlichen Gesellschaft einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. Daher sehen wir denn auch im Anfange der Literatur eines jeden christlichen Volkes neben dem Epos die religiöse Poesie besonders cultivirt: während das Epos, so zu sagen, die gesellige Seite des Volkslebens vertritt, ist die religiöse Dichtung der Ausdruck des auf das Kirchliche gerichteten Sinnes. Und ebenso, wie das Epos die objective Darstellung völkererschütternder Ereignisse ist, so tritt auch bei jenen volksthümlichen Legenden die Kritik der erzählten Facta gänzlich in den Hintergrund; man würde geglaubt haben ein Verbrechen gegen die Allmacht zu begehen, hätte man gegen die Wahrheit der Wunder den geringsten Zweifel erheben wollen. Die Legenden-Dichtung nimmt daher einen bedeutenden und wohl gerechtfertigten Platz in der Literatur ein.

Unter den durch die Dichtkunst gefeierten Heiligen hat St. Nicolaus eine besondere Berücksichtigung gefunden, „cujus

miracula per totam mundi latitudinem diffunduntur, quem laudat orbis terrae et qui habitant in eo. Tot enim et tanta miracula cumulantur, ut omnes litteratorum argutiae vix ad scribendum sufficiant, nos ad legendum.“ (Petrus Damianus bei Surius, De probatis Sanctorum historiis VII, 1001. Coloniae Agrippinae 1581.)

Schon in sehr früher Zeit begann man das Leben des heiligen Nicolaus zu schreiben. Freilich schwebt über die Verfasser der frühesten griechischen und lateinischen Redactionen ein gewisses Dunkel. Als erster Verfasser einer solchen Darstellung wird genannt ein heiliger Michael, Archimandrit des Klosters Syon in der Nähe von Myra, wo Nicolaus vor seiner Ernennung zum Bischof Abt gewesen sein soll. Man nimmt an, dass dieser Michael ein Zeitgenosse des heiligen Chrysostomus war, ohne jedoch den Beweis dafür liefern zu können. Aus dem achten Jahrhundert wird genannt Andreas von Creta, der einen Panegyricus auf Nicolaus verfasst haben soll. Alsdann folgt St. Methodius, Patriarch von Constantinopel 842—846, dessen Werk als die Hauptquelle aller späteren Darstellungen anzusehen ist (gedruckt in: Mombritius, Vitae Sanctorum II). Nach der griechischen Schrift des Methodius verfasste Joannes Diaconus († 901) seine lateinische Schrift über Nicolaus, jedoch mit Hinzufügung von neuen Legenden, die er, wie er sagt, „veridica relatione a quibusdam Grajis“ erfahren habe, „sed judicio narrantium esse committendum“. Seine Schrift ist ein Jugendwerk; er verfasste sie „quintum percurrens lustrum“, also um 860; gedruckt in: Historiae Aloysii Lipomani Episcopi Veronensis De Vitis Sanctorum II, pg. 266—278. Lovanii 1571. Gleiche Bedeutung für die Verbreitung der Legende hat die Darstellung des Simeon Metaphrastes, in lateinischer Uebersetzung zu lesen in Lipomani De Vitis SS. II, 280—288.

Auf Metaphrastes fussend verfasste der venetianische Patricier Leonardus Justinianus eine Vita des Bischofs von Myra (Lipoman. Vit. SS. II, 252—265). Er sagt daselbst: Neque omnia in eum libellum congessi, sed ea tantum, quae apud Graecos idoneos, maxime apud Simeonem cognomento Metaphrasten de illo scripta et ecclesiis probata invenimus.

Am bekanntesten und im Mittelalter gelesensten war die Darstellung des Jacobus de Voragine in seiner Legenda Aurea (edidit Graesse. Leipzig 1843), die, im Gegensatz zu jenen früheren in schwülstiger, didactischer Sprache abgefassten, in gedrungenem, aber doch gefällig zu lesendem Stile die Thaten des Heiligen berichtet. Die Anzahl der erzählten Wunder ist vergrössert.

Aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt eine italiänische Uebersetzung der Legenda Aurea, von Zambrini veröffentlicht in der Collezione di leggende inedite, scritte nel buon secolo della lingua toscana. Bologna 1855.

Wir wenden uns nun zu den poetischen Bearbeitungen der Legende.

Aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert stammen zwei lateinische Hymnen bei Ozanam, Documents inédits pour servir à l'histoire littéraire de l'Italie. Paris 1850, pg. 232. 234.

Aus dem elften Jahrhundert datirt ein Lied für das Fest des heiligen Nicolaus (den 6. December) in: Poésies populaires latines du moyen-âge, par Edélestand Du Méril. Paris 1847. pg. 54—56.

Im zwölften Jahrhundert verfasste St. Hilarius, ein Schüler Abaelard's (1079—1142), in lateinischer Sprache, untermischt mit romanischen Refrains, ein Ludus super Iconia Sanct Nicolai, gedruckt in Hilarii versus et ludi (herausgegeben von Champollion-Figeac). Lutetiae Parisiorum 1838.

Um dieselbe Zeit dramatisirte ein Mönch des Klosters St. Benoit-sur-Loire vier Wunder aus Nicolaus' Leben in lateinischer Sprache; cf. Mysteria et Miracula ad scenam ordinata in coenobiis olim a monachis repraesentata, publ. p. Monmerqué. Paris 1834. Auch gedruckt mit des Hilarius ludus in: Origines Latines du théâtre moderne par Edélestand Du Méril. Paris 1849, pg. 254 flg.

Eine epische Darstellung in altfranzösischer Sprache verdanken wir dem anglo-normannischen Dichter Wace (1112—1182). Maistre Wace's St. Nicholas. Ein altfranzösisches Gedicht des zwölften Jahrhunderts aus Oxforder Handschriften herausgegeben von N. Delius. Bonn 1850.

In demselben Werkchen ist enthalten ein ebenfalls episch gehaltenes Gedicht in altenglischer Sprache, von Delius nach Ms. Laud 108 herausgegeben.

Im dreizehnten Jahrhundert verfasste der Trouvère Jean Bodel d'Arras ein Jeu de Saint Nicolas, mitgetheilt im Théâtre français au moyen-âge, publié par Monmerqué et Michel. Paris 1839.

Indem wir nun in den folgenden Blättern zur Betrachtung der Rolle schreiten, welche der heilige Nicolaus in der Tradition und in der mittelalterlichen Poesie spielt, folgen wir der Darstellung der Legenda Aurea, doch so, dass wir an den betreffenden Orten die Abweichungen, Zusätze und poetischen Bearbeitungen besprechen, welche andere Quellen berichten oder die im Laufe der Zeit hinzugefügt sind.

1. St. Nicolas wurde geboren in Patera, einer Stadt Lyciens. Sein Vater Epiphanus und seine Mutter Johanna waren reiche und fromme Leute, welche ausser Nicolaus kein Kind hatten. Schon in seiner frühesten Jugend bewies er, dass er ein aussergewöhnlicher Mensch war: als er zum ersten Male gebadet wurde, stand er aufrecht in der Wanne; nur einmal des Tages nahm er die Brust, und zwar des Abends; alle Mittwoch und Freitag aber fastete er.*)

Sein Oheim Nicolaus hatte mit weissagendem Geiste schon die künftige Grösse des Knaben vorauserkannt; auf seinen Antrieb hin wurde derselbe zum Priesterstande bestimmt**). Und Keiner war besser dazu geeignet als Nicolaus; denn wie er heranwuchs, mied er die lärmenden Spiele seiner Altersgenossen, und zog es vor, den christlichen Lehrern und Auslegern der Bibel zu lauschen. Somno et quotidiano cibo, quantum ratio permittebat, detrahit, jejunis nocturnisque vigiliis solito plus indulgens vino parcissimo utebatur, saepius aqua sola contentus; veste, si non sordida, ut hypocrita et vanus ostentator, nullo tamen conspicua luxu deinceps est usus. (Leon. Just.) Er wurde, noch ein Jüngling, zum Vorsteher des von seinem Oheim erbauten Tempels und Klosters Syon bei Patera gemacht**).

2. Nachdem seine Eltern kurz hinter einander an der

*) Method.; Metaphr.; Joan.; Justin.; Leg. Aur.; Ital.; Wace; Engl.
**) Metaphr.; Justin.

Pest*) gestorben waren und er so in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gekommen war, änderte er doch seine Lebensweise nicht, sondern war so weit davon entfernt, sich grösseren Luxus zu gestatten, dass er vielmehr nur darauf bedacht war, durch Vertheilung seines Reichthums die Noth der Armen zu mildern**).

3. Als ein leuchtendes Beispiel seiner Wohlthätigkeit wird folgende Geschichte erzählt: Es lebte in Patera ein Mann, der früher bessere Zeiten gesehen hatte, damals aber in tiefster Armuth sich befand. Da gab ihm der Feind des Menschengeschlechtes den Gedanken ein, die Unschuld seiner drei aussergewöhnlich schönen Töchter zu verkaufen und von dem schmutzigen Erwerbe sein Leben zu fristen. Kaum hatte Nicolaus davon gehört, so stand auch sein Entschluss fest, die drei Jungfrauen vor der Schande zu bewahren. Er warf dem Vater heimlich während der Nacht eine Summe Goldes durch das Fenster, so dass dieser in den Stand gesetzt wurde, seine erste Tochter auszustatten und zu verheirathen. Durch eine Wiederholung der Schenkung wurde auch die zweite Tochter versorgt. Der Vater wunderte sich sehr über die reichen Gaben, und um seinen unbekannten Wohlthäter kennen zu lernen, passte er mehrere Nächte auf, bis Nicolaus eine dritte Summe durch das Fenster warf. Jener kam eilends aus dem Hause, hielt ihn am Gewande fest und fragte ihn nach seinem Namen. „Ich bin Nicolaus," antwortete der Heilige, „gehe hin und lobe Gott; so lange du aber lebst, verkünde Niemandem, was ich gethan habe."**)

Diese Erzählung hat auch im Sinne Dante, Purg. XX, 31—34:

Esso parlava ancor della larghezza
Che fece Niccolao alle pulcelle
Per condune ad onor lor giovinezza.

Auch der Hymnus bei Du Méril, Poésies populaires latines pg. 56, erwähnt diese grossmüthige Handlung des Heiligen.

Decet ipsum precari
Et ultra venerari

*) Justin.
**) Method.; Metaphr.; Joan.; Justin.; Wace; Ital.; Engl.

Qui natas lupinari
Jam datas revocari
Fecit, eisque dari
Auri pondus praeclari,
Sic patrem consolari
Volens et asservari.

Vergl. auch Ozanam, Docum. Inéd. pg. 234:

Auro patris infamiam,
Stuprum redemit virginum.

Diese Legende wurde in lateinischer Sprache dramatisirt. Die Handlung ist genau dieselbe, der Styl und die Abfassung äusserst einfach. Gedruckt in Origines Latines etc. par Ed. Du Méril. Paris 1849, pg. 254.

Und noch heute sagt man sprichwörtlich in der Normandie:

Patron des filles, saint Nicolas,
Mariez-nous, ne tardez pas.

4. Nicolaus hatte schon lange den Wunsch gehegt, die heiligen Stätten zu besuchen, wo Christus gelebt und gelitten hatte. Durch sein väterliches Erbe in Stand gesetzt, diesen Wunsch zu erfüllen, schiffte er sich ein und kam, nachdem er durch sein Gebet einen Sturm auf dem Meere besänftigt und einen aus der Höhe auf das Verdeck gestürzten Matrosen wieder in das Leben zurückgerufen hatte, glücklich in Palästina an. Hier bewies sich wiederum die Heiligkeit seiner Person; denn Blinde wurden sehend und Kranke gesund, sobald sie in seine Nähe kamen; die Pforten des Tempels aber sprangen bei seinem Nahen von selbst auf.

Der Aufenthalt an den heiligen Stätten rief in ihm den Entschluss hervor, sein Leben daselbst als Einsiedler zu verbringen; aber eine göttliche Vision rief ihn zurück nach Syon und willig fügte er sich dem Befehle*).

5. Nun traf es sich, dass zu jener Zeit der Bischof von Myra gestorben war und dass die Bischöfe schon zur Neuwahl versammelt waren, ohne sich jedoch über den Nachfolger einigen zu können. Da erschien dem einen von ihnen in der Nacht

*) Metaphr.; Justin.

ein Engel, der ihm befahl, denjenigen zum Bischof zu wählen, der am nächsten Tage zuerst die Kirche betreten würde; das wäre der von Gott erwählte, sein Name würde sein Nicolaus. Wie der Engel es verkündet hatte, so geschah es. Nicolaus betrat als der Erste am nächsten Morgen die Kirche und wurde einstimmig zum Bischof von Myra ernannt*).

6. Als dies die Frau, bei der Nicolaus in Myra wohnte, vernahm, eilte sie freudig in die Kirche, um der Weihe beizuwohnen. Die Nachricht hatte sie so ergriffen, dass sie ganz ihr Kind vergass, das in einer Wanne sich befand, unter der sie Feuer angemacht hatte. Nach beendigtem Gottesdienste erst erinnert sie sich ihres Kindes und bangen Herzens stürzt sie nach Hause, schon im Geiste die Leiche des elendiglich umgekommenen Lieblings erblickend. Wer aber beschreibt ihre Freude, als sie ihn gesund und munter in dem kochenden Wasser sitzen sieht, mit den Blasen des Wassers spielend und die Mutter anlächelnd. Die Nachricht von diesem Wunder verbreitete sich schnell und brachte Nicolaus in den Geruch eines Heiligen**).

7. Auch als Bischof von Myra behielt Nicolaus sein einfaches, frommes und gottesfürchtiges Leben bei. Als ein guter Hirt war er nur für das Wohl der ihm anvertrauten Schafe besorgt und wurde er von diesen hinwiederum geliebt und geehrt. Da brach im Jahre 303 die Diocletianische Christenverfolgung herein und betraf auch die Christen in Myra und ihren Bischof; lange Zeit schmachteten sie im Kerker, aber gern trugen sie es: litt doch der geliebte Bischof mit ihnen, der den Schwachen Muth und Trost zusprach, die Starken aber zur Ertragung des Martyriums aufforderte. Und nicht eher hatte die verfolgte Gemeinde Ruhe, als bis Constantinus, der heimliche Förderer des Christenthums, an das Ruder kam***).

Nunmehr aber wandte sich der fromme Eifer des Bischofs gegen die heidnische Religion; wo er nur Altäre und Götzenbilder fand, vernichtete er sie mit eigener Hand, selbst einen

*) Method.; Metaphr.; Joan.; Justin.; Leg. Aur.; Ital.; Wace; Engl.
**) Diese Legende findet sich nur bei Wace, v. 160 –198 und scheint aus des Dichters eigener Phantasie geflossen zu sein.
***) Metaphr.; Justin.

prächtigen Tempel der Diana (jucundissimum daemonibus habitaculum. Metaphr.) zerstörte er und vertrieb die heidnischen Götter daraus, deren Wehklagen beim Sturze ihres Heiligthumes in der Luft gehört wurde*).

Ozanam, Docum. Inéd. pg. 232:

Gratia Christi salubri repletus
Demonum cultum penitus repellit,
Per viam lucis tenebris repulsis
Currere monstrat.

Nicht minder eifrig war er gegen die Secten der christlichen Kirche und auf dem Concil von Nicaea (325) soll er heftig gegen die Lehre des Arian gepredigt haben**).

8. Als Bischof von Myra vollbrachte Nicolaus vermöge seines gottesfürchtigen Wesens und seines gerechten Wandels viele Wunder. So heilte er unter Anderem ein vom Teufel besessenes Kind dadurch, dass er das Zeichen des Kreuzes über ihm schlug. In derselben Weise befreite er auch einen Mann, der vom Teufel dergestalt geplagt wurde, dass er mit dem Kopfe gegen Mauern und Wände stiess, so dass derselbe ganz wund war und schon Würmer sich erzeugt hatten. Ein an Händen und Füssen gelähmter Mann lässt sich zu Nicolaus bringen, der nach einem Gebete Oel von seiner Lampe nahm, den Kranken damit bestrich und ihm so die Gesundheit zurückgab***).

9. Drei dem geistlichen Stande angehörigen Jünglinge kamen müde und hungrig nach der Stadt und baten einen Schlächter um Gottes und St. Nicolaus Willen um Nahrung und Obdach. Dieser aber wies sie mit harten Worten ab:

ich nabbe at you to done,
For but ye the rather ben agon, ge chelleth abyggen sone.

Seine Frau jedoch, welche bei jenen viel Schätze vermuthete, rieth ihm, sie wieder zurückzurufen, was auch geschieht. Sie werden herrlich bewirthet und ihnen alsdann ein gutes Bett

*) Metaphr.; Justin.
**) Metaphr.; Justin.; Leg. Aur.
***) Die unter 8. erzählten Wunder finden sich nur bei Wace 208–215; 1458–1491; 1492—1518.

angewiesen, wo sie, ermüdet wie sie sind, bald in tiefen Schlaf verfallen. Die Wehrlosen werden von dem Schlächter getödtet und die Gewissensbisse des Mörders durch dessen Frau erstickt, welche ihm räth, die Leichen zu zerhacken und das Fleisch möglichst wohlfeil loszuschlagen. Gerade als jener seine unsaubere Waare anpreist, kommt Nicolaus die Strasse daher, und dem Mörder ernst ins Auge blickend, verlangt er von ihm die drei Schinken, die er kürzlich eingepökelt habe und die sich in einem genau bezeichneten Fasse befänden. Der Mörder sieht sich ertappt, gesteht zerknirscht seine Schuld und bittet mit seiner Frau den Heiligen fussfällig um Gnade. Nicolaus verzeiht grossmüthig, lässt sich zu dem Fasse führen, das die Leichen der drei Jünglinge barg, und auf sein Wort kommen diese lebendig daraus hervor und preisen Gott und St. Nicolaus*).

Auch diese Legende hat der Mönch von Benoit-sur-Loire dramatisirt. (cf. Origines Latines, pg. 262.) Der Inhalt des Stückes ist fast derselbe. Drei Clerici kommen zu einem Senex und bitten um Aufnahme, werden aber abschlägig beschieden. Auf den Rath der Frau hin zurückgerufen, werden sie bewirthet, im Schlafe aber erschlagen. Bald darauf kommt auch St. Nicolaus und wird gleichfalls aufgenommen; auf die Frage des Wirthes, was er zu essen begehre, verlangt Nicolaus frisches Fleisch und als jener behauptet, solches nicht zu haben, beschreibt er genau den Ort, wo die Leichen versteckt lagen. Dem sich entdeckt sehenden, aber reuigen Senex wird verziehen, die Todten aber wieder zum Leben erweckt.

Auf unserer Legende scheint auch die Ansicht zu beruhen, dass Nicolaus der Schutzpatron der Studirenden sei, und zwar besonders der umherziehenden, vagabondirenden, woraus hinwiederum sich ergab, dass er auch von vagabondirenden Leuten überhaupt, also von Dieben und Räubern, angerufen wurde. In diesem Sinne wird er von Shakespeare an zwei Stellen erwähnt.

---

*) Diese Legende findet sich nur bei Wace und in der Englischen Bearbeitung, in letzterer am weitläuftigsten und in der Fassung, wie wir sie dargestellt haben.

Henry IV, Part. I, Act II, Scene I:

Gadshill: Sirrah, if they meet not with saint Nicholas' clerks, I'll give thee this neck.

Chamberlain: No, I'll none of it. I prithee, keep that for the hangman; for I know thou worshipp'st saint Nicholas as truly as any man of falsehood may.

Two Gentlemen of Verona III, 1:

Speed: Come, fool, come: try me in thy paper
Launce: There; and St. Nicholas be thy speed.

10. Schon einmal hatte Nicolaus einen Sturm auf dem Meere besänftigt (4.) und das Gerücht davon hatte sich schnell verbreitet, so dass die Schiffer begannen, ihn als ihren besonderen Schutzpatron anzurufen, und der Heilige rechtfertigte das Zutrauen, das sie zu ihm hatten. Einst befanden sich Schiffer auf hoher See, als ein entsetzlicher Sturm sie überfiel. In ihrer Seelenangst riefen sie Nicolaus an: „Heiliger Nicolaus, hilf uns, wenn du ein solcher bist, als wir haben sagen hören." Alsbald erschien mitten unter ihnen ein Mann mit den Worten: „Ich bin es, den ihr gerufen habt." Der Sturm hörte sofort auf und die Schiffer kamen wohlbehalten in den Hafen. Dankerfüllt eilten sie zu Nicolaus und erkannten in ihm den Mann, der ihnen auf dem Meere erschienen war. Ihren Dank aber wies er ab mit den Worten: „Nicht ich, sondern Gott schützte euch; lobt Jesum Christum, der euch also gethan."*)

11. Einst herrschte eine furchtbare Hungersnoth in Lycien und guter Rath war theuer. Da erfuhr Nicolaus, dass mehrere mit Getreide beladene Schiffe angelegt hätten, die von Alexandria kamen und für den Kaiser Constantin bestimmt waren. Er begab sich sofort an das Ufer und ersuchte die Schiffer, einen Theil ihrer Ladung dem heimgesuchten Lande zu überlassen. Diese aber sahen sich gezwungen, die Bitte abzuschlagen, da ihnen das Getreide genau zugemessen war und sie harte Strafe fürchteten, wenn sie es nicht richtig an den kaiserlichen Hof ablieferten. Als ihnen aber Nicolaus versprach, dass ihnen daraus keine Unannehmlichkeiten erwachsen würden, theilten

*) Method.; Metaphr.; Joan.; Justin.; Leg. Aur.; Ital.; Wace; Engl.

sie, auf das Wort des heiligen Mannes bauend, von jedem Schiffe hundert Maass mit. Der Bischof vertheilte das Getreide unter die Hilfsbedürftigen und Gott vervielfältigte es unter seinen Händen dergestalt, dass man sich zwei Jahre davon nährte und noch genug zur Saat übrig behielt. Den Schiffern gegenüber aber hielt Nicolaus Wort. Denn als sie ihre Fracht ablieferten, fand sich, dass das Getreide nicht abgenommen hatte, sondern dass es dieselbe Menge war, die sie in Alexandria aufgeladen hatten.

Auf dieselbe Begebenheit beziehen sich folgende Stellen bei Ozanam, Docum. Inéd. pg. 232:

Predicat cunctis famulare Christo,
Allevat tristes famis ex pavore,
Commoda praestans, triticum ministrans
Nil minuendo.

pg. 234:

Sumpti mensuram tritici
Ministris supplet regiis;
Plebi frumentum dividens
Dempsit famis penuriam.

So findet sich die Legende bei Methodius, Joannes, Justinianus, in der Legenda Aurea, bei Wace und in der Englischen Bearbeitung; eine andere Gestalt dagegen hat sie bei Metaphrast. Zur Zeit der Hungersnoth erschien Nicolaus einem Getreidehändler im Traume und befahl ihm nach Myra zu kommen und dort sein Getreide zu verkaufen. Als Aufgeld gab er ihm drei Goldstücke. Wie nun der Händler erwachte und die drei Goldstücke in seiner Hand fand, da glaubte er an die Wahrheit der Erscheinung und kam dem Willen des Heiligen nach.

12. Der Teufel (alias Diana) war durch das gottesfürchtige Leben des Heiligen und durch die Vernichtung seines Cultes auf das Aeusserste erbittert und beschloss, sich dafür an ihm zu rächen. Unter der Gestalt einer schönen Frau nahte er sich in einem Boote einem grösseren nach Myra bestimmten Schiffe und bat die Seeleute, mit einem Oele, das bei Joannes den Namen Midiacon führt, die Wände und Mauern von Nicolaus' Kloster zu bestreichen. Sie hätte das Gelübde gethan,

wäre aber durch die Verhältnisse gehindert, sich nach Myra zu begeben. Nichts Arges ahnend versprachen die Schiffer, ihrem Wunsche nachzukommen, worauf das Trugbild verschwand. Bald darauf nahte sich in einem anderen Boote ein Mann und fragte sie, was ihnen die Frau gesagt und gegeben hätte. Jene antworteten der Wahrheit gemäss. Da öffnete ihnen der Mann die Augen über die Persönlichkeit jener Dame und hiess sie das Oel ins Meer giessen. Und siehe da! alsbald stand das Meer in hellen Flammen und des Teufels List wurde auf diese Weise offenbar und vereitelt. Als nun die Schiffer nach Myra kamen und den Heiligen erblickten, erkannten sie sofort in ihm den Mann, der ihnen auf dem Meere erschienen war und unter Danksagungen erzählten sie ihm ihr Abenteuer; er aber forderte sie auf, Gott zu danken für die Befreiung aus den Schlingen des Bösen*).

Hierzu vergleiche man den Hymnus bei Ozanam, pg. 232:

Fluctibus mersis precibus vocatus
Affuit presens, mitigansque fluctus
Providus, monstrans olei liquore
Temnere flammas.

13. Da in der Provinz Phrygien Unruhen ausbrachen, schickte der Kaiser drei Feldherren, Ursus, Nepotianus und Herpilio (Apilio bei Wace, Apolione in der Italienischen Bearbeitung) mit einem Heere gegen dieselbe. Ungünstige Winde jedoch trieben sie nach Lycien und sie landeten bei einem kleinen Flecken bei Myra. Die Soldaten fingen an, das Land zu verwüsten und die Einwohner auszuplündern, jedoch nicht ohne Widerstand von Seiten Letzterer; ein kleines Gefecht fand statt, wäre aber jedenfalls den Einwohnern zum Verderben ausgeschlagen, wenn nicht Nicolaus herbeigeeilt wäre und mit Hilfe jener drei Feldherren die Ruhe wieder hergestellt hätte. Darauf lud er dieselben bei sich zum Mahle ein. Sie kamen gerade zur rechten Zeit nach Myra zurück, um ein grosses Verbrechen zu verhüten. Eustachius nämlich, der Praefect von Myra, hatte durch Geld bestochen, drei Männer unschuldig

*) Method.; Joan.; — Metaphr. und Justinian setzen dies Wunder in die Zeit nach dem Tode des Heiligen. — Leg. Aur.; Wace; Engl.

zum Tode verurtheilt; schon war man im Begriff, den Spruch zu vollziehen, als Nicolaus davon hörte. In Begleitung jener drei Hauptleute eilte er hastig nach dem Richtplatze, riss dem Lictor das Schwert aus der Hand und führte die drei Unschuldigen nach dem Hause des Praefecten, welchen er hart anliess wegen seiner schnöden Verrätherei. Sein geheimes Thun entdeckt sehend, gestand jener zerknirscht sein Vergehen und erhielt auf Bitten der Hauptleute Verzeihung.

Nachdem die drei Feldherren den Aufstand ohne Blutvergiessen niedergeworfen hatten, kehrten sie zurück und wurden vom Kaiser mit Auszeichnung empfangen. Von dem Praetor Ablavius (Alabius, Ablabius; bei Wace Esparc: ein Missverstehen der Stelle bei Joannes: Ablavius quem Achivi Eparcum [ἔπαρχον] vocant) aber des Verrathes angeklagt, wurden sie auf Befehl des Kaisers in einen dunklen Kerker geworfen und ungehört zum Tode verurtheilt. Als nun die Drei in strenger Haft ihrem Ende entgegensahen, erinnerten sie sich des heiligen Nicolaus, wie er jene drei zum Tode verdammten unschuldigen Soldaten befreit hatte, und riefen ihn flehentlich um seinen Beistand an.

In derselben Nacht hatte der Kaiser Constantinus einen Traum; ein Mann, der sich Nicolaus, Bischof von Myra, nannte, erschien ihm und forderte ihn auf, die Hauptleute sofort zu befreien, da sie unschuldig im Kerker schmachteten; käme er seinem Befehle nicht nach, so würde Gott ihm einen Krieg erregen, in dem er elendiglich umkommen und den Vögeln zum Frasse dienen würde. Eine ähnliche Erscheinung hatte auch Ablavius. Durch den Traum erschreckt, liess der Kaiser am nächsten Morgen die Gefangenen vor sich führen und warf ihnen vor, durch verruchte Zauberkünste seine nächtliche Ruhe gestört zu haben. Jene, welche nicht wussten, was sie davon denken sollten, konnten nichts thun, als von Neuem ihre Unschuld betheuern. Da fragte sie der Kaiser, ob ihnen ein Bischof Nicolaus bekannt wäre. Jetzt fiel es den Hauptleuten wie Schuppen von den Augen, sie wussten, wer für sie gesprochen und ihre Unschuld ans Licht gebracht hatte. Der Kaiser setzte sie sofort in Freiheit und schickte sie mit reichen Geschenken nach Myra. Nicolaus aber wies allen Dank zurück

und lobte Gott, der solche Wunderthaten durch ihn vollbracht hatte*).

Diese Thatsache wird auch erwähnt in den bei Ozanam gedruckten Hymnen; pg. 232:

Terret Augustum pater almus, inquam,
Solvat ut frustra miseros revinctos:
Mortis atrocis monitis beatis
Vincula tergit.

pg. 234:

Presens objurgat consulem,
Augustum terret somnio,
Statim resolvi precipit
Ligatos frustra vinculis.

14. Als es nun im Jahre 343 Gott gefiel, den Heiligen zu sich zu rufen, schickte er seine Engel ab, um ihm dies anzukünden. Als jener die Botschaft vernahm, dankte er Gott und stimmte den Psalm an: In te, Domine, speravi; und als er an die Worte kam: In Deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist!, da verliess die Seele den Körper und Engel trugen sie unter himmlischer Musik empor zu Gott. Die Leiche wurde in einem Marmorsarge beigesetzt; zu ihren Häupten entsprang eine Quelle wunderthätigen Oeles, zu ihren Füssen aber eine Wasserquelle. Von fernen Ländern eilte man herbei, um der Segnungen des Oeles theilhaftig zu werden. Als sein Nachfolger, ebenfalls ein gottesfürchtiger Mann, von Neidern angeschwärzt aus seinem Bischofsitze vertrieben wurde, versiegten beide Quellen sofort, und fingen nicht eher an wieder zu fliessen, als bis jener wieder eingesetzt worden war**).

15. Obgleich Nicolaus aus dem Leben geschieden war, fuhr er doch fort, grosse Wunder zu wirken.

Ein Christ, der sich in grosser Noth befand, wandte sich an einen Juden um ein Darlehen und schwur über einem Bilde des heiligen Nicolaus, ihm das entliehene Geld pünktlich an einem festgesetzten Tage zurückzuliefern. Als die Frist um

*) Method.: Metaphr.; Joan.; Justin.; Leg. Aurea; Ital.; Wace; Engl.
**) Justin.; Metaphr.; Wace; Leg. Aur.; Ital.; Engl. — Joannes berichtet zwar von der Oelquelle, sagt aber in Betreff seines Todes: excessum vero ejus, qualiter scilicet e saeculo sanctus abierit, ideo non scripsimus, quia nusquam illum invenire potuimus.

war, verlangte der Jude sein Geld, der Christ aber schwur hoch und theuer, dass er ihm Nichts schulde und ihm deshalb auch Nichts wiedergeben würde. Der Gläubiger machte die Sache bei Gericht anhängig und die streitenden Parteien wurden vorgeladen. Der Christ aber, ein verschmitzter Geselle, barg das gelichene Geld in einem hohlen Stocke, und als er seinen Schwur ablegen sollte, hiess er den Juden den Stock halten, worauf er — echt jesuitisch — schwur, dass er jenem all sein Gut zurückgegeben hätte. Der Jude bekam Unrecht und verliess den Saal, auf den heiligen Nicolaus scheltend. Aber die Strafe sollte nicht ausbleiben. Als der Betrüger heimkehrte, überfiel ihn eine unwiderstehliche Schlafsucht, die ihn zwang, sich mitten auf dem Wege niederzulegen; Niemand war im Stande, ihn von der Stelle zu bringen. So wurde er denn von einem in scharfem Trabe daher kommenden Wagen übergefahren und erlitt einen qualvollen Tod; zugleich aber hatte der Wagen auch den mit Gold gefüllten Stock zerbrochen und den reichen Inhalt blossgelegt. Der herbeigeholte Jude erkannte zwar das Gold als das seinige an, weigerte sich aber, es zu nehmen, wenn St. Nicolaus nicht den Christen wieder zum Leben erwecken würde. Kaum war das Wort gesprochen, so erhob sich jener; der Jude aber, durch dies Wunder bekehrt, liess sich taufen mit seinem ganzen Hause*).

Diese Legende hat auch Cervantes in seinem Don Quixote II, 45 benutzt, wo ein ähnlicher Fall vor Sancho's Gerichtshof gebracht wird und wo dieser wackere Knappe sein Urtheil fällt, sich erinnernd an eine Geschichte, die er von dem Pfarrer seines Dorfes habe erzählen hören.

16. Nach dem Tode des Heiligen verfertigte sich das Volk Bilder von ihm und hielt sie hoch in Ehren. Nun begab es sich, dass einst Heiden eine Stadt plünderten (bei Joannes sind es Vandalen, die in Calabrien einfallen) und viele Gefangene mit sich führten. Einer von den Räubern fand unter seiner Beute ein Bild „in tabula honeste depicta“ und liess sich von einem Gefangenen belehren, dass es den heiligen Nicolaus darstellte und dass der Besitzer so lange in Glück und Reichthum

*) Leg. Aur.; Ital.; Wace; Engl.

leben würde, als er das Bild ehrte und hochachtete. Der Heide, hoch erfreut über einen so kostbaren Fund, glaubte ihn nicht besser anwenden zu können, als wenn er ihn zum Hüter seiner Schätze einsetzte, in der Meinung, dass diese so am besten geborgen sein würden. Trotzdem wurden ihm dieselben gestohlen. Darob ergrimmte jener so, dass er den armen Heiligen heftig ausschalt und ihm mit einem gewaltigen Prügel drohte, falls er ihm die Schätze nicht wieder zur Stelle schaffte. Der Heilige, welcher nicht zugeben konnte, dass sein Bild gemisshandelt würde, erschien auch wirklich den Räubern in dem Augenblicke, wo sie die Schätze theilen wollten und befahl ihnen, dieselben sofort zurückzubringen, widrigenfalls er sie den Richtern in die Hände liefern und ihren schmählichen Tod durch den Strick bewirken würde. Die dadurch eingeschüchterten Diebe trugen den Raub zurück; auf den Heiden aber machte diese Begebenheit einen solchen Eindruck, dass er zum Christenthume sich bekehrte und dem heiligen Nicolaus zu Ehren eine Kirche baute*).

Es scheint, als ob diese Legende am meisten Eindruck gemacht habe auf die mittelalterliche Gesellschaft; denn ausser dass mehrfach darauf angespielt wird, wie z. B. in dem Fabliau du meunier et des clercs bei Wright, Anecdota literaria pg. 18:

L'un d'ax a l'autre regarde
Qu'est ice? somes nos robe?
Oïl, fait l'uns, ce m'est avis,
Pechiez nos a a essil mis.
Chacuns escrie: Halas, halas!
Secorez nos, saint Nicolas.

wurde der Stoff auch mehrere Jahrhunderte hindurch dramatisch behandelt.

Im elften Jahrhundert verfasste Hilarius**) ein Ludus super Iconia Sancti Nicolai, ad quem he persone sunt necessarie: persona barbari, qui commisit ei thesaurum; persona iconie, quatuor vel sex latronum, Sancti Nicolai, ein scenisch ungewandtes, rohes Machwerk in lateinischer Sprache, das in

*) Joan.; Leg. Aur.; Wace; Engl.
**) Ueber Hilarius vergleiche: Histoire Litteraire de la France XII, pg. 253.

der Ausgabe von Champollion-Figeac: Hilarii versus et ludi nur sechs kleine Seiten umfasst, aber nichtsdestoweniger interessant ist wegen der eingestreuten romanischen Refrains.

Nachdem Barbarus seine Schätze, Gold und kostbare Gewänder, auf einen Haufen versammelt hat, überträgt er dem Bilde des Heiligen mit eindringlichen Worten die Hut derselben, da er eine nothwendige Reise unternehmen müsse. Während nun jener fort ist, kommen Räuber an dem Hause vorbei, und da sie die Thür offen und bei den Schätzen nur ein lebloses Bild sehen, so benutzen sie die Gelegenheit und heissen die Schätze mitgehen. Bald darauf kehrt Barbarus zurück und bricht, als er sich bestohlen sieht, in heftige Klagen aus:

Gravis sors et dura!
Hic reliqui plura,
Sed sub mala cura.
Des! quel domage!
Qui pert la sue chose purque n'enrage.

und zum Bilde gewandt, ruft er aus:

Ha, Nicolax!
Si ne me rent ma chose, tu ol comparras.

Ihm mit einem gewaltigen Knüttel drohend, verlässt er die Scene.

Sanct Nicolaus erscheint den Räubern und fordert sie auf, die geraubten Schätze sofort wieder zurückzutragen. Geschähe dies nicht, so würde er ihre Räubereien dem Volke offenbaren, so dass sie des Stranges sicher sein könnten. Die Räuber bekommen Furcht und tragen die Sachen zurück, über deren Wiedererlangung Barbarus in lauten Jubel ausbricht:

Nisi visus fallitur,
Jo en ai.
Tesaurus hic cernitur
De si grant merveile en ai.

Rediere perdita,
Jo en ai,
Nec per mea merita,
De si grant merveile en ai.

Quam bona custodia,
Jo en ai,
Qua redduntur omnia
De si grant merveile en ai.

Und demüthig sich dem Bilde nähernd, spricht er ihm seinen Dank aus:

Suplex ad te venio,
Nicolax!
Nam per te secipio
Tut icei que tu gardas.

Sum profectus peregre
Nicolax!
Sed recepi integre
Tut icei que tu gardas.

Mens mea convaluit,
Nicolax!
Nichil enim defuit
De tut cei que tu gardas.

Alsdann erscheint ihm Nicolaus und fordert ihn auf, zum Christenthume überzutreten und an den alleinigen Gott zu glauben, durch den er Alles wiedererlangt habe; „mihi nullum meritum“ fügt er bescheiden hinzu. Barbarus verzichtet auf seine Götzen und bekennt sich zu dem alleinigen Gotte der Christen.

Eine zweite dramatische Bearbeitung haben wir von dem Mönch des Klosters Benoit-sur-Loire in Du Mérils Origines Latines, pg. 266. Die Handlung ist eben so einfach, wie in dem eben besprochenen Stücke des Hilarius, obgleich die Sprache gewandter und der Rhythmus mannigfaltiger ist.

Eine bei weitem künstlerischere Gestalt nimmt die Legende in der Bearbeitung Jean Bodel's aus Arras an. Er verlegt die Handlung in die Zeit eines Kreuzzuges, in dem die Christen eine gänzliche Niederlage erlitten und der Schluss liegt nahe, dass darin eine Anspielung auf Ludwig's IX. Unternehmung (1248—1254) liegt. Die Sprache ist in dieser Hinsicht schwunghaft und höchst poetisch. Der grösste Theil des Stückes jedoch wird von einer burlesken Wirthshausscene gebildet, die für ein Publicum jener Zeit vielleicht interessant gewesen ist, uns aber — abgesehen von der grossen Zahl der Ausdrücke, die dem

Argot entstammen und die selbst einem Michel dunkel blieben — ziemlich kalt lässt. Der Inhalt des Dramas ist folgender*). Nachdem ein Sprecher in der Manier der Plautus'schen Prologe den Inhalt des Stückes, das am Abend vor dem dem Heiligen geweihten Tage gespielt wurde, angegeben hat, werden wir an den Hof eines heidnischen Königs geführt. Der Läufer Auberon berichtet dem Fürsten, dass die Christen in sein Land eingefallen seien und daselbst arge Verwüstungen anrichten. Aufgebracht darüber wendet jener sich an seinen Götzen Tervagant, macht ihm harte Vorwürfe und droht, ihn verbrennen und zerstückeln zu lassen, wenn er ihm nicht zum Siege verhelfe. Der Seneschal rügt diese Heftigkeit und fordert den König auf, mit nackten Knien und Ellenbogen des Götzen Verzeihung zu erflehen und ihn zu bitten, ein Zeichen über den Erfolg des Krieges zu geben. Es geschieht so und das Götzenbild lacht zuerst, dann weint es. Der Seneschal, dazu aufgefordert, erklärt das Wunder so, dass Tervagant sich freue über den Sieg über die Christen, aber weine, weil der König ihn verlassen werde. Nachdem dieser seine Anhänglichkeit an den Gott fest erklärt hat, wird Auberon abgeschickt, um die Vasallen des Königs zum Kriege zu entbieten.

Nachdem Auberon sich bei einem Schankwirth gestärkt hat und durch seine List zechefrei ausgegangen ist, begiebt er sich an die Höfe der einzelnen Vasallen, zu dem Emir von Orkenie, dem von Oliferne, von Arbre-Sec, von Iconien und entbietet sie zum Kriege. Bereitwilligst versprechen sie ihre Hilfe und treffen auch nach kurzer Zeit mit einer so bedeutenden Streitmacht ein, dass ihrer hundert auf einen Christen kommen.

Die beiden feindlichen Heere stehen einander gegenüber; das Häuflein der Christen erkennt bald, dass die letzte Stunde geschlagen hat; aber muthig gehen sie in den Tod; ein Engel verheisst ihnen die Siegeskrone im Paradies. Sie werden alle erschlagen, nur ein alter Mann, der vor einem Bilde des heiligen Nicolaus im Gebet versunken lag, wird geschont und mitsammt dem Bilde von den Fürsten ihrem Könige vorgeführt als ein

*) Théâtre français au moyen-âge, publ. p. Monmerqué et Michel. Paris 1839. Notizen über Bodel's Leben ebendaselbst. Vgl. auch: Études sur les mystères par Onésime Le Roy. Paris 1837, pg. 14—30.

„merveille“. Auf die Frage des Letzteren, was denn das für ein Götze wäre, von dem er Hilfe erhoffe, antwortete der Christ: „Herr, das ist der heilige Nicolaus, der den Betrübten zu Hilfe kommt; seine Wunder sind gar gross; allen Verlust macht er wieder gut, die Verirrten bringt er auf den rechten Weg, die Ungläubigen wendet er zu Gott; den Blinden giebt er das Gesicht wieder und die Ertränkten erweckt er zu neuem Leben; wird irgend etwas seiner Hut anvertraut, so ist es nicht verloren; wäre dieser Palast voll Gold und würde sein Bild auf den Schatz gelegt, so würde Nichts davon entwendet werden können: eine solche Gnade hat ihm Gott erwiesen.“ Da lacht der König höhnisch auf und befiehlt, seine Schatzkammern zu öffnen, die Wächter davon zu entfernen, überhaupt auf jede Weise den Zutritt dazu zu erleichtern, auf das Gold aber als alleinigen Schutz das erbeutete Bild des heiligen Nicolaus zu legen. Würde das Geringste von dem Schatze gestohlen, und wäre es auch nur so gross wie ein Auge, so sei es um des Christen Leben geschehen. Der Gefangene wird darauf in einen Kerker geworfen, von einem Engel jedoch getröstet und zum Vertrauen auf Gott und St. Nicolaus aufgefordert.

Der Dichter führt uns hierauf in das Wirthshaus zurück, wo wir die Bekanntschaft von zwei Dieben, Cliquet und Pincedé, machen, die sich im Weine gütlich thun und mit Würfelspiel die Zeit hinbringen. Ein dritter Kumpan, Rasoir, kommt zu ihnen und verkündet, dass alle Sorge nun ein Ende habe; denn Jeder habe Zutritt zu dem Schatze des Königs und dürfe daraus entnehmen, so viel er nur tragen könne; die Wächter seien entfernt, nur ein todtes Götzenbild sei mit der Hut des Goldes betraut. Nachdem sie sich tüchtig Muth getrunken und auch den Wirth ins Geheimniss gezogen haben, machen sie sich mit einem grossen Sacke auf und kehren bald, unter der kostbaren Last keuchend, in das Wirthshaus zurück. Das Gelage beginnt von Neuem, bis endlich die edlen Genossen von tiefem Schlafe überwältigt werden.

Der Seneschal des Königs hat inzwischen geträumt, dass der Schatz seiner Majestät vor seinen Augen in die Erde gesunken sei; pflichteifrig springt er von seinem Lager auf, eilt nach der Schatzkammer und findet dieselbe wirklich bestohlen.

Der zornige König lässt sofort den Christen vor sich bringen und kündet ihm sein Ende an; doch lässt er sich durch das inständige Bitten desselben noch zu einem Aufschube von einem Tage bewegen. Im Vertrauen auf die göttliche Hilfe betet der Christ inbrünstig zum heiligen Nicolaus und ein Engel verheisst ihm baldige Linderung seiner Leiden.

St. Nicolaus nämlich erscheint nunmehr den schlaftrunkenen Räubern, kündet ihnen an, dass ihr Galgen schon errichtet und ihr Ende nahe wäre, wenn sie ihm nicht gehorchten und den erbeuteten Schatz wieder an Ort und Stelle trügen. Angsterfüllt kommen die Diebe dem Befehle nach, und damit nicht wieder einer den anderen verführe, beschliessen sie, sich auf immer zu trennen.

Der Seneschal, durch einen Traum von der Rückkehr der gestohlenen Schätze benachrichtigt, theilt die frohe Botschaft dem Könige mit, der sofort, zum grossen Leidwesen des Henkers Durand, den Christen aus dem Kerker befreien lässt. Das von Nicolaus bewirkte Wunder aber macht einen so tiefen Eindruck auf den heidnischen König, dass er seinen Glauben abschwört und sich zum Christenthume bekennt. Dasselbe thut sein Hof und seine Vasallen, nicht ohne Widerstreben von Seiten des Emirs von Arbre-Sec, der offen erklärt: „St. Nicolaus, wider meinen Willen und gezwungen bete ich dich an. Nur mein Aeusseres wirst du besitzen und nur mit dem Munde bekenne ich mich als der Deinige; mein Glaube steht fest bei Mahomet.“ Der Götze Tervagant wird aus dem Tempel gestossen, während der Christ zum Lobe und Preise Gottes ein Te Deum anstimmt.

17. Ein Mann, der den heiligen Nicolaus hoch verehrte, besass einen Sohn und es war sein einziges Kind. Dieses wurde von dem Teufel erwürgt. Da seufzte der Vater über der Leiche auf und sprach: „Geliebter Sohn, musste ein solches dein Schicksal sein? Heiliger Nicolaus, ist das der Lohn für die Verehrung, die ich dir stets entgegengebracht habe?“ Kaum hatte er dies gesprochen, so öffnete der Knabe, wie aus einem Schlafe erwachend, die Augen und erhob sich.

Dieses nur von der Legenda Aurea berichtete Wunder hat

von den Späteren nur Wace (v. 1144—1350) aufgenommen, nicht jedoch ohne die Erzählung bedeutend zu erweitern.

In der Lombardei lebte ein Mann, der das Fest des heiligen Nicolaus stets feierlich beging. An einem dieser Festtage begab er sich mit seiner Frau am frühen Morgen in die Kirche, um dem Gottesdienste beizuwohnen; die Diener befanden sich ausserhalb des Hauses, um Vorkehrung für das Fest zu treffen, und nur der junge Sohn des Hausherrn war in der Wohnung zurück geblieben. Da klopfte der Teufel, in die Gestalt eines Pilgers gekleidet, an und bat um ein Stückchen Brot, und als der Knabe ihm dieses reichte, packte ihn der Böse und erwürgte ihn mit den Worten:

N'ai suin de mengier,
Mais la gent faire trebuchier;
Ceo est mes deliz e ma viande.

Das todte Kind wurde bald gefunden und das Haus hallte wieder von Wehklagen und Jammergeschrei der unglücklichen Eltern. Die Leiche jedoch wurde in ein entfernter liegendes Zimmer geschafft, damit die zum Feste geladenen Geistlichen nicht den Appetit verlören:

Pur les clers qui s'esmaiereient
E lor mengier en guerpireient.

Während des Festes nun trat ein Pilger ein und bat um eine Gabe; aufgefordert an dem Tische Platz zu nehmen, weigerte er sich dessen und verlangte in ein Zimmer geführt zu werden, welches er näher bezeichnete. Es war das, in welchem das todte Kind lag. Der Pilger näherte sich demselben, erfasste die kalte Hand und flehte zu Gott, ihm das Leben zurückzugeben. Alsbald richtete das Kind, wie aus einem Schlafe erwachend, sich auf, lächelte den Vater an und umarmte die Mutter. Der Pilger aber war verschwunden: es war der heilige Nicolaus gewesen.

18. Ein Mann gelobte dem heiligen Nicolaus ein goldenes Gefäss, wenn der Himmel ihm auf seine Fürbitte einen Sohn schenkte. Das gewünschte Ereigniss fand statt und dankerfüllt liess jener einen prächtigen goldenen Pokal verfertigen. Aber wie dieses Kunstwerk nun sich in seinen Händen befand, er-

wachte die Habgier in seinem Herzen; er behielt das Weihstück für sich zurück und liess ein anderes, ebenso schönes, aber von geringerem Goldgehalte, anfertigen. Darauf unternahm er die Reise nach der Kapelle des Heiligen. Als sie nun auf dem Meere sich befanden, befahl der Vater dem Sohne, mit jenem ersten Gefässe Wasser zu schöpfen; dieser aber beugte sich zu weit über den Bord des Schiffes, verlor das Gleichgewicht und verschwand mit dem Becher im Meere. Gross war der Schmerz der Eltern; hätten die Schiffer sie nicht zurückgehalten, so hätten sie sich dem geliebten Kinde nachgestürzt. Betrübten Herzens gelangten sie zu der Kapelle des Heiligen und stellten das für ihn bestimmte Weihgefäss auf dem Altare auf. Aber welch Wunder! Der Pokal blieb nicht auf dem Altare stehen, sondern fiel mit lautem Klange zur Erde; dreimal versuchten sie, ihn aufzustellen, dreimal derselbe Erfolg. Da erkannten sie die Hand des Heiligen, zerknirscht bereuten sie, ihn um das gelobte Geschenk betrogen zu haben und flehten ihn an um Vergebung. Als sie ihre Augen aufschlugen, stand ihr verloren geglaubter Sohn vor ihnen mit dem echten goldenen Gefässe in der Hand; er berichtete, dass der Teufel ihn ins Meer gezogen habe, dass aber Nicolaus ihn bei seinem Sturze aufgehalten und nach der Kapelle geführt habe. Darauf stellte er das Gefäss, das er in der Hand hielt, auf den Altar, und siehe! es blieb ruhig stehen. Alle aber lobten Gott und St. Nicolaus*).

19. Cethron (Getro bei Wace) und Euphrosyna, zwei gottesfürchtige Leute in Alexandria, wünschten sich ein Kind und wollten die Fürsprache des Heiligen zu diesem Zwecke gebrauchen. Cethron begab sich, mit reichen Geschenken versehen, nach Myra, kam aber in dem Augenblicke an, wo man Nicolaus' Leiche beisetzte. Er übergab die mitgebrachten Geschenke dem Kloster und bat sich dafür einige Kleidungsstücke des verstorbenen Bischofs aus. Mit diesen heimgekehrt errichtete er eine prächtige Kapelle, in der er jene Reliquien niederlegte und wo er alljährlich dem Heiligen zu Ehren Feste feierte. Euphrosyne gebar einen Sohn, den man „Gottgeschenkt, Adeo-

*) Leg. Aur.; Wace (804–924); Engl.

datus“ nannte und der die Freude seiner Eltern ward. Das Glück dieser Familie sollte jedoch bald gestört werden: Räuber führten den Knaben mit sich fort und verkauften ihn an einen heidnischen König, dem er als Mundschenk dienen musste. Ein Jahr schon schmachtete der Knabe in der Gefangenschaft; an dem Tage aber, wo man in der Heimath das Fest des Heiligen feierte, fühlte er sich besonders unglücklich und verlassen und Thränen füllten seine Augen. Der König, der dies sah, fragte ihn nach dem Grunde, und als er denselben gehört, schlug er den Knaben und verbot ihm zu weinen; nie würde er die Heimath wiedersehen, denn Keiner hätte die Macht, ihn ihm zu entreissen.

Kaum hatte der König die stolzen Worte gesprochen, als ein Wind entstand, der den Knaben durch die Luft dahinführte und ihn in der heimathlichen Kapelle niedersetzte. Dort knieten noch die gramerfüllten Eltern, in heisses Flehen zu dem Heiligen versunken. Aber wer beschreibt ihre Freude, als sie beim Aufblicken ihr Gebet erfüllt und das geliebte Kind ihnen zurückgegeben sahen. So lange sie lebten, begingen sie das Fest des heiligen Nicolaus in ungewöhnlicher Pracht*).

Auch diese Legende hat eine lateinische Dramatisirung erfahren, die in Bezug auf ihren poetischen Gehalt wohl am höchsten in ihrem Genre dasteht; abgedruckt in: Origines Latines du Théâtre moderne par Edélestand Du Méril. Paris 1849, pg. 276.

Die Diener des Königs Marmosinus erbieten sich, jeden Willen ihres Herrschers auszuführen und werden von diesem ausgeschickt, möglichst viel Land und Leute zu unterwerfen, was sich ihnen widersetze, aber zu tödten. Der feindliche Einfall findet statt, in dem Augenblicke, wo Getron und Euphrosyna das Fest des Heiligen begehen; beim Nahen der Feinde flieht Alles zurück in die Stadt (Excoranda ist ihr Name, entstellt aus Oenoanda, cf. Assemani Kalendaria Ecclesiae Universae V), der Knabe aber bleibt bei dem Tumulte zurück, wird gefangen genommen und vor den König geführt. —

*) Joan.; Leg. Aurea: Die Räuber gehören dem Stamm der Agarener an. — Andere Quellen, sagt die L. A., berichten, dass der Knabe ein Normanne gewesen sei; Wace; Ital.

Zwischen ihm und dem heidnischen Könige findet hierauf folgendes Gespräch statt, das wir wegen seiner Schönheit nicht umhin können, hier wörtlich mitzutheilen:

Rex.

Puer bone, nobis edissere
De qua terra, de quo sis genere,
Cujus ritu gens tuae patriae?
Sunt gentiles sive christicolae?

Puer.

Excoraudae principans populo
Pater meus, Getron vocabulo,
Deum colit, cujus sunt maria,
Qui fecit nos et vos et omnia.

Rex.

Deus mens Apollo, deus est
Qui me fecit, verax et bonus est,
Regit terras, regnat in aethere,
Illi soli debemus credere.

Puer.

Deus tuus mendax et malus est,
Stultus, caecus, surdus et mutus est;
Talem deum non debes colere,
Qui non potest se ipsum regere.

Rex.

Noli, puer, talia dicere,
Deum meum noli despicere,
Nam si eum iratum feceris
Evadere nequaquam poteris.

Der Dichter führt uns hierauf nach Excoranda zurück: Euphrosyna kommt ihren vermissten Sohn zu suchen, muss aber bald zu ihrem Entsetzen erkennen, dass er ihr geraubt ist. Aufgelöst vor Schmerz ruft sie auf den Rath ihrer Frauen den heiligen Nicolaus an, der auch bald seine Wunderkraft bethätigt. Der weitere Verlauf des Stückes entspricht genau der oben erzählten Legende.

20. Von Wace wird noch ein Wunder berichtet, ähnlich

dem unter 8. erzählten. Ein Kaufmann zog mit reicher Habe nach Myra, um am Grabe des Heiligen zu beten und die Schätze dem Kloster zu übergeben. Unterwegs kehrte er in einem Gasthofe ein, dessen Wirth, durch den Anblick der Schätze lüstern gemacht, beschloss, durch den Mord des Kaufmannes sich in Besitz derselben zu setzen. Er vollführte die entsetzliche That wirklich, zerhackte den Leichnam und barg die Stücke in einer Tonne. In der Nacht aber kam ein reichgekleideter Ritter, der die Stücke wieder passend zusammensetzte und durch sein Gebet der Leiche das Leben wiedergab. Der Kaufmann glaubte nur geschlafen zu haben, hatte keine Erinnerung an seine Ermordung und sein Körper zeigte keine Narben. Wie gross war das Entsetzen des Wirthes, als am nächsten Morgen der todtgeglaubte Gast ihn rief und seine Rechnung ausgleichen wollte. Von geheimer Furcht übermannt, gestand er seine mörderische That und bat reuig um Verzeihung. Darauf zogen Beide zum Grabe des Heiligen, um Vergebung ihrer Sünden zu erflehen.

21. Von dem wunderbaren Oel, das der Leiche des Heiligen entströmte, ist schon (14.) berichtet worden. Es lässt sich leicht denken, dass verschiedene Versuche gemacht wurden, sich der wunderthätigen Ueberreste zu bemächtigen; aber alle Bemühung war umsonst, die Leiche liess sich nicht vom Platze bewegen. So hatte auch der Fürst des Landes, in dem Myra lag, einen Gesandten mit demselben Auftrage dorthin geschickt, dieser aber dieselbe Erfahrung machen müssen. Da betete er zu Nicolaus, dass er ihm doch etwas geben möge, was er verehren und küssen könnte. Sein Gebet ward erhört; denn als er sich eine Schale von dem wunderthätigen Oele reichen liess, fand er darin einen von des Heiligen Zähnen. Hocherfreut barg er die Reliquie in einem goldenen Kästchen, das bald von köstlichem Oele gefüllt war; denn auch der Zahn strömte, wie der ganze Körper, von jener heilbringenden Feuchtigkeit aus, und jemehr er sich bemühte, dem Fliessen desselben Einhalt zu thun, um so reicher strömte der Quell. In der Nacht jedoch erschien ihm Nicolaus mit dem Zahne in der Hand und redete ihn folgendermassen an: „Nunmehr ist deine Bitte erfüllt; du hast meinen Zahn gesehen und geküsst, aber du wirst ihn nicht

als dein Eigenthum davontragen. Nie kann er von mir getrennt oder von meinen Gebeinen entfernt werden.“ Nach diesen Worten erblich das Traumbild; jener aber erwachte und sah, dass der Zahn in der That mit ihm verschwunden war*).

22. Im Jahre 1087 segelten Kaufleute aus Bari, einer normannischen Kolonie in Unter-Italien, nach Antiochien; unterwegs aber hörten sie so viel von den Wundern, die der Heilige auch noch im Tode vollbrachte, dass sie beschlossen, sich auf jeden Fall in Besitz seiner Gebeine zu setzen. Als sie jedoch nach Myra kamen, fanden sie die Stadt durch die Muhamedaner verwüstet und verlassen und in dem Kloster nur drei Geistliche, den heiligen Schatz bewachend. Diesen machten die Kaufleute glauben, sie seien Abgesandte des Papstes, beauftragt, für die Sicherheit der Reliquie zu sorgen und sie dadurch vor den Beleidigungen der Ungläubigen zu wahren, dass sie sie nach Italien schafften. Sie unterstützten diese List durch reiche Geldgeschenke und erhielten von den Hütern des Sarges die Erlaubniss, denselben zu erbrechen. Sie fanden darin die ganz in wunderbarem Oel schwimmenden Gebeine des Heiligen; doch schien es, als wenn dieselben schon einmal berührt worden wären, denn die Knochen lagen durcheinander und das Haupt abseits. Nachdem sie die werthvollen Ueberbleibsel sorgsam verpackt hatten, schifften sie sich mit ihrem Schatze am 20. April 1087 ein und kamen nach einer glücklichen Fahrt von achtzehn Tagen in Bari an, Sonntag, den 9. Mai.

1089 wurde dem Heiligen eine prächtige Kapelle gebaut, die Papst Urban II. weihte. Bari wurde in Folge dessen ein sehr besuchter Wallfahrtort und aus den entferntesten Gegenden strömten die gläubigen Christen herbei, um der Segnungen der heiligen Reliquien theilhaftig zu werden**).

23. Auch bei den Russen geniesst St. Nicolaus eine grosse Verehrung; cf. Assemani Kalendaria Ecclesiae Universae V, pg. 428. In unserem Jahrhundert aber ist es besonders die

*) Surius VII, pg. 400. Wace.

**) Surius VII, pg, 399. Translatio S. Nicolai Episcopi ex Myra Lyciae urbe ad Appuliae oppidum Barium vel Barum scripta ab Johanne Archidiacono Barensi — circa annum D. 1088.

Kinderwelt, bei der er in gutem Andenken steht. In Frankreich setzen die Kinder am Vorabend des 6. December ihre Schuhe mit Heu gefüllt an die Thür; während der Nacht kommt der Heilige angeritten, sein Ross frisst das Heu, er aber legt dafür ein Geschenk in den Schuh. In Deutschland scheint er mit Ruprecht identificirt zu werden. So beginnt ein Kinderliedchen in Otto Schulz' Handfibel. Berlin 1875, pg. 69:

Sankt Niklas.

Hört, ihr Kindlein, ich habe vernommen,
Dass Sankt Niklas werde kommen
Aus Russland; da wird er gehalten werth
Und wird als ein Heiliger dort verehrt.
Er ist bereits schon auf der Fahrt,
Zu besuchen die Schuljugend zart,
Zu sehen, was die kleinen Mädchen und Knaben
In diesem Jahr gelernet haben
Im Beten, Schreiben, Singen und Lesen,
Und ob sie sind hübsch fromm gewesen.
Er hat in seinem Sack verschlossen
Gar hübsche Sachen, geschnitzt und gegossen;
Den Kindern, welche hübsch fromm wären,
Will er solche schöne Sachen verehren.

Luthers Lieblingswörtchen Und.*)

Von

Dr. August Lehmann in Danzig.

Vorbemerkung.

In meinem kleinen Aufsatz über den Bibelvers Röm. 2, 14 (s. die Theologischen Studien und Kritiken 1877, S. 514 ff.) habe ich auf einen Fehler der Lutherschen Uebersetzung aufmerksam gemacht und mir erlaubt, die Religionslehrer daran zu mahnen, dass sie, wenn ihre Schüler diesen Vers auswendig lernen, den Lutherschen Fehler, der sich in allen Ausgaben seiner Uebersetzung noch bis auf den heutigen Tag fortgeerbt hat, nicht sollen mitlernen lassen. Der Fehler betrifft Luthers Lieblingswort Und, das im gedachten Verse durchaus weggestrichen werden muss.

Diesmal habe ich es mit zwei anderen Stellen zu thun, in denen uns Luthers fragliches Und begegnet, nämlich I. mit Mark. 2, 23, und II. mit Jakob. 5, 4. In der ersteren Stelle beabsichtige ich das Und zu retten, und zwar durch eine ganz kleine, dem Grundtext entsprechende Veränderung bei dem vorangehenden Nebensatze. In der zweiten Stelle will ich darlegen, dass das Und durchaus und unter allen Umständen wegzulassen und demgemäss eine andere Konstruktion zu wählen sei. In beiden Fällen aber kann ich nicht unterlassen, abermals die kleine Mahnung an die Religionslehrer mir zu erlauben, dass sie nicht verabsäumen mögen, vor ihren Schülern bei der Erklärung dieser Verse mit Vorsicht zu Werke zu gehen und die Schwierigkeiten des Lutherschen Und zu beseitigen. —

I.

Mark. 2, 23.

Dieser Vers lautet im Grundtext also:

Καὶ ἐγένετο παραπορεύεσθαι αὐτὸν ἐν τοῖς σάββασι διὰ τῶν σπορίμων καὶ ἤρξαντο οἱ μαθηταὶ αὐτοῦ ὁδὸν ποιεῖν τίλλοντες τοὺς στάχυας.

*) Vergl. meine Schrift „Sprachliche Sünden der Gegenwart". II. Abtheil. 1877.

Ehe wir zur Besprechung der Lutherschen Uebersetzung dieser Stelle übergehen, müssen wir uns zuvörderst im Allgemeinen mit der Konstruktion des grundtextlichen *καὶ ἐγένετο* und der Uebersetzung Luthers Und es begab sich vertraut machen und folgende Bemerkungen vorausschicken.*)

1) Die offenbar ebraisirende Formel *καὶ ἐγένετο* oder *καὶ ἔσται***), welche mit Ausnahme von zwei Stellen***) sonst überall an der Spitze einer Periode oder wenigstens eines Periodentheils steht und niemals asynthetisch, sondern stets durch *καὶ* oder *δὲ* an das Vorhergehende sich anschliesst, ist nicht eine unnütze Umschreibung oder pleonastischartige Weitschweifigkeit†), sondern dient dazu, die Thatsachen stärker hervorzuheben und auf sie eindringlicher aufmerksam zu machen.††) Sie findet sich im N. T. sehr häufig, und zwar am häufigsten im Evangel. Lukas sechsunddreissigmal, nächstdem in seiner Apostelgeschichte siebzehnmal, im Math. aber nur sechsmal, im Markus nur viermal, auch in den Episteln ein paar mal, dagegen im Ev. Johannis gar nicht.

2) Luther übersetzt das *ἐγένετο* meistens durch Es begab sich, öfters auch, besonders im Lukas, durch Es geschah, ein paar mal auch durch Es kam, und das Futurum *ἔσται* durch Es soll oder wird geschehen und durch Und soll geschehen. Zweimal hat er die Formel Und es begab sich da gebraucht, wo sie im Grundtext gänzlich fehlt: Luk. 10, 31 und 22, 44.

3) Die Formel regiert öfters den Akkusativ mit dem Infinitiv, den dann Luther in einen Nebensatz mit dass auflöst.†††) Am häufigsten aber übt sie gar keinen grammatischen Einfluss aus, sondern lässt hinter sich einen vollständig selbständigen Hauptsatz folgen.

Luther lässt hinter der Formel entweder einen Nebensatz mit dass folgen, oder springt ebenfalls in einen selbständigen Hauptsatz über.

---

*) Vgl. meine Schrift „Luthers Sprache ff." § 77 ff.

**) Das Futurum in den vier Stellen: Ap. 2, 17. 31. 3, 23. Röm. 9, 26.

***) Die Formel steht nur zweimal in Nebensätzen: Ap. 21, 1 und 5.

†) Meyer hat in seiner Uebersetzung diese Formel mit grossem Unrecht stets fortgelassen.

††) Oft (unter dreiundsechzigmalen dreizehnmal) beginnt mit dieser Formel ein neues Kapitel und überall (mit einziger Ausnahme von Luk. 7, 14) ein neuer Vers. Es ist wohl möglich, dass man bei der Eintheilung des Textes in Kapitel und Verse erkannt oder wenigstens gefühlt hat, die hervorhebende, gewichtige Kraft der Formel sei ganz dazu geeignet, auf neue, gewichtige Thatsachen hinzuweisen und somit grössere Haltpunkte und Abschnitte zu bezeichnen.

†††) S. Luk 6, 6. Ap. 9, 37. 16, 16. 19, 1. 28, 17.

Die erstere Ausdrucksweise (ein von dass eingeleiteter Nebensatz) ist die natürlichste und heutigestags allein übliche. In ihr vertritt der Nebensatz das Subjekt zur Formel Es begab sich, das durch das stellvertretende Subjekt Es im Voraus angedeutet wird. Die zweite Ausdrucksart zerreisst das Band, welches von der Logik zwischen der Formel und dem nachfolgenden Gedanken innig geknüpft wird, gestaltet diesen Gedanken zu einem selbständigen Hauptsatz und lässt die Formel für sich allein und absolut dastehn.

Wenn Luther von diesen beiden Konstruktionsarten die leztere vorzieht — (er gebraucht sie sechsunddreissigmal, die erstere nur siebenundzwanzigmal, und im Grundtext findet sich die letztere sechsundvierzigmal, die erstere bloss siebzehnmal) —, so hat das seinen Grund vielleicht in seiner zu genauen Anschliessung an den Grundtext. Aber wahrscheinlicher hat er sehr richtig herausgefühlt, dass der Logik zufolge die Formel Es begab sich bloss nebensächlich sei, und dass ein von ihr abhängender Nebensatz mit dass eigentlich die Hauptsache enthalte, also dass der Konstruktion nach die nachfolgende Thatsache nicht abhängig von der Formel erscheine, sondern völlig selbständig als ein eigener Hauptsatz auftreten könne.

Dass im Neuhochdeutschen dennoch die erstere Ausdrucksweise allein üblich ist, rührt daher, weil hier, wie oft, die Grammatik um der Deutlichkeit halber den Vorrang vor der Logik beansprucht. Man vermisst bei der absoluten Formel Es begab sich doch zu sehr das durch den Vorläufer Es bereits angedeutete Subjekt.

Der selbständige Hauptsatz ist nun häufig ein Nachsatz zu dem vorangehenden, nach *ἐγένετο* zwischengeschobenen Nebensatz mit *ὅτε* und (bei Lukas meistens) mit *ὡς*. z. B.

> Matth. 13, 53. *Καὶ ἐγένετο, ὅτε ἐτέλεσεν ὁ Ἰησοῦς τὰς παραβολὰς ταύτας, μετῆρεν ἐκεῖθεν.*
>
> Und es begab sich, da Jesus diese Gleichnisse vollendet hatte, ging er von dannen;

oder auch zu dem vorangehenden absoluten Genitiv, z. B.

> Lukas 20, 1. *Καὶ ἐγένετο ἐν μιᾷ τῶν ἡμερῶν ἐκείνων, διδάσκοντος αὐτοῦ τὸν λαὸν ἐν τῷ ἱερῷ καὶ εὐαγγελιζομένου, ἐπέστησαν οἱ ἀρχιερεῖς καὶ οἱ γραμματεῖς — —.*
>
> Und es begab sich der Tage einen, da er das Volk lehrte im Tempel und predigte das Evangelium, da traten zu ihm die Hohenpriester — —.

Wenn dieser Hauptsatz aber ohne solche Beziehung steht, so übersetzt ihn Luther durch einen Nebensatz mit dass, z. B.

Luk. 6, 12. *Ἐγένετο δὲ ἐν ταῖς ἡμέραις ταύταις, ἐξῆλθεν εἰς το ὄρος προσεύξασθαι.*

Es begab sich aber zu der Zeit, dass er ging zu beten.

Die Logik wird einen solchen selbständigen Hauptsatz für das eigentliche Subjekt zu *ἐγένετο* erklären. Allein die Grammatik kann ihn als solches keineswegs anerkennen, und für sie bleibt es immer eine eigenthümliche, höchst sonderbare Wendung, welche der Griechische Grundtext offenbar dem Ebräischen Gebrauch nachgebildet hat. Im Ebräischen heisst die Formel Vagehi = *ἐγένετο*, und sie hat hinter sich völlig abgerissene, selbständige Hauptsätze. Man muss also annehmen, dass diese abgerissenen Hauptsätze bloss im logischen Sinne als Subjekte fungiren. (*Καὶ ἐγένετο τόδε. ἐξῆλθεν εἰς τὸ ὄρος*, Und es begab sich folgendes: er ging von dannen.)

4) Betrachten wir nun noch die zwischengestellten, näheren Bestimmungen, welche bald zu *ἐγένετο*, bald zu dem nachfolgenden Hauptsatz gehören, oder nach Belieben zu einem von beiden bezogen werden können. Sie sind grösstentheils nähere zeitliche Bestimmungen, nur einmal ist die zu *ἐγένετο* gehörige Bestimmung eine örtliche (Ap. 14, 1).

Diese zeitlichen Zwischenbestimmungen haben verschiedenartige Formen.

Bald sind sie von *ὅτε* oder *ὡς* eingeleitete Nebensätze und als solche meistens Vordersätze zu den folgenden Haupt-, d. h. Nachsätzen. z. B. Matth. 7, 28. 11, 1. 13, 53. 19, 1. 26, 1. Luk. 1, 23. 19, 29. 41, 19.

Bald kleiden sie sich in genitivi absoluti ein, z. B. Matth. 9, 10. Luk. 20, 1. Ap. 16, 16.

Bald stellen sie sich als blosse Adverbien dar, z. B. Mark. 1, 9.

Bald (und zwar sehr häufig) nehmen sie die Gestalt von solchen Adverbialien an, welche mit *ἐν τῷ* eingeleitet einen Akkusativ mit dem Infinitiv oder auch nur einen blossen Infinitiv in sich aufnehmen und diese Infinitivstrukturen durch Vorsetzung des Artikels zum Substantiv avanciren lassen, z. B. Mark. 4, 6. Luk. 1, 8. 5, 12. 8, 40. 9, 18. 33. 14, 1. 17, 11. 14. 18, 35. 24, 15. 30. 51. Luther übersetzt die Konstruktion *ἐν τῷ* meistens durch Nebensätze mit da.

Endlich finden sich auch sonstige Partizipialkonstruktionen, z. B.

Ap. 22, 6, wo der Dativ *μοι* und das nachfolgende *περὶ ἐμὲ* sehr ungewöhnlich ist.

Selten steht gar keine Zwischenbestimmung zwischen *ἐγένετο* und der davon abhängigen Infinitivstruktur, wie Mark. 2, 23. Ap. 9, 32. 43. 28, 8.

5) Sehr auffallend ist das den Hauptsatz öfters einleitende *καί*. Es tritt uns einmal bei Matthäus und zehnmal bei Lukas entgegen, aber niemals nach einem wirklichen Nebensatz mit *ὅτε* oder *ὡς*, sondern entweder nach absolutem Genitiv (Matth. 9, 10), oder nach den durch *ἐν τῷ* zu Substantiven erhobenen, zu *ἐγένετο* gehörigen Infinitivstrukturen (Luk. 5, 1. 12. 9, 51. 10, 38. 19, 15. 24, 15), oder endlich nach Zeitadverbialien (Luk. 5, 17. 8, 1. 22. 9, 28).

Auch ist noch zu bemerken, dass in diesen 11 Beispielen auffallenderweise vor dem nachfolgenden Hauptsatze zweimal *καὶ ἰδοῦ* und siebenmal *καὶ αὐτὸς* sich findet.

Was hat es nun mit diesem *καὶ* für eine Bewandnis? Was für Sätze oder Wörter soll es verbinden?

Wir antworten: es verbindet gar nichts und kann weder durch Und, wie Meyer will*), noch durch nempe, wie Fritsche will, wiedergegeben werden. Wie sollte der folgende Hauptsatz durch und mit dem *ἐγένετο* oder gar mit der dazwischen gestellten näheren Bestimmung sich verbinden lassen? Solche Verbindung wäre weder grammatisch noch logisch möglich. Und nun *καὶ* gar durch nempe zu übersetzen, ist weder grammatisch noch logisch gestattet. Das vieldeutige, unübersetzbare Waw konnte der Grieche nicht besser wiedergeben, als durch *καί*. Es bezeichnet ungefähr unser nachsätzliches Deutsches so, da.**)

Luther erkannte ganz richtig, dass dieses *καὶ* sich nicht durch und übersetzen lasse, und gab es entweder gar nicht oder durch das nachsätzliche so oder da wieder.***)

---

*) Vergl. meine Schrift „Luthers Sprache ff.“ Seite 171 Note****.

**) Auch in anderartigen Stellen steht solch ein *καὶ* offenbar mit dem Waw in Zusammenhang, namentlich am Anfange eines Nachsatzes, ähnlich unserm Deutschen so. z. B. Luk. 2, 21: *Καὶ ὅτε ἐπλήσθησαν ἡμέραι ὀκτὼ — —, καὶ ἐκλήθη τὸ ὄνομα αὐτοῦ Ἰησοῦς.* — Jakob. 4, 15: *Ἐὰν ὁ κύριος θελήσῃ καὶ ζήσωμεν, καὶ ποιήσομεν τοῦτο ἢ ἐκεῖνο.* Off. 10, 7: *Ἀλλὰ — — ὅταν μέλλῃ σαλπίζειν, καὶ τελεσθῇ τὸ μυστήριον.* — Auch hier wird vor dem sehr beliebten *ἰδοῦ* und vor *αὐτὸς* wieder das *καὶ* gebraucht, z. B. Luk. 7, 12: *ὡς δὲ ἤγγισε τῇ πύλῃ τῆς πόλεως, καὶ ἰδοῦ, ἐξεκομίζετο τεθνηκώς — —.* Luk. 2, 28 (*καὶ αὐτός*). Dies *καὶ* findet sich sogar noch in Verbindung mit dem auch sonst nicht ungewöhnlichen nachsätzlichen *δέ*, z. B. 2. Petri 1, 5. —

***) Der Vers Mark. 2, 15 gehört nicht hieher, denn das erste *καὶ* heisst

Nach diesen Vorausschickungen können wir nunmehr zu Luthers Uebersetzung der Stelle Mark. 2, 23 übergehen. Er übersetzt also: Und es begab sich, **da** er wandelte am Sabbath durch die Saat, **und** seine Jünger fingen an, indem sie gingen, Aehren auszuraufen.

Was ist nun in dieser Uebersetzung falsch und auffallend?

Luther hat erstlich den Akkusativ mit dem Infinitiv *παραπορεύεσθαι αὐτὸν*, welcher, wie oben erwähnt, als Subjekt zu *ἐγένετο* angesehen und somit durch einen Nebensatz mit dass übersetzt werden muss, irrthümlich für einen genitivus absolutus angesehen und durch einen von da eingeleiteten, die Zeit näher bestimmenden Nebensatz wiedergegeben. Er hat zweitens einen Hauptsatz mit und angeknüpft, man weiss aber nicht, woran? An den Nebensatz mit da gewiss nicht, denn Hauptsatz und Nebensatz lassen sich nicht koordiniren und nicht durch und verbinden. An *ἐγένετο* eben so wenig; denn wie könnte mann sagen: es begab sich **und** die Jünger fingen an ff.? Wie aber ist denn Luther zu dem und gekommen? Nicht durch das oben besprochene *καὶ*, das er niemals durch und, sondern entweder gar nicht, oder durch das nachsätzliche so oder da wiedergiebt. Sondern er hat vermuthlich den Nebensatz mit da sich logisch als abhänging von *ἐγένετο* gedacht und dann, wie oft, richtig in einen Hauptsatz eingelenkt, den er nunmehr mit und einleiten konnte.

Die leichteste Verbesserung dieser Lutherschen Uebersetzung ist, dass statt da zu setzen. Dann ist alles grammatisch und logisch in Ordnung:

---

nicht und, sondern auch. — Die Stelle Luk. 5, 1, die in der Konstruktion einige Schwierigkeiten hat, ist hier noch besonders zu erwähnen, obwohl sie keineswegs das verfängliche und darbietet. Ihre Konstruktion ist folgende.

Hinter *ἐγένετο δὲ* folgt eine Zwischenbestimmung, welche durch das sehr beliebte *ἐν τῷ* mit nachfolgendem Accus. c. infin. eingeleitet wird. Mit *καὶ αὐτὸς ἦν ἑστὼς* beginnt aber eine längere Parenthese, welche bis *ἀπέπλυναν τὰ δίκτυα* sich hinzieht. Nach dieser Zwischenschiebung folgt nun erst im dritten Verse der Nachsatz mit *ἐμβὰς δέ*, welcher, wie Nachsätze häufig, durch ein *δὲ* eingeleitet wird und zum Verbum finitum *ἠρώτησεν* hat. Luther beginnt auch sehr richtig nach der Parenthese den Nachsatz mit den Worten trat er in der Schiffe eines, und dieser Nachsatz, aber nicht der parenthetische Hauptsatz *καὶ αὐτὸς ἦν ἑστώς*, ist der als logisches Subjekt zu *ἐγένετο* gehörige, von dem *ἐγένετο* grammatisch ganz unabhängige Hauptsatz. Und somit hat diese Stelle keine Aehnlichkeit mit Mark. 2, 23.

Und es begab sich, dass er wandelte am Sabbath durch die Saat, und seine Jünger fingen an, indem sie gingen, Aehren auszuraufen.

So hat die Formel es begab sich an dem mit dass eingeleiteten Nebensatz ihr richtiges Subjekt und das folgende und seine Berechtigung.

Nahe liegt der Gedanke, dass das da statt dass ein Schreibfehler Luthers oder ein Druckfehler sei. Und dieser Gedanke scheint noch in dem Umstande eine Unterstützung zu finden, dass Luther in der gleichlautenden Parallelstelle Luk. 6, 1, den Akkusativ mit dem Infinitiv ganz richtig übersetzt:

Ἐγένετο δὲ ἐν σαββάτῳ δευτεροπρώτῳ διαπορεύεσθαι αὐτὸν διὰ τῶν σπορίμων, καὶ ἔτιλλον οἱ μαθηταὶ αὐτοῦ τοὺς στάχυας.

Und es begab sich auf einem Aftersabbath, dass er durchs Getreide ging, und seine Jünger rauften Aehren aus.

Allein es lässt sich doch schwer denken, dass solch ein Schreib- oder Druckfehler Jahrhunderte lang durch alle Ausgaben der Lutherschen Uebersetzung bis auf die allerneuesten sich sollte fortgeerbt haben.

Dass die neueren und neuesten Deutschen Bibelübersetzungen so wie auch die Uebersetzungen in die fremden neueren Sprachen nicht in den Lutherschen Fehler gerathen, ist eine Thatsache, welche ebenfalls dafür zeugt, dass Luther allein sich hier in der Konstruktion geirrt hat. Es ist wohl möglich, dass er sich durch die Vulgata hat irre leiten lassen, welche hier genau eben so falsch lautet:

Et factum est iterum, cum dominus sabbatis ambularet per sata, et discipuli eius coeperunt progredi et vellere spicas. —

Sollte man aber durchaus nicht geneigt sein, die kleine Berichtigung dass statt da gelten zu lassen, sondern gegen den Grundtext den Lutherschen Satz mit da ohne Weiteres beibehalten wollen: so ist das dahinter folgende und nicht mehr zu retten, sondern es muss nothwendig weggestrichen und der durch dasselbe angeknüpfte Hauptsatz umgeformt werden. Dieser müsste dann, falls er ein Nachsatz zu dem Vordersatze mit da werden sollte, also heissen:

Und es begab sich, da er wandelte durch die Saat, (so oder da) fingen seine Jünger an, Aehren auszuraufen;

oder, falls der Nebensatz mit da als zum Verbum *ἐγένετο* gehörig demselben einverleibt werden sollte, also:

Und es begab sich, da er wandelte durch die Saat, dass seine Jünger anfingen ff.,

oder mit Hinübersprung in einen abgerissenen Hauptsatz also:

Und es begab sich, da er wandelte durch die Saat: seine Jünger fingen an ff. —

Ich für mein Theil aber muss aufs entschiedenste mich für die kleine Berichtigung des da in dass erklären. So ist dem Urtext und dem Verständnis Genüge geleistet und Luthers Lieblingswörtchen Und gerettet.

II.

Jakob. 5, 4.

Im Grundtext lautet dieser Vers also:

Ὁ μισθὸς τῶν ἐργατῶν τῶν ἀμησάντων τὰς χώρας ὑμῶν ὁ ἀπεστερημένος ἀφ' ὑμῶν κράζει.

Bis 1530 übersetzte Luther dies also:

Das Lohn der Arbeiter, die euer Land eingeerntet haben, das von euch verkürzt ist, das schreiet.

Aber von da ab verändert er diese Uebersetzung also:

Der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeerntet haben, **und** von euch abgebrochen ist, das schreiet.*)

Diese letztere Uebersetzung hat in allen Ausgaben der Lutherschen Uebersetzung bis zur heutigen Stunde Platz gegriffen. Und das ist um so mehr zu verwundern, da die ältere Uebersetzung, wenn auch nicht richtig Deutsch, so doch wenigstens verständlich ist, während die spätere nicht bloss völlig undeutsch, sondern auch durchaus unverständlich ist. Es lässt sich auch nicht der mindeste Grund für solche unbegreifliche Festhaltung dieser Uebersetzung finden, am wenigsten für unser neueres und neuestes Hochdeutsch.

Betrachten wir zunächst die frühere Uebersetzung Luthers.

Sie enthält einen Hauptsatz (**das Lohn** der Arbeiter das schreiet), in welchen zwei relativische Nebensätze (die euer Land eingeerntet haben, und das von euch verkürzt ist) eingeschaltet sind. Beide Relativsätze stehen unmittelbar neben einander. Es ist aber weder im Deutschen noch in sonst einer Sprache gestattet, dass, wie hier, zwei Relativsätze zwei verschiedene Substantive als ihre Träger im Hauptsatze haben und doch unmittelbar neben einander stehen.**) Das erstere Relativpronomen die bezieht sich

*) S. „Luthers Sprache ff.“ S. 141.
**) S. Götzinger Dt. Sprache II, 477.

auf Arbeiter, das zweite, das, auf Lohn. Hiebei wollen wir noch ganz davon absehen, dass dieses letztere Relativpronomen das sich auch auf euer Land beziehen und somit der zweite Relativsatz sich dem ersteren, in welchem sein Träger stünde, als subordinirt, also als ein Nebensatz des zweiten Grades darstellen könnte. Und das könnte diesmal weder Logik noch Grammatik hindern.

Also hievon noch abgesehen, müssen unter allen Umständen die beiden Relativsätze von einander getrennt werden.

Allerdings ist nun Luther nicht frei vom Zusammendrängen zweier so verschiedenartiger Relativsätze auch an anderen Stellen, z. B. Ap. 12, 12:

> Und als er sich besann, kam er vor das Haus Mariä, der Mutter Johannis, der mit dem Zunamen Markus hiess, da (οὗ) viele bei einander waren und beteten,

wie er denn auch öfters zwei zwar gleichstufige, aber nicht zusammengehörige Nebensätze nicht von einander trennt, z. B. Gal. 2, 3:

> Aber es ward auch Titus nicht gezwungen sich zu beschneiden, der mit mir war, obwohl er ein Grieche war.

Allein zur Zeit Luthers war die Satz- und die Periodenlehre noch lange nicht geregelt. Aber wenn neuere und neueste Uebersetzer oder sonstige Schriftsteller solchen gewaltsamen Zusammenstoss zweier derartiger Nebensätze sich gestatten und so das Verständnis erschweren oder verdunkeln, so ist das nicht zu verzeihen.

Ausser dieser Missstellung der beiden Relativsätze, welche zwar grammatisch nicht angänglich ist, doch aber das Verständnis des Verses nicht zu sehr hemmt, enthält diese frühere Uebersetzung nichts Anstössiges.

Dagegen ist die spätere Uebersetzung nicht bloss grammatisch durchaus falsch, sondern auch völlig unverständlich.

Erstlich wird die unmittelbare Aufeinanderfolge der beiden Relativsätze, die schon bei der früheren Uebersetzung sehr zu missbilligen ist, in eine innigste Verkettung vermittelst des Und verwandelt. Und das potenzirt die Fehlerhaftigkeit aufs bedeutendste.

Zweitens ist bei dem durch Und angeketteten zweiten Relativsatz das einleitende Relativpronomen das, welches im Hauptsatz das Lohn zum Träger hat, gänzlich weggefallen. Durch diesen Wegfall bekommt es den Anschein, als sei aus dem durch die eingeleiteten ersten Relativsatz auch für den zweiten Relativsatz das Pronomen die als Einleitung zu ergänzen.

Hieraus folgt, dass das Luthersche Verkettungs-Und durchaus und unter allen Umständen wegzustreichen ist.

Damit ist nun freilich noch nicht Alles verbessert, sondern es bleibt noch übrig, dem zweiten Relativsatz sein einleitendes Relativsubjekt das wiederzugeben und beide Relativsätze von einander zu trennen, etwa partizipialisch:

> Der von euch verkürzte Lohn der Arbeiter, die euer Land eingeerntet haben, der schreit,

oder durch Umformung des zweiten Relativsatzes:

> Der Lohn der Arbeiter, die euer Land eingeerntet haben, ist von euch verkürzt worden, und das schreit;

oder (wie Meyer):

> Der Arbeiterlohn, den ihr den Schnittern eurer Felder vorenthieltet, schreit,

oder sonst wie.

Dass einige neuere Bibelübersetzer zwar das Und natürlich ausgelassen, aber das Aneinanderstossen der beiden Relativsätze nicht vermieden haben, ist sehr zu missbilligen. Selbst Bunsen hat es nicht vermieden; er übersetzt noch:

> Der Lohn der Arbeiter, welche eure Felder gemähet haben, der von euch vorenthalten ist, schreiet,

und überdies bezieht er den ersten Relativsatz auf das zweite Substantiv im Hauptsatz und den zweiten auf das voranstehende erstere Substantiv.

Ob Luther bei der älteren Uebersetzung dieses Verses die Vulgata benutzt habe, ist fraglich. Dass er bei der späteren Uebersetzung die Vulgata nicht zum Grunde gelegt habe, lehrt der Augenschein. Denn dieselbe hat zwar den Zusammenstoss der beiden unverbindbaren Relativsätze auch nicht vermieden; dafür aber hat sie weder ein Und, das beide Sätze verketten könnte, hinzugesetzt, noch lässt sie im zweiten Relativsatze das einleitende Relativsubjekt weg:

> Merces operariorum, qui messuerunt regiones vestras, quae fraudata est a vobis, clamat. —

Luther hat sich durch die beiden Partizipia des Grundtextes *τῶν ἀμησάντων* und *ὁ ἀπεστερημένος* — er pflegt gerne und mit Geschick die Partizipien in Relativsätze zu verwandeln — offenbar zu der falschen Uebersetzung verleiten lassen.

Alexiuslieder.

(Forts. u. Schluss.)*)

Von

Dr. Carl Horstmann.

III. Die Version des Ms. Laud 622.

Ein drittes, von den beiden bereits edirten bedeutend abweichendes Alexiuslied ist das des Ms. Laud 622, fol. 21, fast doppelt so lang als jene und späteren Ursprungs. Die Hs. enthält, wie mir Mr. Furnivall mittheilt, im Anfang die Siege of Jerusalem (dessen Anfang am Ende der Hs.) bis fol. 21, dann, nach dem Alexius, die 5 Träume Adam Davys über Edward II. (1307—27), The Geste of Alisander fol. 27—64 (nach dieser Hs. gedruckt in Weber's Metrical Romances vol. I), darauf noch The pylgrimages of the holy lond in Prosa (welche Furnivall zu veröffentlichen versprochen hat), und auf den letzten 8 Blättern, die eigentlich den Anfang der Hs. bilden, eine gereimte Erzählung der Hauptbegebenheiten des alten Testamentes (von Joseph, Moses, Salomon, Elye, Elisaeus, Danyel, Habacuc), dann Fiftene toknes Jeremie, Lamentacio animarum, und den Anfang (2 foll.) zur Siege of Jerusalem, im Ganzen 72 Blätter. Das Alexiuslied wird Mr. Furnivall nebst den Träumen Adam Davys im nächsten Jahre erscheinen lassen, doch hatte derselbe die Güte, mir einen Abdruck seiner Copie dieser mir bis dahin unbekannten Version zu übersenden und zu gestatten, dieselbe meiner eigenen Sammlung von Alexiusliedern einzureihen und schon jetzt zu veröffentlichen.

Sprachliches. Vokallänge wird häufig durch Verdoppelung bezeichnet, so bei spaak' 452. 487, wee, ȝee, þee, see, leet, feet, sleep, neere, breech 731, breest 461; oo, þoo adv., þoo plur. 117, soo, woo, woot, wroot, stood, good, took, aroos, loos, oord 200, wrooþ 104; lijf, wijf, strijf, lijk, wijs, prijs, vijs 171. *eo* findet sich nirgends, *oe* in poeple, doel, *oi* in oiþer 323. 374. 407, noiþer 96 (neiþer 392). — A vor m n haben im Reime man, þan, can, wan, ran, gan, cam nam 914, name 61, i. T. ausser diesen noch any, many, whan, þanked, einmal auch lange 1084 (sonst longe); o i. R. honde londe 292, stonde fonde 963, longe amonge 945, ygon onon 638, wisdome 66, (auch fro 778. 790). Mit o finden sich auch i. R. sowe praet. sgl. (= sawe) i. R. zu knowe 279, ysowe praet. plur. knowe wowe lowe

---

*) Vgl. Archiv 1873, Bd. LI, Heft 1, und Archiv 1876, Bd. LVI, Heft 4.

915, lowe knowe 370. 485. 802, lowe owe þrowe wowe 1002: diese Wörter finden sich nie mit a, desgleichen more, sore; statt sle i. R. zu fro woo also 1053 verlangt der Reim ebenfalls slo; *a* begegnet in halt 3. praes., yfalt 931. *a* und *e* schwanken zuweilen, so findet sich i. R. auch bilaue 21 neben bileue 332, neben hadde ladde dradde i. R. zu gladde 99, hadde radde 1006 (rad grad 979), auch hedde ledde i. R. zu fledde spedde 243, led i. R. zu bed 463; i. T. findet sich nur hadde had, meist ledde (lad 58), red 973; merke ausserdem mit e i. R. lest 595, messe 817, lesse 630, mit a cast 395, vnwrast 738, was 337; im Praet. findet sich mit e ȝeue i. R. 331, sete i. T. 526, sonst a: ȝaf, sate i. R. 448 (sat 486, sat' 474, satt' 356), bare, stale, spak; merke noch lefdy mit e. — *i* und *e* berühren sich öfter i. R., vgl. die Reime mende hende 271. 373, mynde (st. mende) hende 229, dent tourment 143, herne gouerne 951, fyre (st. fere) neere 459; ferner kysse blisse i. R. zu briȝtnesse destresse 1089, kysse: lyonesse presse 1044, lesse blis 657, aber heuynysse blisse 181 (vgl. noch lesse godenesse 46, lesse almesse wrecchednesse destresse 351, richesse wrecchednesse 242); in allen diesen Beispielen macht sich der Einfluss des kentischen e geltend. *i* haben i. R. synne kynne 338, hyde 887, kiþe 224. 296, fulfille 528, und einmal by statt be i. R. zu I 375; i. T. wil, wist 175, kisten, pylte 622, clyppe 1044, first, mychel, litel, yuel, miṛþe, wirche, chirche, mynde, kynne, synne, whiche, swiche, þider, siþþe 421 (siþen 396 siþens 1134); u nur dude, vche, ȝut 476; merke werld mit e. *u*, nicht o, findet sich in rungen sungen 1103, sprunge tunge 1106, shulde, o in þonder, gonnen, þorst 770. — Das Ms. schreibt ȝth und ȝtt, z. B. miȝth, miȝtten; merke die Schreibung von haꝛȝe felawȝe 328, sawȝe 393, dawȝes 749 und dawes 577 neben dayes 595, drouȝen 638 neben drowen 593, soroufed 1013 soroufeyng 1011; u neben w in duelle, suete, ansuere; z statt s in sẽintz 468, serieauntz 452, c statt s in cce, cenatoure, d statt th in ded i. R. 1019. Verschmelzungen sind nas 325, nyltou 1017, nolde, noot 419, ferner þemperoure, þapostoile.

Von den Fürwörtern sind zu merken I (i. R. zu cry 375), she, Acc. hir, Poss. meist her, aber auch hir 100. 412 hire 426. 1037, sbst. hires 155; der Plur. der 3. Person lautet þai, nur einmal hij 1097 (dies die Form in den „Träumen Edward's"), Acc. hem, Poss. her.

Der Infinitiv endet zweimal auf südliches y: party i. R. 384, wraþþi i. T. 202; sonst i. R. in der Regel auf e, ausser in don 175 done 890, gon 655, sene 422, seyne 565. 798 (aber seye i. R. zu deye 893, i. R. zu weie 874); ohne e in say 861 und, trotz des (bedeutungslosen) Häkchens, in look' 60. 674. 768. 959 (in loke 236 i. R. zu tooke ist e als verstummt anzusehen), ask' lask' 678, þink' 676. Ausserhalb des Reimes endet die Mehrzahl der Infinitive auf *en*, z. B. witen, seien 682, seen 1080, bryngen, passen, aryuen, seruen, suffren u. a., doch ist auch e nicht selten: conne, lygge 1126, libbe 792, folowe, couere, suffre 310; ohne e ist cast 1063. — Im Plur. praet. findet sich *en* i. R. nur in seiȝen i. R. zu eiȝen 709, rungen sungen 1102, sonst auf e, wie toke 134, ysowe 915, sprunge 1106, bere 1107, ȝede 480, cryde 495 u. a., bei den Verben auf ȝth, nt wird auch e gewöhnlich fortgelassen (doch mit e sende 1119). Im Texte hingegen ist en häufiger, wie in beden, beren, speken, founden þai 476, token, gonnen, waten 191 (von wade 548), casten 1120, kisten, wisten 693, kepten 902, stirten 493, miȝtten 83, souȝtten 532, þankeden 121, saileden 554, foloweden 1127, avoweden 122, aryueden 574, seiden 898, praiden 859, leiden 1096 u. a., seltener ist e, wie gonne, gradde 364 u. a.; die schwachen Verba auf ed bleiben nicht selten ohne Pluralendung wie loued 691, groned 564, gramed 734, cleped 739, despised 735, auch cast 737. Die Singularform erscheint bei starken Verben nur bei gan 60. 129 (neben gonnen, gonne). — Das Part. praet. endet bei starken Verben i. R. in der Regel auf e, so bei ystole 586, hole 587, bynome 377, totore 490, ysete 529, ybete 652, ywrite 806, knowe 644; n findet sich ausser in gon 190 ygon 637, ybene 998 (ybe 186), nur in borne

i. R. zu tourne 344, borne ysworne forlorne i. R. zu biforne 567, borne lorne i. R. zu þorne 747, borne forlorne i. R. zu corne 1023 (aber totore 490 i. R. zu bifore). Im Text ist en häufiger, so bei writen 53 ywriten 1006, ycomen 160, founden 815, shryuen 338, yswowen 386, als blosses e: ycome 93, yholde 971, ybore 120, ylore 1039. Der Vorschlag y ist sehr häufig, doch fehlt er bei denselben Verben auch oft genug; ausser im Part. findet sich y auch beim Infin.: ysee 686, ywite 809, yknowe 802, und im Praet. bei ysowe 915. — Das Part. praes. endet i. R. auf ynge: wonyynge 1149, i. T. auf ande: wepande 302, brennande 462 (vgl. crande 509), von welcher Endung i. R. kein Beispiel. — Die 3. Sgl. und der Plur. praes. enden auf eþ: þinkeþ 35, shewеþ 313, tredeþ 425, sitteþ 461. 490, bereþ 636, falleþ 1087, sprynge þ 1151, haþ 291. 463, lijþ 870, seiþ 34, hij habbeþ 1097, ȝe habbeþ 7, i. R. findet sich kein Beispiel; ohne Endung sind we seke i. R. 884, ȝee seche 926, men calle i. R. 253. ȝe haue 31; merke noch rest i. R. 460, halt i. R. 931 als 3. Sgl. Von Hülfsverben haben im Plur. en: we moten 34, ȝee mowen 446, mowen ȝee 409, shullen we 40. 458, willen 1 (doch auch willeþ 445. 601), ebenso we ben 952. 1073. 1149, ȝee han 1141, einmal findet sich auch we defende*n* 955. Für die 2. Sgl. merke folgende Beispiele: doest 1051 doost 1086, seest 668, hast 1046, suffredest 1061, woldeston 1027; die starken Verba haben im Praet. für diese Person e: þou come 1068, þou helde, þou worne 1029, doch fehlt dieses in þou seiȝ 1054 (took' 1062). — Das regelmässige Praet. schwacher Verben endet auf ed (nicht ede), wie cryed, gramed, letted 1042, bei swalewe 611 fehlt diese Endung; miȝth, souȝth, þouȝth u. a. erscheinen ohne e, tauȝtte 71. 222, rauȝtte 225, lauȝtte 219 mit e, went' sent' mit Häkchen, dafür sende Pl. 1119. — Die Substantiva haben im Plur. es: ledes stedes 114. peynes veynes 311, pappes happes 1045, lawȝes dawȝes 748 dayes 595, bodies 6, þousandes 80; auf en begegnen nur eiȝen i. R. 710, honden 101, shrewen 572; einmal hat auch ein Adjectiv s im Plur.: armes clers i. R. 79; ohne Endung sind hyne i. R. 1065, frende i. R. 635, ȝere, hors 266, niȝt i. R. 614. Auch der Gen. sgl. endet auf es: lyues food 797, deþes lawȝes 748, speeres oord 200, oþeres wille 157, a gode fridayes morowenyng 847, þe þrid daves ende 556; merke his faders wille 185. his moders barm 900, aber auch his fader sergeauntz 1003. Das e der Flexion ist sehr schwankend; es findet sich im Cas. obl. häufig genug, wie bei daye 9. 402 (aber by day 231), þe fende dat. 216, to frende, on molde u. a.; in anderen Fällen schwankt es, so of hew neben hewe, wiþ mood' 992 neben of mode 26, to book' neben to boke, on rood' 221 neben on rode 38, in sorouȝ 98. 364. 382 neben of sorowe 1091, während es in vielen Fällen ganz abgefallen ist, so bei god, son, of her 731, besonders bei den Wörtern auf ȝth, y (fro þe body 876, in al his body 311), den langsilbigen Wörtern auf s (of prijs 397, wiþ grijs 398, for loos 66), f (to wijf 197, of lijf 952, in mischief' 353), die auf st, nt haben meist ein Häkchen, wie boost' cost' gost' ost' 975 u. a., doch auch: in breest 461 ohne Häkchen. Andererseits ist e häufig in den Nom. eingedrungen, wie in lorde, golde, childe, wynde, storme, honde, frende, synne, shippe, besonders auch bei den franz. Wörtern auf oure, oune, ie, so dass die Bedeutung des e als Flexionsendung oft fraglich erscheint. Dasselbe gilt von den Adjectiven; auch hier fehlt e bei denen auf y (in many holy book 54, wiþ mery steuene), während es in den franz. auf ouse stets erscheint, so vgl. i. R. preciouse 89. 441. 666, greuouse 438, pitouse 410, in anderen Fällen schwankt (wiþ gode wille 525 wiþ good wille 259, in alle þinges 70 in al manere 127, þe pouer 332 neben pouere). — Offenbar wird e bereits auch als Zeichen der Länge gebraucht, welche sonst auch durch Verdoppelung der Vokale bezeichnet wird (daher die Schreibung gode neben good goode, toke neben took' tooke), auch an Doppel- und weiche Consonanten gehängt scheint es meist stumm zu sein. Als solches Zeichen erscheint es auch häufig im Praet. sgl. starker Verben, wie in bare 803, stale 522, sate 448 (sat'

474, sat 486, auch satt' 356), lete 50. 181, hete 454, helde 177. 946, fenge 773, knewe, blewe 359, þrewe 618 u. a. Die Häkchen an g, k, t, d, f, wenn sie auch ursprünglich e anzeigen sollen, sind deshalb in diesen Fällen selbst leere Zeichen. — Die Adverbien enden, ausser auf e, wie in softe ofte, stille, loude, shille, auf lich und ly, und zwar finden sich diese beiden Endungen neben einander, im Reime wie ausserhalb des Reimes, vgl. i. R. worschiplich 58 neben apertely 776, erly hastyly 687, i. T. worschiplich 257, erlich 433, hastilich 480, stillelich 536, sorouȝfullich 1036, priuelich 811, curteislich 184 neben erly 260, grymly 414, trewely 180, rewely 236. 768, hendely 249, certeynly 845 (certeyn 162), largely 1122.

Der Sprache nach gehört die Hs. in das letzte Viertel des 14. Jahrhunderts, in welcher Zeit die Fusion der Dialecte auf dem Wege zur Einheit im Fortschreiten begriffen ist, und es ist anzunehmen, dass auch das Original selbst, dem die Hs. nahe zu stehen scheint, nicht früher gedichtet ist. Nicht im Norden entstanden, zeigt doch das Gedicht einige nördliche Formen (so die Participien auf ande ausserhalb des Reims); die Heimath desselben scheint an der südlichen Grenze des mittelländischen Dialectes zu liegen.

Die Reime sind durchweg correct, die blossen Assonanzen der älteren Dichtungen fehlen ganz. Unregelmässigkeiten wie afrayed seide 387, apaied yseied 439, sorouȝ morowe 391, erklären sich aus der Schreibung. Häufig sind die Reime mit Flexionsendung, wie honoures toures 67, ledes stedes 111, happes pappes 1045, peynes veynes 310, dawes felawes 578, eiȝen seiȝen 710, rungen sungen 1107, to cleued heued 622, bileued dreued 326. Schwere Reime sind pouere couere 352, sorouȝ morowe 391, heuene 'steuene, glorie victorie 806, storie memorie 52. Merke noch die Reime sory redy 244, lefdy apertely 781, Mary almiȝty 403, þing knouyng 274, brynge lettynge 454, ryng partyng 767, kyng lesing 1143, kysse briȝtnesse 1089 u. a. — Alliterationen begegnet man häufig, theils in feststehenden Formeln, wie londes and ledes 111, in toun ne toure 516, woo and wrake 45, by hyde ne by hew 713, mylde of mode 261, douȝtiest of dent 143, grimly she gan grone 414, þai grete and groned grille 564 u. a., theils werden sie vom Dichter mit Absicht künstlich gebildet, wie A ryng he rauȝtte 225, from þe tyme he took' his tourne 343, wynde aroos wiþ wood rage 593 u. a.

Vergleicht man das Gedicht mit den früheren Alexiusliedern, so ergeben sich eine Menge eigenthümlicher Züge und Motive, die zum Theil aus der lateinischen Quelle geflossen sein mögen, zum Theil aber gewiss dem Dichter selbst angehören. Solche bedeutendere Abweichungen sind: dass der Vater des Alexius Senator v. 65 und des Kaisers Schatzmeister ist 77, dass A. am Hofe des Kaisers in den ritterlichen Künsten unterrichtet wird 139—144 (vgl. 985—990). seine Furcht vor der Heirath und dennoch seine scheinbare Freude um seines Vaters willen 169—190 (dass. Motiv auch 199—204), die Resignation seiner Braut 217—222, seine Landung in Galys (dieser Name ist aus Cilicia der lat. Quelle missverstanden, der Dichter denkt sich Galicien in Spanien, die Begräbnissstätte des Apostels Jakobus 524), sein Kirchengang und Gebet daselbst 253—264 und das Motiv, warum er sich von da entfernt 271—76 (das Galys des Dichters, als bekannter Wallfahrtsort, konnte leichter seine Entdeckung herbeiführen), seine seltsame Reise von da nach Syrien, wo er verweilt 280. und dann über das griechische Meer 283 nach Annys (d. i. Edessa?) 284, seine Freude beim Anblick des Gnadenbildes 295—300 und sein Gebet an dasselbe 300—324 (vgl. 262—5, und Al. 2, 62—72, das lat. Orig. scheint ein ähnliches Gebet enthalten zu haben), seine wöchentliche Beichte und seine Busse 337—342 (auch in der Prosavers. Caxtons); dass ihn in Annys nicht die Boten seines Vaters, sondern seine eigene Verwandtschaft sucht 345 u. 349. Zu bemerken ist ferner, dass die Klagen seiner Eltern und Braut 373 ff. erst nach der Wiederkehr der Verwandten folgen, nicht vor der Absendung der Boten;

dass seine Braut zu seiner Mutter zieht 433—444 (eine eigenthümliche Auslegung des Lat.); dass die Kirchendiener (in den and. Vers. ist nur von einem die Rede) auf Geheiss des Gnadenbildes ihn zuerst vergeblich suchen 469—480 (so auch bei Caxton); seine Rückreise zuerst nach Galys 522—528, wo er ein Jahr verweilt 529, und wo er jetzt erst die Boten seines Vaters trifft 531—534, weshalb er von da flieht 535—36; wie er dann, um nach Thars zu fahren 538 (auch in d. Leg. Aur.), ‚at þe Royn' ein Schiff' besteigt, welches Pilger (wohl auf der Rückreise von Galys) nach Thars führen soll 539—43 (alle diese Züge seiner Reise scheinen Eigenthum des Dichters zu sein); die lange Episode von Jonas, der, wie Alexius, vergebens seiner Bestimmung zu entgehen dachte 577—636 (wohl gleichfalls Eigenthum des Dichters, da alle anderen Versionen nichts Aehnliches enthalten); um den Vergleich durchzuführen, lässt der Dichter nach der Landung des Alex in Rom die anderen Pilger weiter fahren, als ob Gott um seinetwillen allein das Schiff dahin verschlagen habe, 638—642; eigenthümlich ist der Zusatz von der Bosheit und Raubsucht der damaligen Römer, welche den vom Sturm dahin verschlagenen Pilgern grosse Angst einflösst 568—576 u. 641—42. Auffällig ist ferner, dass A., zu seinem Vater gehend, verspricht, ihm von seinem verlorenen Sohne zu erzählen 665 und dass er diesen sehen werde 'wiþ siȝth' 668, wenn Euf. ihn als seinen 'bedeman' 658 in sein Haus aufnehmen wolle; der Vater weist ihm in der Halle einen Sitz an, um ihn früh und spät zu sehen 685—88. Der Dichter theilt den Inhalt des ganzen Buches mit, worin A. kurz vor seinem Tode sein Leben beschrieben 762—804 (in Al. 2 wird blos sein Abschied von seiner Braut als Inhalt angegeben 355—360); das Buch wird von Alex verborgen 808—816. Besonders abweichend sind die näheren Umstände beim Tode des A.: während in den anderen Versionen die Stimme im Tempel bei oder gleich nach seinem Tode an einem Sonntage vernommen wird, ertönt sie hier (von einem Engel 862) die zwei ersten Male am Palmsonntag, beim zweiten Male seinen Tod für den Charfreitag verkündigend 847 und seine Bestattung in der Bonifaciuskirche 851 heischend, zum dritten Male erst am Charfreitag beim Tode des A. 865—873 (auch bei Caxton stirbt A. am Charfreitag) mit dem Befehl, den Todten in Eufemians Hause zu suchen. Dieser, vom Pabst und den Kaisern gescholten, dass er den Heiligen verborgen gehalten, betheuert seine Unwissenheit über denselben 877—897 (besonders eigenthümlich ist auch der Zusatz 898—900); er eilt ihnen voraus, um sein Haus für die Aufnahme seiner hohen Gäste zu bereiten 910—12, und stellt eine Untersuchung bei seiner Dienerschaft an 913—18, welche durch den Diener des A. zur Entdeckung führt. Vor der Leiche will einer der Kaiser (nicht Eufemian) das Buch aus der Hand des Todten nehmen. Die Schrift wird dann vom Kanzler Otho (dieser Name findet sich in keiner der anderen Versionen) verlesen und nochmals nach ihrem ganzen Inhalt angegeben 979—1008 (Wiederholung von 762—804). Gegen Ende ist das Gedicht weniger ausführlich. Am Schlusse fehlt das Wunder am Grabe; dafür wird noch das Ende der Eltern und Braut des Heiligen erwähnt 1135—1140.

Sind die genannten Züge diesem Alexiusliede eigenthümlich, so zeigt sich in anderen Einzelheiten nähere Berührung bald mit der durch das erste, bald mit der durch das zweite Alexiuslied vertretenen Ueberlieferung. So findet sich das Gelöbniss der Keuschheit der Eltern bei der Geburt des A. v. 121—26 in Al. 1, 40—42 wieder, die Worte des A. in der Brautnacht 205—16 gleichen denen in Al. 1, 55—66, die Erzählung von dem Gnadenbilde 289 ff. (dass es von Engelshand gebildet, ist Auslegung des Dichters, der auch die Stimme im Tempel 862 auf einen Engel zurückführt) und 447 ff. steht ähnlich in Al. 1 (und 4, anders Al. 2), die Worte des Dieners 919—930 in Al. 1, 391—402, die Rede des Kaisers 949—960 in Al. 1, 422—432, das Tragen der Leiche 1093—1101 in Al. 1, 547—552, das Austheilen des Geldes 1117—1128 (vom Dichter deutlich motivirt) in

Al. 1, 577—582. Andere Züge zeigen grössere Uebereinstimmung mit Al. 2: so die Worte des Vaters vor der Brautnacht v. 193—8 mit Al. 2, 109—114 (Al. 1 enthält sie nicht), des A. Ankündigung der Pilgerfahrt 229 ff. mit Al. 2, 130—138, die Ohnmacht der Braut 240 mit Al. 2, 140, das Gebet 262—63 steht an einem anderen Orte in Al. 2: 67—72, das Gelöbniss der Mutter 394—408 enthält in kürzerer und abweichender Fassung Al. 2, 223—29 (vgl. auch Leg. Aur. Al.: cap. 104), das Leid des A. beim Anblick seiner Eltern 715—720 ist ähnlich in Al. 2, 343—48 erwähnt, die Worte des Pabstes 877—888 in Al. 2, 406—411, das Gelänte beim Begräbnisse 1103—04 ganz ebenso in Al. 2, 586—88. — Die Angabe von den 2000 Knappen des Eufemian 79—84 enthält nur noch das vierte Alexiuslied v. 11—12, wo 3000 genannt werden (wie in d. Leg. Aur. Al. cap. 104). Mehrere Züge finden sich in Caxton's Prosaversion wieder. — Erwähnung verdient noch, dass einige Züge der anderen Versionen sich hier nicht finden, so das Dankgebet des A., als er von seines Vaters Leuten Almosen empfangen hatte (s. Al. 1, 153—162) — er freut sich blos, unerkannt geblieben zu sein 369—372 —, die Worte des Kirchendieners: Al. 1, 214—222, die Ueberlegung des A. vor der Begegnung mit seinem Vater in Al. 1, 250—258 (cf. Al. 4, 226 ff.), die Aufforderung der Mutter, Raum zu machen: in Al. 1, 475—486 u. Al. 2, 499—510, die Aufforderung an das Volk in Al. 1, 553—558 (fehlt auch in Al. 2), das Wunder am Schlusse.

Untersucht man nun, ob der Dichter eine oder beide älteren Versionen gekannt und benutzt habe, so findet sich freilich in einzelnen Ausdrücken — die Uebereinstimmung in einzelnen Zügen, die unmittelbar aus der Quelle genommen sein könnten, ist wenig beweisend — unläugbar einige Aehnlichkeit mit jeder von beiden, besonders der ersten. Aber einmal muss die Gleichartigkeit stereotyper epischer Formeln und Wendungen in Abrechnung kommen, andererseits konnte der lateinische Text der Quelle — der Dichter selbst spricht nur von einer lateinischen Quelle v. 1145 — leicht mit denselben oder ähnlichen Worten wiedergegeben werden, zumal bei einem so traditionellen und formelreichen Stile, wie es der epische der älteren englischen Literatur ist — wie ähnlich sind z. B. die Worte der Stimme im Tempel 823—828 in allen Versionen, wo das lat. Original hinreichend diese Aehnlichkeit erklärt! Nun lassen sich die meisten Aehnlichkeiten auf diese zwei Arten reduciren. Vergleichen wir das Gedicht mit dem ersten Alexiusliede, so fallen Aehnlichkeiten wie: 677 and brynge hym boþe mete & drynk mit Al. 1, 299 and bringe him boþe drinke and mete, 1048 I wende haue yhad of þee solas mit Al. 1, 466 I wende haue had of þe solas, als Formeln wenig in Betracht; ebenso die Aehnlichkeit von 1069: forþ com þoo his trewe wijf-wiþ sorouȝ & care & drery lijf mit Al. 1, 523: þenne com forþ a dreri þing. Aus dem lateinischen Original könnten abgeleitet sein Aehnlichkeiten wie: 122 and avoweden in þis manere chastite boþe to take mit Al. 1, 41 þei auouwede boþe chast, 460 þe holy gost wiþinne hym rest mit Al. 1, 200 þe holi gost in him is liht, 520 werldes honoure for to flee mit Al. 1, 230 monnes honour forto fle (Leg. Aur.: humanam gloriam fugens), 1035 for hir son she gan flynge in Rage as a lyonesse mit Al. 1, 470 heo sturte forþ in haste i wis as a lyonesse, 1096 and leiden on a bere riȝth mit Al. 1, 549 and leyden him on a bere, auch von 958 þerfore delyuer vs þi book mit Al. 1, 430 þerfore deliure vs vp þe skryt (Leg. Aur.: da igitur nobis chartam). Auffälliger noch ist die Aehnlichkeit von 927 u. 929—30: for he was good of lijf, ne wolde he nouȝth while he was here louen fiȝth ne strijf mit Al. 1, 400: he was a man of holy lif, of him com neiþer chest'e ne strif, wo auch die Reime übereinstimmen, und am meisten von 1054—55 for often þou seiȝ þi fader & me erlich and late wepe for þee mit Al. 1, 493—96 þou hast iseye þi

fader & me wepen & maken gret doel for þe boþe erly & late (Leg. Aur.: Videbas patrem tuum et me miseram lacrimantes). Ich gestehe, dass man besonders bei den letzten Stellen versucht sein könnte an eine Abhängigkeit des jüngeren Dichters von dem älteren zu glauben; doch halte ich immerhin diese Beweisstücke nicht für genügend, da ganz wohl zwei Dichter unabhängig von einander zufällig beim Uebertragen des Lateinischen dieselben Worte finden konnten. Weniger ins Gewicht fallend ist die zufällige Aehnlichkeit von 783 In hym for to take mit Al. 1, 219 þe in forto take. Die Gleichheit mancher Reime, wie teche leche 210 mit Al. 1, 58, wijf strijf 150 mit Al. 1, 51, mone alone 411 mit Al. 1, 127, ȝere here 1066 mit Al. 1, 496, und Reimwörter kommt kaum in Betracht.

Mit dem zweiten Alexiusliede bietet das Gedicht wenigere Aehnlichkeiten; die Uebereinstimmung von 190 þe niȝth was comen & þe day gon mit Al. 2, 109 þe day was go, þe nyȝt was come beruht auf einer Formel; bedeutend ist die Aehnlichkeit von 1102—3 þe belles alle aȝein hem rungen, Preostes & clerkes merily sungen mit Al. 2, 586—7 þe bellen begonne to rynge, þe clerkes heȝe to synge, doch liegt auch hier wohl nur eine öfter wiederkehrende Formel vor (vgl. Gregor. Ms. Vern. 710).

Die bezeichneten Aehnlichkeiten berechtigen meines Erachtens keineswegs zum Schlusse, dass der Dichter eine der beiden früheren Versionen benutzt habe; in Anbetracht der grossen Verschiedenheit in den erzählten Begebenheiten und der Menge eigenthümlicher Züge in unserem Gedichte glaube ich sogar jede Abhängigkeit des späteren Dichters verneinen zu müssen.

Während die erste Version sich eng an das lateinische Original anschliesst*), hat der Dichter unserer Version, trotz seiner Worte v. 1145: Out of latyn is drawen þis storie, sich offenbar eine bemerkenswerthe Freiheit und Selbständigkeit dem Original gegenüber erlaubt. Gewiss sind ihm bereits mehrere der angeführten eigenthumlichen Züge in der Haupthandlung zuzuschreiben, so wohl die Episode von Jonas und die Durchführung dieses Vergleichs, die zweimalige Begegnung des A. mit seinen Verwandten 343 ff. und mit den Boten seines Vaters 531 ff., die zweimal wiederholte breite Angabe des ganzen Inhalts des von A. geschriebenen Buches 764—804 und 982—1008, welche wieder nur eine Recapitulation der bereits erzählten Begebnisse im Leben des Heiligen ist; so wohl auch seine Landung in Galys und die begleitenden Nebenumstände seiner Reise, die Resignation seiner Braut u. a.

Dieselbe Freiheit bekundet der Dichter in der Erfindung kleinerer Züge und begleitender Nebenumstände, eigenartiger Motive und Wendungen. Charakteristisch für den engreligiösen Sinn des Dichters sind die Zusätze, dass der Vater aus der Unfruchtbarkeit seines Weibes auf Gottes Zorn schliesst 103—5, die Freude des neugeborenen A. bei dem Gelübde seiner Eltern 127—9, dass A. trotz der Abneigung gegen die Heirath dem Vater Freude heuchelt 181—6 und dasselbe Motiv 201—4, seine Freude ob der vom

*) Das zweite Alexiuslied ist sehr abweichend und hat bereits eine von der gewöhnlichen Quelle bedeutend abweichende Vorlage gehabt; eigenthümlich ist besonders V. 62—90 das Gebet des A. um Schutz vor dem bösen Feinde und Gottes Ankündigung seiner zukünftigen Leiden — echt epische Einleitung in die Handlung, dass die Klage der Braut bereits beim Abschiede des A. 148—168 stattfindet, die Versuchung des A. 115—126; von dem Gnadenbilde im Tempel ist v. 203 gar keine Rede, wie auch 265 ff. ein ganz abweichendes Wunder erzählt wird an Stelle des redenden Bildes; auch das Wunder v. 439—441 ist eigenthümlich, sowie manche andere Motive. Gewiss hat auch der Dichter des zweiten Liedes das erste nicht gekannt.

h. Geiste bewirkten Entsagung seiner Braut 223—24, dass er ihr die Hälfte des Verdienstes seiner guten Werke zuweist 233—4, seine Freude beim Anblick des Gnadenbildes 295—300 u. a.; wiederholt spricht der Dichter aus, dass der Grund der Entsagung seines Helden sei, den Himmel zu verdienen 727—9, 517—9. Originelle Züge sind, dass A. seine Ueberfahrt mit dem mitgenommenen Gelde bezahlt 247—9, bei seiner Rückfahrt aber ob seiner Armuth von den Schiffern erst zurückgewiesen wird 544—52, dass A. 'bedeman' wird bei seinem Vater 658 u. 920; der angedeutete Zug des Blutes in seiner Mutter 694—96; der eigenthümliche, humoristische Wunsch der 12 Kardinäle, dass Eufemian der gesuchte Heilige sei 898—900. Ausführung in Nebenumständen zeigt sich bei der Werbung 151—152, bei der Trauer der Mutter 394—402 (die Leg. Aur. sagt blos: mater autem sua a die sui recessus saccum in pavimento cubiculi sui stravit); die Uebersiedelung der Braut in das Haus der Mutter des A. 433—444 ist vom Dichter selbständig ausgeführt (in d. Leg. Aur. sagt die Braut nur zur Schwiegermutter: tecum manebo); ausgeführt ist auch die Aufnahme des A. im Hause des Vaters 673 f., wo manche eigene Züge eingewebt sind (so 674—5, 679—84, 685—7, 689—691, 697—702, 705—8, 714, 731—2). Kirchliche Ceremonien werden berührt 166—8, 830—1, 856—858, 1102—3. Selten werden Reden eingeschaltet wie 679—84, öfter aber ausgeführt und mit eigenen Zusätzen vermehrt, wie 931—6, 959—60, 895—7 u. a.; auffällig ist die Anrede an dame auenture 1085—6, an den Tod 1017, die Sorge 1018; ein sprichwörtlicher Zusatz ist 1087—9: after fair weder falleþ reyn, after wynnyng wep ageyn, and care is after kysse. Der Dichter liebt deutlich zu motiviren und schaltet deshalb gern Zusätze ein (wie 358—9, 492, 755—6, 1117—18), selbst bei geringfügigen Umständen, während hingegen Hauptsachen nicht selten unmotivirt bleiben, so z. B. warum Alex nach seiner Rückkehr nach Rom zu seinem Vater geht, warum er, v. 538, nach Thars gehen will. Mehrfach wiederholt er dasselbe Motiv, so z. B. die Furcht entdeckt zu werden 272. 369. Er liebt bestimmte Angaben; so lässt er das Bild im Tempel von Engeln verfertigt sein 292 (Leg. Aur.: sine humano opere), die Stimme in der Kirche von einem Engel herrühren 862; er nennt genau die Namen, er weiss auch, dass der Kanzler des Pabstes Otho heisst 970. — So ist also der Dichter mit Absicht bemüht, seine Freiheit dem Originale gegenüber zu bethätigen.

Die Diktion zeichnet sich, anders wie die der ersten Alexiuslieder, durch den Reichthum an jenen epischen Formeln und Wendungen aus, welche, im Anfange aus der aufsteigenden Empfindung geschaffen, bei absteigender Empfindung allmälig vom Gefühle verlassen erstarrten und von den späteren Dichtern schulmässig verwendet wurden; sie können die bereits erkaltende Wärme der Empfindung nicht ersetzen und machen den Eindruck der Manirirtheit, der gesuchten und absichtlichen Festhaltung der älteren Stilgattung. Dahin gehören die stereotypen Attribute Gottes, wie Jesu heuene sire 319, þe heuene kyng 832, Jesu þat dyed on rood 221, for hym þat was don on croice 866, for his loue þat bar þe crovne of þorne 752, for his loue þat was ybete and for vs suffred woundes grete 653, bi hym þat þis worlde wan 659, Jesu þat is kyng of glorie 805, for godes loue þat is in heuene vs aboue, veray god in trinite u. a., die Attribute zur Charakteristik der Personen und Dinge, z. B. þat swete wiȝth 240, wijf þat was so fair and briȝth 237, þi wijf fair and hende, blysful and briȝth of hewe 197, she þat was so preciouse 441, armes clers 79, armes briȝth and shene 267, heiȝe hors and gode stedes 266, saltflood 554, gras grene 425 u. a., die häufigen Ausfüllsel, wie fourty siþes and fyue 717. 936, neiþer at euene ne at morowe 392, by hide ne by hew 713, Formeln wie oiþer I be roted in clay 407, forte be roted to ask 684, Bilder wie it pricked his hert as speres oord 200, I lyue as ankre in stone 420, brennande as fyre 462,

as a frere 928; die Schule verrathen auch die Anreden an dame auenture 1085, an den Tod 1017, die Sorge 1018.

Gerade der Wärmegrad der Empfindung ist das beste Kriterium für das Alter eines Gedichtes innerhalb einer Stilgattung. Unstreitig ist nun bei unserem Gedichte die Wärme der Empfindung, die Frische und Unmittelbarkeit schon sehr in Abnahme — wie bei den Gedichten der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts, ehe Chaucer eine neue Stilgattung einführte. Der Dichter erscheint als ein reflectirender, suchender; die Einheit der Stimmung ist gebrochen, darum ist das Ganze nicht wie aus einem Guss, das Einzelne, das Detail tritt in den Vordergrund und hindert die energische Entwicklung der Handlung in raschem, kräftigem Gange. Der Dichter kommt nicht vom Fleck, er hält gern still, schaut um sich und hinter sich. Daher die Sucht zu motiviren, das Verweilen bei Nebenumständen, die breite Ausführlichkeit des Einzelnen, während die Handlung in schleppendem Gange unter vielen Wiederholungen im Grossen und Einzelnen, zuweilen selbst durch retrograde Bewegung unterbrochen (so sollte 367—72 vor 361 vorhergehen), in langathmigen Strophen, die es oft dem Dichter Mühe gekostet zu haben scheint gehörig auszufüllen, dahinkriecht. Nichts ist bezeichnender als die zweimalige ausführliche Wiederholung des ganzen Inhalts des von Alexius geschriebenen Buches (764—804, 982—1008), welche wiederum nur eine Recapitulation des bereits erzählten Lebens des Heiligen ist; dieselbe Neigung zu wiederholen zeigt sich im Einzelnen, indem in den gewundenen Sätzen oft nachher dasselbe wiederholt wird, was eben erst gesagt ist (vgl. z. B. 973—981).

Als ein anderes Beispiel von der Weise des Dichters diene folgendes: statt v. 901 einfach zu sagen „die Kaiser gingen mit Eufemian", nachdem doch 878 die Kaiser bereits erwähnt waren, sagt er: „Zu jener Zeit hatten da zwei Kaiser die Herrschaft Roms, der eine hiess Archadius, der andere Honorius, das waren nette Leute; mit Eufemian gingen sie" u. s. w. — Zeigt somit das Gedicht einen Fortschritt nach der Seite der subjectiven Erfassung des Objects, so fehlen ihm dagegen die Vorzüge der älteren Dichtungen: Handlung und Bewegung und volle Empfindung.

Erwähnung verdient noch, dass die Sätze öfter nicht mit dem Ende der Strophe schliessen, sondern in die folgende übergreifen, z. B. 24, 36, 108, 312, 480, 504, 516, 540 u. a.

ALle þat willen here in ryme
Hou gode Men in olde tyme
Loueden god almiȝth,
þat weren riche of grete valoure,
Kynges sones and Emperoure,
Of bodies stronge & liȝth —
ȝee habbeþ yherd' ofte in geste
Of holy men maken feste
Boþe daye & niȝth, —
fforto haue þe ioye in heuene
wiþ Aungels song' & mery steuene,
þere blis is brode & briȝth:

To ȝou alle, heiȝe & lowe,
þe riȝth soþe to biknowe:
ȝoure soules forto saue,
þe self waye þat god ȝede
To folowe hym I wolde ȝou rede,
heuene forto craue;

And so duden þapostles alle
þat to *Iesu* wolden calle —
ffor nouȝth þai nolde bilaue, —
And to penaunce þai hem took',
werldes wele þai al forsook',
Oure lordes loue to haue,

þise o*þere* holy seintz & gode,
Martirs, virgines mylde of mode,
And þise confessoures,
Religious *þat* her lijf wille*n* diȝth
fforto *seruen* god almiȝth
By tides & by houres.
ȝee haue yherd' saide wel ofte
Man may nouȝth lede lijf to softe
And wonen in heuene boures;
þe godspel seiþ we moten lete
werldes lijf þat þinkeþ vs swete,
And suffren hard shoures,

ffader & moder & werldes goode,
And folowe hym þat dyed on rode
ffor oure synnes sake:
And þan shullen we haue his loue,
And ioye & blis wiþ hym aboue,
þat he for vs gan make.
I shal ȝou now telle wiþ mouþe
Of on þat is name couþe,
þat suffred woo & wrake;
his holy lijf & his godenesse
I may tellen more & lesse,
In woo hou he gan wake:

he forsook' confort' of al his kynde,
Richesse he lete al bihynde,
To god al he hym took';
Alexius is his name in storie —
writen of whom is made memorie
In many holy book'.
In Rome, þat was noble Cite,
woned a Man of grete pouste,
þat mychel mirþe of awook';
his lijf he lad worschiplich,
honoured he was of pouere & riche
þat on hym gan look':

Eufeniens was his name,
Of godenesse was his fame
In þe Cite of Rome;
þerfore þe riche Emperoure
Of þe Cite made hym Cenatoure,
ffor loos of his wisdome.
Riche he was of grete honoures,
Of londes, Castels & of toures,
Men speken of hym ylome.
In alle þinges wiþouten strijf'
Vche man he tauȝte holy lijf'
To his court þat come.

Stronge he was in armes & liȝth,
Aȝeins Erle, baroun & kniȝth
his lordes riȝth to defende;
þerfore hym loued þe Emperoure
And made hym maister & gouernoure
Of his tresore to spende.
To his somouns in armes clers
Two þousandes he had of bachelers,
þat curteis weren & hende,
And alle yshred' in cloþes of golde,
None fairer miȝtten ben on molde
In þe werldes ende.

Men þat ȝeden in pilerinage
And Men of ordre was his vsage
Often forto fede. [fol. 22]

86 Ms oydre.

Dame Agloes hiȝth his spouse,
Her dedes weren wel precioune,
Holy lijf to lede;
She was fair, honeste & wijs,
Louelich & of gret' prijs,
Ycome of gode kynrede;
Aȝeins no Man she mystook',
wiþ contenaunce ne wiþ look',
Noiþer in word' ne dede.

Barayne was þat gode wijf':
In sorouȝ she ledde her lijf',
ffor she no childe hadde.
hir lorde for þat ilk' þinge
Ofte his honden gan to wrynge
And sorouȝful lijf' he ladde;
ffor he wende þat god almiȝth
had ben wrooþ wiþ hym apliȝth,
þereof sore hym dradde.
Ofte he bisouȝth god in heuene
Sende hem a childe, wiþ mylde steuene,
To maken hem bliþe & gladde,

Conforte of hym forto haue,
her godes after hem to saue,
her londes & her ledes,
her eyre of hym forto make
And her richesse hym bitake,
Palfreies & her stedes.
Ofte þai maden þus her bone.
And god sent' hem grace sone,
þat fulfilde were þoo dedes:
A son conceyued þat gode wijf';
Tyme com in her olde lijf',
ybore it most be nedes.

þai þankeden god & glade were,
And avoweden in þis manere
Chastite boþe to take
And to lyuen in clene lijf',
Eufeniens & his gode wijf',
And synne to forsake.
þe childe was mery in al manere,
As þai maden her praiere,
Aniȝth as þai gan wake.
Alexius þai gonnen hym calle.
yloued he was amonges hem alle
þat to hym gonnen take.

Alexius was sett' to boke,
To gode maistres þai hym toke
And wise of clergie.
þe more he wex in elde & lengþe,
To seruen god he dude his strengþe
And his moder Marie.

To þe Emperour whan he was brouȝth,
here dedes of Armes weren ywrouȝth,
To lernen chiualrye,
here miȝth he sen in tourment
what kniȝth was douȝttiest of dent'
And man of most maistrie.

His fader was boþe wijs & ware —
ffor þat his son so wel hym bare,
he loued hym al his lijf' —:
he þouȝth to don swiche paruyaunce
wharwiþ he miȝth hym avaunce
And wynne hym a wijf'.
To a riche prince his son he sent',
And afterward to hym he went',
Stille wiþouten strijf':
A douȝtter he had briȝth & shene,
þe heritage shulde hires bene
Of Castel & londes rijf'.

whan ayþer herd oþeres wille,
And speken þerof togedre stille
To make þat sposaile,
Of þe tyme comen was þe day
To fulfille withouten delay,
Certeyn, wiþouten faile:
To þe chirche of seint Bonefas
wiþ þis maiden þai token þe pas,
þat heiȝe was of paraile.
As custume was & shulde be,
þai maden gret solempnite,
þe Pope & his conseile.

Alexius was shamefast'
And of weddyng' he was agast',
his vijs al pale bywent' —
Leuer hym were to be ded'
þan haue ytrowed þat ilk' red'
By his owen assent'.
He ne wist what he miȝth don;
ffúl gret sorouȝ com hym on,
he helde hymself' shent'.
To god he gan hym al affye,
And to his moder seint Marie,
Trewely, wiþ gode entent'.

Naþeles he lete his heuynysse
And made mychel ioye & blisse
At þat solempnite,
He bare hym curteislich & stille,
To fulfille his faders wille,
Glad as he had ybe.
ffulfild' was þe weddyng'
wiþ ioye & blis in al þing',
þat many man miȝth see;
þe niȝth was comen & þe day gon,
þe kniȝttes waten on & on
To her owen cuntre:

Eufeniens his son gan calle,
And tidynges amonge hem alle
He tolde hym þat were newe:
'Son, to þi chaumbre þou most wende,
To þi wijf fair & hende,
Blysful & briȝth of hewe.'
And whan Alexius herd þat word',
It pricked his hert' as speres oord':
So sore it gan hym rewe;
Bot his fader wraþþi he nolde,
He had leuer be vnder molde,
þat neuer man hym knewe.

whan þe folk' was went away,
And he alone in chaumbre lay,
Alexius gan to preche:
Of Iesu he bigan his game,
werldes likyng' he gan blame,
his ȝonge wijf to teche;
He tauȝtte hir, þat was so hende,
Hou she shulde haue god to frende
þat is oure soules leche:
ȝif she wolde alle her lijf'
Duelle boþe maiden & wijf',
þe fende she miȝth do wreche.

þat maiden herkned swiþe stille,
And whan he seide had' al his wille,
þe holy gost hir tauȝtte,
And she hym graunted wiþ mylde mood'
To louen Iesu þat dyed [on] rood',
As he hymself hir tauȝtte.
Alexius was þoo glad & bliþe,
his ioye couþe he noman kiþe.
his spouse a ryng' he rauȝtte,
And seide to hir: 'my suete þing',
Take to þee þis ilk' ryng'
And kepe it in þine auȝtte;

Of me whan þou wilt haue mynde,
Loke here on, as þou art hende,
Boþe by day & niȝth:
In pilerynage now wil I go,
And half' þe godenesse þat I do
Graunte þee god almiȝth.'
Alexius þus his leue tooke;
Rewely his wijf gan on hym loke
þat was so fair & briȝth,
She ne wist to what londe
þat she miȝth sende hym any sonde;
Doune fel þat swete wiȝth.

Alexius from his richesse
Into pouert' & wrecchednesse,
ffrom his frendes he fledde.
vnto þe Cee he com wel sory,
A shippe he fonde to seil redy:
þe holy gost hym ledde.

Of his golde & of his pens
wel he aquited his despens,
hendely, of þat he hedde.
þe wynde aroos at' her wille,
wheþer þai wolde, loude or stille;
At' her likyng' þai spedde.

At' a Cite, Galys men calle,
To londe þai gonnen aryuen alle,
wiþouten enpeirement';
Alexius of hem took' leue,
And worschiplich þai hym ȝeue.
To chircheward' he went',
He þanked god wiþ good wille
Erly & late, loude & stille,
þat þider hem hadde sent';
He bisouȝth god, & gan to wepe,
þat from þe fende he shulde hym kepe
And his enticement'.

þus he þat had riche wedes,
Heiȝe hors & gode stedes,
And Armes briȝth & shene,
Al he leet' þe godes gret',
And went' on his bare feet',
his soule to make clene.
Ofte it fel in his mende
Of his fader & moder hende
þat souȝth he schulde bene;
He wolde for none kynnes þing'
þat Men hadden of hym knouyng':
þerfore he gan to flene.

ffrom þat cuntre swiþe he ȝede
Toward Surrie, in feble wede,
þat noman shulde hym knowe.
þere he duelled in grete pouerte,
In hunger, in þorst & oþer smerte,
þat many man it sowe.
þe Cee of grece passed he is,
Into þe Cite of Annys
He com þat ilk' þrowe.
God he bitauȝtte his compaignye,
And ȝede to a chirche of seint Marie
wiþ herte meke and lowe.

At' þat chirche is an ymage
Of oure lefdy vpon a stage,
þat many man haþ souȝth;
It was ymaked of Aungels honde,
To def' & doumbe of oþere londe
Miracle þere was wrouȝth.
Alexius was glad & bliþe,
His ioye couþe he noman kiþe,
In hert' ne in þouȝth,
whan he miȝth seen in signe
Hou goddes ymage fair & digne
In his moders barme was brouȝth.

Often he made his orisoune,
wepande, wiþ deuocioune,
To þe quene of heuene,
And seide: 'moder mylde & free,
Praie þi son of gret' pouste
ffor his names seuene,
þat from heuene com to þee, [fol. 23]
By assent of þe trinite,
þorouȝ þe Aungels steuene,
Here to suffre many peynes
In al his body & his veynes,
In erþe, as I can neuene, —

And þat he sheweþ in his mercy:
Marie, to þee I make my cry
þat am a synful Man,
ffor wiþ his blood & peynes greue,
þe whiche to vs purchaced Eue,
ffro helle he vs wan.
Swete Iesu, heuene sire.
warisshed he is þat wil þe desire
ffrom þe fende sathan;
wel is hym þat suffren may
ffor þi loue niȝth oiþere day
Peyne, þat paie þee can.'

whan noþing' nas hym bileued',
And he fer from his frendes to dreued',
his cloþes weren to rent',
Amonge þe pouere in þe chirche hawȝe
he begged, & was her felawȝe,
And took' þat god hym sent'.
Almesse þat god hym ȝeue,
þe pouer þat wolde þere bileue
wiþ hym in present',
He ȝaf þat haluendel & more,
And was hymself of hungred sore, —
And took' it in good entent'.

Euery sonenday houseled he was
And shryuen also of vche trespas
þat fel to any synne:
Michel he waked & litel he sleep,
Of þat he shulde his body wiþ kepe
Litel hym com wiþinne.
ffrom þe tyme he took' his tourne
ffrom Rome, þere he was borne,
he was souȝth of his kynne,
In alle cuntrees, in euery toun,
In chirche, in felde, vp & doun —
ffor nouȝth wolde þai blynne.

His kynrede com þere hym biside,
þat had ysouȝth hym fer & wide,
& ȝaf hym her Almesse,
As he sat' amonge þe pouere
In grete meschief' & stronge to couere,
ffor hunger in wrecchednesse:

316 Ms. grene. 317 ene st. Eue.

Sore of *hym* þai *gonnen* rewe;
Stille he satt', & wel hem knewe,
Her names more & lesse.
Ychaunged was his faire hewe
þorouȝ reyn & wynde *þat* on *hym* blewe,
And oþer stronge destresse.

whan þai miȝtten nouȝth spede,
Ne hym of axen in no þede
Ne in no londe of take,
wiþ sorouȝ þai gradde allas allas!
And wenten to Rome þe riȝth pas —
her sorouȝ miȝth nouȝth slake.
Alexius noþing' þouȝth,
Bot' on *Iesu* crist' he þouȝth,
And grete ioye he gan make
ffor he ne was nouȝth biknowe
Of his frendes heiȝe ne lowe,
His welþe gan awake.

Eufeniens seide in his mende:
'þe most' wrecche fer oiþ*er*e hende
Certes now am I!
Conforte ne ioye ne may me come
Now my childe is me bynome,
My song' is to*ur*ned to cry.
My wijf is barayne & ek' olde:
She ne may haue no childe for colde,
Oure heir al forto by.
In sorouȝ & care my lijf is diȝth,
ffor to dye it were my riȝth,
And hennes to p*ar*ty.'

wiþ þat his moder fel to grounde
And lay yswowen a longe stounde,
And roos vp al afrayed':
'My leue son, þat were so meke,
I ne woot' where I shal þee seke,
þ*er*efore I am dismayed.'
His moder ne miȝth lete sorouȝ,
Neiþ*er* at euene ne at morowe,
In sawȝe as it is seide;
To hir chaumbre she went' in hast',
And of hire bedd þe cloþes doun cast',
And siþen hem al to breyde, —

Ciclatounes þat weren of prijs,
Pelured wiþ Ermyne & wiþ grijs,
Alle she cast' away, —
And wered cloþes symple & blake;
Litel she sleep & mychel gan wake,
And fasted euery daye.
'Lorde,' she seide, 'almiȝtty,
To þee & to þi moder mary
I make a vow & saye:
þat I shal neuer hennes wende,
Tyl Alexius come oiþ*er* sende,
Oiþ*er* I be roted in clay.'

Now mowen ȝee here pleynt' pitouse
Of Alexius trewe spouse,
Hou she made her mone:
In gret' sorouȝ was hir entent',
Her here she drouȝ, her cloþes rent',
Grymly she gan grone.
'Al my ȝouþe & my solas,
Myne hope is lorne, allas,
And my bidy*ng*' alone.
I am boþe maiden & wijf',
I noot' to whom telle my strijf',
I lyue as ankre in stone.

Siþþe I ne haue to whom me mene,
Lijk' is my lijf' on to sene —
þat am wiþouten red' —
þe turtel þat is for sorouȝ lene
And tredeþ on no gras grene,
Siþen hire make is ded'.
Allas, hou shal I ioye haue?
Oiþ*er* hou shal I myselu*en* saue
To lyue in maidenhede?
Me were leuer of hym a siȝth,
þan welde al þis londe riȝth
In lengþe & in brede.'

She roos vp erlich a morowe,
And to his moder she went' in sorouȝ
ffor loue of hire spouse,
And p*rai*ed hir þat she most duelle
wiþ hir, þat sorouȝful pleynt' to telle,
þat strong' was and greuouse.
þe lefdy was wel apaied',
whan she had þus yseied,
þat was so preciouse.
And at oo bed' & oo cloþing'
Seuentene ȝer was her duellyng'
Boþe in one house.

Lordynges, ȝee þat willeþ lere,
a faire miracle ȝee mowen here:
Bifore þat self ymage
þ*er*e þat Alexius sate
wiþ poue*r*e men in þe gate
As a poue*r*e page.
þe ymage, þat au*n*gels gonne wirche,
Spaak' to þe *seri*eauntz of þe chirche,
þ*er*e she stood on þe stage,
And hete hem alle wiþouten lettynge
Goddes *ser*geaunt to chirche brynge
wiþouten any outrage:

'He is riȝth stedfast of lijf':
His werkes shullen ben made rijf'
Oueral fer & neere.
þe holy gost wiþinne hym rest,
Charite sitteþ in his breest
Brennande as fyre.

Longe in pouerte his lijf he haþ led,
He ne com neuere in no bed'
þise seuentene ȝere;
His holy lijf, bot god alone,
Ne woot non in þis werldes wone;
To seintȝ he may be pere.'

þe sergeauntz lepen out in hast',
As men þat weren sore agast',
And ful of grete drede
Of þe ymage þat to hem spak'
Of goddes sergeaunt wiþouten lak'
þat sat' in beggers wede.
wyde aboute þai hym souȝth,
And ȝut founden þai hym nouȝth
Amonge þe pouere felawrede.
And whan þai nouȝth hym fynde miȝth,
To þat ymage onon riȝth
Hastilich þai ȝede,

To þat Maryole, wiþ teres clere,
And bisouȝth hir on þis manere:
þat she sent hem grace
Goddes man hou þai shulden knowe,
þat had ben heiȝe & bare hym lowe,
And where he sat in place.
þe ymage spaak' efte wordes newe:
'I ȝou hote, sergeauntz trewe,
Aȝein þat ȝee pace;
Amonge þe pouere he sitteþ, to-tore
Boþe bihynde & bifore,
wiþ a lene face.'

þe sergeauntȝ stirten out' skeet':
þai founden hym, & kisten his feet'
And mercy þai hym cryde,
And ledden hym into holy chirche,
Goddes werkes forto wirche,
þereinne to abide.
Of þe gode mannes loos
þe miracle & þe cry aroos
Ouere al in vche syde;
Michel poeple þider ran
Of þe miracles þat herden þan,
Of cuntrees fer & wyde,

And worschiped hym in word' & dede,
Alle þat miȝtten in lengþe & brede,
And duden hym gret honoure,
And beden hym boþe day & niȝth:
He bere her erande to god almiȝth,
þat is oure saueoure.
þo was Alexius swiþe woo
ffor þat he was honoured soo,
And made grete deloure —

For swiche honoure & swiche glorie,
As it is writen in his storye,
He ne loued in toun ne toure:

ffor þat his meryte wolde slake
þat he shulde of god take,
þerfore it liked hym ille.
worldes honoure forto flee,
Al by niȝth in prynete
He stale away ful stille.
Into þe londe of Galys
To seint Iames chirche I-wys
he com wiþ gode wille,
And þere he sete amonge pouere men,
And beged his mete in þe fen, [fol. 24]
his penaunce to fulfille.

þoo he had þere twelfmonþe ysete
wiþ pouere Men, & begged his mete,
His fadres sergeauntz come
And souȝtten hym forsoþe I-wys
In pilerynage at Galys,
To bryngen hym to Rome.
And whan Alexius hem gan see,
Stillelich he gan flee,
As man of riȝt wisdome.
Into thars he þouȝth fare,
And at' þe Royn he fonde ȝare
A shippe þat was al tome,

And Pilgrymes gret' plente
þat wolden passen ouer þe Cee,
To tars þat wolden ȝare.
He bad þe shipman, for goddes loue
þat is in heuene vs aboue,
he most wiþ hem fare.
Grete grucchyng' þai alle made;
Alexius fer & ner gan wade,
ffor nouȝth wolde he spare;
Euere he cried loude & shille,
Til þai graunted hym his wille;
þoo was he out' of care.

þai drowen vp seil, þe wynde was good',
And saileden ouer þe salt' flood',
þe weder was at her wille.
vntil þe þrid dayes ende
Swiche a storme Iesus gan sende
þat alle hem liked ille.
þai wenden wel haue went to tars —
þe wynde was gret & noþing skars,
þonder dyned shille;
ffor liȝttynges grete & þonder blast'
wel sore þe poeple was agast',
þai grete & groned grille; —

þe wynde hem droof, forsoþe to seyne,
Into þe londe of Romeyne,
þere Alexius was borne.

487 Ms. ofte st. efte. 500 & ist vor þe miracle zu stellen?

þoo was þe poeple in wel more care,
ffor þat þai were aryued þare,
þan þai weren er biforne:
ffor þat tyme were þe folk' of Rome
þe mest shrewen of cristendome,
wiþouten oþes ysworne:
ffor pilgrymes þat aryueden þere
her catel, þat þai wiþ hem bere,
On hast was forlorne.

Riȝth so bifel by þoo dawes
By Alexius & his felawes —
Of sorouȝ was her speche:
Also sumtyme bifel a cas,
þoo god almiȝtty bad Ionas
To Nyniue gon & preche;
Ionas wist wel her wille,
þe folk' of niniue weren ille
And wicked for to teche:
Away Ionas wolde haue ystole
ffrom goddes hest', & han hym hole —
Ak' sone hym fel a wreche.

Ionas wende god bigile,
And wolde haue went to anoþer yle
In þe grikkissh Cee;
he gan to shippen atte Ryuage:
wynde aroos wiþ wood rage,
þat sorouȝ it was to see.
ffyue dayes euere iliche it lest'
wiþ sorouȝ & care, her tempest,
þat seyl ne miȝth here be.
þan seide þe maister: 'forsoþe I-wys
Sum cursed Man amonges vs is,
[at wel witen mowe we.'

'we willeþ caste amonges vs alle
Lott', on whom it may bifalle,
And ouere bord' he shal be cast'.'
And whan þe prophete herd' þis,
Ile þouȝth he had ydon amys,
And was sore agast'.
þries þai beren aboute þat lot',
Ac on Ionas fel vche grot',
þe first and þe last'.
þe maister hym þrew ouere bord';
A whal hym swalewe at oo word'
ffor oo morsel in hast';

And here he dwelled forsoþe apliȝth
þre dayes fulle & þre niȝth,
ffor Ionas was vntrewe;
And at' þe þre dayes ende
Swiche grace god gan sende:
þe Cee to londe hym þrewe.
whan þe whal was comen to londe,
herto was many mannes honde
On hym forto hewe;

And whan þe whal was to-cleued',
Ionas pylte vp his heued
And gan his body shewe.

vp he roos þe folk' to teche,
And goddes wordes he gan preche,
And lered hem her lefnesse,
And made hem wynne goddes loue,
To wonen wiþ hym in heuene aboue,
þe poeple more and lesse. —
Riȝth so Alexius had yment'
To Tars forto haue ywent';
Ac god hym sent destresse
And made hym to Rome wende,
To wonen here among his frende.
holy wryt bereþ witnesse.

whan Alexius was to londe ygon,
Seyl þai drouȝen vp onon
And wenten in þe Cee,
Al to thars till þai come.
ffro þe wicked londe of Rome,
And maden solempnite.
Alexius com into his owe:
And of his frendes was he nouȝth knowe,
ffor so naked was he;
And als a straunge man he went'
To his fader wiþ gode entent',
And seide to hym: 'par charite,

Eufeniens, goddes frende,
þou art' holden good & hende,
Alesed of gret Almesse:
ffor his loue þat was ybete
And for vs suffred woundes grete,
helpe me in þis destresse!
ffor I ne can to no Man gon
Mete to crauen, bot' þee on,
No herberewe more ne lesse;
Make of me þi bede-man!
And, by hym þat þis werlde wan,
þou miȝth haue heuene blis!

ȝiue me þe crommes of þi table,
þan doostou dedes merciable,
And herberewe in þine house:
And of Alexius, þi son so fre,
Afterward I shal telle þee,
þat þou helde preciouse:
þan shaltou be day & niȝth
Glad, whan þou hym seest wiþ siȝth,
And ek' þi trewe spouse.'
Eufeniens ansuered þoo:
'I graunt wel þat it be so,
þine bedes ȝif þou wilt' ouse.'

To a Man he hym bitook'
þat seke Men couþe wel look',
Nouȝth as a Man of task';

To kepe þat Man he bad hy*m* þink',
And brynge hym boþe mete & drynk',
whan he wolde ask':
'ȝif god wil, my creatoure,
He shal be kepte wiþ honoure,
His peynes forto lask',
To seien his bedes & bidde for me
To veray god in trinite,
fforto he be roted to ask'.'

Eufeniens bad he shulde be
þ*er*e þat he miȝth hym ysee
late and erly,
In þe halle he shulde be layd';
was þ*er*e non þ*at* it wiþsayd',
Bot graunted hastyly, —
þai loued hym more þan any man.
To kepe hym wel, he hete hem þan,
And wisten neuer why
His wijf hym loued at herte dere:
wel wolde she þat he s*er*ued were,
And mychel was hym by.

wiþoute*n* any grucchyng' word',
Mete þat was vpon hire bord'
þai senten hym to almesse,
Riȝth of her owen dissh̄,
were it flessh̄ oiþer fissh̄,
while he was in destresse.
þus was þe pilegryme ys*er*ued þan —
who he was, wist noman.
Gret was his þolemodenesse;
ffor ȝif his moder oiþ*er* his wijf'
hadden ywist Alexius lijf',
It had' ben her gladnesse.

wiþ hym þai speken & hym seiȝen
wiþ her mouþe & wiþ her eiȝen,
ffader & moder & wijf';
Nouȝth for þan non hym knew,
Noiþ*er* by hide ne by hew:
Al chaunged was his lijf'.
His fader he seiȝ often grete,
And his moder teres lete
ffourty siþes & fyue;
yuel miȝth hym like*n* þ*at* seiȝ þis;
his martirdom was strong' I-wys,
Of sorouȝ & paynes ryue.

Alexius in al wise
Dude to god his s*er*uise
wiþ stedfast wille in hert',
In fastyng' & in orisouns,
In many man*er*e deuociouns,
Of peynes þat were*n* smert';
And al was forto wy*n*ne heuene,
To here Aungels wiþ mylde steuene.
he suffred þis pouert'
ffulle seuentene ȝer;
he wered breech maked of her,
And al swiche was his shert'.

Sergeauntz, þat þ*er*einne were,
Ofte siþes gramed hy*m* þere,
And despised hym fast.';
þe wasshyng' of her vessel
þai cast on hym eu*er*ydel —
þat was swiþe vnwrast',
And cleped hy*m* shrewe ypoc*r*ite,
And oftetymes go*n*ne hy*m* smyte
Vnder þe cheke in hast'.
Ac Alexius was of god fulfild',
In gode penaunce he it helde
And þanked hem at þe last'.

Alexius, þat was goddes kniȝth,
ffor penau*n*ce þ*at* was on hym liȝth
Almest his lijf was lorne; [fol. 25]
Wel he seiȝ, þorouȝ deþes lawȝes,
þat he drouȝ to his endy*n*g' dawȝes,
ffor deþ com hym biforne.
His sergeaunt he cleped sone
And for his loue bad hy*m* a bone
þat bare þe crovne of þorne:
To fecche hym enk' & p*ar*chemyne,
fforto write in latyne
His lijf' siþþe he was borne.

His sergeau*n*t was glad & bliþe,
Enk' & p*ar*chemyn also swiþe
He fette & hy*m* bitook'.
Alexius þo write bigan —
Ak' þ*er*e was non bifore þan
þat wist he couþe in book' —
þ*er*einne he wroot oord' & ende:
Hou he fro his wijf gan wende
And al his kyn forsook',
And hou Alex at his p*ar*tyng',
whan he took' his wijf þe ryng',
hou rewly she gan look';

And hou in pilerynage he ȝede,
In hung*er*, in þorst, in pou*er*e wede,
And in what manere,
And hou he sat in grete destresse
Amonge þe pou*er*e & fenge almesse
Seuentene ȝere;
And hou his frendes come*n* hy*m* by
And he hem knew ap*er*tely,
þat souȝtte*n* hym fer & nere,
And hou he stale away he*m* fro,
þat non hym knew of alle þo —
So chaunged was his chere;

---

698 hire st. her.

And hou þe ymage of oure lefdy
þe sergeauntz hete apertely
In hym forto take,
And byd' his bedes in þe chirche,
Goddes werkes *þer*e to wirche,
His sorouȝ forto slake;
And hou þat folk com fer & wyde
To þat chirche in vche syde,
hono*ur* hym forto make;
And hou he stale away he*m* fro
And wolde nouȝth be honoured so,
bot libbe in woo & wrake;

And hou he wolde to tarshaue went',
And whiche a tempest god hym sent',
þat droof hem to Romeyne;
And hou he bad his fader good',
herberewe & oþer lyues food', —
He wroot', forsoþe to seyne;
And hou he seiȝ seuentene ȝere
ffader & moder & wijf þere
wiþ sorouȝ & mychel peyne,
And he wolde hem nouȝth yknowe,
Bot bare hym boþe symple & lowe
þat had ben man of meyne.

Iesus, þat is kyng' of glorie,
his martirdom & his victorie
Seiȝ, & his trauaile.
And whan he had his lijf' ywrite,
he hidde *þer*e noman shulde ywite,
his book' of gode paraile;
Priuelich Alex it bare,
þat noma*n* miȝth *þer*of be ware
Hou mychel it wolde auaile:
And, whan he dyed, I vnderstonde
It *was* founden in his riȝth honde,
writen, wiþoute*n* faile.

On palme sonenday after messe
In þe chirche amonge þe presse
A voice com, I ȝou rede,
ffro*m* heuene adoune, wel shille & clere,
þat seide to hem in þis mane*re* —
whereof many gonne drede,
And seide: 'ȝee þat trauailed be
In hunge*r* & þurst for loue of me,
Comeþ! I shal ȝou fede
In heuene, þat is so fair & briȝth,
þare eue*re* is day & neue*re* niȝth
And ioye wiþouten drede.'

þe poeple & þe clergie
ffor þat voice songe*n* þe letanye
wiþ gode deuocioun,
And bisouȝtten þe heuene kyng'
þat he shulde ȝiue hem tokenyng'
ffro heuene to erþe adou*n*,
Of þe voice what it were,
þat among' hem com *þer*e
wiþ so mery soun.
þe voice com eft' anoþ*er* tyme
And seide, as I schal seie *in* Ryme —
Herkneþ þis resou*n*:

'*þer*e is a Man of dedes gode,
Spirituel & mylde of mode,
Now in Rome Cite,
In penaunce he is ȝou amonge;
Certeynly ȝee ne shulle*n* nouȝth longe
here in erþe hym see:
A gode fridayes morowenyng'
he shal wende to heuene kyng',
þat sytteþ in trinite.
Takeþ wiþ hym þe riȝth pace
To þe chirche of seint Boneface
wiþ grete solempnite!''

þai souȝtten hym & nouȝth ne founde,
And hadden many sorouȝful stounde,
Til þe gode fryday
wiþ gret deuocioun among',
Of bedes & of chirche song',
To god þai maden her pray:
þai praiden hym for his pyte,
And for his mychel humilite
þat he hem sent' to say
where was þe Man þe Aungel of tolde
Twyes er þan wiþ wordes bolde,
þat in swiche payne lay:

þe þrid' tyme com þe voice
ffro hym þat was don on croice
wiþ gret sole*m*pne liȝth,
And seide: 'wendeþ wiþoute soioure
To Eufeniens þe Cenatoure,
ffor *þer*e he liþ vche niȝth.
Swiþe good haþ ben his lijf',
His werkes shullen be made rijf';
His soule is fair & briȝth.'
þat ilk' tyme, as I ȝou seie,
His gost went' þe riȝth weie
ffro þe body to god almiȝth.

þe holy pope Innocent
And þe Emp*er*oures swiþe went',
Sire Eufeniens to calle,
And chalenged hym in þis mane*re*,
Eufeniens & his wijf' yfere,
Riȝth amonge hem alle:
'In þine house is, þat is so meke,
Goddes man þat we seke,
Hou may þis cas bifalle?

---

881 Ms. yfore.

we haue ysouȝth hym fer & wyde,
Hou darstou goddes *ser*geaunt hyde
In boure oiþer in halle?'

Eufeniens ansuered sone,
As he auȝtte forto done,
To þe pope Innocent',
And seide: þeiȝ he shulde deye,
Of swiche a Man couþe he nouȝth seye,
By god omnipotent';
'ffor swiche a Man ȝif I knewe,
ffayn I wolde hym to ȝou shewe
Treuly wiþ god entent'.'
þan seiden þe Cardinales twelue:
'God ȝeue þat it were þiselue
Byfore vs in *pr*esent'.'

In þat tyme tweie emp*er*oures
Of Rome kepten þe honoures
wiþ her cristen menee:
þat on hete Archadius,
And þat o*þ*ere Honorius,
þai weren hende & fre.
wiþ Eufeniens þai wente*n* riȝth
ffforto fecche*n* goddes kniȝth,
þat was so good of fe.
Ac eufeniens was swiþe liȝth,
And went bifore, his hous to diȝth
wiþ gret' solempnite.

Eufeniens, wh*a*n he hom cam,
Al his meignee he vndernam,
ȝif þat þai eu*er*e ysowe
Any Man þat so holy were
As þe Aungel tolde of ere,
Of his meignee to knowe.
Alexius wardeyn com þan
And seide: 'sir, it is ȝoure bedeman,
þat liþ ded by þe wowe;
He þ*a*t þou hast so longe yfed'
wiþ mete & drynk', clooþ & bed',
He bare hym euer lowe.

I trowe wel it may so be,
whom so ȝee seche þat it is he,
ffor he was good of lijf';
His bedes he bad as a frere,
Ne wolde he nouȝth, while he was here,
Louen fiȝth ne strijf'.
A book' in his honde he halt'
Swiþe fast, & narewe yfalt',
who þat it couþe descryue;
I ne woot' what he þ*er*einne wrouȝth,
þe p*ar*chemyn I hym bouȝth
Gon fourty dayes & fyue.'

þoo þat þis herden þe Emp*er*oures
And o*þ*ere lordes of honoures,
þai þankeden god almiȝth.
He led' hem þ*er*e lay þat body,
Clene & fair & sum*d*el rody,
ffface feir & briȝth.
þe on Emp*er*oure his honde vp took'
And wolde haue taken out þe book'
þat was fair of siȝth;
Alexius þe book helde þoo;
þan was þe Emp*er*our swiþe woo
And in his herte afliȝth.

þe Emp*er*our þoo speke bigan
And seide vnto þe body þan,
þ*er*e it lay in þe herne:
'þouȝ we ben Men of synful lijf',
Emp*er*ours we be*n* wiþouten strijf',
Rome forto gouerne;
we defenden holy chirche
Aȝeins hem þat wolde*n* wirche
Dedes stoute & sterne:
þ*er*fore delyuer vs þi book',
þat þe poeple þ*er*eon mowe look',
wisdom forto lerne.'

whan þai hadden so yseide,
Alexi*us*, þ*er*e he was yleide,
Opened vp his honde:
To þe pope wolde he nouȝth forsake,
Bot lete hym þoo þe book' vptake,
To rede þat he fonde.
þoo þapostoile had his book',
His chaunceler he it bitook'
To rede — I vnderstonde
Othoo was his name,
A Man yholde of gode fame
Ouer al Rome londe.

þe book' he red wiþ gode wille,
þe folk' herkned & helde he*m* stille
wiþouten any boost',
Til þe book' was red & seide:
Alexi*us* was bifore hem leide,
ffulfild' of þe holy gost'.
þe chaunceler wel loude grad'
whan he þe book' of Alexi*us* rad'
Among' þe cristen ost':
hou he fro frendes gan wende,
And hou his fader fer & hende
Souȝth hym by eu*er*y cost;

And hou he was to þe Emp*er*oure
ysent, to be Man of valoure
And lernen chiualrie,
Of huntyng' & of Ryuere,
Of chesse pleieyng' & of tablere:
Al nas worþ a flye,

894 Ms. omnipototent.

Leuer hym was to conne good'
And seruen god wiþ mylde mood'
and his moder Marie;
And hou he ȝede seuentene ȝer
In pilerinage fer & ner
wiþ mychel maladye;

And oþer ȝeres seuentene
wiþ his fader he had ybene,
his bedeman by þe wowe.
þat fader ne moder ne his wijf'
wisten of his holy lijf'
Ne þat he was hire owe;
And hou his fader *ser*geaun*n*tz alle
veyn glorie gonne hym calle
And gorre on hym gonne þrowe;
And hou he þe book ywriten hadde:
Of al his lijf *þere* he it radde
To þe poeple heiȝe & lowe.

þoo Eufeniens þise wordes herd,
Of his son hou it ferd',
Gret was his sorouȝeyng',
His face he rent & his her,
Men sorouȝed for hym fer & ner:
He fel in swowenyng'
On his owen son *þat* was;
His cry was eu*ere* allas allas!
'deþ, why nylton me stynge?
Allas, sorouȝ, what is þi red'?
þou hast' me brouȝth vnto my ded';
Myne herte wil to sprynge.

Now I may no ioye haue,
No confort ne may me saue,
My blis is al forlorne!
ffor my son þat lijþ here ded',
In elde he shulde haue ben my
red'.
Allas! þat I was borne!
O son, whi woldestou suffr*en* smert'
And dye wiþ me here in pouert',
A begger as þou worne?
To þi comyng' was al my speire,
To haue ymade of þee myne eire,
Of londe, Castel & corne.'

His moder herd þat tydynge:
ffor hir son she gan flynge
In Rage as a lyonesse;
Sorouȝfullich her pleynt she made —
Noman miȝth hire herte glade
Of al þe grete presse.
His fader had ylore þe speche;
To his moder was no leche
þat miȝth her cry acesse.

Letted she nouȝth for al þe þrong',
þat she ne ran þe poeple among',
Hire son to clyppe & kysse.

'O son, þat soke of myne pappes,
þou hast' ysent me sory happes:
þus sone art' went' me fro!
I wende haue yhad of þee solas —
Myne hope is tynt, allas! allas!
And welþe is went' to woo.
Son, þou doest vs stronge to*urment'*,
Oure ioye is al away went',
ffor sorouȝ we shulle*n* vs sle:
ffor often þou seiȝ þi fader & me
Erlich & late wepe for þee,
And ek' þi wijf also.

þo þat þee shulden haue *ser*ued trewe,
ffele tymes on þee þai þrewe
ffilþe & foule vryne,
And beten þee ofte swiþe sore;
And þou suffredest eu*er*more
And took' it nouȝth to pyne.
why woldestou cast þee in care,
Of hem to suffre swiche bysmare,
þat weren þine owen hyne?
Of alle þise seuentene ȝere
Ne woldestou noman tellen here
þou come of body myne.'

ffor þ com þoo his trewe wijf'
wiþ sorouȝ & care & drery lijf'
And neiȝ for doel ded'.
'Allas,' she seide, 'my ioye cast!
Kare & sorouȝ ben in me fast,
As widewe wiþoute red'.
Al my welþe is fro me went',
No wo*m*man is in swiche to*urment*'
In lengþe ne in brede.
Al þis werlde, & it myne were,
I wolde ȝiue it fer and nere,
To seen his fairehede.

It is no wonder of my doloure:
Yshadewed is al my myroure,
And lorne is my briȝthnesse;
Myne herte may nouȝth lange dure.
Cursed worþe þou, dame auenture,
þat doost me destresse!
After fair weder falleþ reyn,
After wynnyng' wep ageyn,
And care is after kysse;
Erly to day by þe morowe
I ne wist of care ne of sorowe —
To bale is to*urned* my blisse.'

1012 Ms. his st. he.

1082 Ms. myrouþe.

þapostoile & þe elergie,
þemperoures & her chiualerie
Token þat confessoure
And leiden on a bere riȝth;
ffair & wel hij habbeþ hym diȝth,
wiþ menske & honoure.
To þe chirche of seint Bonefas
wiþ þe corps þai token þe pas
wiþouten any soioure.
þe belles alle aȝein hem rungen.
Preostes & clerkes merily sungen
wiþ þat swete floure.

Noman may telle wiþ tunge
þe miracles þat of hym sprunge,
As þai þat body bere;
Deef' & doumbe, halte & blynde,
Alle miȝtten bote fynde,
In maladie þat were:
Men þat weren in palesye,
Lunatik', oiþer in frenesie,
Bote hadden þere.
Swiche presse was þe poeple among':
þemperoures miȝtten nouȝth for þrong'
Beren forþ þe bere.

þai biþouȝtten hem in þis wyse
þat folk' was ful of Coueitise:
And tresore onon of sende
And casten aboute siluer & golde,
Take it vp who þat wolde,
Largely to spende.
Nouȝth for þan in euery strete
þe presse was swiþe grete,
þai miȝtten hem nouȝth defende;
þai leten lygge þat tresoure
And foloweden þat confessoure
þat day to þe ende.

Riȝth at seint Bonefas chirche,
To seint Alexi þai gonne wirche
A riche monument:
Seuene dayes his frendes duelleden þere
ffor his body þat lay on bere,
And siþens hom þai went'.
His fader, his moder & his wijf'
Lyueden after in holy lijf'
Trewely wiþ gode entent'.
And whan þai dyeden alle þre,
þai wenten wiþ solempnite
To god omnipotent'.

þus ende & orde ȝee han yherd'
Of seint Alexi hou it ferd',
wiþouten any lesing'.
In þe worschip of god in glorie
Out of latyn is drawen þis storie,
þorouȝ miȝth of heuene kyng'.
Alle þat habben yherd his vye,
God brynge hem to þe compaignye
þere Aungels ben wonyynge.
And sende vs, lorde, þi mylde mood',
ffor þorouȝ þee spryngeþ al good'
wiþouten any endynge.
Amen, Amen, Amen.

IV. Die Version des Ms. Cotton Tiber. A. 26.

Der Dialekt des vierten Alexiusliedes zeigt eine Menge von Eigenthümlichkeiten; im Grunde nördlich, ist er mit südlicheren Formen seltsam gemischt und zeigt Besonderheiten, die auf einen eigenartigen Dialekt schliessen lassen. Sollte dieser in Irland zu suchen sein? Charakteristisch ist die breite und in mancher Beziehung auffällige Vokalisation, die Schreibung yng neben yn en in forsakyng part. 155 i. R., tokyng 104 (diese Endung findet sich in späteren schottischen Gedichten wie im Lancelot), die Häufigkeit des y in den Endungen ys, yd, yn, yr neben es, ed, en, er, und wieder das Schwanken von y und e im Stamme, die Verdoppelung der Consonanten; eigenthümlich ist der Laut ey statt y in manchen Wörtern, die Vertauschung von w und v u, und ff und w; wie im nördlichen Dialekte ist der Infinitiv und das Pract. plur. häufig flexionslos, das Particip aber endet auf yn en; dagegen sind die Flexionsendungen des Praes. in der Regel südlich; die Pronomina sind meist nördlich. In graphischer und lautlicher Beziehung ist die Hs. sehr schwankend, und gewiss hat der Schreiber die ursprünglichen Formen vielfach willkürlich geändert und verderbt, wie er auch sehr nachlässig und fehlerhaft geschrieben hat; doch wird man sich hüten müssen, alle die Abweichungen vom nördlichen Dialekte und die mancherlei Schwankungen allein auf seine Rechnung zu bringen;

unstreitig ist die Vermischung der Dialekte und Laute bereits grösstentheils als ursprünglich anzunehmen.

A vor m, n findet sich i. R. bei man 5. 31. 304, man: noone (st. nan) 291, hande founde (st. fand) 205, doch *o* i. R. bei honde lond 135, londe sonde 365, long wrong 381, anone gone Inf. 81, anone ston 42, stonys i. R. zu nonce 405, anon eucrychone 328, none: mon (Klage) 28, at home: come 101; ausserhalb des Reimes findet sich a in man (auch Plur.? 411, sonst men, dieses i. R. zu þan 248), leman, many (meny 365, mayny 238), whan (when 388), than, thank 179, hand 268. 315 (doch auch hond), a und o in cam 219. 273 com 221 come 237. 391 (Plur. com. 67. 166. 169. 307, come 223, doch auch hier cam' 409), o in ony 300, from, lond, long, among. Nördliches a findet sich i. R. auch bei lawe cnawe 347, llawe: knowe (statt knawe) 254; der Reim sore: arne woo 355 ist vielleicht verderbt, um die nördl. Vokalisation zu umgehen, sonst findet sich o in thore i. R. zu byfore 294 (there i. R. zu more 183. 280 lässt ebenfalls thore: more oder sare: mare voraussetzen), sore more 143, more lore 45, bothe lothe 131, bothe clothe Inf. 249. soo woo 340, so twoo 35. 165, so i. R. zu þoo 395. — Ueber das Verhältniss von a zu e merke: a statt e findet sich bei hart 23, hard Praet. (hörte)*) 211. 280 (herd nur 117); wrast Inf. i. R. zu faste 316, cast Praet. plur.: fast 397 (i. T. kest 345), was i. R. zu pace 374, zu bonyffáce 402, zu masse 271, aber auch zu prece 393 (hier ist also wes statt was anzunehmen?); e in lede Praet. 130, red 327, lefft 128, auch in gest i. R. 79, cherite 182: im Praet. haben a gaffe, bade i. R. 209 (auch Plur. 386), bare (auch Plur. 41), sawe (dafür einmal i. R. see 314 i. R. zu nye), e wex i. R. 44. Merke noch natt 316, nat 337 st. not. Der Reim verlangt stets ay statt ey, welches letztere zuweilen statt ay steht, vgl. sayde brayde 201, rayne agayne 221, agayne swane (st. swayne) 237, awaye monaye 120, also auch monay st. money i. R. zu waye 176, contray st. contre i. R. zu awaye 218; — merke noch ay in ayre = hair-cloth i. R. zu fayre 148. — Das eigenthümliche ey statt y begegnet in holey 20. 304 (holy 48), maney 147 (sonst many), erley 67, lokeyd 294, lyveyd 418 (wo e übergeschrieben ist), bleys 370 (sonst blysse i. R. 139, blys 270, blese i. T. 390), auch in bedeyes Bitten 186. — y statt südlichen u findet sich in fryst 375, sylffe 128, mykell 28 myche 344, lytyll 223, kyssyde 362, sythen 63, sylver 399, syn 322, mynster 200, chyrche, mit e schwankend in wyst 35 neben west 140, dyd 256 neben ded 339. 344, besonders auffällig ist es in byt 70. 221 bytt 217 (butt 229. 315, bot 367), custymme 14; statt e steht es in hynde bynde i. R. 326 (aber hende sende 30), fylle Praet. 359, hylde 257, hylde 259 (held 400); auch in meyny 231 i. R. zu be, merke ferner y in puruyde 55, on hye i. R. 362, nye i. R. zu see 313, dyed (Inf. dde i. R. 385). Besonders häufig ist y in den Endungen ys, yd, yn (doch kommen auch es, ed, en nicht selten vor), ferner bei fadyr 133, modyr 131, sylvyr 397, suffyrde 260, heuyn 349, euyne 79, maydyn 31, sythyn 37, whylys 97, lytyll 223, sympyll 225 sempyll 373, marbyll (doch auch fader fad*ur*, syluer, lytell 393, turtell 158); statt hede i. R. zu levyd 257. 345 verlangt der Reim ebenfalls heuid. — eo findet sich zweimal in eorly 123. 199 (erley 67); o in dole 133. Merke einmal lyeffe statt lyffe 194. e statt i begegnet öfter, in wetten 323 (wyt 337), fulfell 98, elke 79. 105 (ylke 285. 239 ylk 17), stelle 240 (sonst stylle), cette 58 u. ö. (cytte 110), blese 390 (sonst blys, bleys 370), weddowe 384, beshoppys 62, öfter auch in be st. by, mit y wechselnd in ded 339. 344. 386 (selten dyd 256), west 140 (wyst 35), ferner in gewyn 182, wretyn 267 (wryttyn 324). Seltener steht es auch statt a, so ausnahmsweise in meny 365, when 388. Das Ms. schreibt

*) In hart, hard scheint ar den besondern Laut des nördlichen r auszudrücken.

I woll 100. 148, Plur. wolle 1. 275 neben I wyll 98. 136, Plur. wyll 242, mit o I wott 61. 198 (Inf. wyt 337 wetten 323). — Merke noch mit au haull 230 (sonst hall), mit o st. ou stonde 223. 393. — Vokallänge wird durch Verdoppelung ausgedrückt in wee, yee, þee, beene 381, freendys 46, yeede 217, need 37, soo 91, twoo 36 too 166, moo, hoode, foode, throofe 44 (aber droffe 222), anoone 127 u. a.

Unter den Consonanten ist bemerkenswerth der Gebrauch von ght statt d in bryght = bride (oder = bright sbst.?) i. R. zu ryght 88; statt t in wyght = white (oder durch Metathesis entstanden?) i. R. zu syght 376, statt th in wyghe (st. wyght) = with 383, und in der Flexion bei lowyght statt louyth 414 i. T. (vgl. lasthe 419). Ferner der Gebrauch von th statt f in dethe st. defe 410 (vgl. den Reim swythe lyeffe 193), statt t in thak 122. 242 (take 80), lowthe 195; t statt th in hate 182 (sonst hathe), wit 56. 335. Das Ms. schreibt in der Regel th, þ begegnet selten im Anlaut neben häufigerem th in þe, þu, þey, þis, þat, þeyre, þoo 395, auch in sittehe 199; ȝ ist äusserst selten (inowȝe 9), ȝt wird durch ght ausgedrückt (myght, thought, nur einmal brout 263), im Anlaut wird y geschrieben, doch hat sich im Anlaut der harte Laut erhalten in agayn, gete, gywe Inf. 244, gewyn Part. 182, gaffe Praet. 50. 175. 249. 258. 346 neben yaffe 103. 119. 399. kynght 137, kynyght 238 st. knyght scheint nicht blosse Verschreibung zu sein. Eigenthümlich ist die Schreibung yng statt yn en bei forsakyng 155, tokyng 104, wodurch die Endung des Part. pass. mit der des Part. praes. (vgl. knelyng 204) gleichlautend wird. h fehlt in wat 226 st. what, ayre 148 = hair. Das Ms. schreibt sh und sch, auch ch in che = she 374 und dyche = dysche 346, s statt sch nur in soulde 56, s st. ss in presyd 398, ss st. s im Anlaut bei sso 396, ssee 370, scee 334, ssce 413. — Sehr auffällig ist die Schwankung zwischen w, u v, ff, öfter in denselben Wörtern; w st. u (v) findet sich in wppon 190 (öfter vppon), wnto 46, wnderstod 48, fwll 171 (fvll 132), knwe 177, st. v in woyce 273, wysage 114, welonye 256, trawayle 401, serwaunt 277, sewentene 252, ewer 342, lewe lieb 369, lewe bleiben 101, hewyn 212 (heuyn 349), gywe 244 gewyn 182, lywyd 168 (lyued 351, lyveyd 418), lowe = love 174. 176. 243; weniger auffällig ist ow st. ou in lowde 173, lowthe 195, powre 120 (auch pore, por), owte, fownde 204, tresowre 408, presyowse 306, auch in cownfort 84, comawndement 86; hier drückt es eine breite Aussprache aus, wie auch vor ll in sowlle 270, owlde 254 (ollde 279), schowlde 52. 262, fowlke 272 (sonst folke), vgl. haull st. hall 230. Umgekehrt steht u v statt w in uyffe 55, vyde 161, ue 390, vas 163, vent 233, in welchen Wörtern jedoch w häufiger ist; auch in saue = sawe 308, laue 60. Das Ms. schreibt ff in wyffe, lyffe (lyfe 330, lyeffe 194), leffe Blatt 314, leffe lieb 339, yaffe gaffe. Alle drei Schreibweisen finden sich in leve lieb 207, lewe 369, leffe 339. Wie schwankend überhaupt die Schreibweise ist, zeigen Beispiele wie þowe þoue þou þu, nowe noue, oder gar wie schowlde 262, showld 52, sholde 343, shollde 30, should 348, shoullde 112, shoulde 170, soulde 56. — Das Ms. liebt Verdoppelung der Consonanten, so schon im Anlaut bei llawe 253, dde 385, sso 396, ssee 370, im Inlaut bei sonne Sohn 136 (auch sone) und sonne Sonne 302, wonnyd 5, robbys 147, hydder 154, thydeder (st. thydder) 65, weddowe 384, goddys bedd; besonders gern tt: wott 374, wetten Inf. 323 (wyt 337), hitt 227, att, bytt und butt (byt 70. 221. 315, but 235), sitt 208, sett Pr. plur. 46, lett 318, cette 58 (auch cete, cyte, cytte), wryttyn 324 (wretyn 267), ff in offte, affter, lefft, sylffe 128, ferner in leffe, lyffe (lyfe 330), wyffe (wyfe 19), gaffe und yaffe gaff 258, (gafe 346), ll in der Endung ell yll wie turtell, sempyll, ferner in worllde, wollde 25, shollde 30, shoullde 112, ollde 279 (owlde 254, olde 45), hollde Inf. 268, follde Praet. 267, sowlle 270, hyllde 315, chyllde 27. 31, gylle 51, syllver 74, welle 66 well 9 (wele 44), felle 62, selbst in hell = hele 412. Diese Verdoppelung kann bei lyffe wyffe, besonders bei ll in hell 412, ollde, sowlle, gylle u. a.

nicht Kürze ausdrücken sollen, vgl. neben droffe 222 auch throofe 44, wo im ersten Falle ff, im zweiten Falle oo die Länge ausdrücken soll. — Bemerkenswerth ist ferner die Häufigkeit des e, welches oft selbst im Innern des Wortes eingeschaltet ist, so in boredes 15, morenyng Trauer 157, thowesant 11, craffetyly 406, thydeder 65 (st. þydder), entayele 188, sexteyene 192 (sextayne 203), honouer 154, selbst in there = thre 15, während es zuweilen, wie in anodr 218, pourte 168, preuly 264, fehlt, wo man es erwarten sollte; noch häufiger steht e am Ende, wie in maye 142, saye, whane 262, thane 293, whome 56, frome 96, hyme 237, theie, theime, forthe, thowe thoue, nowe noue, thorowe, thye, auch im Nom. der Wörter gode 229, shipe 107, coppe 75, wynde 108, wyne 73, lorde 179, felde 54, worllde, chylde, honde, folke, euyne 79, alexe 43, ferner derer auf ffe, we, aye, während die auf ght kein e haben, welches auch im Cas. obl. nicht selten fehlt: of wytt 47, to bed 80, of lond 136 u. a.; ferner zeigt sich e in der Verbalendung ethe, im Praet. sgl. starker Verben, wie in sawe, bade i. R. 209, bare, gaffe, droffe, throofe, fownde, toke u. a., während es im Inf. und Praet. plur. oft abgefallen ist. Dass es nicht mehr gesprochen worden, geht daraus hervor, dass sich whan, than, hym, þow, from, thei u. a. häufiger ohne e finden, ferner daraus, dass in den Reimen e oft einseitig ist, wie bei well fele 10, felle hell 412, telle duell 117 (tell dwell 1), alle hall 251, with all halle 335, stylle wyll 260, forsakyng takyne 155, honde nom. of lond 135, none mon 28, man noone 291, masse was 271, ende wend Inf. 262, alexe wex 43, faste wrast 315, by: on hye 361 u. a. Auffällig ist nur der Reim bade Praet. plur.: dde 385, wo ein Flexionsreim stattzufinden scheint, in welchem Falle die den Reim bildende letzte Silbe von bade ausgesprochen werden müsste; doch liegt hier vielleicht ein Fehler vor.

Von den Fürwörtern merke I, Ac. me, Pl. wee (ue 390) — vs, Poss. owre; þowe þoue þou $þ^u$ — the, Pl. yee — yowe, Poss. your; he, Fem. she sche (che 374) — Ac. her 21. 84 here 89, Poss. here 190; hit hitt 225 hyt 401 it und yt 165; Plur. þey 27. 37 they 28. 35 theye 29 thay 356, the 67 — Ac. theym 27 theyme 122 þeyme 171 thym 322 und hym 170. 286, Poss. plur. þeyre 104 theyre 32 und here 26. 61. Merke die Verschmelzungen frome = from me 381, wythem 251, gaffe = gaffe he 127, wohl auch there gan = ther he gan 234, allwaye rede = allway y rede 95, dowe = do we 226. thys hat im Plur. thys 372.

Nur bei sekys Imper. plur. 277, has 3 Sgl. 297 findet sich die nördliche Flexionsendung; *n* bei don 356, arne 356 (ar 92), sonst findet sich für die 3. Sgl. und den Plur. südliches -the: he sitteþe 199, dothe 158, hathe 3. Sgl. 194. 288, hate Plur. 182, lasthe 3. Sgl. 419, lowyght 414, herkynnythe Imper. plur. 2. I wyll 98. 156, wolle 3. Sgl. 195 hat im Plur. wolle 1 woll 275 und wyll yee 242; maye 142 Plur. may 93. 413; statt des gewöhnlichen shall findet sich 198 schull im Sgl. mit dem Vokale des Plur. — Die 2. Sgl. praes. und praet. hat st in hast 180. 349 (hastowe 378), mayst $þ^u$ 210, weddest Pr. 387, doch fehlt die Endung in ded $þ^u$ 339; die starken Verba finden sich in 2. Praet. mit e: þowe were 341, helde 342, und ohne e: þowe saw 340, sat 368. — Als Beispiele des Part. praes. begegnen nur knelyng 204, longyng 351. — Das Part. praet. endet bei den starken Verben stets auf yn (yng) en: forsakyng 155, stokyn spokyn i. R. 371, knowyn 111, vnknowen 231, gewyn 182, wretyn 267 wryttyn 324, merke ferner borne forlorne i. R. 145, borne i. R. zu þerforne 40, borne i. T. 401, auch done 382, gone 381, bene 227. 297. 381 (Ibe i. R. 228. 288). Vorgeschlagenes I begegnet nur bei Ibee 228. 288, Ibrought 403. — Im Praet. plur. findet sich *n* nur zweimal i. T.: þey hadden 412, comyn 65, blosses e i. R. bei bade 385 i. R. zu dde, stode 61, come 223; i. T. ist öfter auch e abgefallen: cam 409 com 67. 166. 169. 307, gaff 258 (sonst gaffe, yaffe), held 400 (hylde Sgl. 259), fell 309, ferner bei dyd 256 ded 344, kest 345 cast i. R. 397, wyst 35, hard 211. 280 (harde 328), sett 46, went 290, myght

312 und bei den schw. Praet. auf ed yd: thankyd 311, axyd 291, callyd 43, crystenyd 42. Meist erscheint also im Pl. die Singularform. — Der Sgl. praet. starker Verben endet meist auf e (aber wex 44); dieses findet sich auch bei bynde i. R. 325, follde 267, lede 130, wepte (auch weppyd 355), cryde 355, leyde, sayde, während die schwachen Verba auf ght, nt, st ohne e bleiben. Die regelmässige Endung der schwachen Verben ist yd ed, z. B. axed axyd, loued 49 lovyd 21 lowyd 416, called callyd, thankyd, weryd, wonnyd, lywyd, dwellyd u. a., mit e nur bei kyssyde 362, suffyrde 260. Häufiger ist aber e am Ende im Part., so in spousyde 60, levyde 346 (levyd 258), selbst bei soughte 379, wente 220, hade 137. — Im Infinitiv findet sich zweimal *n* i. R.: takyne 156 i. R. zu forsakyng Part., wetten i. R. zu wryttyn 324; flexionslos sind i. R. wend 262, wrast 316, befall 229, tell dwell 1; e haben gete 125, abyde 380, hollde 268, bynde 321, thake 242, sende 30, wellde 54, fede 25; statt haue 32 i. R. zu man ist wohl hane zu lesen, obwohl v. 70 haue i. R. zu knaue. I. T. gibt es keine Inf. auf n, öfter aber flexionslose: wyt 337, com 38, thak 122, fulfell 98.

Bei den Substantiven fällt zunächst das mehrfach vorkommende s im Nom. Sgl. französischer Wörter auf: herytage*s* 32 (herytage i. R. 142), vyage*s* i. R. zu pylgremage 100, images 188. 191 (image i. R. 113. 202), pylgrimage*s* 380; in den cursiv gedruckten Fällen ist *es* im Ms. durch die Abbreviatur *s* bezeichnet, die durch es aufzulösen ist, wie sich auch images 188. 191 ausgeschrieben findet. — Der Gen. Sgl. endet auf ys, seltener es: mannys 121, melys 126, worlldys 9, goddys 60 und goddes, merke noch fadris 230 fadyrs 153 faders 252; ebenso der Plur.: stonys i. R. zu nonce 405, frendys 40. 46, armys, robbys, messengerys 366 messengeres 166 (messengers 162), beshoppys 62, byshopes 305, bedeyes bitten 186, u. a.; statt emperowres 305 i. R. findet sich i. T. emperoure als Plur. 395, in v. 289 ist s unrichtig im Ms. durchgestrichen, da der Reim es fordert. Mán hat im Plur. neben men (i. R. zu þan 248) auch man 411.

Die Striche an ll̄, th̄, die Häkchen an m, n sind bedeutungslos, da z. B. neben all̄ auch alle, mit Beibehaltung des Striches trotz des e, vorkommt, wie in vielen ähnlichen Fällen.*)

In den Reimen finden sich manche Unregelmässigkeiten, die zum Theil dem Schreiber beizumessen sind, so be meyny (st. meyne) 231, agayne swane (st. swayne) 238, awaye contre (st. contray) 217, money waye 175, befall haull 230, bowre honouer 153, forsakyng takyne 155, tombe dome (st. dombe) 409, lowthe (st. loute) owte 195, vyage*s* pylgremage 100, stonys nonce 405, hede (st. heuid) levyd 257. 340, auch founde (st. fand) hande 205, man noone (st. nan) 291, nye see 313; mehrere Unregelmässigkeiten sind aber als ursprünglich anzusehen, so emperours hous 289, emperowres presyowse 306, swythe lyeffe 193 (men þan 248, prece was 394?); sore woo 355 ist gewiss verschrieben, wahrscheinlich auch dde bade 385. Identische Reime sind went went (wohl st. lent verschrieben) 164, twoo twoo 90, soo also 91, make make in verschiedener Bedeutung 157. — Aus der Verderbtheit der Reime lässt sich zurückschliessen auf die Willkür, mit der auch sonst der Schreiber verfahren sein mag. Mancherlei Verschreibungen und offenbare Fehler bekunden seine grosse Nachlässigkeit, wie auch die schlechte Schrift. Die Hs. gehört der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts an; auch das Original wird kaum viel früher zu datiren sein. —

Im Inhalt schliesst sich dieses kürzeste der Alexiuslieder genauer an die durch das erste Lied vertretene Ueberlieferung an als an eine der anderen Versionen. Einige Züge finden sich freilich in den anderen Versionen wieder, so in Al. 2, 61—63 die frühe Ueberzeugung des A. von der Eitelkeit der Welt 50—52, ib. 109—114 die Aufforderung des Vaters zu seiner

*) Die im Ms. fast über jedem ll, ght befindlichen Striche konnten im Druck nicht gesetzt werden.

Braut zu gehen 79—84, wie in Al. 2 gibt A. bei seinem Abschiede seiner Frau auch einen Gürtel, ebenso ist der Ort nicht genannt, wohin er sich begibt. Die Erwähnung der 3000 Diener des Eufemian 10—12 findet man ähnlich in Al. 3, 79—84 (wo 2000 genannt werden); ebenda, Al. 3, 373 ff., ist auch die Klage des Vaters ausgeführt wie 133—142 (in Al. 1, 123 ruft er nur allas allas, in Al. 2, 215 kann er vor Trauer gar nicht sprechen), in Al. 3, 643—4 findet sich auch der Zug 235—6 wieder, dass A. in Rom nicht wieder erkannt wird. Im Uebrigen aber zeigt sich eine grössere Aehnlichkeit mit dem ersten Liede. So vgl. die Geschichte mit dem Bilde im Tempel 113 ff. u. 187 ff. mit Al. 1, 103 ff. u. 184 ff. (auch in Al. 3), die Klagen der Eltern und Braut stehen zusammenhängend vor der Sendung der Boten 131 ff.; das Zusammentreffen mit den Boten und das Dankgebet des A. 179—182, die Begegnung des A. mit seinem Vater 225 ff. finden sich in den meisten Zügen fast ebenso in Al. 1 wieder, so auch 13—17 in Al. 1, 13—18. Doch ist daraus nicht schon zu schliessen, dass der Dichter das erste Alexiuslied benutzt habe; selbst die grosse Aehnlichkeit einzelner Stellen, wie besonders v. 27—28: Bytwene theym' chyllde had þey none — therefore they made mykell mon mit Al. 1, 31—32: Children bitwene hem hedde þei none — þerfore to god þei maden heor mone, ist meines Erachtens nicht nothwendig beweisend.

Aber auch diese Version hat ihre abweichenden und eigenartigen Züge; dahin gehört: die frohe Hoffnung der Eltern des A. auf einen Sprössling 29—31; dass A. die heilige Schrift verstehen lernt 48 (vgl. Al. 1, 47—48, in der Leg. Aur. lernt er „liberales disciplinas"); die ausführliche Schilderung der Hochzeit und der zahlreichen Getränke*) bei derselben 60—78; dass A. in der Brautnacht nicht die Keuschheit bewahrt 89—95 (denn anders lassen sich die Worte 91—94 nicht verstehen, obwohl später 385 die Braut sagt: I may be weddow and mayden dde); dass A. seine Trennung damit motivirt, dass er in seiner Jugend eine Pilgerfahrt gelobt habe, 97—100, und sein Versprechen zurückzukehren 102. Die trauernde Mutter will ein Haarhemd tragen, bis sie über ihren Sohn Kunde erhalten 147—150 (vgl. Al. 2, 224 ff., wo sie sich zu Bett legt und eingeschlossen hält, und Al. 3, 394 bis 408; Leg. Aur.: mater autem sua a die recessus saccum in pavimento cubiculi sui stravit etc.). A. trifft die Boten — der Dichter nennt zwei 166 — auf der Strasse 169 und spricht sie direct um eine Gabe an 173—4. Auffällig ist der Zusatz 185—6, dass A. täglich zur Kirche geht, um zu beten (er wird erst durch die Stimme des Gnadenbildes eingeladen, hinein zu kommen und nicht aussen zu bleiben). Der Kirchendiener trifft ihn knelyng in þe rayne 204. Abweichend ist ferner, dass A. nach Spreusse (wohl aus Cyprus verdorben) fahren will 220; Zusatz, dass er die Schrift gefaltet in Händen behält 267—8. Die zwei ersten Rufe der Stimme im Tempel sind in einen zusammengefallen 275—8. Nachdem die Stimme zum letzten Male gesprochen, gehen der Bischof (statt des Pabstes der anderen Verss.; v. 305 ist sogar von bysshopes die Rede) und die Kaiser sofort zum Hause des Eufemian und fragen ihn erst da nach dem Heiligen 289 ff. (in den anderen Verss. wird Euf. gefragt, bevor sie zu seinem Hause gehen); nachdem dann Eufemian zuerst den Todten gefunden und nun Kaiser und Bischof herbeigerufen 305 (303—4 Zusatz), will jetzt erst der Bischof (nicht Eufemian, wie in Al. 1 u. 2, oder der eine Kaiser, wie in Al. 3) das Pergamentblatt aus den Händen des Todten nehmen; der Bischof (in der 1. und 3. Version die Kaiser) spricht auch die Worte 317—325, welche eine ganz andere Lesart der lat. Vorlage vor-

*) Die altengl. Dichter heben gern nachdrücklich hervor, dass gespeist wird, und was, vgl. Gregor. Vern. v. 666

aussetzen als die überlieferte (Leg. Aur.: „quamvis peccatores sumus, regni tamen gubernacula gerimus et hic (papa) curam universalem regiminis pastoralis, da igitur nobis chartam ut sciamus quae in ea scripta sunt; ähnlich Al. 1 u. 3; der Dichter scheint gelesen zu haben: quamvis peccator es, curam regiminis pastoralis gerimus, oder ähnliches. Auch liest der Bischof selbst die Schrift vor 327 (vgl. Al. 2, 461). In den nun folgenden Klagen der Eltern und Frau des A. schliesst jeder mit der Bitte an den Heiligen, im Himmel für sie zu beten, damit sie sich einst wiederfinden: 349. 369. 389; der Vater gedenkt in seiner Klage der üblen Behandlung seines Sohnes in seinem Hause 343—348 (in der Leg. Aur. thut dies die Mutter), die Mutter der vergeblichen Nachforschungen um ihren Sohn, während der Gesuchte so nahe war, 365—8; seine Frau, so tiefschmerzlich betroffen, dass 'that on here was blake, þat rest was wyght' 376, beklagt sich in origineller Weise (ähnlich wie bereits 152—5) in herben und bitteren Worten über das ihr, der Schuldlosen, von ihrem Gatten zugefügte Unrecht 378—388, über getäuschte Liebe, das betrogene Recht der Frau; bitter ironisch klingen ihre Worte, dass er so sein Versprechen, von der Pilgerfahrt zurückzukehren (vgl. 102), gehalten habe 378—381 — die ganze Stelle zeichnet sich durch individuelle Färbung und psychologische Wahrheit vor den anderen Versionen aus. Die Wunder geschehen nicht auf dem Wege zur Kirche, sondern am Grabe 409—412. Das Gedicht schliesst mit der Lehre, die man aus dem Leben des Heiligen ziehen könne.

So enthält auch diese Version originelle Züge, die zum Theil dem Dichter selbst angehören. Das Gedicht zeichnet sich durch Einfachheit aus; in kurzen geschlossenen Sätzen, ohne Umschweife und Umstände, wird die Handlung in ihren Hauptzügen in belebtem, raschem Gange erzählt; der Dichter selbst tritt ganz zurück, er erklärt nicht, motivirt nicht, die Handlung allein beherrscht ihn. Nebensachen treten zurück oder werden verschwiegen, damit nur ja die Hauptmomente in das rechte Licht treten; überflüssiges Beiwerk, gesuchte Wendungen, Formeln sind streng vermieden. Nur wo er die Hochzeit und das Gastmahl schildert, wird er ausführlich und zeigt darin den Volksdichter.

(A)lle þt wolle a whyle here dwell,
herkynnythe, and I woll yowe tell
a tale sone of grete pyte,
att rome by ffell, in þt Cyte'.
There somtyme wonnyd a man',
hys name was callyd eufemyan';
he was ryche in all thyng
and eueryday seruyd as a kyng',
he had Inowȝe of worlldys well
and seruantes wt hym many and fele:
Thre thowesant to hym were atendaund,
That weryd gold on here pendaunt.
In hys owne hous euerydaye
a custymme was that I schall saye:
there boredes that were fayre spred
There pormen schulde be fede;
Of all pormen of ylk a gate
there was none þt werned þe yate.
a wyfe he had — she hyght agales —
an' holey woman', wt owten' lees:
she louyd god wt all her myght
and seruyd hym bothe daye and nyght,
she was of gode wyll and hart ffree
To all þe dedes of charite:
there she wollde clothe and fede
and helpe men at here nede.
Bytwene theym' chyllde had þey none:
there fore they made mykell mon.
theye were allwaye blythe and hende
In' hope that god shollde hem sende
some maydyn chyllde or some man'
That theyre herytages myght hane.
so long theye prayed wt good entent,
that a man chyllde god hem sent.
whane they wyst þt hit was so,
Chanse theye leuyd bothe twoo;
sythyn' þey wollde for no need
com to gedur in fflesschely ded.

15 Ms. there st. thre, boredes bordes. 17 þt st. was? 32 Ms. haue oder hane? 35 Ms. undeutlich ob whan oder whane.

whan thys man chyllde was borne,
ffayne were here frendys therforne ;
Theye bare the chylde to chirche anone
and crystenyd hyt in the ffont ston':
there theye callyd þe chylde Alexe.
sone hit throofe and wele hit wex.
whan hit was Vll yere olde and more,
hys freendys sett hym wnto lore;
he was sone ffull goode of wytt
and wnd*ur*stode the holy wryte.
he loued god in all his thought
And of thys worllde gaffe he nought:
he sawe thys worllde was butt gylle,
for hit showld laste but a whyle.
neu*er* the les whan he was elde
lond and felde ffor to wellde,
hys fad*ur* puruyde hym a uyffe,
wit whome he soulde led hys lyffe:
A mayden there was fayre and ffre,
Com of þe ryeheste of that cette.
In holy chyrche vppon a daye
They were spousyde in goddys laue;
Atte here spousyng, I wott, there stode
Beshoppys felle and prestes goode.
sythen' theye made a mangery
wt all the beste of here aleye;
All that comyn thydeder þt daye
theye were *ser*uyd welle to paye,
Com' þey erley, eom the late,
theye were neu*er* wernyd þe yate,
there was nowd*ur* man nor knaue
Byt mete and drynke he myght haue;
Eu*er*y man had there plente
Of claret wyne and pymente,
There was many a riche wyne
In sylluer and in golde fyne,
Many a coppe and many a pece
wt wyne wernage & eke of grece,
And many a noder ryche vessell
wt wyne of gascoyne and of rochell.
whan' euyne com', þt elke a gest'
was gone to bed, to take hys rest,
Eufemyan' callyd hys sone anone
and bad hym þt he shoulde gone
In to hys chaumb*ur* to hys fere
and cowmfort her in hys manere.
Alex was to hym obedyent
and ded his faders comawndement';

In to a chaumb*ur* he com' full ryght,
and redy there he founde hys bryght,
and toke here in his armys twoo,
and downe they layde bothe twoo.
'dame,' he sayde, 'nou it ys soo
O fflessche ar wee all so,
Noue may we be gladde of þis lyffe,
ffor thowe art bothe moder and wyffe;
ffor allwaye rede þt hit so be,
ffor nowe mufte me wende frome the.
whylys I was yong, I made a vowe —
That I wyll ffullfell hyt nowe —
ffor to wende a pylgremage;
Noue woll I doo þt vyag*es*,
and þu sehalt lewe here at home.
agayne. as goddys wyll, I come.'
he yaffe her a gyrdell and a ryng',
all for a tokyng at þeyre dep*ar*tyng,
and fforthe he went that elke nyght.
To þe sse he come full ryght;
The shipe was redy and ou*er* went,
wynde att wyll god hym sent.
whan' he come In to a ffer contre,
he come into a ryche eytte.
knowyn' he wollde in no wyse be
of no man þat shoullde hym see.
In that eyte was an Image,
That was lyke godd*es* wysage;
Many a pylgryme had hit sought,
for hit was neu*er* wt honde wrought.
Alex herd therof than' t[e]lle:
Than thought he there to duell.
Anone he yaffe ffrome hym awaye
to powre men all hys monaye,
and bought hym pore man*nys* wede,
That none of theyme shoullde thak hede,
and axed his met eorly and late
wt poremen' att the mynst*er* yate.
all the mete þt he myght gete,
Bot eu*er*y day a melys mete,
To poremen' gaffe anoone ryght,
he lefft hym sylffe none ou*er* nyght.
there dwellyd he XVII yere
and lede his lyffe in thys manere.
his ffad*ur* and hys modyr bothe
Than' he was to theyme ffull lothe;
his fadyr made gret dole and sorowe,
Bothe on' Eue*n* and on' morowe,
'alas,' he sayde, and wrong his honde,
'why is my sonne went owte of lond?

40 here st. hys? hys freendys v. 46 sind doch wohl die Eltern. 65 Ms. thydeder = thyder. 67 Ms. the = thei.

92 Ms. Of st. o. 95 I ist versteckt. 100 Ms. viag^{s}, vgl. images 188. 191. 121 Ms. mamys. 127 gaffe = gafhe. 128 none übschr.

I wende haue hade of hym a kynght,
wt me to stonde In all my ryght:
nowe ys he wente, þt was my blysse —
I west hym neuer do man' amys —
Nowe haue I none of my lynage
That maye welde myn' herytage'.
Than sayde his moder, and wepte full sore:
'Noue shall I see my sonne no more!
I was full glade, whan' he was borne,
nowe ys all my Joye forlorne.
I haue hade robbys maney and fayre,
Nowe woll I next me were the ayre,
Tyll I maye some tydynges here
Of my sone that was so dere.'
than' spake his wyffe, and wepte among':
'My leffe,' she sayde, 'has done wrong':
he toke me In my fadyrs bowre
and brought me hydder wt grete honouer,
and he has me nowe forsakyng!
To Ihū cryst I wyll me takyne.
Sorowe and morenyng may I well make
as the turtell dothe wt owten his make;
Joyefull schall I neuer bee,
Tyll I maye my leman see.'
hys ffader send bothe fer and vyde
Messengers on' euery syde,
To seke his sonne where he vas went,
Bothe ffer and nere where he was went.
Sythyn' affter yt befell soo:
of messengeres there com too
Ryght to the Ryche Cete
There alex lywyd In pourte.
as they com In to a strete,
alex com and shoulde hym mete;
sone knewe he þeyme fwll welle,
and þey knewe hym neuer a dele.
lowde he spake vnder hys hoode:
'ffor goddes lowe do me som goode!'
Theye gaffe hym of theyre money
ffor goddes lowe there in the waye.
whan alex sawe þeye knwe hym nought,
he thanked god in all hys thought,
'lorde,' he sayde, 'I thank the
the grace þt thowe hast sent me:
Myne owne men that shoullde bee
hate gewyn' me of theyre cheryte.'

Alex dwellyd styll there
ffully xlii yere and more.
To chyrche he went euery daye,
his goode bedeyes there for to saye.
In to that chyrche, wt owtyn fayle,
was an Images, of fayre entayele,
Of owre lady, þt is so ffre,
wt here sonne wppon here knee.
That Images spake, þt was so bryght,
to the sexteyene vppon' a nyght:
'Take,' sche sayde, 'my seruante swythe!
he hathe me seruyd all hys lyeffe,
ffull offte he wolle to me lowthe —
hit is no ryght þt he is wt owte.'
'lady,' he sayde, 'I knowe hym nought,
Nor I wott neuer where he schull be sought.'
she sayde: 'he sittehe eorly and late
wt owtyn att the mynster yate.'
anon' he owte of his slepe brayde
and thought what þe Image sayde,
and forthe went the sextayne
and fownde alex knelyng In þe Rayne —
ffayne was he that he hym founde.
anon' he toke hym vpe be þe hande,
'a ryse,' he sayde, 'my leve and dere,
hit ys no ryght þt thowe sitt here.
Com!' he sayde 'my lady bade,
and thereof mayst þu be glade.'
All that hard this tydynges,
Theye worshippyd Ihū hewyn' kyng'.
whan alex sawe hit schulde be ryffe
hys penance and hys holy lyffe,
here kepte he (not) to haue mede,
In' this worllde, for his goode deede,
Bytt stylly he yeede awaye
In' to a nodr dyuers contre.
To þe se he cam' in þt entente,
In to fpreuffe he wollde haue wente;
byt there com' a storme of wynde & rayne
and droffe þe shipe home agayne,
That In' a lytyll stonde they come
Ryght to þe cyte of rome.
Alex sayde þan' wt sympyll chere:
'alas,' he sayde, 'wat dowe here?
Myght hitt haue bene affter me,
here wollde I nought haue I bee;

152 was st. has. 164 went st. lent. 166 too = twoo. 170 hym plur.

183—84 vgl. 129—130. 197 Ms. mought. 198 Ms. meuer. 201 Ms. shepe st. slepe. 201—2 eigenthümlicher Zusatz. 215 fehlt not. 221 Ms. raynde st. rayne.

Butt gode wollde hit myght be fall
I myght be in my fadris haull,
so that I myght vnknowen be
of hym' and of his meyny.'
ffforthe he vent vpe be a strete,
many a man there gan' mete,
But there was no man' þt hym' knwe:
so was he lene and blake of hewe.
There come his fad*er* hyme agayne,
wt mayny a kynyght and many a swane,
Than com' wt hym' on' ylke a syde.
Alex stode stelle, theyme to abyde.
'syr,' he sayde, 'for godd*es* sake
wyll yee thys porman' In thake?
ffor his lowe þt dyed on' Roode,
Gywe me clethe and manys foode,
and for his lowe þat went for the —
God sende þe grace hym for to see.'
This ryche man' wt stode þan'
and callyd one of his owne men',
and galfe hym' mete and dr[i]nk bothe,
and wt pore men' hym to clothe.
There dwellyd alex wythem' alle
sewentene yere in' his ffaders hall.
There was no man', hye ne llawe,
yong ne owlde, þt hym' myght knowe.
his owne men' for rebauudrye
dyd hym' manye a welonye:
They hylde water wppon hys hede
and gaff hym' þt was in the dyche levyd;
But eu*er* he hylde hym stylle
and all he suffyrde wt goode wyll.
agayne XVII wyntersende,
whane he schowlde oute of þis worllde wend,
he prayd hym' þt brout hys mete
prenly he shoullde hym' gete
A lytyll ynke and perchemyne.
and all hys lyfte he wrote there In'.
whan' hit was wretyn', he hit ffollde
and In' his hand he gan' hit hollde,
and anone he dyed I wys
and dyght his sowlle to hewyn' blys.
That ylke a daye in tym' of masse,
whan' all fowlke att chirche was,
a woyce cam' from' þe trinite
To the bysshope of that cyte:
'Com' to me,' he sayde, 'þt woll swynke,
and I schall gywe yowe met and drynke!
Sekys vpe my serwaunt where þt he be,
That he maye praye for this cete!'
ollde and yonge, lesse and more,
all hard this þt were there,
ffor hit was no man', lewde ne leryd,
But of this woyce he nas a fferyd.
Godd*es* ser*u*aunte anon' was sought,
but who hit was þey knowe hym' nought.
That voyce sayde on' that ylke a daye
and tolde hym' redyly where he laye:
'In' cuffamyans hous,' he sayde, 'is he
That hathe my serwaunt long Ibe.'
the besshope and þe emp*er*ours
went in to cuffamyans hous;
They axyd hym' of syche a man',
he sayde he knwe there of noone.
on' of his ser*u*auntt*es* was thane thore,
That stode and lokeyd alex byfore:
'syr,' he sayde, 'I trowe hit be
That poreman' þt yee toke to me,
That long' has bene in y*our* hall;
he is an' holy man' wt all.'
This ryche man' went to hym anoone
and founde alex ded as ony stone,
But his vysage was all so bryght
as the sonne on' þe daye lyght:
Than' trowyd well eufemyan'
That he was an' holey man'.
he callyd þe bysshopes & þe Emperowres
To se þt cors so presyowse.
In' theye com anon' ryght
and saue the body þt was so bryght:
downe on' knes theye fell thoo,
and od*er* many that were þere moo,
and thankyd god In' trinite
That theye myght his ser*u*aunte see.
The bysshope as he stode hym' nye,
a perchement leffe in his honde he see,

234 he ist versteckt. 238 Ders. Zusatz in Al. 1, 262—64. 239 Than st. that? 245 for st. fro. 248 and = that. 269 Ms. drnk.

274 Ms. undeutlich ob thet oder that. 282 Ms. heuas oder henas? 286 Ms. layd. 287 u. 290 Ms. ruffamyans. 289 Ms. emperours mit von anderer Dinte durchstrichenem s. 305 bysshopes st. bysshope? 310 Ms. scheinbar thow oder þou st. þoo.

But he hyllde his hand so faste
That owte he myght hit natt wrast.
'Sonne,' sayde þe bysshope, 'I praye þee
that in thye honde þoue lett me see!
synfulle all thouȝe hyt bee,
I haue powre and dyngnytee
ffor to lousse and for to bynde
Thym' þt I in' syn ffynde;
There ffore, sone, let me wetten'
what ys in thy booke wryttyn'.'
The beshope toke þe boke so hynde,
That alex hys hond on bynde.
the beshope þt Rolle red anon,
That þey yt harde eu*er*yehone —
There was there in' redly tolde
alle hys lyfe, yong and olde.
whan' hys ffad*er* harde of thys,
That he was hys sone Iwys,
'lorde,' he sayde, 'howe maye þys bee?
ys thys my sone þt I here scee?
sewentene yere wyt all
I had fynde hym' in' myn' halle;
I myght nat wyt for none asaye
what he was, nyght nor daye.
"leffe sone, he sayde, why ded þu soo?
Thowe saw I was ffor þe full woo,
for þowe were not at my wylle,
and ewer more þou helde þe styll.
Thyne own s*er*uant*es* þt sholde be
myche harme ded þey to þee,
Theye kest wat*er* on' thyn' hede
and gafe þe þt was in' the dyche
levyde;
and eu*er* þou' bare þe meke and
lawe,
ffor þt no man' should þe there
cnawe —
In' heuyn' ther fore þu' hast mede:
sonne, praye fore me, fore I haue
nede!'
hys mod*er* lyued in' In' longyng',
whan' sche herde of þys tydyng',
she com' fforthe wt a raply rese,
as a lyon' lept oute of a lees,
she weppyd and cryde sore,
as thay don' þt arne woo:
'let me,' she sayd, 'my sone see!
I ffed hym' on' myn' owne k[n]ee.'
Whan' she hym' sawe, she ffylle
downe —
all was awaye here Resoune.

whan' she rose, she stoode hym' by,
she kyssyde hym' and sayd on' hye:
'sonne,' she sayde, and wept ffull sore,
'Nowe schall I speke wt þe no more.
Thowe hast be sought in' meny a
londe,
wt messengerys and wt sonde,
Bot there was no man' myght þe see —
and eu*er* þou' sat be owre knee.
lewe sonne, þu praye for mee
That I may þe in' bleys ssee!"
hys wyfe þt was In' chamb*ur* stokyn',
Of þys tydyng*es* harde sche spokyn';
she com' forthe in' a ffempyll pace —
sory I wott welle þt che was;
she swounyd at þe fryst syght,
That on' here was blake, þt rest was
wyght.
Than' she sayd wt mylde chere:
'where hastowe be, my le*m*man' dere?
ffull long I myght þe abyde,
ffore thowe hast soughte pylger-
mag*es* wyde;
Thowe hast beene frome long —
ffforsothe, I haue done þe no wrong'.
Wyghe þe speke nowe I ne maye,
Nowe may I weddowe be for aye,
I may be weddow and mayden'
dde —
and I haue done as ye me bade:
Thowe weddest me to be þy ffree,
O nyght to ged*ur* when' we were.
Bot, good leman', nowe praye for me
That ue to ged*ur* in blese maye
be!"
The folke come fast owte of þe cete,
that ryche Relyke for to see;
sone in' a lytell stonde þer was
Bothe grete throng and prece.
The emp*er*oure that stode þ*er* þoo,
sawe þe ffolke presyd sso:
sylvyr in þe strete þey cast,
To lete the folke þt com' so ffast;
Bot of sylver yaffe þey no force,
alle held hem' ffast to se þt corce.
at þe last wt trawayle borne hyt was
To þe chyrche of seynt bonyffface.

---

324 Im Ms. ist b o o k e über durchstrichenem h a n d geschr. 343 Ms. s*er*uarantes. 345—46 fast ebenso 257—58. 353 r in rese undeutlich. 358 Ms. kee st. knee.

371 Ms. chamb^{s}. 381 frome = fro me. 383 wyghe st. wythe. 387 ffree st. ferc. 388 Ms. to ged^{s}. 389 Ms. leuan st. leman. 391 Hier scheinen mehrere Verse zu fehlen, in denen die Fortführung der Leiche zur Kirche geschildert wird; das Gedränge entsteht auf dem Wege zur Kirche. 395 Ms. þ*ur* st. þ*er*.

whan' yt was to þe chyrche I brought,
a ryche tombe þere was wrought
of marbyll and of ryche stonys,
Craffetyly and for þe nonce,
of sylvyr and of golde coloure;
They layd in' þys Ryche tresowre.
sythen' cam' on'to hys tombe
Blynde and lame, dethe and dome,
and other man' many and felle:
Thorowe grace of god þey hadden' hell.
Be thys holy man' men' may ssee
That god lowyght wele pouerte;

410 dethe st. defe. dome = dombe.

he forsoke thys worlde all be dene
and lowyd god, and yt ys sene
he for soke hys flad*ur*, mod*ur* and wyffe
and lyv*e*yd a pore manys lyfe;
Nowe is he in, Joye þt lasthe aye —
God bryng' us þere þt best maye.
praye wee all þt yt soo bee,
amen' amen' flor cheryte.

explicit sancte alex.

416 and st. as? 418 e in lyv*e*yd übschr.

Prosaversion aus Caxton's Uebertragung der Legenda aurea, fol. 370.

(Aus dem Cod. im britischen Museum.)

Die Prosaversion in Caxton's Ausgabe der altenglischen Uebersetzung der Legenda Aurea ist mit nichten eine getreue und wörtliche Uebertragung desselben Capitels in dem überlieferten Texte jener lateinischen Sammlung. Sie enthält einige Züge, die ihr ausschliesslich angehören und in keiner anderen Version begegnen, andere, die sich wohl in den anderen Versionen, nicht aber in der Leg. Aur. wiederfinden. Ob und inwieweit diese Besonderheiten aus Jehan de Vignay's französischer Uebertragung der Leg. Aur., — denn diese, und nicht unmittelbar der lateinische Text, ist die Grundlage der von Caxton überarbeiteten und gedruckten englischen Uebertragung*) — geflossen sind, kann ich nicht angeben, da ich den franz. Text bis jetzt nicht habe einsehen können; trotzdem scheint es mir wahrscheinlich, dass Caxton auch andere Versionen, insbesondere das dritte Alexiuslied, in dem sich einige der besonderen Züge wiederfinden, benutzt habe.

Abweichungen vom latein. Text der Leg. Aur. sind: Statt der Namensdeutung im Anfange des lat. Textes gibt Caxton eine ganz andere Erklärung des Namens, ohne aber das Etymon selbst zu bezeichnen (offenbar leitet er den Namen von *a* und *lex*, statt von a und *λέξις*, ab, indem er sagt: Alexis bedeute „goynge oute of the lawe of maryage"). Er verlegt sogleich den Anfang der Geschichte in die Regierungszeit des Arcadius und Honorius, die dann, da Alexius i. J. 398 (so am Schluss der Leg. Aur.) im Alter von mindestens 50 Jahren starb, schon in der Mitte des 4. Jhrhdts. regiert haben müssten (Honorius wurde erst 393 Augustus). Er nennt nur 1000 „knyghtes" im Dienste des Eufemian (3000 in Al. 4 und Leg. Aur., 2000 in Al. 3) und fügt bei, dass Euf. ein gerechter Mann gewesen. Er lässt das Gelübde der Keuschheit, welches die Eltern bei der Geburt des A. ablegen, aus. Beim Abschiede von seiner Braut gibt A. ihr neben dem Ringe auch eine goldene Gürtelschnalle (L. a.: caput balthei), beide in ein kleines purpurnes Tuch gebunden (vgl. Al. 2, 170 u. 358, wo

*) Diese engl. Uebertragung von Jehan de Vignay's französischer Uebersetzung der Leg. Aur. ist um die Mitte des 15. Jahrhunderts von „mehreren Doctoren der Theologie" (so am Schlusse des Ms. Harl. 630) angefertigt und in drei Hss. erhalten: Egert 876, Harl. 630, Harb. 4775. Caxton hat diese später nochmals überarbeitet.

er seinen Mantel einwickelt), damit sie ein Zeichen seien zwischen ihnen (lat.: dominus sit inter nos), und wünscht ihr Gottes Gnade, um ihre Jungfräulichkeit zu bewahren. Auf seiner Reise gelangt er zuerst nach Grece, dann erst nach Syrien. Von dem Gnadenbilde in der Marienkirche zu Edyssya wird nichts gesagt; auch die Stimme im Tempel kommt nicht von dem Gnadenbilde, sondern von Gott. Wie in Al. 3 empfängt A. sonntäglich die h. Communion, auch im Hause seines Vaters nach seiner Heimkehr. In seinem Dankgebet für die von seinen eigenen Leuten empfangenen Almosen fügt er die Bitte bei, Gott möge in ihm vollenden, was er begonnen habe. Dass nicht die Mutter, sondern der trauernde Vater sich auf eine „matras" streckt und nicht eher aufstehen will, bis er von seinem Sohne Kunde erhalten (vgl. Al. 2 u. Leg. Aur.: mater saccum stravit in cubiculo), ist wohl ein Fehler, da von der Mutter gar nichts gesagt wird. Die Braut will sich nicht von der Mutter des A. trennen, wie in Al. 3 (in d. Leg. Aur. sagt sie zur Mutter blos: donec audiam de sponso meo dulcissimo, instar turturis tecum manebo); das Bild von der Turteltaube ist ausgeführt. Der Thürsteher kann A. zuerst unter den anderen Armen nicht herausfinden, wie in Al. 3*); als er ihn gefunden, bittet er ihn demüthig, hereinzukommen (vgl. Al. 1 u. 4). Auf seiner Rückreise kommt A. zuerst nach Grece, von da will er nach Cecyle (lat. Tharsum Ciliciae). In keiner der anderen Versionen findet sich der Zug, dass der Vater, dem bei der Erwähnung des A. das Herz weich wird (vgl. Al. 2), demjenigen von seinen Leuten, welcher für den armen Pilger Sorge tragen wolle, die Freiheit, ja einen Theil der Erbschaft verspricht. Er lässt dann dem in sein Haus aufgenommenen Fremdling das Bett in einem Winkel der Halle bereiten, wo die Gehenden und Kommenden ihn sehen können, und der Diener bereitet das Bett unter der Stiege in der Halle (in Al. 3, 685 ff. weist Eufemian dem A. ebenfalls einen Platz in der Halle an, damit er ihn sehen könne früh und spät)**). Der Inhalt der Schrift, welche A. vor seinem Tode anfertigt, wird angegeben, soweit es seine Heirath und Trennung von seiner Braut betrifft (wie in Al. 2), und ihre Abfassung damit motivirt, dass A. seinen Vater wissen lassen wollte, dass er sein Sohn. Wie in Al. 3, 805—7 wird erwähnt, dass Gott seinen Heiligen verherrlichen will. Die Worte der Stimme im Tempel werden auf „Mathei undecimo capitulo" zurückgeführt. Wie in Al. 3 stirbt A. am Charfreitag, und jetzt erst spricht die Stimme zum dritten Male in der Peterskirche. Nach der Anweisung der Stimme, den Diener Gottes in Eufemian's Hause zu suchen, werden erst Männer zu dessen Hause geschickt, den Heiligen zu suchen, und Eufemian geht (wie in Al. 3) den Kaisern voraus, um sein Haus für die hohen Gäste zu bereiten. Bei Caxton allein ist es nicht der Diener, sondern die Frau des A., welche auf den Pilgrim als den Gesuchten aufmerksam macht. Euf. geht dann zuerst zu dem Todten; dass er die Schrift (a bylle or letter) aus seinen Händen hat nehmen wollen, erfahren wir erst aus dem, was er, zu den Kaisern zurückgekehrt, diesen sagt, denen er auch mittheilt, was er von dem Todten weiss; jetzt gehen erst Kaiser und Pabst zum Hause Eufemian's. Die Schrift des A. wird vom Notar (Al. 3 Kanzler Otho) des Pabstes verlesen. Auch die nun folgenden

*) In der Anweisung der Stimme wird ein deutliches Erkennungsmittel nicht angegeben, sie sagt, der Gesuchte sitze aussen vor der Kirchenthür (vgl. lat. ille qui foris sedet in atrio ipse est); in Al. 1 soll er daran erkennbar sein, dass er allein vor der Kirche sitzt, in Al. 3, dass er „totore with a lene face".

**) Leg. aur.: locum proprium in domo sua constituit, in Al. 1, 295 gewährt er ihm „an hous al one þerin to dwelle wiþouten eny fere"; Al. 2 u. 4 erwähnen nichts ähnliches.

Klagen nach der Entdeckung stimmen in ihrem Wortlaut nicht genau mit der Leg. Aur. überein; so fragen Vater und Mutter, wie die Stütze ihres Alters, ihr Sohn, ihre Thränen ungerührt habe ansehen können, ohne sich zu entdecken; die Mutter zerreisst ihre Brüste mit den Worten: diese Brüste haben dich gesäugt; die Frau des A. erwähnt, dass sie wie die Turteltaube ihren Gemahl in Keuschheit erwartet habe (derselbe Vergleich schon früher bei der Klage nach der Heimkehr der Boten). Beim Leichenbegängnisse strömt das Volk von selbst herbei (die Verkündigung an das Volk fehlt) und ruft aus, dass der Mann Gottes gefunden sei. Die Angabe, dass Kaiser und Pabst in Folge der Wunder selbst die Bahre tragen, um geheiligt zu werden, fehlt. Zwar wird auch hier berichtet, dass die Kaiser (emperour ist Plur.) Geld ausstreuen lassen, aber es fehlt die Angabe, dass das Volk sich dadurch nicht von der Leiche abbringen lässt (Caxton lässt also jenes Mittel wirksam sein). Auffällig ist am Schlusse, dass A., der doch schon Charfreitag gestorben, erst am 17. Juli in dem kostbaren Monumente (dessen Herrichtung in der Leg. Aur. sieben Tage erfordert) beigesetzt wird; dieses Datum wird in der Leg. Aur. vom Tode des Heiligen gebraucht: Obiit autem XVI cal. Augusti circa annos domini 398 (Caxton hat also die Angaben verschiedener Versionen — Al. 3 n. Leg. Aur. — unvermittelt neben einander stehen gelassen und nur die Zeit für die Aufstellung des Monumentes verschwiegen). Das letzte Wunder bei der Beisetzung der Leiche ist ausgelassen.

Here begynneth the lyf of saint alexis.

Alexis is as moche to say as goyng oute of the lawe of maryage for to kepe virgynyte for goddes sake | and to renoũce alle the pompe & rychesses of the world for to lyue in pouerte Of saynt Alexis.

In the tyme that archadyus and honuoryus were emperours of Rome there was in rome a right noble lord named Eufemyen | whyche was chyef and aboue alle other lordes aboute themperours | and had vnder his power a thousand knyghtes | He was a moche Juste man vnto alle men | and also he was pyteous and mercyful vnto the poure ffor he had dayly thre tables sette and couerd for to fede the orphanes | poure wydowes and pylgrymmes | And he ete at the houre of none wyth good & relygyous persones | hys wyf that was named Aglaes ledde a relygyous lyf | but by cause they had noo chylde | they preyed vnto god to sende them a sone that myght be theyr heyre after them of theyr hauoyr and goodes Hyt was so that god herde their prayers and behelde theyr bounte and good lyuyng | and gafe vnto theym a sone whyche was named alexis | whome they dyd to be taughte and enformed in alle scyences and honoures. |

After thys they maryed hym vnto a fayr damoysel whyche was of the lygnage of the emperour of Rome | whan the day of the fpowsaylles was comen to euen | Alexys beyng in the chambre wyth his wyf allone | beganne to enfourme and Induce hyr to drede god and serue hym | and were alle that nyght to gyder in ryght good doctryne and fynably he gafe to hys wyf hys rynge | and the bocle of golde of hys gyrdle | bothe bounden in a lytel clothe of purple and sayd to hyr | ffayre suster haue thys | and kepe it as longe as it shal plese our lord god | And it shal be a token betwene vs |

And he gyue you grace to kepe trewely your vyrgynyte | after this he toke of golde and syluer a grete somme and departed allone fro Rome | and fonde a shyppe in whyche he saylled in to grece | and from thens wente in to surrye and came to a cyte called edyssya | and gafe there alle hys money for the loue of god | and cladde hym in a cote and demaunded almesse for goddes sake lyke a poure man tofore the chyrche of our lady | and what he lefte of the almesses aboue hys neccssyte | he gaue it vnto other for goddes sake | and euery sonday he was howsellyd and receyued the sacramente | suche

a lyf he ledde longe | Somme of the messegers that his fader had sente to seche hym thorugh alle the partyes of the world | came to seche hym in the sayd cytee of edyssya and gaue vnto hym theyr almesse | he syttyng tofore the chyrche wyth other poure people | but they knewe not hym | & he knewe wel theym | and thanked our lord | sayeng I thanke the fayr lord Jhesu cryste | that vouchest saufe to calle me and to take almesse in thy name of my seruauntes | I praye the to parfourme in me that whiche thou haste begonne | whan the messagers were retourned to Rome | and eufemyen hys fader sawe that they had not founden his sone | He layed hym doun vpon a matras stratchyng on the erthe | wayllyng and sayd thus | I shalle holde me here & abyde | tyl that I haue tydynges of my sone |

And the wyf of hys sone alexys said wepyng to eufemyen | I shal not departe out of your hows | but shal make me semblable and lyke to the turtle whyche after that she hath loste hir felawe | wyl take none other | but alle hyr lyf after lyueth chaste |

In lyke wyse I shal refuse alle felawshyp vnto the tyme that I shalle knowe where my right swete frende is becomen | After that alexis had done his penaunce by ryghte grete pouerte in the sayd cyte | and ledde a ryghte holy lyf by the space of seuentene yere there was a voys herde that came fro god vnto the chyrche of our lady and sayd to the porter | make the man of god to entre in | for he is worthy to haue the kyngdom of heuen | and the spyryte of god restyth on hym | whan the clerke coude not fynde ne knowe hym emonge the other poure men | He prayed to god to shewe to hym who it was and a voys came fro god and sayd | he sytteth wythoute tofore thentre of the chyrche | And soo the clerke fonde hym | and prayed hym humbly that he wold come in to the chyrche | whan this myracle came to the knowleche of the people | and Alexys sawe that men dyd to hym honour and worshyp | anone for teschewe vaynglorye he departed fro thens | and came in to grece | where he toke shyppe & entryd for to goo in to cecyle | But as god wolde there aroos a grete wynde whyche made the shyppe to arryue at the porte of Rome | whan alexys sawe thys anone he sayd to hym self | by the grace of god (I) wyl charge noo man of Rome | I shal goo to my faders hows in suche wyse as I shal not be beknowen of ony persone | and whan he was wythin rome he mette eufemyen his fader whyche came fro the paleys of the emperour vith a grete meyne folowyng hym | & alexis hys sone like a poure man ranne cryeng and sayd | Sergeaunte of god haue pyte of me that am a poure pylgryme | and receyue me in to thy hows for to haue my sustenaunce of the relyef that shal come from thy borde | that god blesse the and haue pyte on thy sone whyche is also a pylgrym |

whan eufemyen herde speke of hys sone | anone his herte beganne to melte and sayd to his seruauntes | whyche of you wyl haue pyte of thys man & take the cure and charge of hym | I shal delyuer hym from hys seruage and make hym free | and shalle gyue hym of myn herytage | And anone he commysed hym vnto one of hys seruauntes | and commaunded that hys bedde shold be maad in a corner of the halle | where as comers and goers myght see hym | And the seruaunte to whome Alexys was commaunded to kepe maad anone hys bedde vnder the stayer and stappes of the halle | And there he laye righte lyke a poure wretche | and suffred many vylonyes and despytes of the seruauntes of hys fader | whyche oftyeem caste and threw on hym the wasshyng of dysshes and other fylthe | and dyd to hym many euyl tornes and mocqued hym | but he neuer compleyned | but suffred alle pacyentely for the loue of god | ffynably whan he had ledde thys ryght holy lyf wythyn hys faders hows | in fastyng in prayeng and in doyng penaunce by the space of seuentene yere | and knewe that he shold sone deye | he prayed the seruaunte that kepte hym to gyue hym a pyece of parchemyn and ynke | and therin he wrote by ordre al hys lyf | and how he was maryed

by the commaundemente of hys fader | and what he had sayd to hys wyf | and of the tokenes of hys rynge and bocle of hys gyrdle that he had gyuen to hyr at his departyng | and what he had suffred for goddes sake |

And alle thys dyd he for to make his fader to vnderstonde that he was hys sone | After thys whan hyt pleasyd to God for to shewe and manyfeste the vyctorye of our Lord Jhesu Cryste in hys seruaunte Alexys |

On a tyme on a sonday after masse heeryng alle the people in the chyrche there was a voys herde from god cryeng and sayenge | as is sayd Mathei vndecimo capitulo | Come vnto me ye that laboure and be trauaylled | I shal comforte you | of whyche voys alle the people were abasshed | whiche anone fyl doun vnto the erthe | And the voys sayd ageyn | Seche ye the seruaunte of god | ffor*) he prayeth for alle Rome | and they soughte hym but he was not founden |

Alexis in a mornyng on a good fryday gafe hys sowle vnto god and departed oute of thys worlde | And that same day alle the people assemblyd at Saynt peters chyrche | And prayed god that he wold shewe to them where the man of god myght be founden that prayed for Rome | And a voys was herde that came fro god that sayd ye shal fynde hym in the hows of Eufemyen | And the people sayd vnto Eufemyen | why haste thou hydde fro vs | thou hast suche grace in thyn hows | and eufemyen answerd god knoweth that I knowe no thynge therof | Archadyus and honoryus that thenne were emperours of Rome | And also the pope Innocente commaunded that men shold goo vnto Eufemyens hows for to enquyre dylygently tydynges of the man of God Eufemyen wente tofore wyth hys seruauntes for to make redy his hows ageynste the comyng of the pope and Emperours | And whan Alexis wyf had vnderstande the cause | and how a voys was herde that came from god | sayeng | Seche the man of god in eufemyens hows | anone she sayd to Eufemyen | Syr see yf thys poure man that ye haue so longe kepte and herberowed he the same man of god | I haue wel marked that he hath lyued a ryghte fayre and holy lyf | He hath euery sonday receyued the sacramente of the aulter | He hath ben ryght relygyous | In fastyng | in wakyng | and in prayer | and hath suffred pacyentlye and debonarrlye of our seruauntes many vylonyes |

And whan Eufemyen had herde alle thys | He ranne toward Alexis and fonde hym deed | He dyscoueryd hys vysage | whyche shone & was brighte as the face of an aungelle | And anone he retorned toward themperours and sayd we haue founde the man of god that we soughte | and tolde vnto hem how he had herberowed hym | and how the holy man had lyued | And also how he was deed | and that he helde a bylle or letter in hys honde | whyche they myghte not drawe oute | Anone themperour with the pope went to Eufemyens hows and came to fore the bedde where alexis laye deed | and sayd | how wel that we ben synners | yet neuerthelesse we gouerne the world and loo here is the pope the generalle fader of alle the chyrche | gyue vs the letter that thou holdest in thyn hande | for to knowe what is the wrytyng of hyt | and the pope wente tofore & toke the letter | and toke it to hys notayre for to rede | and the notayre redde hyt tofore the pope | the emperours | and al the people | and whan he came to the poynte that made mencyon of hys fader | and of hys moder | and also of his wyf | and that by thenseygnes that he had gyuen to his wyf at his departyng hys rynge and bocle of his gyrdle wrapped in a lytel purple clothe at his departyng |

Anone eufemyen fyl doun a swowne | and whanne he came ageyn to hym self | he beganne to drawe hys heerys | and bete hys breste and fyl doun on the corps of alexys hys sone and kyssed it wepyng and cryeng in ryght grete sorowe of herte sayeng | Alas ryght swete sone wher fore hast thou made me to suffre suche sorowe | thou sawest what sorowe and heuynesse

*) L. A. ut oret pro Roma.

we had for the | alas why haddest thou no pyte on vs in so longe tyme | how myghtest thou suffre thy moder and thy fader wepe soo moche for the | and thou sawest it wel wyth oute takyng pyte on vs | I supposed to haue herde somtyme tydynges of the and now I see the lye dede in thy bedde whiche sholdest be my solace in myn age | alas what solace may I haue that see my ryght dere sone deed | me were better deye thenne lyue | whan the moder of alexys sawe and herde thys | she came rennyng lyke a lyonesse | and cryed alas alas | drawyng hyr heer in grete sorowe cratchyng hir pappes wyth hyr nayles sayeng |

Thyse pappes haue gyuen the sowke and when she myght not come to the corps for the foyson of peple that was come thyder | She cryed and sayd make rome and waye to me sorowfull moder | that I may see my desyre and my dere sone that I haue engendryd and nourysshed | and assone as she came to the body of hyr sone | she fyl doun on it pyteously and kyssed hyt sayeng thus | alas for sorowe my dere sone the lyghte of myn eage | why hast thou maad vs suffre to*) moche sorowe thou sawest thy fader | and me thy sorowful moder so ofte wepe for the | & woldest neuer make to vs semblaunte of sone |

O alle ye that haue the herte of a moder | wepe ye wyth me vpon my dere sone whome I haue had in my hows seuentene yere as a poure man | To whom my seruauntes haue done moche vylonye | a fayre sone thou hast suffred them ryght swetely and debonayrlye Alas thou that were my truste | my comforte and solace in myn olde eage how myghtest thou hyde the from me that am thy sorowful moder | who shal gyue to myn eyen fro hens forth a fontayn of teerys for to make payne vnto the sorowe of my herte | and after thys came the wyf of alexys in wepynge throwyng hir self vpon the body | and wyth grete syghes and heuynesse sayd right swete frende and spouse whome longe I haue desyred to see | and chastely I haue to the kepte my self lyke a turtle | that allone wythout make waylleth and wepeth | And loo here is my ryght swete husbond whome I haue desyred to see alyue | and now I see hym deed | ffro hensforth I wote not in whome I shal haue fyaunce ne hope | Certes my solace is deed | and in sorowe I shal be vnto the dethe | ffor now forthon I am the moost vnhappy emonge alle wymmen | And rekenyd emonge the sorowful wydowes | And after thyse pyteous compleyntes the people wepte for the dethe of alexys | The pope made the body to be taken vp and to be put in to a fyerter | and borne vnto the chyrche And whan it was borne thorugh the cyte | ryghte grete foyson of peple cam ageynst it and seyd the man of gode is founden that the cyte soughte |

what someuer seek body myght touche the fyertre | he was anone helyd of his maladye There was a blynde man**) that recouerd hys syghte | and lame | and other helyd | The emperour made grete foyson of golde and syluer to be throwen emonge the people for to make waye that the fyertre myghte passe |

And thus by grete labowre and reuerence was borne the body of saynt Alexys vnto the chyrche of saynt bonefface the gloryous marter | And there was the body put in to shryne moche honourably made of golde and syluer the seuentene day of Juyl | and alle the people rendred thankynges and lawde to our lord god for his grete myracles | vnto whome be yeuen honoure lawde and glorye In secula seculorum Amen.

Thus endeth the lyf of saynt alexys.

*) Die Ausg. liest to st. so. **) L. A. im Plur.: caeci visum recipiebant.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das

Studium der neueren Sprachen.

I.

Herr Löschhorn besprach Bernhard ten Brinck's Geschichte der englischen Literatur, Bd. I bis zu Wiclif's Auftreten. In ausführlichen Angaben wurden Inhalt und Beschaffenheit der vier Bücher, in welche ten Brink's Werk getheilt ist, geschildert, und einzelne Abschnitte daraus zur Charakterisirung hervorgehoben. So der Raubzug des Hygelak nach dem Niederrhein, Béowulf und Caëdmon, Kynewulf und seine Räthsel, ferner die Bedeutung König Alfred's. Bei der Besprechung des 2. Buches, „die Uebergangszeit" betitelt, kritisirt der Vortragende den grossen Umfang, welcher darin der französischen Literatur eingeräumt ist, weil mit gleichem Rechte dann auch der nordischen Literatur mehr Platz hätte zugestanden werden müssen. Speciell ausgezeichnet wird Abschnitt X über Layamon und Abschnitt XI über Orm. — Aus dem 3. Buch, welches die englische Literatur bis zur Schlacht bei Crécy weiterführt, schildert Herr Löschhorn, nach Besprechung des Gesammtinhalts und des Charakters dieser Epoche, das Lied vom König Horn, die Legendendichtung und Richard Hampole in genauen Zügen. — Vom 4. Buche, „Vorspiel der Reformation und der Renaissance" überschrieben, behandelte der Vortragende eingehender das Anglonormannische und die Mitte des 14. Jahrhunderts, den Aufschwung der Allitterationspoesie und die Dichtung „Herr Gawein und der grüne Ritter". Den Vortrag schloss die Besprechung Langland's. Proben von Uebersetzungen, die grösstentheils von ten Brinck selber herrühren, veranschaulichten die Darstellungsweise des Verf., dessen Stil und Vorführung des Stoffes der Vortragende besonderes Lob spendet. —

Es folgte der Vortrag des Herrn Ulbrich über Leben und Werke Villon's. Das abenteuerliche Leben Villon's wurde in seinen Hauptzügen, namentlich mit Hinweis auf die Abhandlung von Auguste Longnon, François Villon et ses légataires, enthalten in dem 2. Jahrgange der Romania vom Jahre 1873, S. 203 bis 236, vorgeführt. Es wurde dargelegt, dass Villon nicht der Vatersname des Dichters sei. Nach Longnon's Beweisführung ist der rechte Name desselben François de Montcorbier, neben welcher Form sich auch die Form Montorbier findet. Villon erscheint auch unter dem Namen Corbeil oder Corbueil und François des Loges. Der Ursprung des Namens Villon, unter welchem der Dichter allein bekannt ist, scheint sicher; er hat ihn aller Wahrscheinlichkeit nach aus Dankbarkeit gegen einen Beschützer und Förderer seiner Jugend, dessen er in seinem Grand Testament dankerfüllt gedenkt, angenommen und geführt. — Die Mouillirung des Namens Villon stellt Herr Ulbrich unter Anführung dreier triftiger Gründe fest. Mit Bezug auf die von dem Vortragenden erwähnte Schrift: Villon, Études biographiques, weist Herr Imelmann auf einen Aufsatz bezüglichen Inhalts im Cornhill Magazine hin.

Hierauf sprach Herr Boyle über den Erzbischof Whately, und gab einen Ueberblick über die literarische Thätigkeit desselben nebst einigen interessanten charakteristischen Zügen aus seinem Leben.

Nach Beendigung der Vorträge theilte der Vorsitzende der Gesellschaft mit, dass Herr Jarník in Wien einen Index zu dem Etymologischen Wörterbuch von Diez geschrieben habe und dass das Manuscript in seinen Händen sei. Es handele sich darum, ob die Gesellschaft diesen so sehr erwünschten Index drucken lassen wolle, der einem lang gefühlten Bedürfnisse entgegen komme und dessen Befriedigung seitens der Herren Verleger nicht zu erwarten sei. Nach der sich daran anschliessenden Debatte wurde das Manuscript einem Prüfungs-Comité übergeben.

Es folgte eine Anfrage über das Wort Pigeon English, das Kauderwelsch, welches von Engländern und Amerikanern in China im Verkehr mit den einheimischen Händlern gesprochen werde. Herr Herrig bemerkte, dass er in Hübner's Spaziergang um die Welt das Wort Bitchen gedruckt gefunden habe. Verschiedene Hypothesen betreffs der Feststellung des Entstehens des Wortes wurden mitgetheilt und eingehend besprochen.

II.

Herr Nessler sprach über den Roman „Les Amours de Philippe“ von Octave Feuillet, den der Vortragende als den „poète de la noblesse bourgeoise“ bezeichnet. Der Inhalt des Romans wurde in seinen wesent-

lichen Punkten angegeben und einzelne, besonders charakteristische Stellen vorgelesen, darunter die Schilderung der Schauspielerin, der Pariserin und andere. Die Schilderung des Lebens in der Provinz, welche in diesem Roman sehr zur Geltung kommt, gab Herrn Nessler Veranlassung, die Vorurtheile zu erwähnen, welche bei uns über das Familienleben in Frankreich herrschen. Als Aufgabe, die sich Octave Feuillet in seinen Arbeiten stelle, giebt der Vortragende das Bestreben desselben an, die Schattenseiten der französischen Gesellschaft dem Volke zur Erkenntniss zu bringen.

Es folgte der Vortrag des Herrn Buchholz über die Fürwörter im Albanischen. Die Betrachtung der als Schlusssilben in der Bildung der Declination auftretenden Fürwörter spricht für nähere Verwandtschaft der Sprache mit dem Lateinischen als mit dem Griechischen. Zuerst wird die Endung fi oder bi, wie sie im Lateinischen tibi nobi-s omnib-u-s suap-te sich zeigt, betrachtet. Sie erscheint vorzüglich im Dativ Pluralis; schon Camarda hat sie richtig erkannt. So neve = nobis, und auch als Accusativ = nos und juve = vobis, vos, mit vorgesetztem të auch = nostrum vestrum. Vetteheve, vettejuve = sibi ipsis, chetireve = his Masc. und Fem. Wenn vet an Fürwörter angehängt = angehängtem latein. met steht, so ist dies eine Bestätigung der Erklärung, dass in demselben ebenfalls unser bi mit noch einem Ansatze t zu erkennen ist. Ai-vet aiv-vet atta-vet = ipse a um, chii-vet cheio-vet cheta-vet = iste a um haben nur in dem vorderen is ea id, hic haec hoc bedeutenden Theile Declination, der zweite ist wie latein. met unveränderlich. Cuive cuiave = quibus Masc. und Fem. Aterave = patribus emave = matribus. Mit Artikel ebenso, nur dass noch ein diesen bedeutendes t zum Schlusse sich anfügt. Mit Pronominaldativ der dritten Person (possessiv) i-aterave-t = seinen oder ihren Vätern. Dive diave = duobus duabus, pesseve pessave = fünf Masc. Fem.; meeve = pluribus, t'immeve, te mive = meis Masc. imave, të miave = meis Fem. (meabus). Von vocalischen Fürwörtern folgt zunächst i wie es im latein. i-s und sonst vorliegt. At = Vater, ati = der Vater oder auch ati = Vatern (Dativ ohne Artikel). Das vortretende i wie in iati = der Vater von ihm, ihr, soeben schon berührt. Rēēnd = graviter (Adv.), i rēēnd = gravis (Adv.) Fem. e rēēnd Neutr. te rēēnd. Tritt das Adjectiv vor das Substantiv, so hat es ausser diesem vorstehenden i e të auch noch am Schlusse i a it als Zeichen des Genus und als Artikel, tritt das Substantiv vor, so hat dieses am Schlusse die Artikel, das Adjectiv nur die Vorschläge. Es folgt das Fürwort të, vgl. lat. de und ita fecid fecit quid quit; es ist Präposition wie latein. de it di um vor Dative Sing. und Pluralis gesetzt den Genitiv zu bilden wie schon erwähnt. Ferner tritt es an Dative und Ablative hinten an um diese Formen mit Artikel zu versehen (den status emphaticus zu bilden, wie Stier

mit der syrischen Grammatik sagte). In artikelloser Declination ist es keine Endung. Es wird zum Pronomen der zweiten Person wie latein. und zum Theil griechisch: ti = d, tiij, tē, të = dir dich. Das Neutrum besonders von Fürwörtern zu bilden, erscheint mit einem Vocal hinten angefügt wie griech. τοῦ-το: ai aiò a-tà = is ea id, attij oder i = ihm, assai oder i = ihr, chii cheiò chetà = hic haec hoc, Plur. chetà chetò chetà. Itte jotte tēnt = tuus a um, itti jottia tēnt dasselbe mit Artikel. Im Zeitwort bildet es zum Theil 2. Pl. 3. Sing. 2 Sing.; Verbalsubstantiva = lateinischen auf tor auf taar. S, lateinisch se und vielfache Declinationen und sonstige Endung, ist nie Pluralzeichen. Aber es ist sh als Endung des Genitiv und Ablativ Pluralis vorhanden: keesh sowie të keeve = boun, keshi sowie nia kee = a bubus. Së tritt statt të als Präposition = de ital. di ein vor Fem. einen mit Artikel im Dativ um den Genitiv zu bilden: së ljuljes = der Blume, Genitiv von ljulja = die Blume, ljulj = Blume; së ljuljevet = der Blumen. Ce = qui quec quod indeclinabel erscheint als Endung nicht, etwa wie im Griechischen. Auch ist l(e) gar nicht bemerkbar. Aber c oder vielmehr u tritt als Artikel an Masculina, besonders vocalisch auslautende ulku der Wolf, vëlau der Bruder, Gen. të vëlaut, Dativ vëlaut, Acc. vëlaun oder velaan. Vgl. a als Femininartikel sowie die 2. und 1. Declination im Latein. und Griechischen. Auch ist u als Artikel in italienischen Mundarten so und nicht 'u (st. lu) zu schreiben. U, une übrigens = ich. Auch die Zahlwörter, die kurz angedeutet wie cater = 4, kint = 100, milje = 1000, zeigen mehr Verwandtschaft mit dem Lateinischen als mit dem Griechischen.

Herr Goldbeck hob mit Bezug auf den Vortrag des Herrn Buchholz die Wichtigkeit der Zahlwörter für die betreffenden sprachvergleichenden Bestimmungen hervor. Hierauf machte er auf die Unkenntniss des Prof. Hans Prutz hinsichtlich der portugiesischen Sprache aufmerksam, eine Unkenntniss, die in Feuilletonartikeln der National-Zeitung zu Tage getreten sei. Schliesslich theilte er der Versammlung mit, dass Wendelin Förster Frau von Vasconcellos-Michaelis aufgefordert habe, den spanisch-portugiesischen Theil der Grammatik von Diez zu bearbeiten.

III.

Herr Güth sprach über das von Lessing im 14. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie“ erwähnte, von einem „Ungenannten“ herrührende Schauspiel, „das Gemälde der Dürftigkeit“, von welchem Rosenkranz anfangs behauptete, dass es von Diderot geschrieben sei. Später sei er von dieser Ansicht zurückgekommen; auch der neueste Herausgeber von Diderot's Werken (Assésat) glaube, nur Diderot's Feinde hätten ihm dies Stück zuschreiben können. Der Vortragende findet eine grosse Aehnlichkeit zwischen dem Haupthelden des „Tableau

de l'indigence", dem Offizier Doriman und dem Major Tellheim; er knüpft daran die Vermuthung, dass Lessing das Stück gekannt haben müsse, als er seine Minna von Barnhelm schrieb. Dass Lessing nicht frei von Nachahmung französischer Stücke sei, lasse sich u. A. auch durch eine Vergleichung von Nathan dem Weisen mit Diderot's „Fils naturel" nachweisen.

Herr Michaelis besprach die von ihm für die letzte Philologen-Versammlung in Wiesbaden ausgearbeiteten Vorschläge in Bezug auf die Schreibung der Dialecte. Die Frage, wie das lateinische Alphabet zu ergänzen sei, harre noch der Lösung. Am meisten Anklang habe der Vorschlag gefunden, die vorhandenen Buchstaben beizubehalten und durch über- oder untergesetzte Punkte und andere Schriftzeichen die einzelnen Nüancirungen der Aussprache zu unterscheiden. — In Bezug auf den Gebrauch des ß und ſſ macht Herr Michaelis die Mittheilung, dass in einer von Caesar Oudin im Jahre 1609 erschienenen spanisch-französischen Sprüchwörtersammlung das Zeichen ß ziemlich consequent von ss unterschieden sei; z. B auſſi, néceſſiteux, aber passer, nécessaire. Bis 1876 habe über das Verhalten des Fractur-ß zu dem Antiqua-ß eine verworrene Ansicht geherrscht; das erstere sei aus ſs und ſz entstanden; das letztere aus ſſ, aber auch als Abkürzung z. B. für den Hamburger Schilling und für das Wort semis lange im Gebrauch gewesen.

Herr Marelle bespricht die „Mélusine, Revue de mythologie, littérature populaire (contes et chants recueillis de la bouche du peuple, avec leur musique, proverbes, dictons, locutions etc.) traditions et usages". Diese neue Revue, von E. Gaidoz, Redacteur der Revue celtique, und von E. Rolland redigirt, zählt unter ihren Mitarbeitern F. Baudry, M. Joret, Reinhold Kœhler, F. M. Luzel, L. Léger, Gaston Paris etc., und ist dem Sprachforscher und Philologen eben so wohl zu empfehlen wie dem Mythographen und Culturhistoriker.

Hierauf stellt Herr Marelle die Frage: Ob der tragische Dichter sich erlauben darf, geschichtliche Charaktere in der Art zu ändern, wie Schiller es gethan hat in seiner Jungfrau von Orleans in Bezug auf die Liebe zu Lyonel. Herr Marelle erkennt die Vorzüge der Schiller'schen Tragödie an, behauptet jedoch: diese Liebe für einen Engländer, wie jede Liebe überhaupt, sei im Widerspruch mit der ganzen psychologischen Anlage Johanna's. Das Wort des Aristoteles, „die Poesie sei philosophischer wie die Geschichte", passt nur da, wo die Poesie die Geschichte ergänzt, vollendet und veredelt, nicht aber dort, wo sie uns nur als eine Verfälschung derselben erscheinen muss. Die Sage, mit ihren unbestimmten, wechselnden Zügen, die mehr oder weniger sagenhafte Chronik, dulden wohl eine freie dichterische Behandlung, wie z. B. bei den Griechen oder zuweilen auch bei Shakespeare. Ganz anders steht es mit der documentirten, fest constatirten Geschichte. Die prägt sich uns ein als lebendige Wahrheit und lässt sich nicht

mehr verwischen. Eine Poesie aber, die mit dieser in uns lebendigen Evidenz nicht übereinstimmt, kann uns keine reine ästhetische Erbauung geben; denn unser kritisches Gewissen sträubt sich unwillkürlich gegen sie. Unwissende mögen wohl anders empfinden und denken; aber die Unwissenden sind keine competente Richter in der Frage. Es könnte auch z. B. einem französischen Dramaturgen einfallen, der edlen, patriotischen Königin Louise eine plötzliche, tragische Liebe für den Sieger von Jena zuzumuthen, und vielleicht würde er damit, vor einer unwissenden Volksmasse, einen grossen Erfolg erringen; was würden aber deutsche Zuschauer zu einer solcher Abgeschmacktheit sagen?

Mit der Jungfrau von Orleans verhält es sich aber nun nicht anders. Denn seit der Veröffentlichung der Actenstücke ihres Prozesses ist uns Jeanne d'Arc so bekannt geworden wie nur irgend eine Figur aus der Geschichte. Wer sieht sie da nicht in ihrer wunderbaren, mädchenhaften, in sich geschlossenen Persönlichkeit, mit ihrem mystischen, einfältigen, und doch in Wort und That so scharfsinnigen und resoluten Charakter, mit ihrer von frommer Ergebung und Vaterlandsliebe allein erfüllten Seele? und wer kann sie nachher in der empfindsamen, entzündbaren, und redseligen Roman-Heldin Schiller's wiedererkennen?! Da hilft keine schlechte Rhetorik und keine Pietät von dem Genius: so meisterhaft gemalt das Bild auch sein mag, so ist es doch nur ein verfehltes Portrait — und dadurch an und für sich ein Werk von zweifelhaftem Werth.

Die Herren Buchholz, Püschel und Ulbrich berichten über das Manuscript des Jarník'schen Index zum Diez'schen Wörterbuch. Auf ihren übereinstimmenden Antrag wird beschlossen, den Index auf Kosten der Gesellschaft drucken zu lassen, und werden die Herren Herrig, Langenscheidt und Püschel mit der Ausführung des Beschlusses beauftragt.

IV.

Herr Boyle spricht über die Beefsteak-Society, welche nicht zu verwechseln sei mit dem in der 9. u. 264. Nummer des Spectator erwähnten Beefsteak-Club. — Jene sei 1735 vom Pächter des Covent-Garden Theaters, Namens Rich, einem Freunde des Dichters Gay, gegründet worden; habe sich anfangs im Paintingroom des Theaters, dann in Bedford-Coffeehouse, endlich im Lyceum-theatre wöchentlich mehrmals versammelt, um nach erfolgter Verspeisung von Beefsteaks sich mit literarischen Dingen zu beschäftigen. Unter den bedeutenderen Mitgliedern werden Garrick, Lindley, Moore, Lord Brougham, Hobert erwähnt. Die Zahl der Mitglieder betrug statutenmässig 24, wurde aber, als der Prinz Georg (später Georg IV.) sich aufnehmen liess, auf 25 erhöht. Nach dem Tode des Captain Charles Morris († 1838), welcher

eine hervorragende Rolle in der Gesellschaft spielte und in der letzten Zeit als die Seele derselben angesehen werden konnte, schlief die B.-Society allmälig ein, bis sie 1867 ganz aufhörte. — Morris, welcher von den Mitgliedern zum Punchmaker und Poet-laureate der Gesellschaft ernannt wurde, zeichnete sich als Dichter von Trink- und Liebesliedern aus; letztere wurden 1840 von Bentley in 2 Bänden herausgegeben. Morris war Offizier a. D. und lebte in ärmlichen Verhältnissen, bis der Präsident der Gesellschaft, der Herzog vom Norfolk, dessen grosser Appetit und wohlwollende Gesinnung von Vortragenden besonders hervorgehoben wurden, dem Dichter eine Villa schenkte, wo er bis an sein Lebensende sorgenfrei wohnen konnte. — Zum Schluss las Herr Boyle zwei der Morris'schen Gedichte vor. —

Herr Goldbeck bespricht die bei Weidmann erscheinende Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Die Frage, ob in den obersten Classen der Realschule ein Autor oder eine Chrestomathie zu lesen, sei noch unentschieden. Wolle man, wie die Herausgeber, sich für die Wahl von Autoren erklären, so müsse man natürlich in erster Linie die Classiker des 17. Jahrhunderts berücksichtigen, und zwar vor Allem Corneille, Molière und Racine. Von letzterem sei bis jetzt noch keine der angekündigten Ausgaben erschienen, von Corneille die 4 Hauptstücke (Cid, Horace, Cinna und Polyeucte), von Strehlke herausgegeben. Herr Goldbeck hebt als besonders verdienstvoll hervor, dass Strehlke den Text auf Grund der besten bisher erschienenen Corneille-Ausgaben festgestellt habe. Zu gründlich seien die sprachlichen Abweichungen behandelt, dagegen fehle es in den Einleitungen an einer Angabe der einschlägigen Literatur; auch vermisse man eine eingehende ästhetische Beurtheilung der Verdienste Corneille's, sowie eine Würdigung der Kunstform der französischen Tragödie überhaupt. In dieser Beziehung seien die vortrefflichen Einleitungen eines Schneidewin zu den Sophocles-Ausgaben den Vertretern der neueren Sprachen als Muster vorzuhalten. Erst wenn die französischen und englischen Autoren eine eben so gründliche, wissenschaftliche Behandlung erführen, wie die lateinischen und griechischen, könne man behaupten, dass das Studium der letzteren auf Realschulen überflüssig sei. — Nachdem Herr Goldbeck die Strehlke'schen Ausgaben empfohlen, geht er über zur Besprechung der von Brunnemann herausgegebenen Molière'schen Stücke (Tartuffe und Misanthrope). — Von den Werken, welche Molière's Leben behandeln, habe B. nur Lagrange, Grimarest, Taschereau und Gérusez benutzt; die in den letzten zehn Jahren erschienenen Biographien und Schriften über diesen Gegenstand (z. B. Bazin) scheine er nicht zu kennen. Zu tadeln sei die Unvollständigkeit und der mangelhafte Stil der B.'schen Einleitungen; die erklärenden Anmerkungen seien zum Theil für Primaner ganz ungeeignet, zum Theil geradezu falsch; die wirklichen Schwierigkeiten seien gar nicht erklärt. Eine ausführliche Kritik derselben habe er (G.) für das „Central-Organ"

von Strack ausgearbeitet. — Schliesslich empfiehlt er die von Güth veranstaltete, mit etymologischen und sonstigen werthvollen Anmerkungen reichlich ausgestattete Ausgabe von Souvestre's „An coin du feu". — Der Vorsitzende macht dann Mittheilungen über den beabsichtigten Druck des Jarník'schen Buches. Der mit Herrn Langenscheidt abgeschlossene Vertrag wird genehmigt.

Miscellen.

Wie werden die Geburtstage gezählt?

Wenn man Voss' siebenzigsten Geburtstag einmal wieder in die Hand nimmt, so drängt sich von selbst die Frage auf, ob damals die Greise von 70 Jahren durchschnittlich wirklich so hinfällig gewesen sind, wie uns der alte Tamm dort doch eigentlich dargestellt wird, da es zu den Erfahrungen der Gegenwart gar nicht stimmt. Wenn man aber einigen Sprachmeistern, die ihre Entdeckung mit grossem Nachdruck geltend machen, glauben soll, so ist Vater Tamm gar nicht einmal 70, sondern nur 69 Jahre alt geworden, oder der Uebersetzer Homer's hat einen argen Schnitzer gemacht. So brachte z. B. eine grössere Zeitung kürzlich ein Referat über das „Poststammbuch", in welchem der Referent folgende Bemerkung zu unserer Belehrung nicht unterdrücken kann: dass das Buch „bekanntlich Sr. Majestät dem deutschen Kaiser an seinem einundachtzigsten (nicht dem achtzigsten, wie in der Vorrede nach der beliebten falschen Ausdrucksweise gesagt ist) Geburtstage eine besondere Freude gemacht hat". Da diese Auffassung sich in letzter Zeit mit einer gewissen Zudringlichkeit an den Mann zu bringen sucht, so ist es wohl der Mühe werth, sie etwas zu beleuchten.

Es ist nicht zu bestreiten, dass Geburtstag den Tag der Geburt bezeichnen kann, denn ein Regentag ist ein Tag, an welchem es regnet, der Löhnungstag ein Tag, an welchem die Löhnung ausgezahlt wird; warum sollte Geburtstag nicht auch einen Tag bedeuten können, an welchem Jemand geboren ist oder wird? Allein, dass es dies bedeuten kann, beweist noch nicht, dass es dies bedeuten muss, und dass es so in der Regel gebraucht wird. Es mag sein, dass es wirklich in diesem Sinne schon das eine oder andere Mal gebraucht worden ist; aber ganz unzweifelhaft ist, dass der gewöhnliche, der allgemeine Sprachgebrauch dem Worte einen anderen Sinn unterlegt. Vergleichen wir z. B. folgende Zusammensetzungen: Geburtstagsangebinde, -besuch, -brief, -feier, -fest, -gedicht, -geschenk, -gesellschaft, -glückwunsch, -kind, -kranz, -kuchen, -mahl, -schmaus, -wunsch u. s. w.; wer in aller Welt denkt bei diesen Wörtern an den Tag, an welchem derjenige, um dessen Geburtstag es sich handelt, geboren wird oder ist? Es ist hier unbedingt der Geburtstag der Jahrestag der Geburt, nicht der Tag der Geburt selbst, an welchem man das Angebinde darbringt, zu welchem man den Brief schreibt u. s. w.; es ist entschieden dies der Sinn, dass zugleich dabei an eine Feier des Tages gedacht wird, an welchem sich das Datum der wirklichen Geburt wiederholt und ein volles Lebensjahr zurückgelegt wird.

Andere Beispiele ergeben ganz dasselbe. Ich frage den zwanzigjährigen Neffen: „Wann war dein Geburtstag?" so wird er mir sicher antworten: „Gestern, den 13. Mai." Erwidere ich nun: „Nein, ich meine deinen ersten

Geburtstag," so wird er wahrscheinlich mich auslachen, wenn der respectus parentelae ihn nicht zurückhält, und ganz gewiss nicht wird er mir antworten: „Am 13. Mai 1857." Oder: wenn ein Reisender in eine Residenz kommt, die mit Flaggen geschmückt ist, und er fragte, was für ein Festtag gefeiert würde, könnte die Antwort: „Der Geburtstag des Erbprinzen" ja bedeuten: „Es ist heute ein Erbprinz geboren?"

Doch es wird keiner weiteren Beweise bedürfen, dass das Wort, wenn es vielleicht unter Umständen auch für den wirklichen Tag der Geburt gebraucht werden kann, doch nach dem jetzigen Sprachgebrauche in der Regel, fast ausnahmslos, den Jahrestag der Geburt bezeichnet. Nun gehört gerade kein ausserordentliches Maass von Scharfsinn dazu, um zu erkennen, dass es sich hierbei um zwei verschiedene Bedeutungen handelt. In dem einen Sinne hat jeder Mensch nur einen Geburtstag, in dem anderen so viele, als er volle Jahre zurückgelegt hat. A = a, wenn wir bloss den Laut beachten; aber es sind verschiedene Grössen, die wir durch die Buchstaben bezeichnen, und dann ist es logischer Unsinn, zu sagen: A + 80a = 81a. Ebenso unzweifelhaft ist es Unsinn, wenn man den 22. März 1877 als den einundachtzigsten Geburtstag feiert. Man könnte es schwerlich eine ungesuchte, natürliche Ausdrucksweise nennen, wenn Jemand sagte: „Am 22. März wurde die Geburt des Kaisers zum einundachtzigsten Mal gefeiert;" aber es hätte doch einigen Sinn. Denn die Geburt ist sicherlich am 22. März 1797 in irgend einer Weise gefeiert worden, und bei der Feier der nächsten 80 Wiederholungen des 22. März war die Freude und der Dank für die Geburt des Kaisers der Grund derselben. Allein der 22. März 1797 war, wenn wir das Wort als Tag der Geburt fassen, der erste und zugleich der letzte Geburtstag, kein Jahrestag der Geburt; in dem üblichen Sinne des Wortes war der 22. März 1798 der erste Geburtstag. Ungleich benannte Zahlen können nicht addirt werden: 1 Thaler Gold und 100 Thaler Courant machen nicht 101 Thaler. Eben so wenig können verschiedene Sachen, wenn sie auch vielleicht denselben Namen haben, zu einer Summe vereinigt werden: 1 Tag der wirklichen Geburt und 80 Jahrestage der Geburt geben nicht 81 Geburtstage.

Uebrigens feiert man an dem Geburtstage nicht bloss die Geburt, sondern auch das bis dahin zurückgelegte Lebensalter. Rundet sich die Zahl der Lebensjahre ab, so wird der Geburtstag mehr als sonst gefeiert. So hat — wohl nicht ohne Beziehung auf Psalm 90 — der Geburtstag nach 70, nach 80 Lebensjahren eine besonders hohe Bedeutung. Ueberhaupt aber rechnet man hiebei gern von 10 zu 10 Lebensjahren, wie in der bekannten volksthümlichen auf- und niedersteigenden Stufenleiter des Lebens. Wer an seinen Geburtstagen Rück- und Vorblicke anzustellen pflegt, wird es sicherlich mit etwas anderen Empfindungen thun, wenn er 30, 40, 50 u. s. w. Jahre zurückgelegt hat, als wenn er 29 oder 31 Jahre u. s. w. alt wird. Die Bezeichnung: „Der einundachtzigste Geburtstag" verschob aber ganz die Vorstellung, die uns für diesen Geburtstag eine Hauptsache ist, und das Wesentliche dessen, was dadurch bezeichnet werden soll, müsste erst durch eine spitzfindige Subtraction unserer Anschauung näher gebracht werden. Daher ist diese Ausdrucksweise ebenso unbequem und unpraktisch, als in sich widersinnig.

O. Mai 14. K. S.

Wir erlauben uns ein paar Bemerkungen über einen Ausspruch, den wir in den schönen und interessanten „Metapherstudien" des Herrn Dr. J. Brinkmann finden. (s. Archiv für das Studium der neueren Sprachen Bd. LVI, S. 354.) Herr Brinkmann sagt daselbst: „Wir sind also zu dem Resultate

gekommen, dass nicht nur die romanischen Ausdrücke ital. montone, franz. mouton, brebis, span. carnero, sondern auch die deutschen Widder, Schaf und das engl. sheep ursprünglich Hammel bedeutet haben, und dass bei allen eine Erweiterung des Begriffs zu dem des männlichen und weiblichen Schafes, zu dem von Schaf überhaupt (franz. mouton, span. carnero, engl. sheep, deutsch Schaf) eingetreten ist."

Hierzu erlauben wir uns zu bemerken: bei Widder trifft dieser Ausspruch wohl kaum zu, schon weil das Wort in seiner ältesten uns bekannten Form, im goth. vithrus, die Bedeutung von Lamm hat; (s. Brinkmann l. c. S. 253.) — Auch L. Diefenbach, Etym. Wörterb. I, S. 252 sagt darüber, dass verschnittenes Thier „wohl sicher nicht Grundbedeutung ist." Doch die Wurzel ist dunkel. Ueber unser Schaf führt Herr Brinkmann Schwenk an, der darüber (Wörterb. der deutschen Sprache S. 599) sagt: „Der Name ist nicht deutsch, sondern aus der slavischen Sprache entlehnt; böhm. skopec, welches eigentlich das verschnittene Thier, den Hammel bezeichnet, slav. skopiti, castriren; skopetz, Castrat." Dem Schöps können wir füglich die slavische Abkunft zugestehen, man sieht sie ihm schon an; aber Schaf und sheep sind deutscher Abkunft und entstammen unserm goth. und ahd. skaban, ags. skafan, scheeren, schaben, und bezeichnen somit das Thier als das geschorene. Es gilt von ihm, was Herr Brinkmann von pecus sagt: „lat. pecus bezeichnet, da es desselben Ursprungs ist wie gr. πέκω, scheeren, πόκος, Wolle, das Schaf als das Wollvieh." Wie hier πόκος, Wolle, erklärend für die Verwandtschaft von pecus und πέκω erscheint, so haben wir auch aus schaben, oberd. Schepper, das abgeschorene Vliess, also in der buchstäblich gleichen Bedeutung wie πόκος und πέκος. Der gleiche Ursprung von Schaf und Schepper lässt sich nicht verkennen, obgleich sie in der Lautverschiebung differiren. Aber wir stossen ja manchmal auf solche Beispiele stockender Lautverschiebung, wir wollen hier beispielsweise mhd. Schaufel und engl. scoop, Schaufel, anführen, die sich zu ihrem Wurzelverbum goth. skiuban, ahd. sciupan, sciuban, ags. scûfan, schieben, gerade so verhalten wie Schaf und sheep zu skaban und skafan. Vgl. auch mhd. schief von schieben und wettera-schepp. — Ueber Schaufel s. Weigand's Wörterb. II, 556, und über scoop E. Müller's Etym. Wörterb. der engl. Sprache II, 298. —

„Und sogar auch Lamm hat vielleicht ursprünglich dieselbe Bedeutung (verschnittenes Thier) gehabt": sagt Herr Brinkmann l. c. S. 354. — Aber auch hier sind wir wieder der Ansicht, dass auch das Lamm in seiner ursprünglichen Benennung als das geschorene Thier bezeichnet wurde, darauf scheinen keltische Ausdrücke zu deuten, denn irlomadh, lomaim heisst auch scheeren, lomad caorach, Schafe scheeren, lomar (wie πόκος und Schepper) Vliess und lomoi, gael. lomaich, geschorenes Schaf. Towoi und Lamm deuten auf eine gemeinsame Wurzel, die freilich im Deutschen keine weiteren Sprösslinge trieb, so müsste denn der Lumpen = zerrissenes, verzupftes Zeug, dazu gerechnet werden, in welchem Falle, wie bei πέκω die Urbedeutung rupfen, zupfen vorauszusetzen wäre. Das griech. πέκω hat diese bei den Bedeutungen rupfen und scheeren — und auch kämmen und krämpeln — und rupfen scheint die ursprüngliche zu sein. In dem derselben Wurzel entstammenden lith. pèzti hat sich die Bedeutung rupfen erhalten.

„Noch bis in streng historische Zeit" — sagt L. Geiger, Ursprung und Geschichte der menschlichen Sprache und Vernunft II, 51 — „lässt sich der Gebrauch nachweisen, Schafe nicht zu scheeren, sondern zu rupfen. Varro behauptet, dass dies „vor Erfindung der Schur" überhaupt geschehen sei und erklärt hieraus das lat. vellas; er spricht aber auch zugleich von solchen, die es noch zu seiner Zeit thaten, und Plinius sagt uns geradezu (VIII, 46): „Die Schafe werden nicht überall geschoren; an manchen Orten dauert die Gewohnheit des Rupfens fort." (S. Boch, Hieroz. I, 536.) Auf diese Wand-

lung der Gewohnheit deutet noch das griech. πέκω, welches das Zupfen der Wolle „mit den Händen", wie Homer ausdrücklich hinzufügt, sowie das Kämmen der Haare (lat. pecto) und als späterhin gewöhnlichsten Begriff das Scheeren auffasst."

Sollte mit gadh. lomaim, schneiden, nicht auch nhd. lahm und engl. limp, nnd. lumpenhinken zusammenhängen? und ebenso der oberd. Familienname Lemp = der Hinkende? Der Begriff des Hinkens mag aus dem des Schneidens, resp. des Geschnitten-werdens hervorgegangen sein, also der Lahme urspr. soviel als der Geschnittene, Verwundete, Verstümmelte bedeutet haben. Ist vielleicht auch der Lumpen urspr. nichts anderes als ein abgeschnittenes, kleines, werthloses Stück? Reststück? —

Von derselben Wurzel wie πέκω, scheeren, kämmen, stammt auch ahd. fahs, ags. fean, Haupthaar (s. G. Curtius, Grundzüge der griech. Etym. S. 163), also dieses als das Geschorene oder Gekämmte bezeichnend. Sollten wir daher nicht berechtigt sein, nhd. Schopf (= Haupthaar) von schaben abzuleiten und wie πόκος und fahs, auch Schepper und Schopf als Verwandte neben einander zu stellen? Man wird freilich hier einwenden, dass in schaben und Schopf die Vocalverhältnisse nicht stimmen; jedoch solche Unregelmässigkeiten sind nicht ganz selten, so erklärt auch Weigand, Wörterb. II, 1187 Zopf und Zapfen aus einer Wurzel entstanden.

Doch — pour revenir à nos moutons — finden wir im Keltischen noch ein Beispiel, wo das Schaf von scheeren benannt ist, nämlich in ir. caòr, pl. caoire, Schaf. Schon J. O'Brien in seinem „Irish-English Dictionary" (Dublin 1832) sagt: „caoire has a natural affinity with the Greek verb κείρω to shear sheep"; und in Bacmeister's Keltischen Briefen S. 38 lesen wir: „Ein zweites, vielleicht gemeinkeltisches Wort für das Schaf, . . . lautet ir. cair, caera, daher ass caerach, Schafmilch, cáirchinde avinus. Nur leise darf man fragen, ob nicht vielleicht unsere Heerde, goth. hairda, ursprünglich Schafheerde sein könnte? — Beifügen wollen wir noch, dass nach Weigand, Wörterb. II, 1014 nhd. Vieh, „der Lautverschiebung gemäss mit lat. das pécu, die pécus, sanskr. der paçu(s) = Vieh stimmt." (Vgl. auch Fick, Vergl. Wörterb. S. 114, wo aber die Wurzel pak, fangen, binden angenommen wird.)

Alle diese Ausdrücke geben Zeugniss, dass die Urzeit den Werth des Schafes über den aller anderen Thiere setzte, übereinstimmend mit dem Ausspruche Buffon's: „Cet animal est pour l'homme l'animal le plus précieux." Diese Werthschätzung aber verdankt das Thier hauptsächlich der Wolle, denn die von uns erwähnten und behandelten Worte und Benennungen, die alle das Schaf als das geschorene oder zu scheerende Thier bezeichnen, bezeugen ferner, dass in der Sprache wie in den neueren Sprichwörtern (s. Brinkmann l. c. S. 355) die überwiegende Wichtigkeit der Wolle vor allen anderen Erzeugnissen des Schafes hervortritt.

New-York. Andreas Willmann.

Zu der Frage „Gibt oder giebt?"

Im zweiten Hefte des LVII. Bandes dieser Zeitschrift steht ein Aufsatz von Dr. A. Grabow, wonach das i im Präsens von geben „unzweifelhaft lang" wäre. So ganz unzweifelhaft ist die Sache doch wohl nicht.

Für die Länge des Vocals spricht, wie es dort heisst, „1) Der Grundsatz, dass die Länge der Stammsilbe durch Vocaldehnung oder durch Consonant-Verschärfung bewirkt wird." Das soll wohl heissen: wenn der Vocal kurz wäre, so würde der Consonant (b) „verschärft" sein, also bb oder pp statt b stehen. — Aber bt nach kurzem Vocal findet sich auch z. B. in Abt. Da der Vocal vor mehrfacher Consonanz in derselben Silbe in der

Regel kurz ist, so war — die Kürze des i in gibt, gibst vorausgesetzt — eine schriftliche Andeutung der „Verschärfung“ des b (durch die ungebräuchliche Schreibung bb oder das fernerliegende pp) auch nach nhd. orthographischem Usus durchaus unnöthig.

Nun soll aber [2)] die Aussprache mit langem i „am meisten dem Geiste der nhd. Sprache angemessen“ sein, denn unsere Dichter „reimen meist giebt auf Wörter mit unzweifelhaft organischem ie“. In den dafür gegebenen Beispielen reimt giebt (und giebst) nur mit Formen von lieben. Reime wie nippt — gibt dagegen seien „schwerlich in der deutschen Literatur nachzuweisen“, jedenfalls könne man „jedem derselben aus den Werken unserer besten Dichter 12 Reime wie liebt — giebt gegenüberstellen“. — Wie viel öfter brauchen aber auch unsere Dichter einen Reim auf liebt, liebst als auf nippt, kippt etc.! Gewiss hätten sie auf die so häufigen Formen liebt etc. oft die nicht minder häufigen von geben gereimt, wenn diese auch ganz unzweifelhaft kurz wären*); um wie viel mehr, da dieselben (mit Recht oder Unrecht) auch lang im Gebrauche sind.

Endlich wird [3)] für die Länge „die Analogie von ergiebig, nachgiebig, ausgiebig“ geltend gemacht. Die Länge in diesen Wörtern beweist für giebt, giebst ebenso wenig wie die in gebe, geben. Der Stammvocal ist in diesen Formen lang, weil er in offener Silbe steht.

Ich will nun nicht etwa meinerseits zu beweisen suchen, dass das i im Präsens von geben „unzweifelhaft kurz“ ist. Es ist eben in Wirklichkeit sowohl lang als kurz. Aber ich will doch anführen, was mir für die Berechtigung der Kürze zu sprechen scheint. Das ist

1) Die alte Kürze des Präsensstammes von geben.

2) Die Analogie von Gift, Mitgift (vgl. Tritt neben tritt, trittst).

3) Der Umstand, dass die entsprechenden Formen von treten, dessen Stamm ebenfalls auf einfachen Explosivlaut auslautet, kurzes i haben, während die auf einfache Liquida oder s (f) ausgehenden Stämme, von denen die 2. 3. Sg. Pr. Ind. mit ungebrochenem i gebildet werden (befehlen, gebären, scheren, stehlen, schwären, lesen; dazu auch geschehen und sehen mit verstummendem h) in diesen Formen Dehnung erleiden**).

4) Der Grundsatz: Geschlossene Silbe ist im Nhd. (meist) kurz***).

Düsseldorf. Wilhelm Vietor.

In dem Goethe'schen „Die Lustigen von Weimar“ findet sich folgende Stelle:

„Dienstag schleicht dann auch herbei;
Doch er bringt zu stiller Sühne
Ein Rapuschchen frank und frei.“

Dieses „Rapuschchen“, dessen Erklärung ich bis jetzt nicht gefunden habe, und das, wenigstens bei uns zu Lande, unbekannt ist, dürfte nach

---

*) Solche Reime (langer Vocal mit kurzem reimend) sind bekanntlich bei unseren Classikern nicht selten. Beiläufig bemerkt, findet sich das verpönte f: fs zwischen Vocalen im Reim oft genug, z. B. bei Goethe, der eben auch kein Norddeutscher war. — Auch è : é ist bei unseren Dichtern nicht unerhört.

**) Ausser nehmen, das aber auch genommen bildet.

***) Vgl. „Reform. Organ des allgemeinen Vereins zur Einführung einer einfachen deutschen Schreibung“. Hrsg. v. Dr. F. W. Fricke. — Ich bin überzeugt, dass selbst ein so entschiedener Antiphonetiker, wie Herr Grabow, den Fricke'schen Bestrebungen Methode nicht absprechen wird, wenn sie auch in seinen Augen als Unsinn erscheinen mögen.

meiner Ansicht identisch sein mit einem Kartenspiel, welches mit zehn Spielen Whist, also 520 (!) Karten, gespielt wird und den Namen „Rawuschl“ führt. Ich habe leider auch einmal ein solches Spiel gespielt, und zwar in der deutschen Stadt Nikolsburg in Mähren, und kann recht gut begreifen, wenn Goethe ein solches Spiel „zu stiller Sühne“ bestimmt nennt. Es ist, schon nach der Zahl der dazu nothwendigen Karten zu beurtheilen, höchst langweilig und so recht zur Unterhaltung für alte Hoffräulein und Kammerherren geeignet, wie sie der junge Goethe vielleicht vor Augen gehabt haben mag.

Prossnitz (Mähren). O. H. St.

Parallelen und Reminiscenzen.

Du siehst den Quell zu Thale rinnen,
Er schimmert hell im Mondenschein,
Du denkst: ich muss, wie er, von hinnen,
Wär' ich wie er so hell und rein.

Lenau, Savonarola (Weihn. Nr. 18).

Der heil'gen Schönheit gegenüber
Fühl' ich nur tief' und tief're Pein,
Der Seele Strom klagt trüb' und trüber,
Wär'st du wie sie so rein, so rein!

Alfr. Meissner, Geständn. Nr. 5b

Giebt es vielleicht gar keine Einsamkeit?
Bin ich selber nur ein verbrennend Scheit?
Und wie ich mich wärme am Eichenstamme,
Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast
Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
Schürend und fachend meine Gedankenhast?

Lenau, Das Blockhaus V, 67—72.

Ein jedes Wort, ein jeder Hirngedanke
Verzehrt von Theil zu Theil mein Wesen, ich
Verbrenne! Und dies unheilschwangre Feuer
Schürt ein geheimnissvoller Geist vielleicht,
Dass er erwärme sich an meiner Asche.

Emmerich Madai, Die Tragödie d. Menschen. Uebers. v. A. Dietze.

Ein Mensch, der liebt, tritt so zu sagen aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus und steht bloss unter den Gesetzen der Liebe. Es ist ein erhöhtes Sein, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maasstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden sind.

Schiller an Charlotte von Lengefeld. Weimar, 12. Febr. 1789.

Liebe tritt durch sich selbst nicht nur aus allen Schranken der Gesellschaft, sondern auch aus jeder Gerichtsbarkeit, bürgerlicher, sittlicher, menschlicher, heraus. Sie ist ja ein erhöhtes Dasein, das der Moralität und des Rechtes nicht bedarf, um zu imponiren und sich geltend zu machen, sie giebt sich ihre eigenen Gesetze und schafft sich selbt beliebig ihre rechte Form.

Dingelstedt, Unter der Erde.

Die Menschen vergessen nur zu leicht die Namen ihrer Wohlthäter; die Namen des Guten und Edlen, der für das Heil seiner Mitbürger gesorgt, finden wir selten im Munde der Völker, und ihr dickes Gedächtniss bewahrt nur die Namen ihrer Dränger und grausamen Kriegshelden. Der Baum der Menschheit vergisst des

Wer gründlich weiss die Mitwelt zu verheeren,
Muss unvergesslich zu der Nachwelt wandern.
Wer recht uns peitscht, den lernen wir verehren.

Chamisso, Sage v. Alexandra. 1833.

stillen Gärtners, der ihn gepflegt in der Kälte, getränkt in der Dürre und vor schädlichen Thieren geschützt hat; aber er bewahrt treulich die Namen, die man ihm in seine Rinde eingeschnitten mit scharfem Stahl, und er überliefert sie in immer wachsender Grösse den spätesten Geschlechtern.

H. Heine, Zur Gesch. der neueren schönen Lit. in Deutschl. 1833.

Nicht um dies ganze reiche Eiland, nicht
Um alle Länder, die das Meer umfasst,
Möcht' ich vor Euch so steh'n, wie Ihr vor mir.

Schiller, Maria Stuart.

Bei Gott, bei Gott, Philipp! ich möchte vor keinem Manne so dastehen, wie Ihr jetzt dastehet vor mir, und könnt' ich die Würde eines Heiligen dadurch erlangen!

Babo, Otto von Wittelsbach.

Mein Aug' die nied're Hütte sieht;
Auf einer Seit' die Mutter spann,
Summt zu dem Rad manch altes Lied,
Die Katze stimmt ihr Schnurrlied an.

Rob. Nicoll, Der Vaterheerd V, 9—12 (1836), s. Fiedler, Gesch. der volksthüml. schottischen Liederdichtung. Zerbst, 1846. Bd. II. S. 150.

Es lag einst eine Hütte,
Wo rings das Leben schlief,
In dunkler Erlen Mitte
Am Teiche schwarz und tief.
— Die Mutter mit der Brille
Spinnt an dem Rad, das surrt,
Am Heerde zirpt die Grille,
Die Wanduhr schlägt und schnurrt.

v. Sallet, Der Heimathheerd V, 1—4, 9—12 (1840).

Mit ihm kommt seine Mutter Königin,
Als Ate, die zu Kampf und Blut ihn treibt.

Shakespeare, König Johann.

Und in dem Schloss zu Fotheringhay sitzt
Die Ate dieses ew'gen Kriegs, . .

Schiller, Maria Stuart.

Fast schwer mag sie die stein'gen Strassen dulden,
Mit zartgefühl'gem Fuss sie zu betreten.

Shakespeare, Heinrich IV, 2. Th.

Muss sie den zärtlich weichgewöhnten Fuss
Nicht auf gemeinen rauhen Boden setzen?

Schiller, Maria Stuart.

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,

Schiller, Der Taucher, Str. 26.

Da ergreift's ihm die Seele mit Allgewalt,
Ihm dünkt so lieblich die süsse Gestalt.

A. Oehlenschläger, Helge. Uebers. v. Gottfried v. Leinburg. Leipz. 1865. (12. Romanze. Die 3 Schneereiter.)

Ihre Haarlocken waren soviel Ketten, welche die tausend Herzen ihrer Sclaven fesselten.

(Reichard) Bibliothek der Romane. Berlin 1781. Bd. VII, S. 260 (Die abgeschnittene Nase. Aus dem Arabischen).

Die schöne Locke, dieses seidne Haar
Verfallen schon den finstern Todesmächten
Gebrauch's, den Sclaven ewig zu umflechten.

Schiller, Maria Stuart.

Z. A. K.

Französische Sonette in deutsche Oden umgedichtet.

1.

Tu mourras, par le temps arrêtée en ton cours,
Tu mourras, vieille terre, avec tes mers profondes,
Avec tes monts chenus et tes bois et tes ondes,
Où ton souffle au printemps réchauffe tant d'amours!

Tu mourras, roi du ciel, brillant flambeau du jour,
Et la nuit reprendra les champs que tu fécondes!
Vous tous, astres, soleils, peuple infini des mondes,
Vous mourrez, vous mourrez! . . . moi, je vivrai toujours!

D'où viendrait donc en moi cette soif de la vie,
Et de mes fiers pensers l'ardeur inassouvie,
Si l'espace à mon vol ne devait pas s'ouvrir?

En vain, dans le tombeau, mon corps va se dissoudre;
En vain, espoir des vers, il rentre dans la poudre:
Q'importe le tombeau? . . . Je ne veux pas mourir!

2.

En vain nous vieillissons, la terre est toujours belle,
En hiver, sous la neige, au printemps, sous les fleurs,
Sous sa robe d'automne aux changeantes couleurs,
Sous sa couronne d'or que l'été renouvelle.

Fière des sucs puissants qui conflent sa mamelle,
Elle semble nous dire, insensible à nos pleurs,
Que rien ne dure en nous, excepté nos douleurs,
Que nous allons mourir et qu'elle est immortelle.

Dans le nombre des jours, un jour pourtant viendra,
Jour fatal où la vie en ses flancs s'éteindra,
Où rien ne sera plus de ses oeuvres fécondes,

Si ce n'est cet essaim par la mort dispersé,
Ces atomes chétifs, ces riens — plutôt ces mondes,
Qui ne pouvaient périr, puisqu'ils avaient pensé!

3.

On a bien admiré, bien décrit, bien vanté
L'incarnat de la rose et le velours des pêches;
Bien des chants ont terni, phrases vides ou sèches,
De ces présents du ciel la naïve beauté.

Französische Sonette in deutsche Oden umgedichtet.*)

1.

Einst, alte Erde, musst du vergeh'n in Nichts —
Mit deinen tiefen Meeren vergeh'n musst du
Und deinen Bergen, Wäldern, Strömen,
Welche von Keimen des Lebens schwollen.

Vergeh'n auch musst du, himmlische Sonne einst
Und Nacht die Felder decken, die du beglüh'st,
Und all ihr Sonnen und ihr Welten
Werdet vergehen — doch ich bin ewig!

Umsonst nicht lechzt nach Leben die Seele mir,
Umsonst nicht flammt mir stolzer Gedanken Gluth:
Dem ungestümen Flug des Geistes
Muss ein unendlicher Raum sich öffnen.

Hinsinken mag des Leibes Geräth mir einst,
Zum Staub der Staub sich legen, mich schreckt es nicht;
Mit dieses Wortes Feuer trotz' ich
Gruft und Verwesung: Ich will nicht sterben!

2.

Wohl altern wir, derweil in des Lenzes Duft,
In Sommers Gluthen, unter des Herbstes Gold,
Wie in des Winters Silberschmucke
Jugendlich bleibt die Natur und reizend.

Kraftstrotzend, überschwillenden Busens, taub
Dem grossen Leid der Sterblichen, predigt sie:
„Ich war, ich bin und bin auch künftig,
Aber ihr Guten, ihr geht zum Tode!"

Doch glaubt dem Dichter: kommen wird einst der Tag,
Da ihrer Lenden Kräfte zerrinnen, da
Die tausend Kinder ihrer Liebe
Mit der verwelkenden Mutter sterben.

Dann wird von allem Erdegeborenen Nichts
Mehr da sein, als der Sterbliche, den der Tod
Nur quälte und nicht tödten konnte,
Weil er allein im Gedanken lebte.

3.

Wohl haben tausend wonnige Weisen schon
Den Reiz besungen sonniger Sommertrift,
Auch tausend Liedchen, leer und ledern,
Haben die Liebliche angeleiert;

*) Diese Umdichtungen bieten schon insofern ein specielleres Interesse, als auch bei so ausgesprochener Freiheit in Text- und Formbehandlung der Geist des Originals in ihnen treu bewahrt erscheint.

Red.

Toujours pourtant vos seins, ô fleurs de volupté,
Toujours vos doux parfums, toujours vos couleurs fraîches,
Tant que l'ardent Phébus vous dardera ses flèches,
Inspireront des vers au poète enchanté.

L'homme dans ses fureurs pourra faucher les villes,
Et, pour mieux s'égorger laissant ses champs stériles
N'y semer que des morts, pâture des vautours:

Jusqu'à l'heure suprême où finiront les choses,
Sur le sol dévasté, sur les débris des tours,
Le souffle du printemps fera fleurir les roses.

4.

Je ne veux point franchir, ô profonde Nature,
L'invincible limite où s'enferment mes sens,
Et sur tes grandes voix, sur les divins accents,
Jeter d'un vers orné l'orgueilleuse imposture.

Ce que chantent les eaux sous leur verte ceinture,
Ce que disent des bois les rameaux frémissants,
A le bien exprimer les mots sont impuissants,
Et seule, devant Dieu, l'âme en fait sa pâture.

J'ai voulu, dans ces jours où brûle en nous la foi,
Ouvrir ton vaste flanc et me plonger en toi,
Prenant pour de la force une ardeur infinie.

Plus sage maintenant, j'attends le calme au front
Et l'espérance au coeur, l'heure à jamais bénie
Où ton voile et le mien entre nous tomberont!

5.

D'autres t'accuseront, morne et froide vieillesse,
De tuer le plaisir, d'effacer la beauté,
D'éteindre, en les touchant de ton souffle empesté,
Le corps par la douleur, l'âme par la tristesse.

Ils diront tes dégoûts, tes langueurs, tes faiblesses,
Ton esprit amoindri, ton coeur désenchanté,
L'intérêt, ton dieu, l'or, ta seule volupté,
Ta bouche enfin raillant tes rêves de jeunesse.

Moi, ce qui me repousse en toi, spectre grondeur,
Ce n'est pas ton ennui, ce n'est pas ta laideur,
Ni ces membres tremblants sous une tête grise:

C'est que le malheureux que ta main vient flétrir,
Oubliant désormais l'éternité promise,
Se cramponne à la vie et ne veut pas mourir.

Und dennoch wird des Sangs und Geleiers nicht
Ein Ende drum, so lange noch Rosen blühen
Und Menschenblicke trunken schweifen
Ueber die Wunder der bunten Erde.

Und ob in tollem Hader die Menschen sich
Entzwei'n, mit Feuer tilgen ihr' Hab' und Heim
Und mörd'risch auf die grause Wahlstadt
Leichen zum Frasse der Geier säen:

Bis dass der Tage letzter am Himmel flammt
Wird noch aus todtem Aschenhaufen und Schutt,
Und aus zerstampftem Blutgefilde
Rosen erwecken der Hauch des Lenzes.

4.

Die Räthseltiefe, die du, o Sphinx Natur!
In deinem Urgrund menschlichen Sinnen beutst,
Sie überfliegt auch nicht im Hochflug
Eines vermessenen Poeten Singsang.

Was deine Wasser rauschen im Silberstrom,
Was deine Winde flüstern im Blättermeer,
Die stumme Seele nur durchschauert's,
Spottend der stammelnden Menschenrede.

Einst mit der Jugend feurigem Ungestüm
Umbuhlt' ich fühlend, forschend dein grosses Herz —
Da, vor der Riesin jäh erstarrend,
Schwand mir das eigene Herz ins Nichts hin.

Doch heute nicht mehr: heiter und ruhevoll
Harr' ich der Stunde, die mir gewisslich kommt,
Da meiner Sinne Schranken fallen
Vor dem entschleierten Gottesbilde.

5.

Dich, rauhes Alter, mögen wohl Andre schmäh'n,
Dass du die Luft vergiftest, die Schönheit raubst,
Dass du den Leib mit ekeln Schwächen
Und mit Betrübniss die Seele heimsuchst.

Dir mögen Andre schelten den Ueberdruss,
Den schlafengeh'nden Geist, das enttäuschte Herz,
Den Geiz, die arme Klugheit, die da
Spottet der eigenen Jugendträume.

Doch ich, ich grolle wahrlich darum dir nicht,
Du grämlicher Geselle; mir hat noch nie
Gegraut vor deinem fahlen Antlitz,
Noch vor den zitternden Greisengliedern —

Das aber macht vom Grunde dich mir verhasst
Dass manch Elender, den du darniederbeugst,
Verheissener Ewigkeit vergessend,
Jammernd sich klammert ans Endchen Leben.

6.

Non, mon vol n'ira pas se perdre dans la nue;
Non, je ne suis pas un de ces monstres de l'air
Que Dieu fit pour le meurtre et dont le bec de fer
Plonge avec joie au flanc d'une victime nue!

Qu'ils règnent sur la cime où leur serre crochue
Ne retourne jamais sans un lambeau de chair:
Pour moi, je ne vis pas des pleurs, du deuil amer,
Je suis l'oiseau qui chante et non l'oiseau qui tue.

Après un long travail, si je puis chaque soir
Rapporter, le coeur plein de tendresse et d'espoir,
Ce qu'il faut pour calmer la faim de ma couvée,

Caché dans l'humble nid où le bonheur m'attend,
Oubliant le vautour et son aire élevée,
Je bénis le Seigneur et m'endors en chantant.

Edmond Arnould.

Berichtigung eines alten Versehens in Schiller's Wallenstein.

In den Piccolomini IV, 4 v. 2033 muss es jeden nicht ganz gedankenlosen Leser befremden, aus dem Munde Terzky's die Worte zu hören:

Wo ist der Kellermeister?
Lass aufgeh'n, was du hast! die besten Weine!
Heut' gilt es. Unsre Sachen stehen gut.

Die Situation ist diese. Das Bankett, bei dem sich Wallenstein's Vertraute der völligen Ergebenheit der Generale versichern und ihre Unterschrift erschleichen wollen, hat einen für ihre Absichten höchst günstigen Verlauf genommen. „Ich denk', wir haben sie," sagt Illo zu Terzky. Zu guter Letzt erklärt noch Buttler, dass der Fürst unter allen Umständen auf ihn rechnen und seine Treue auf jede beliebige Probe stellen dürfe.

Jetzt gilt es, die Gäste warm zu erhalten und der „cordialen" Stimmung nachzuhelfen; Terzky, der das Bankett giebt, wird also dem Kellermeister die nöthigen Anweisungen ertheilen müssen. Er fragt nach ihm, aber der Kellermeister, der im Hintergrunde der Bühne beschäftigt ist, hat merkwürdiger Weise kein Ohr für die Aufträge seines Gebieters; erst im nächsten Auftritte, als Terzky und Illo sich bereits zu ihren Gästen zurückbegeben haben, kommt er, und zwar in einem Gespräche mit Neumann begriffen, in den Vordergrund. Die Ausdrucksweise Terzky's ist mit dem feinen Sprachgefühle des Dichters wenig vereinbar. „Lass aufgeh'n (consumere, synonym mit „verthun"), was du hast," sagt man richtig zu dem Besitzer einer Sache, aber nicht zu dem blossen Verwalter derselben. Noch auffälliger ist, dass und wie Terzky seinen Auftrag motivirt. Denn als eine Motivirung könnten die Worte: „Heut' gilt es. Unsre Sachen stehen gut" nur angesehen werden, wenn sie überhaupt einen Sinn haben sollen. Terzky wird durch diese Worte nicht etwa seine Verschwendung vor sich selbst oder gar vor Illo rechtfertigen wollen; also vor dem Kellermeister. Selbst zugegeben, dass er dies seinem Untergebenen gegenüber nöthig hätte, so müsste er doch mit diesem auf einem sehr vertrauten Fusse stehen, um es in dieser Form

6.

Nein, nie verliert mein Flug in die Wolken sich,
Nie jenen Luftbewohnern gesell' ich mich,
Die die Natur zum Morden schuf, die
Jäh überfallen ihr wehrlos Opfer.

Nach ihrem Horste mögen sie Tag um Tag
Auffliegen, ihrer blutigen Beute froh —
Ich lebe nicht von Blut und Schrecken:
Sänger, nicht Räuber bin ich geboren.

Gönnt mir das Glück, allabendlich friedevoll
Heimkehrend, mit dem sauer erworb'nen Brod
Die lieben Schnäblein vollzustopfen,
Welche mir fröhlich entgegenzwitschern,

Im trauten Nest geborgen zu sein, wo mich
Die Liebe pflegt und leichtlich vergessen lässt
Des Geiers in den Aetherhöhen —
Preis' ich mein Loos und entschlafe singend.

Otto Sutermeister.

---

thun zu können. Ja, der Kellermeister müsste, um seinen Herrn überhaupt nur zu verstehen, in dessen Pläne eingeweiht sein, was Niemand annehmen wird.

Alle diese sachlichen und sprachlichen Bedenken würden sofort gehoben sein, wenn man sich zu der Annahme entschliessen wollte, dass man es hier mit einem nach der kurz vorher geschehenen Erwähnung Terzky's leicht erklärlichen lapsus calami des Dichters zu thun hat, und dass die fraglichen Worte nicht Terzky, sondern Illo gehören.

Dieser ist die eigentliche Seele des Anschlages auf die Treue der Generale. Wie er den Betrug mit der Eidesformel eingefädelt hat, so hat er auch am meisten Grund, sich über den guten Verlauf der Sache und über die überraschende Erklärung Buttler's zu freuen und dieser Freude Ausdruck zu geben. Ihm liegt es auch weit näher, als dem nüchternen Terzky, das Weitere von der qualitativen und quantitativen Wirkung des Weines zu erwarten, einer Wirkung, für deren Trefflichkeit er selbst nachher den besten Beweis liefert. „Wo ist der Kellermeister?" ruft er, d. h. jetzt müssen wir unverzüglich den Kellermeister instruiren; denn sein Freund Terzky habe, so meint er, allen Grund, aufgehen zu lassen, was er habe. So erst hören diese Worte auf, sprachwidrig zu sein, und so erst ist es zu verstehen, wenn motivirend hinzugefügt wird: „Unsre Sachen stehen gut."

Von der Richtigkeit der vorgeschlagenen Aenderung überzeugt, würde ich, auch wenn die Stichhaltigkeit der dafür aufgeführten Gründe mit Erfolg bekämpft würde, mich freuen, durch Anregung der Discussion wenigstens zur Aufklärung der räthselhaften Stelle Anlass gegeben zu haben.

Liegnitz. Brosin.

„Damit will nicht gesagt werden."

Es erben sich nicht allein Gesetz und Recht, sondern auch Sprachfehler wie eine ewige Krankheit fort. Mag man dagegen sagen, was man will, die

Stimme verhallt im Winde, und es bleibt beim Alten. Zu den sinnlosesten Sprachfehlern, die aber ganz gäng und gäbe geworden sind, gehört die Verbindung des Hülfszeitwortes Wollen mit passiven Verben in Fällen, wo eine Geneigtheit oder Absicht von dem angeblich wollenden Subjecte gar nicht ausgesagt werden soll. K. G. Keller hat in seinem deutschen Antibarbarus 1866 diese verkehrte Ausdrucksweise, die er mit zwanzig Beispielen belegt, näher beleuchtet, hat ihre Sinnlosigkeit und Lächerlichkeit nachgewiesen, und doch liest man sie überall. Ich gebe Beispiele: Im schwäbischen Mercur 1876, 138 liest man in einer Correspondenz aus Tübingen: „In der vorigen Woche war der altkatholische Pfarrer Hosemann von Constanz hier, um eine Taufe vorzunehmen. Es ist gut, dass die Standesbücher nur von Civilbeamten geführt werden; sonst hätte es wieder Streitigkeiten gegeben, wie vor einigen Jahren, wo ein altkatholisch getauftes Kind vom infallibeln Stadtpfarrer nicht ins Taufbuch eingetragen werden wollte, der Vater aber eine Urkunde verlangte, um die Existenz seines Kindes rechtlich nachweisen zu können.“ Offenbarer Widersinn, der als solcher leicht zu erkennen ist, weil ein Kind von ein paar Tagen oder Wochen noch keinen Willen hat. Wie aber, wenn man liest: „das Paar wollte von dem katholischen Geistlichen nicht getraut werden“? Wollte der Geistliche das Paar nicht trauen, oder wollte sich das Paar nicht von ihm trauen lassen? Nach dem einfachen Wortlaut wäre das Letztere der Fall; möglich aber, dass der Schreiber das Erstere im Sinn hatte. Süddeutscher Schulbote 1876, 12: „Als in Preussen durch königliches Decret der Unterschied der Confessionen aufgehoben werden wollte, so war alsbald der Friede dahin, und der Kampf entbrannte.“ Es muss heissen: aufgehoben werden sollte, oder: als man aufheben wollte. — Beilage zum Schwäbischen Mercur 1876, 162: „Will hauptsächlich den Industriellen und Arbeitern die Schuld an der erlittenen Niederlage (bei der Ausstellung in Philadelphia) beigemessen werden, so geschieht damit doch eine Unbilligkeit. — Es soll hier das über den schädlichen Einfluss der socialistischen Agitationen Gesagte nicht widersprochen werden. (Falsche Construction von „widersprechen“.) Es will hier auch nicht geleugnet werden“ pp. Man sieht hier klar, wie das allein richtige „soll“ von dem ganz unrichtigen „will“ immer mehr verdrängt wird. Ein Prälat sagt in der Kammer, das Recht, welches die Kirche auf die Schule habe, wolle (solle) nicht gekränkt werden. Aeltere Beispiele dieser durchaus widersinnigen Verbindung sind Wieland XXIV, 291: „Dieser sagte weiter nichts, als dass das Verbrechen dem Julius Antonius habe zur Last gelegt werden wollen.“ Strauss, Glaubenslehre II, 21: „Nur von einer Verunreinigung konnten sie (die ersten Menschen) abgehalten werden wollen.“ Der Sinn ist: Nur von einer Verunreinigung konnte Gott sie abhalten wollen; statt „wollen“ muss auch hier „sollen“ stehen. Man merkt das Widersinnige, wenn man an die Stelle von „Wollen“ die Verba „Wünschen“ oder „Beabsichtigen“ setzt. „Damit will nicht gesagt werden“ liest man hundertmal, und doch ist es grundfalsch. Richtig wäre: Damit wird (von mir) nicht beabsichtigt, zu sagen, oder es wird nicht behauptet gewollt. Doch wäre Letzteres undeutsch.

G. Hauff.

Die Vermittler des deutschen Geistes
in
England und Nordamerika.

Der romanische Geist war es, der im Mittelalter auf den germanischen den nachdrücklichsten und tiefgreifendsten Einfluss ausübte.

Die epischen Erzeugnisse der französischen Poesie bildeten die Muster für das Kunstepos in der ersten Blütheperiode der deutschen Literatur; die ritterliche Dichtung Frankreichs lieferte die Vorbilder für die mittelalterliche Poesie Englands. Die unbedingte Herrschaft des französischen Genius gewahren wir indess nicht allein in der älteren deutschen und englischen Literatur; auch für die deutsche Literatur von Anfang des 17. Jahrhunderts und für die englische von der Restauration der Stuarts an bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts war Frankreich, welches unter Ludwig XIV. das zweite goldene Zeitalter erlebte, massgebend.

Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird die französische Autorität erschüttert; beide germanischen Nationen beginnen jählings sich dem romanischen Einflusse zu entziehen.

In England wurde man durch Percy's „Ueberreste alter englischer Dichtung" (1765), „mit denen lang verschüttet gewesene Quellen echter volksthümlicher Poesie wieder aufgegraben wurden"*), und Macpherson's Veröffentlichung der —

*) A fresh fountain of poetry was opened up — a spring of sweet, tender, and heroic thougths and imaginations, which could never be again turned back into the artificial channels in which the genius of poetry had been too long and too closely confined. Chambers, Cyclopaedia of English Litterature, v. II, p. 75.

angeblich echten — Lieder Ossians für das Studium der älteren Nationaldichtung begeistert.

In Deutschland wandte sich fast um dieselbe Zeit Lessing mit schneidender Kritik gegen die Aesthetik der Franzosen*) und wies mit Nachdruck auf England, besonders auf Shakespeare hin. Der Geist des grossen Britten wurde von dem umfassendsten und wohlthätigsten Einfluss auf die deutsche Literatur des folgenden klassischen Zeitalters.**)

In dem Jahrhundert, in dem wir jetzt leben, mächtig und gestaltend auf die Völker einzuwirken, war dem deutschen Genius vorbehalten.

Schon seit den Tagen Voltaire's, der damals seine Würdigung der deutschen Literatur und Sprache noch in die höhnischen Worte zusammenfasste: „Ich wünsche den Deutschen mehr Ideen und weniger Consonanten" begann der deutsche Einfluss auf die französische Literatur sich zu regen.

Einzelne Werke deutscher Dichter wurden zunächst ins Französische übertragen. Lessing's Fabeln wurden 1764 übersetzt; ihnen folgten die Uebersetzungen von Goethe's Werther 1776, Lessing's Dramaturgie 1785, Gessner's Idyllen 1786 u. a. Von der bedeutendsten Tragweite für das Einströmen deutscher Ideen nach Frankreich war das 1813 in London veröffentlichte Buch der Frau von Staël „Ueber Deutschland".

Sie suchte die gegen deutsche Wissenschaft und Kunst eingewurzelten Vorurtheile zu verbannen, und der neue von ihr ausgestreute Same keimte schon in den nächsten Decennien üppig hervor.***)

In England, das gleichfalls in diesem Jahrhundert an Frankreich, insbesondere an die romantische Schule, Ersatz für das erstattete, was es früher empfangen, hielt der deutsche Genius den siegreichsten Einzug. Es findet in den letzten hundert

---

*) Wir erlauben uns hier auf unsere Abhandlung, Lessing's Theorie der Tragödie u. s. w. (Berlin 1876) zu verweisen.

**) Wie die altfranzösische Poesie gewissermassen zum Grundpfeiler für unsere mittelalterliche Dichtung geworden ist, so die englische — vorzüglich Shakespeare — für unsere neuere. — Wir verdanken der englischen Literatur zuviel, um sie nicht aus diesem Grunde schon immer mehr zu lieben.

***) Vergleiche: H. Breitinger, die Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich (Zürich 1876), p. 7 ff.

Jahren, neben der Rückwirkung des germanischen Elements auf das romanische, zugleich eine gegenseitige Beeinflussung der englischen und deutschen Literatur statt.

Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war Deutschlands Sprache und Literatur in England gar nicht oder doch nur wenig beachtet!*) Zwar kamen schon unter Richard III. Banden von deutschen Sängern und Spielleuten nach London, von denen Marlowe den Stoff von der deutschen Faustsage wahrscheinlich überkommen, doch ist eine tiefere Einwirkung des deutschen Geistes auf die englische Literatur noch nicht wahrzunehmen. Shakespeare kannte die im „Hamlet" erwähnte deutsche Universität Wittenberg nicht mehr als dem Namen nach, den er aus Volksbüchern, welche die damals sehr verbreitete Sage von Doctor Faust berichteten, geschöpft haben mag**).

Erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, nachdem Deutschland die schönsten literarischen Früchte gezeitigt hatte, beginnt der deutsche Geist sich in England Bahn zu brechen. 1792 wurde Goethe's Werther in London durch Reynolds dramatisirt, in demselben Jahre übersetzte Render Schiller's „Räuber", 1793 erschien Goethe's Iphigenie, 1794 Lessing's Emilia Galotti, 1795 Kabale und Liebe, 1796 Fiesko, 1798 Don Carlos, 1799 Schiller's dreissigjähriger Krieg.

Zugleich machte es sich die „Monthly Review" zur Aufgabe, Abhandlungen über deutsche Schriftsteller zu bringen. 1798 erschien in derselben (Bd. XXVI) ein kurzer Artikel über eine Uebersetzung von Goethe's „Stella", in dem auch „Wilhelm Meisters Lehrjahre" erwähnt werden. „The theatrical works of Goethe constitute, however", so heisst es mit Bezug auf dieses Werk, „his highest claim to celebrity. In the Gothic drama, his Godfred of Berlichingen, for the astonishing variety of well-drawn characters and the complete delineation of feudal manners, and his Egmont, for the heart-rending pathos of its tender scenes and the heroic spirit of freedom which it breathes, may vie with even the best plays of Shakespeare and of Otway. In the Grecian drama, his Iphigenia in Tauris and his Tasso

*) Macauly, Critical and historical Essays, vol. V, p. 86.

**) Das 1587 erschienene Frankfurter Faustbuch — der Stammvater der Faustliteratur — wurde 1590 ins Englische übersetzt.

will, perhaps, ultimately be preferred to analogous efforts of Racine and Corneille. In his Faustus, he has not feared to enter the precincts of the invisible world.“ Ein anderer Artikel enthält die Beurtheilung einer Uebersetzung von Bürger's „Der wilde Jäger“, welchem Essays über Schiller, Kotzebue u. s. w. folgen. Diesem, der deutschen Literatur warmes Lob zollenden Organe stand „The Anti-Jacobin Review“ schroff gegenüber, ein Beweis dafür, dass die in der „Monthly Review“ vertretene Richtung bei weitem nicht eine allgemeine war. „We are led to depreciate“, so schreibt sie, „the importation of German philosophy and litterature into this country“. „Goethe, the author of ‚the Sorrows of Werther‘, is one of those *literati* who contribute by their writings to deprave the minds of their countrymen.“ Urtheile dieser Art begegnen wir in ihr fast ausschliesslich.

Richard Brinsley Sherdian brachte einige Lustspiele von Kotzebue auf das Theater. „The Stranger“, zum Theil von Benjamin Thompson übersetzt, wurde 1797 mit grossem Beifall aufgeführt. Noch grösseren Erfolg erzielte er mit Kotzebue's Lustspiel „Pizarro“, das 1799 von ihm für die englische Bühne übersetzt wurde. —

Als ersten Hauptvermittler des deutschen Geistes in England können wir indess erst Walter Scott ansehen.

In ihm und seinen Anhängern finden wir die eine Hauptrichtung der romantischen Schule in Deutschland, die mittelalterlich-nationale vertreten.

Durch seine Nachbildungen deutscher Romanzen und durch die Bearbeitung von Goethe's „Götz von Berlichingen“ machte er seine Nation auf die reichen Schätze des deutschen Dichterhaines aufmerksam.

Nicht hoch genug anzuschlagen ist es, dass von Deutschland der äussere Anstoss kam, der Scott's „poetische Neigungen zur Frucht reifte“. Einige Studenten waren zum Studium der deutschen Sprache in Edinburgh zusammengetreten, und auch Scott war dabei. Die erste Anregung hierzu war von Henry Mackenzie, dem Verfasser des Romans „The Man Feeling“ ausgegangen, der in einem Essay on German Literature auf die Wichtigkeit des Gegenstandes hingewiesen hatte.

Scott selbst erzählt mit vielem Humor, dass die jungen Leute anfänglich einen gewissen Doctor Willich zum Lehrer angenommen hätten, der sie mit Gessner's „Tod Abels“ langweilte, dass man diesem Lehrer untreu geworden und sich auf eigene Faust an Goethe, ja Einige sogar an Kant gemacht.*)

Im Jahre 1796 veröffentlichte Walter Scott „Wilhelm und Hellen“, der Bürger'schen Lenore nachgebildet**), und „Der wilde Jäger“ nach dem gleichnamigen Original desselben Dichters. 1799 folgte die Uebersetzung von Goethe's „Götz von Berlichingen“, die eine Fluth von ritterlichen Erzählungen den Ursprung gab. 1801 erschien nach einigen selbständigen Dichtungen „Der Feuerkönig“ und „Friedrich und Alice“, die Nachahmung eines Bruchstückes von Goethe's „Claudina von Villa Bella“. 1818 „Die Schlacht bei Sempach“ nach einer alten Schweizer Ballade; 1819 „Der edle Moringer“, die Uebersetzung einer alten deutschen Ballade, wovon das Original in der 1807 von Büsching und v. d. Hagen herausgegebenen Sammlung deutscher Volkslieder veröffentlicht war, und endlich die entzückende Uebertragung des „Erlkönigs“ von Goethe. Daneben lieferte er noch Uebersetzungen von anderen deutschen Dichtern, so namentlich von Meier und Iffland, die jedoch nicht gedruckt sind.

Von den Quellen deutscher Dichtung wandte sich Scott nationalen zu, wohin er durch das Vorbild der Deutschen, welche die Ueberlieferungen ihres eigenen Landes poetisch bearbeitet hatten, geleitet wurde. Seine späteren Werke: „Das Lied des letzten Ministrels“, „Marmion“, „Die Dame vom See“, „Rokeby“, „Das Hochzeitsfest zu Triermain“ u. a. sind in der Conception zwar origineller, indess dürften auch sie von dem Geiste angehaucht sein, der im Anfang seine Muse lenkte. In „Peveril of the Peak“ werden wir offenbar an

*) W. Wagner, The Lady of the Lake (Leipzig 1876), Einleit. S. 5 u. 6.

**) „Es ist ein eigenes Schicksal,“ bemerkte W. Wagner, „dass es gerade Bürger's Lenore war, welche Scott zuerst literarisch bekannt machte: geht doch die Lenore aller Wahrscheinlichkeit nach auf ein englisches Volkslied zurück, und jedenfalls wurde Bürger zu seinen Balladen ursprünglich durch die Percy'sche Sammlung angeregt. Also englisches Metall, durch den Schmelztiegel deutschen Geistes getrieben, kommt so wieder nach England zurück!“ Vergl. vor. Anm.

Goethe's „Mignon" erinnert, der berühmte Besuch Leicester's in „Kenilworth" ist einer ähnlichen Scene von Goethe's „Egmont" entlehnt.

Mit Goethe stand Scott in freundschaftlicher Beziehung; die Dichtungen des grossen Deutschen erfüllten ihn mit hoher Begeisterung. 1831 gedachte Scott auf seiner Reise, die er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unternommen, Goethe zu besuchen, und dieser liess ihn selbst am 10. März 1832 einladen. Aber die Zusammenkunft kam nicht mehr zu Stande; zwölf Tage später hatte das Herz des grössten deutschen Dichters aufgehört zu schlagen.

Scott erfuhr Goethe's Tod in Rom.

Ehe wir zu einer anderen Gruppe von Dichtern, der Seeschule, übergehen, in welcher sich die zweite Hauptrichtung der romantischen Schule in Deutschland, die naturphilosophische, darstellt, haben wir noch Thomas Moore's und Campbell's zu gedenken, von denen wenigstens der letztere nicht ohne Einfluss auf die Vermittlung des deutschen Geistes in England gewesen ist.

Thomas Moore hätte hier füglich übergangen werden können, wenn wir nicht sein Hauptwerk, seine romantische Erzählung „Lalla Rookh", die von den orientalischen Forschungen der deutschen Romantiker nicht unberührt geblieben, erwähnen müssten. In seinen „Irischen Melodien" schlägt er ausschliesslich nationale Töne an; wir haben nur wenige im Jahre 1818 verfasste Lieder, in denen er aus deutschen Quellen schöpfte.*)

Bedeutend mehr trug Campbell zur Verbreitung deutschen Lebens und Dichtens in England bei. Nach Vollendung seiner Studien auf der Universität Glasgow, ging er im Jahre 1800 über Hamburg, wo er unter Anderen die Bekanntschaft Klopstock's machte, nach Deutschland. In Baiern, vom Kloster St. Jakob aus, war er Augenzeuge der Schlacht bei Hohenlinden, in der die Oesterreicher von den Franzosen unter Moreau geschlagen wurden. In seinem unsterblichen Ge-

*) „There comes a time", „When the first summer bee", „Wind thy horn, my hunter boy", „Keep those eyes still purely mine", „When love is kind". Works of Thomas Moore (Leipsic 1833), vol. I und II. Siehe unter National Airs.

dichte „Hohenlinden“ entrollt er uns in wenigen treffenden Zügen das schauervolle Bild jener Schlacht.

Wegen des Krieges an seiner Reise nach Italien verhindert, kehrte er 1801 nach Hamburg zurück, wo er einige Wochen blieb und hier auf deutschem Boden seine „Verbannung Erins“ und „Ihr Matrosen von England“ vollendete. 1820 besuchte er noch einmal Deutschland und hielt sich in Wien und in Bonn bei seinem Freunde Wilhelm v. Schlegel auf. Seine Kenntnisse des Griechischen wurden wesentlich unter Professor Heyne gefördert. Im Jahre 1842 veröffentlichte er eine Geschichte Friedrichs des Grossen und seiner Zeiten und gab zuerst den Gedanken zur London University, nach dem Muster der von ihm hochgeschätzten deutschen Universitäten.

Für tieferes Eindringen in die Schätze der deutschen Literatur und die Vermittlung derselben wirkte die schon kurz erwähnte „Seeschule“; in ihr vor Allem Samuel Taylor Coleridge. Seine Werke tragen die deutlichen Spuren eines liebevollen Studiums deutscher Dichtung und Philosophie. Im Jahre 1798 begab er sich, von seinen Freunden Josiah und Thomas Wedgewood unterstützt, nach Deutschland, wo er vierzehn Monate zu seiner Ausbildung verweilte. In Ratzeburg und Göttingen widmete er sich dem Studium der deutschen Sprache und Literatur und in der letzten Stadt vorzüglich wurde er für Kant's Philosophie begeistert, deren tiefsinnige Ideen er später nach England hinüberführte. Daneben studirte er das Gothische, den Ulfilas, Otfried, die Minne- und Meistersänger und Hans Sachs. Auch mit der neueren Literatur war er innig vertraut, mit Klopstock, Herder, Lessing und Schiller, weniger mit Goethe, den er nur im „Table-Talk“ erwähnt. Manches entlehnte er den geringeren deutschen Dichtern, besonders Matthison, Stolberg und Friederike Brun. Coleridge's „Hymn to the Earth“ ist nach Stolberg's „Hymne an die Erde“ geschaffen, die fünf letzten Zeilen von „Fancy in Nubibus“ sind der Hymne „An das Meer“ entnommen. Die „Catullian Hendecasyllables“ ist eine Uebersetzung von Matthison's „Milesisches Märchen“, seine „Hymn before Sunrise“ verdankt er Friederike Brun, das Metrum von „Christabel“ den älteren deutschen Epen.

Im Jahre 1800 kehrte er, ausgerüstet mit tüchtigem Wissen und den schönsten Eindrücken, nach England zurück. In demselben Jahre veröffentlichte er eine metrische Uebersetzung von Schiller's „Wallenstein". Für Schiller fühlte Coleridge die wärmste Verehrung; seine Bewunderung für ihn hat er in ein herrliches Sonett ergossen. Mächtiger als von Schiller wurde Coleridge von den Romantikern beeinflusst. Viele seiner Balladen und Oden sind angehaucht von dem Geist dieser Dichterschule. Durch sein bedeutendstes Werk „Christabel", ferner „Der alte Seemann", „Kubla Khan" und das Liebesgedicht „Die dunkle Dame" zieht sich der Zauber zarter Romantik.

Seine in späteren Jahren angegriffene Gesundheit suchte er in dem Lande zu kräftigen, an dem er mit voller Begeisterung hing. 1828 reiste er den Rhein hinauf; sein Gemüth erhielt die erhebendsten Eindrücke, aber sein Körper blieb gebrochen.

Der zweite Stern der „Seeschule", William Wordsworth, war gleichfalls, wenn auch in geringerem Grade als Coleridge, als Vermittler des deutschen Geistes in England thätig. Während seiner Ferienzeit auf der Universität Cambridge, die er, um Theologie zu studiren, im Jahre 1785 bezogen hatte, unternahm er eine längere Fussreise auf dem Continente, deren Früchte er im Jahre 1793 veröffentlichte. 1798 reiste er mit seiner Schwester nach Deutschland, wohin auch Coleridge gegangen war. „Beide," bemerkt Scherr*), „trieb das Gefühl der Stammverwandtschaft, sich mit unserer Sprache und mit unseren Sitten, unserem Gedankenleben und unserer Literatur näher bekannt zu machen, und dieser Aufenthalt der Freunde unter uns ist ohne Frage ein bedeutendes Glied in der Kette von Erscheinungen geworden, welche die literarische Bewegung Deutschlands und Englands zu gegenseitiger Förderung mit einander enger als bis dahin zu verbinden anfing und seither in lebhafter Wechselwirkung gehalten hat. . . . . „Zur Zeit als die beiden Lakers auf deutschem Boden weilten, begründete die aus Fichte hervorgegangene Naturphilosophie Schelling's ihre Herrschaft im Reiche des deutschen

*) Johannes Scherr, Geschichte der engl. Literatur (Leipzig 1874), S. 188.

Geistes. Wie alle Empfänglichen, wurden auch Wordsworth und Coleridge von dieser Erscheinung ergriffen, welche für die Naturwissenschaft eine neue Epoche herbeiführte. Nach England zurückgekehrt, machten sie in ihrer Weise naturphilosophische Propaganda, d. h. sie brachten in die englische Poesie einen pantheistischen Zug. Die belebte und unbelebte Schöpfung gestaltete sich in ihren dichterischen Anschauungen zu einer grossen Harmonie, deren kleinste wie grösste Theile durch geheimnissvolle Bande mit der göttlichen Weltseele verbunden waren, so zwar, dass die intellektuelle und sittliche Kraft in Millionen von Adern durch den physischen Organismus rollend gedacht und mittels mystischer Symbolisirung die moralische Welt der Gefühle und Leidenschaften auf die ganze gegenständliche Natur übertragen wurde."

Wordsworth blieb mehrere Monate in Goslar, dem Studium der deutschen Sprache und Literatur hingegeben. „Lucy Gray", „The Two April Mornings", „The Poet's Epitaph", „The Fountain", „Nutting", „She Dwelt among the Untrodden Ways", „Ruth" u. a. entstammen dieser Zeit.

In „Ellen Irwin" finden wir das Versmass von Bürger's „Lenore" wieder mit dem geringen Unterschiede, dass in Wordsworth's Gedicht die erste und dritte Zeile nicht reimen. Der Stoff zu „The Seven Sisters" ist einem Gedichte von Friederike Brun „Die sieben Hügel" entnommen. Seine grösste Schöpfung „Der Ausflug"*), welche 1819 erschien, erinnert lebhaft an Schiller's „Spaziergang".

Seltsam übrigens ist Wordsworth's Urtheil über Goethe, von dem er glaubt, dass er in England sowohl als auch in Deutschland bei weitem überschätzt würde.

Auch Robert Southey, der als Vertreter der „Seeschule" hier noch zu nennen ist, blieb nicht ohne Einfluss auf die Verbreitung deutscher Ideen in England. Bei ihm zeigt sich gleichfalls ein liebevolles Eingehen in die Erzeugnisse unserer Literatur.

Sein Gedicht „Bischof Hatto", auf deutscher Sage be-

*) Das ganze Werk betitelte Wordsworth „The recluse". Es zerfällt in die beiden Abtheilungen: „Excursion" und „The white doe of Rylstone."

ruhend, ist in England fast ebenso bekannt wie das von Kopisch in Deutschland.

Byron, gewissermassen die Verkörperung der Werther'schen Sensibilität, ist vielfach von deutschem Wesen durchdrungen. Goethe wirkte auf ihn am mächtigsten ein. Childe Harold, wovon 1812 nach einer Reise auf dem Festlande die beiden ersten Gesänge erschienen, ist ganz von dem „contemplativen Charakter der Deutschen". Der dritte Gesang war die Frucht einer neuen Reise, die er 1816 mit Shelley in die Schweiz unternahm. Der Rhein, den die beiden Freunde aufwärts fuhren, wird in demselben in Versen voller Schönheit gepriesen.

In der Schweiz traf Byron mit der für deutsche Literatur begeisterten Frau von Staël zusammen; an den Ufern des Genfer Sees studirte man eifrig ihre Schätze.*)

In Venedig wurde „Manfred" vollendet, worin uns die Idee von Goethe's „Faust" entgegentritt. „Eine wunderbare, mich berührende Erscheinung," schreibt Goethe**), „war mir das Trauerspiel ‚Manfred' von Byron. Dieser seltsame, geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen, und, hypochondrisch, die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigene Weise benutzt, so dass keins mehr dasselbige ist, und gerade desshalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, dass man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesung halten könnte, wobei ich freilich nicht leugne, dass uns die düstere Glut einer grenzenlosen, reichen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruss, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft."

Dass namentlich die erste Scene von „Manfred" der von Goethe's „Faust" ähnlich ist, unterliegt keinem Zweifel; indess, so scheint es uns, ist von Goethe, wie von Anderen, die Einwirkung des „Faust" auf „Manfred" vielfach überschätzt

*) Hier, während einer regnerischen Woche, erzählt Moore, kamen Byron, Herr und Frau Shelley überein, eine deutsche Gespenstergeschichte zu schreiben. Frau Shelley war es, welche das trefflichste Werk zu Tage förderte, den „Frankenstein", welcher 1817 veröffentlicht wurde.

**) Auswärtige Literatur und Volkspoesie. Goethe's Werke (Leipzig. Wien. Teschen 1870), Bd. 5, S. 814.

worden. Byron selbst äussert: „His Faust I never read for I don't know German; but Matthew Monk Lewis, in 1816, at Coligny, translated most of it to me vivâ voce, and I was naturally much struck with it; but it was the Steinbach and the Jungfrau more than Faustus, that made me write Manfred."

Und in einem Briefe an Murray, datirt 23. October 1817, bemerkt er, nachdem er zuvor von Marlowe's „Doctor Faust" gesprochen: „An American who came the other day from Germany told Hole-house that Manfred was taken from Goethe's Faust. The devil may take both the Faustuses, German and English, — I have taken neither." Beeinflusst wurde „Manfred" jedoch immerhin von Goethe's Schöpfung; wenn auch im höheren Grade von Chateaubriand's „René". „Manfred sucht wie René die Vergessenheit und Ruhe, nicht unerschöpfliches Wissen wie ‚Faust'."

Im Jahre 1821 wurde „Kain" in Ravenna geschrieben; er ist der „zum Titanen potenzirte Manfred". Die historische Tragödie „Sardanapalus" widmete Byron Goethe in demselben Jahre.*)

„The Deformed Transformed" ist offenbar unter dem Einfluss von Goethe's „Faust" entstanden; Byron selbst erklärt in der Einleitung, dass Manches dem „Faust" entlehnt sei. Er war zwar selbst nicht im Stande, das Original zu lesen, doch hatte er sich durch Uebersetzungen mit dem Gegenstande innig vertraut gemacht. Die Aehnlichkeit zwischen dem Anfang von „The Bride of Abydos" und dem von Goethe's „Mignon" ist handgreiflich.

In dem Trauerspiel „Werner" hat Byron den Deutschen ein schönes Denkmal gesetzt.

Goethe selbst war für „seinen unübertroffenen Zeitgenossen" von Hochachtung durchdrungen und von dem theilnehmendsten Gefühl belebt. „Gewiss," schreibt er, „diese Nation, die sich so vieler grossen Namen rühmen darf, wird ihn verklärt zu denjenigen stellen, durch die sie sich immerfort selbst zu ehren hat."**)

---

*) Unter den Worten: To the illustrous Goethe. A stranger presumes to offer the homage of a literay vassal to his liege Lord, the first of existing writers, who has created the literature of his own country and illustrated that of Europe."

**) Auswärtige Literatur und Volkspoesie, S. 818.

Auch Schiller ist nicht ohne Einfluss auf Byron geblieben. „Wie durch Schiller's Werke die Idee der Freiheit durchgeführt ist, so auch durch Byron's, nur dass sie der Letztere, gleichsam auf magischem Wege, zu erhaschen strebte, während Schiller es auf dem Wege des Forschens und der tugendhaften Selbstverleugnung erreichen wollte."

Shelley ist bereits genannt. Wie sein Freund Byron mächtige Einwirkungen von dem deutschen Genius empfing und deutsche Ideen in England vermittelte, so auch dieser früh verunglückte Dichter. „Die Kühnheit deutscher Speculation arbeitete in ihm." Seine Gedichte sind angehaucht von dem Geiste, der in Schiller's Gedichten früherer Periode weht. Von Goethe's „Faust" übersetzte er Bruchstücke; im „Prometheus", der an Goethe's Schöpfung erinnert, hat er sein eigenstes Selbstbekenntniss niedergelegt.

Wir können die erste literarische Periode des 19. Jahrhunderts nicht verlassen, ohne Felicia Dorothea Hemans hier einen Platz als einer eifrigen Freundin und auch Vermittlerin der deutschen Sprache und Literatur zu gewähren. „Ihre lyrischen Gedichte erinnern an jene deutsche Gesangszeit, wo ein Gedicht dem Dichter noch ganz aus der Seele floss, wo es Wahrheit der Empfindung war, was es ausdrückte. Gedankenreichthum und lyrische Kraft, sowie eine gefällige Form, zeichnen ihre Dichtungen aus, und machen sie denen von Hölty ähnlich."

In ihrem „Körner's Grab" hat sie unsern Helden und Sänger in schöner Weise besungen. —

Auch der zahlreichen Revueen und Magazine müssen wir noch gebührend Erwähnung thun, in denen eine Fülle trefflicher Aufsätze und Essays über deutsche Dichter und Gelehrte, über poetische und prosaische Werke Aufnahme fanden. Sie sind die Organe, welchen vor Allem ein weiterer auch auf das Volk sich erstreckender Einfluss zuzuschreiben ist und die einer umfassenden Kenntniss mit deutschem Leben unaufhörlich nach allen Seiten Bahn brechen.

Wir nennen nur die 1809 gegründete Quarterly Review, Blackword's Magazin, gegründet 1817, die Westminster Review, gegründet 1825, die Edinburgh Review, gegründet 1828, die Zeitgenössische Review und die Foreign Review. „In den

Edinburgher Zeitschriften," bemerkt Goethe*) im Jahre 1828, „vorzüglich in denen, welche eigentlich fremder Literatur gewidmet sind, finden sich nun (ausser den schon genannten deutschen Autoren) auch Ernst Schulze, Klingemann, Franz Horn, Zacharias Werner, Graf Platen und manche andere. . . . Höchst wichtig ist bei dieser Gelegenheit zu bemerken, dass sie eigentlich ein jedes Werk nur zum Text und Gelegenheit nehmen, um über das eigentliche Feld und Fach, sowie alsdann über das besondere Individuelle, ihre Gedanken zu eröffnen und ihr Gutachten meisterhaft abzuschliessen." —

War man in den ersten dreissig Jahren des 19. Jahrhunderts zum Studium der deutschen Literatur und Sprache mächtig angeregt, so wurde in der Periode, die wir als das Zeitalter der Königin Victoria bezeichnen, das Uebersetzen deutscher Geisteserzeugnisse bald zu einer Modesache.

Der Kreis der sich in deutsches Dichten und Denken Versenkenden erweiterte sich unaufhörlich.

Englands Dichtung, Philosophie, Theologie und Geschichtsschreibung gaben sich dem Einströmen deutscher Ideen hin. Fast jedes Gebiet verdankte dem deutschen Genius, der seine Schwingen immer freier hob, die reichste Belehrung.

Wohl Keiner hat in den letzten vierzig Jahren nachhaltiger für das Ueberführen deutschen Wissens auf englischen Boden gewirkt als Thomas Carlyle.

Beseelt von hoher Bewunderung für deutsche Dichtung, eingeweiht in die reichen Schönheiten derselben und ausgerüstet mit umfassender Kenntniss unseres öffentlichen und socialen Lebens, hat er seinem Lande in erfolgreichster Weise unsere Literatur vermittelt.

Goethe war der Gegenstand Carlyle's besonderer Verehrung. Er eröffnete seine literarische Thätigkeit mit einer Uebersetzung von „Wilhelm Meister" (1824). In der Einleitung beklagt Carlyle die Unwissenheit seiner Landsleute in Betreff der neueren deutschen Autoren und besonders die Ungerechtigkeit, mit welcher Goethe beurtheilt worden sei.

Im Jahre 1825 folgte sein „Leben Schiller's", „ein für den

*) Auswärtige Literatur und Volkspoesie, S. 822.

Sieg des deutschen Geistes in England wahrhaft epochemachendes Buch". „Von dieser Biographie," schreibt Goethe, „wäre nur das Beste zu sagen; sie ist merkwürdig, indem sie ein genaues Studium der Dichtungen unseres Freundes bezeugt und eine innige Theilnahme an denselben aus diesem Werke hervorgeht. Bewunderungswürdig ist es, wie sich der Verfasser eine genügende Einsicht in den Charakter und das hohe Verdienst dieses Mannes verschafft, so klar und so gehörig, als es kaum aus der Ferne zu erwarten gewesen." Dem „Leben Schiller's" folgten 1827 der zweite Theil von Wilhelm Meister, „Die Wanderjahre", und Abhandlungen über Goethe und seine Werke, über das Leben des Professors Heyne in Göttingen, über Jean Paul, Luther, das Nibelungenlied, über die deutsche Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts, Reflexionen über Goethe's Tod u. s. w. 1827 gab er German Romance in vier Bänden heraus, „wo er aus den Erzählungen deutscher Schriftsteller, als Musäus, La Motte Fouqué, Tieck, Hoffmann, Jean Paul und Goethe heraushob, was er seiner Nation am gemässesten zu sein glaubte."

Mit Goethe war Carlyle persönlich bekannt geworden und durch Bande der Freundschaft eng vereint.

Am 22. December 1829 schrieb er an ihn: „Es wird Ihnen angenehm sein zu hören, dass die Kenntniss und Schätzung der deutschen Literatur sich mit wachsender Schnelle verbreitet, so weit die englische Zunge herrscht, so dass bei den Antipoden, selbst in Neuholland, die Weisen Ihres Landes ihre Weisheit predigen. Ich habe kürzlich gehört, dass sogar in Oxford und Cambridge, unseren beiden englischen Universitäten, die bis jetzt als die Haltepunkte der insularischen eigenthümlichen Beharrlichkeit sind betrachtet worden, es sich in solchen Dingen zu regen anfängt. Ihr Niebuhr hat in Cambrigde einen geschickten Uebersetzer gefunden, und in Oxford haben zwei bis drei schon hinlängliche Beschäftigung als Lehrer Ihrer Sprache." *)

Fruchtbringend war sein Studium unserer grossen Philosophen. Ueber Kant, Fichte, Hegel und Schelling streute er

*) Auswärtige Literatur und Volkspoesie, S. 825.

Kenntnisse in seinem Lande aus. Seine, zum Pantheismus hinneigenden philosophischen Ideen legte er nieder in dem Buche: Sartor Resartus or the life and opinions of Herr Teufelsdröckh. 1836.

Nicht minder erfolgreich war sein Eindringen in die Geschichte Deutschlands. Das „Leben Friedrich's des Grossen" überschreitet die Grenzen einer Biographie, es ist eine Geschichte des früheren deutschen Reiches und der Bildung der preussischen Monarchie.

Es ist ersichtlich, dass Carlyle in England für die deutsche Literatur viel, ja recht viel geleistet hat. Doch ist man in seiner Beurtheilung zu weit gegangen. Man ist in England daran gewöhnt, Carlyle geradezu mit dem deutschen Geiste zu identificiren und die Kritiker — besonders manche englische, denen es bequem ist, alles Unverständliche und Abstruse deutsch zu nennen — behaupten sogar, dass Carlyle's Englisch eine wesentlich deutsche Färbung trage. Letzteres ist nicht der Fall. Carlyle schreibt nicht deutsch, sondern carlylisch; sein Styl hat ein durchaus individuelles Gepräge. — Wie Carlyle hat besonders De Quincey dazu beigetragen, die Engländer mit den Producten des deutschen Geistes bekannt zu machen. Seine Thätigkeit aber war leider keine so allgemeine, dauerhafte und erfolgreiche.

Weiter haben wir hier, wenn auch für die Vermittlung des deutschen Geistes in England viel weniger bedeutend, den besonders mit deutscher Geschichtsforschung vertrauten Thomas Babington Macaulay zu erwähnen.

Seinen Gedichten, den „Gesängen vom alten Rom", legt er das Resultat der Forschungen Niebuhr's, dass die von Livius berichteten heroischen Ereignisse sich nur auf alte Legenden stützen, zu Grunde. Sein Essay über Campbell's „Friedrich der Grosse" trägt den Stempel eifriger Studien über die Entwickelung des preussischen Staates und die Regierungszeit des grossen Königs; seine Kritik indess ist nicht selten durchaus ungerecht und zu verwerfen.

Ein tiefes Eingehen in die deutsche Literatur zeigt sich ferner in Sir Edward Lytton Bulwer. Im Jahre 1833 veröffentlichte er in drei Bänden die „Wanderer vom Rhein"; in seinem „Pelham" erinnert er oft an Goethe. In der Vorrede

zum „Maltravers“ (1840) bemerkt er offen, dass er dem „Wilhelm Meister“ Manches verdanke. 1844 gab er seiner Nation eine Uebersetzung von Schiller's lyrischen Gedichten, welche ein liebevolles Studium dieses Dichters bezeugt und der er eine Skizze von Schiller's Leben voranschickte.

Auch bei den übrigen englischen Dichtern der Neuzeit ist der Einfluss des deutschen Geistes nicht zu verkennen. Mary und William Howitt (die erstere in ihrer 1841 veröffentlichten Erzählung: Which is the wiser? der letztere in: The student life in Germany und The rural and domestic life of Germany etc.), Elisabeth und Robert Browning (Paracelsus und Sardello), Alfr. Tennyson, John Sterling, Charles Mackay, Symington, Walter Graham, Henry Taylor, Robert Buchanan, Austin (Characteristics of Goethe), Swinburne, Thackeray, Clough und Sheridan Knowles haben mehr oder minder an deutschen Quellen sich genährt und deutsches Leben in England vermittelt. Besonders hat Richard Garrett seit mehreren Jahren sehr viel zur richtigen und günstigen Auffassung der neueren deutschen Literatur beigetragen. Seine „Poems from the German“ gehören zu den gelungensten englischen Uebersetzungen, und seine monatlichen Berichte, die er über die laufenden Erscheinungen auf dem Gesammtgebiete der deutschen Literatur für die Saturday Review schreibt, verdienen die vollste Anerkennung. Niemand von ihnen jedoch hat, nächst Carlyle, in der neuesten Zeit so umfassend auf die Verbreitung deutscher Ideen gewirkt als Blackie, Martin und Aytoun.

John Stuart Blackie, seit 1852 Professor der griechischen Sprache an der Universität Edinburgh, ging 1829, im Alter von 20 Jahren, nach dem Festlande und lag in Göttingen und Berlin umfassenden Studien ob. Im Jahre 1834 veröffentlichte er eine metrische Uebersetzung von Goethe's „Faust“, die seinen Ruhm als tüchtigen Kenner der deutschen Sprache begründete. Er wurde dann ein eifriger Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften, so von Blackwood's Magazin, Tait's Magazin, der Foreign Quarterly Review u. s. w., in denen er zahlreiche Beiträge über deutsche Literatur niederlegte.*)

*) Wir heben die folgenden Artikel hervor: The Plunderweiler Fair from Goethe, Prussia and the Prussian system, Memoirs of Frederick Perthes,

1869 erschien seine „Musa Burschicosa“, eine Sammlung von Studentenliedern, welche er deutschen Melodien anpasste und denen er einige Lieder in englischer Uebersetzung beifügte. In dem grossen Jahre 1870 veröffentlichte er die „Kriegslieder der Deutschen“, begleitet von historischen Abhandlungen. In einer derselben, „Die Rheingrenze“, vertheidigt er mit Kraft und Entschiedenheit die gute Sache Deutschlands und die Politik Bismarcks. „Mögen die Lieder,“ so heisst es am Schluss, „welche so gesungen, und das Blut, welches vergossen, und die Einfälle, die so männlich zurückgewiesen worden sind, dazu dienen, in dem brittischen Gemüth eine dauernde Achtung für das Volk hervorzubringen, für dessen geistige Arbeiten Europa unter so grossen Verpflichtungen gewesen ist“, u. s. w. (S. 135).

Es ist nicht ausser Acht zu lassen, dass besonders Schottland segensreich für Verbreitung der deutschen Literatur wirkte und mit Begeisterung sich derselben zuwandte.

Wie Scott, Campbell, Carlyle und Blackie, so waren auch Theodor Martin und sein literarischer Gefährte Professor Aytoun Söhne dieses mit Deutschland geistig vereinten Landes. Beide übersetzten gemeinschaftlich eine Anzahl von Goethe's Balladen und Liedern, die der erstere 1858 herausgab. Ausserdem veröffentlichte Martin Uebersetzungen von Goethe's „Faust“ und Schiller's „Wilhelm Tell“, Aytoun zwei Bände Uebersetzungen von deutschen lyrischen Dichtern.

Zu erwähnen ist hier noch Matthew Arnold, welcher in seinen verschiedenen Werken gleichfalls dazu beitrug, der deutschen Literatur bei seinen Landsleuten Anerkennung zu verschaffen. So schrieb er unter Anderem mehrere äusserst deutschgünstige Aufsätze für die Pall Mall Gazette.

Jean Paul Richter, Bunsen's signs of the times, The second part of Faust, Uhland and the Suabian Poets, Menzel on German Litterature, Goethe's Correspondence with Zeller and Bettina Brentano, Prince Puckler Muskau and his new tour, Knebel's posthumous works and correspondence, Jung Stilling, Religious Litterature of Germany, Arndt's Sketches of Swedish history, Memoirs of Varnhagen von Ense, Eckermann's Conversations with Goethe, Homayer's Reminiscences of the wars in Germany, Boeckh Greek Rhythm and metres, Napoleon in 1813, Memoirs of H. Steffens, The late king of Prussia, Lessing's Life and writings, Gruppe: Greek Tragedy, Prussia in the 19th century.

Die Zahl der geringeren Uebersetzer*) ist in den letzten Decennien fast unabsehbar geworden, wobei allerdings sehr zu bedauern ist, dass häufig Uneingeweihte sich an das Geschäft, unsere literarischen Erzeugnisse zu übertragen, begeben haben.

Es giebt jetzt kaum einen namhaften deutschen Dichter oder Schriftsteller, der nicht den Engländern in dem Gewande ihrer eigenen Sprache zugänglich gemacht worden ist**), doch ist die Zahl der Leser verhältnissmässig noch eine geringe.

Schiller ist im Ganzen der Lieblingsdichter der Engländer, Goethe wird mehr bewundert als verstanden. Auch kann man ihm sein „klassisches Heidenthum" nicht verzeihen. Uhland's Gedichte werden vielfach gelesen und hochgeschätzt, und seit einiger Zeit hat man angefangen, sich für Heine zu erwärmen. Sonst sind die übrigen deutschen Lyriker trotz der vielfachen Uebersetzungen — natürlich abgesehen von den Gelehrtenkreisen — noch nicht allgemein bekannt.

Aus der Fülle von englischen Uebersetzungen deutscher lyrischer Dichter ist wiederholt eine Auswahl veranstaltet worden. Wir nennen hier zwei***): Die von A. Baskerville „The poetry of Germany, consisting of selections from upwards of 70 of the most celebrated poets; translated into English verse" (2. Aufl. 1862) und die von A. C. Goldschmidt „German Poetry with the English versions of the best translators" (London 1869), in der Bürger, Goethe, Schiller, Uhland, Körner, Heine, Freiligrath, Dach, W. v. Schlegel, E. M. Arndt, Chamisso, Rückert, Platen, Grün, Geibel, Gellert, Gerhardt, Scheffer, Kunth, Claudius, Fouqué, Neander, Gerock, Spitta in der bezeichneten Reihenfolge vertreten sind. —

---

*) Wir beschränken uns darauf, aus der grossen Fülle die folgenden zu nennen: Anster, Filmore, Taylor, Skeat, Lord Gower, Miss Kroeker, Baskerville, Thompson, Morrison, Hayward, Scott, Godwin, Sotheby (übersetzte 1798 Wieland's Oberon), W. Nanson Lettson, Tomlinson, Egerton, Render, Stottard, Planche, Longmann, Bryanan, Calvent, Towler, Horn, Blackire, Thornton, Turner, Sandars, Irvine, Johnston, Dwight, Alfred Bowring, Asher, Arnold, Merivall, Brooks und Hodge.

**) In der Tauchnitz'schen Ausgabe sind bereits 23 Uebersetzungen verschiedener Werke erschienen, siehe Catalog vom Mai 1877, S. 15; ein ausführliches Verzeichniss sämmtlicher bedeutenderen Uebersetzungen behalten wir uns vor.

***) M. Taylor hatte bereits 1829 herausgegeben: A Survey of German Poetry, interspersed with various translations.

Wie auf die Dichtung Englands, so hat Deutschland auch auf die englische Theologie, Philosophie, ästhetische Kritik, Geschichte und Philologie mächtigen Einfluss ausgeübt. „Der philosophische Stempel," sagt Spalding*), „welcher der deutschen Theologie so tief aufgeprägt ist, hat die ängstliche Aufmerksamkeit unserer Religionslehrer herausgefordert."

Bischof Marsh führte einen neuen Zweig der Gelehrsamkeit, die biblische Kritik, welche in Deutschland ihren Ursprung genommen hatte, in England ein.

Whewell, welcher tief in den Geist der philosophischen Schulen Deutschlands eingeweiht war, legte seine Kenntnisse in seiner „Philosophie und Geschichte der inductiven Wissenschaften" nieder. Cairns wurde der Erklärer von Kant's Philosophie, während der Hegelianismus in Ferrier und J. H. Stirling seine Vertreter fand. Hamilton verband die Philosophie Kant's mit der von Reid; in seinen Vorlesungen über Metaphysik erläuterte er die Kant'sche Psychologie. John Stuart Mill machte er mit der Philosophie Kant's vertraut, doch „ist es zu bedauern, dass Hamilton selber nicht im Stande war sie zu würdigen, und Mill, ohne die Untersuchungen Kant's zu berühren, sein System einer vernichtenden Kritik unterzog". Mill's Werk „Ueber die Freiheit" ist das „Programm germanischer politischer Volksfreiheit", und der Verfasser selber bemerkt, dass der Grundgedanke desselben vor ihm schon von Pestalozzi, W. v. Humboldt und Goethe entwickelt worden sei.

Auch Hallam's „Einleitung in die Literatur Europas im 15., 16. und 17. Jahrhundert", Alison's Essay „Ueber den Geschmack", Mure's „Geschichte der griechischen Literatur", Lewes' „Leben und Werke Goethe's", ein Buch, das übrigens in England bei weitem nicht so populär ist als in Deutschland**), und Sime's Biographie Lessing's (1877) gründen sich mehr oder

*) Siehe hier und in Folgendem: Spalding, History of English Literature (Edinburgh 1872), S. 393 ff. Wir beabsichtigen in diesen Bemerkungen nichts Erschöpfendes zu bieten; eine eingehende Berücksichtigung dieser sämmtlichen Zweige liegt ausserhalb der Grenzen unseres Themas.

**) In England hat es bisher erst die dritte Auflage erlebt, während die von Frese herausgegebene deutsche Uebersetzung 1876 in der elften Auflage erschienen ist.

minder auf deutsche Quellen und vermitteln somit deutsches Wissen und deutsche Forschungen.

Augenfälliger noch als in den erwähnten Zweigen ist der Einfluss des deutschen Geistes auf die englische Geschichtsschreibung. Alison's „Aeltere Geschichte Europas," Arnold's „Römische Geschichte", und vorzüglich Grote's „Geschichte Griechenlands" tragen das entschiedenste Gepräge deutscher Gelehrsamkeit.

Grote hatte sich früh dem Studium der deutschen Sprache gewidmet. Sein Plan, im Jahre 1827 Deutschland zu besuchen, um in Bonn Niebuhr's persönliche Bekanntschaft zu machen, verwirklichte sich zu seinem Bedauern zwar nicht, jedoch empfing er aus seinen Schriften die reichste Nahrung für seine historischen Studien. Im Mai 1843 veröffentlichte er in der Westminster Review ein Essay über Niebuhr's „Griechische Heroengeschichte". Von 1845 bis 1856 folgten die zehn Bände seiner „Griechischen Geschichte", zu der er die umfangreichste Kenntniss aus deutschen Werken schöpfte. „Grote," sagt Perry*), „war ein grosser deutscher Schüler, und alle die Gelehrsamkeit, auf welche seine griechische Geschichte begründet ist, ist fast ausschliesslich aus deutschen Quellen gezogen. Nichtsdestoweniger ist sie von den Deutschen hochgeschätzt; sie halten sein Werk für unendlich werthvoll aus dem Grunde, weil er, als der Bürger eines freien Landes, fähiger war, die Zeiten des Perikles und des republikanischen Athens zu verstehen, als ein Deutscher."

Ausser den eben genannten Geschichtsschreibern, welche in ihren Arbeiten sich vielfach auf die Resultate deutscher Forschungen stützten, wollen wir aus der grossen Fülle noch zweier Uebersetzer geschichtlicher Werke gedenken.

Wir meinen den durch und durch mit deutscher Bildung getränkten englischen Gelehrten, Professor Ward, welcher Curtius' „Griechische Geschichte" in seine Landessprache übertrug, und W. P. Dickson, welcher seine Nation mit einer trefflichen Uebersetzung von Mommsen's „Römische Geschichte" beschenkte.

---

*) Report of Parliamentary Committee on Oxford and Cambridge Universities. Education Bill (July 1867), p 249.

Der deutschen Philologie endlich verdankt England die reichste Belehrung. Alle englischen Gelehrten von irgend welcher Bedeutung haben mehr oder minder in der Schule von Wolf, Niebuhr, Boekh, O. Müller und Anderen studirt und vermitteln ihren Jüngern die so gewonnenen Früchte.

„Die classische Bildung", schliesst Spalding seine Geschichte der englischen Literatur*), „ist in Abnahme in England. Unsere Gelehrten haben sich nach Deutschland gewandt als der Stätte für ihre beste Unterweisung, weil sie dort die reinsten Texte und die tüchtigsten Commentare vorfanden. . . . Von Deutschland ist auch die allgemeine Wissenschaft der Philologie gekommen, wovon die classischen Studien nur einen kleinen Theil bilden. Max Müller, ein Deutscher und lange in diesem Lande ansässig, hat mehr als irgend Jemand gethan, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Werth und die Schönheiten der Wissenschaft der Sprache zu lenken. . . Seine Theorieen mögen gelegentlich fraglich sein, und seine Erklärungen übertrieben; Niemand kann doch seine Werke lesen, ohne überzeugt zu sein, dass er diesen Gegenstand zu der Würde einer erhabenen und feinen Philosophie erhoben hat, gleicherweise entfernt von Pedanterie und Seichtigkeit." —

Wenden wir unseren prüfenden Blick von England nach Nordamerika hinüber, so finden wir auch hier eine würdige Zahl von Vermittlern deutschen Wissens und deutschen Lebens; wir sehen, dass auch hier der deutsche Geist den mächtigsten Einfluss ausgeübt, dass derselbe Genius, welcher vielfach die englische Literatur des 19. Jahrhunderts beseelt, auch die Grundlage der anglo-amerikanischen Literatur und Cultur, trotz mancher origineller Züge, bildet. „Die Pilgrimme hatten die Traditionen der Poesie ihrer Heimat mit über's Meer genommen." Deutsche Ideen drangen unausgesetzt zu ihnen durch das Medium englischer Geistesproducte.

Als Hauptvermittler der deutschen Literatur in Nordamerika ist vor Allem Henry Wadsworth Longfellow zu nennen. 1826 ging derselbe nach Europa, um die Sprachen Deutschlands, Hollands, Frankreichs, Spaniens und Italiens zu erlernen.

*) Edinburgh 1872, S. 440.

Von 1826 bis 1829 studirte er in Heidelberg und Göttingen. 1835 zum Professor am Harvard College in Cambridge ernannt, bereiste er vor seinem Amtsantritt zum zweiten Mal Europa.

1842 verweilte er längere Zeit zu Marienberg bei Boppard am Rhein, wo er mit Freiligrath bekannt wurde. Sein Roman „Hyperion", der 1839 erschien, zeigt, wie innig er sich mit deutschem Leben und deutschen Dichtern vertraut gemacht. „Er ist ganz von deutschem Geiste beseelt, mit deutschen Landschaftsbildern ausgeschmückt und mit trefflichen Uebersetzungen deutscher Gedichte, worin er eine grosse Meisterschaft bekundet, durchwoben. Schon der Name des Helden „Paul Flemming" verräth die deutsche Anschauung desselben, und wohl nie ist in einem von einem Ausländer geschriebenen Werke wärmer und wahrer von Goethe und dem Rhein, von Amadeus Hoffmann und der Heidelberger Ruine berichtet und geurtheilt worden als im „Hyperion". „Wenn ich ein Deutscher wäre, ich würde stolz sein auf Goethe, stolz auf den Rhein sein. Das ist der ewige Refrain in den verschiedenen Kapiteln."*)

Auch die beiden Gedichtsammlungen Longfellow's, „Stimmen der Nacht" und „Balladen und andere Gedichte", zeigen die entschiedenste Einwirkung deutscher Poesie. Viele der letzteren erinnern an Bürger'sche und Uhland'sche Balladen, von denen er auch einige, z. B. „Die schwarze Nacht" und „Das Glück von Edenhall", übersetzte. Goethe's „Wer nie sein Brod mit Thränen ass", „Die Welle" von Tiedge, „Aennchen von Tharau", „O Tannenbaum", „Die Todten" von Klopstock, „Das Schloss am Meer", „Der Vogel und das Schiff", „Glocke, du klingst fröhlich" und viele andere von Heyne, Logau u. s. w. sind ganz reizend und gelungen.

Die „Goldene Legende" hat ein völlig deutsches Gepräge; sie gründet sich auf den „Armen Heinrich" von Hartmann von Aue.

Im „Excelsior" tritt uns die Idee von Goethe's „Faust" entgegen. Das Gedicht „Walther von der Vogelweide" drückt eine Begeisterung für das deutsche Mittelalter aus. „Der Bau

---

*) Kreyenberg: Henry W. Longfellow, ein deutscher Dichter. Archiv f. d. Studium d. n. Sprachen, Bd. 40 (1867).

des Schiffes", ein Gedicht, in dem die Bildung der amerikanischen Union dargestellt wird, erinnert lebhaft an Schiller's „Glocke". „Evangeline" gründet sich wieder auf Goethe's „Faust". Das Versmass und der geschichtliche Hintergrund des Gedichtes erinnern an Goethe's „Hermann und Dorothea". Ausser den erwähnten Dichtungen giebt es noch eine grosse Anzahl, deren Grundgedanken Longfellow deutschen Dichtern entlehnt hat, und die das tiefe und liebevolle Eindringen in unsere Literatur bezeugen.

Gleich Longfellow gehören Emerson, Washington Irving, Bancroft zu den für uns Deutsche besonders sympathischen Vertretern amerikanischer Bildung. Waldo Ralph Emerson ist für die Verbreitung deutscher Literatur und Philosophie von grosser Wichtigkeit. Die Früchte seiner Studien legte er unter Anderem nieder in die Werke „Shakespeare und Goethe" und „Representative men".

Auch William Cullen Bryant, der bedeutendste lyrische Dichter Nordamerikas, welcher 1834 und 1849 Europa bereiste, erfordert hier einen Platz. Seine im Jahre 1850 veröffentlichten „Reisebriefe" und seine Uebersetzungen sind nicht ohne Einfluss auf die Festigung des deutschen Elementes in Nordamerika geblieben. Besonders haben wir Washington Irving's zu gedenken, welcher in seinen „Reisebriefen" eine Fülle von Anschauungen und Localschilderungen niederlegte, die er namentlich in Deutschland gewann. Im Jahre 1822 reiste er nach Aachen und von da nach Wiesbaden und Mainz. Vom dortigen Hôtel de Darmstadt datirte er die Einleitung zu seinen „Reisebriefen". Von Mainz begab er sich nach Frankfurt, Karlsruhe, Baden-Baden, Strassburg, durch den Schwarzwald über München und Salzburg nach Wien, durch Schlesien und Böhmen nach Prag und blieb dann den Winter von 1822 bis 1823 in Dresden. Im Frühjahr 1823 besuchte er das Riesengebirge und kehrte über Prag nach Dresden zurück. Am 20. Mai 1824 hatte er die Tales of a Traveller vollendet; am 31. Mai übergab er in London seinem Verleger das Manuscript.*)

*) Vergl. Sion: The Alhambra by W. Irving (Berlin 1877), S. XII und XIII.

Von den Geschichtsschreibern ist als Vermittler deutschen Wissens und Forschens John Lothrop Motley zu nennen, den Amerika neben Prescott und Bancroft zu den bedeutendsten rechnet. Wie viele seiner Landsleute, war auch er zur Vollendung seiner Studien nach Deutschland gegangen und besuchte die Universitäten Berlin und Göttingen, wo er mit Bismarck enge Freundschaft schloss. Er trat 1839 in die literarische Laufbahn ein mit der Veröffentlichung der Novelle „Morton's Hope" oder Memoiren eines jungen Provinzialen, welche ihren Stoff aus dem deutschen Studentenleben schöpft. Sein eigentliches Feld indess war die Geschichtsforschung. Im Jahre 1851 ging er zum zweiten Male nach Europa und lag in den Archiven von Haag, Berlin und Dresden historischen Studien ob. Die Frucht seiner Forschungen war das 1856 erschienene Werk „The Rise of the Dutch Republic".

Von den Geschichtsschreibern, welche die Gesammtgeschichte der Union dargestellt haben, sind Hildreth, W. C. Bryant und vorzüglich Benson J. Lossing hervorzuheben, dessen „Illustrirte Geschichte der Vereinigten Staaten" völlig auf den Schultern seiner, in der deutschen kritisch-historischen Schule gebildeten Vorgänger steht.

Wie die englische, so ist auch die nordamerikanische Literatur mit einer Anzahl zum Theil vortrefflicher Uebersetzungen versehen. Ripley, Dwight, Fuller, Calvert, Samuel Osgood, W. H. Channing und Bayard Taylor, dessen metrische Uebersetzung von Goethe's „Faust" (1871) wir nicht rühmend genug erwähnen können, haben nach allen Seiten hin deutsche Ideen ausgestreut. Als vermittelnde Organe haben wir von den Zeitschriften die „Nordamerikanische Review" und „Atlantic Monthly" zu nennen. —

Es ist kein Zweifel mehr, dass das deutsche Element, wie in England, so vor Allem in Nordamerika einer steten Kräftigung entgegengeht. Seit dem grossen Kriege von 1870/71 wird die deutsche Sprache in England mehr als je getrieben. Es ist freilich zu bedauern, dass wir Gravelotte, Sedan und Metz verdanken müssen, was Lessing, Goethe und Schiller durch den Werth ihrer unsterblichen

Werke allein nicht bewirken konnten.*) „The German Empire of 1876“, schreibt ein neuer englischer Kritiker, „is not the Prussia of 1850. The praise of Wissenschaft may be sung now by a German Minister of Education**) as well as by Mr. Matthew Arnold. After Sadowa and Sedan we feel that the Prussians are educated to some practical purpose.“

In Nordamerika hat das deutsche Element die denkbar bedeutendste Zukunft. Die Künste und Wissenschaften der Deutschen, die feste Anhänglichkeit der Eingewanderten an die Interessen der Union erfüllen den Amerikaner mit Begeisterung.

Die deutsche Sprache wird hier geradezu als die gebildete Sprache betrachtet; von den bei einer Bevölkerung von etwa 40 Millionen Menschen erscheinenden 8000 Zeitungen sind 110 in deutscher Sprache abgefasst. Besonders im Westen sind die Deutschen ein wichtiger Bestandtheil. In mehreren Ackerbaustaaten am unteren Ohio und oberen Missisippi sind die Schulen, wie jede andere öffentliche Anstalt, völlig deutsch, und das Deutsche ist hier die gewöhnliche Umgangssprache. Selbst in den Staaten, in welchem sich das deutsche Element in der Minderheit befindet, wie z. B. in Ohio, wird die deutsche Sprache obligatorisch in den Volksschulen gelehrt. Bei den nach deutschem Muster veranstalteten Schulfesten hört man abwechselnd ein nationales Lied und „Was ist des Deutschen Vaterland“ oder „Die Wacht am Rhein“ erschallen.

Zudem zählt Bismarck jetzt in Nordamerika zu den volksthümlichsten Gestalten, und sogar ein Deutscher, Karl Schurz,

---

*) Dass das Grossartige, was die Deutschen geleistet haben, bei aller Einwirkung ihrer Literatur auf die englische, noch lange nicht genug gewürdigt ist, kommt vorzüglich daher, dass die neueren Dichter und Kritiker der deutschen Sprache im Ganzen nur wenig mächtig sind. Es ist zu hoffen, dass mit der weiteren Verbreitung der deutschen Sprache der Einfluss unserer Literatur auf die englische noch tiefgreifender, wie bisher, werden wird.

**) Athenaeum Nr. 2604 (Sept. 1877). German Letters on English Education. By Dr. L. Wiese. Translated and edited by Leonh. Schmitz.

Auch Gladstone hat vor Kurzem in seiner Rede — bei der in Nottingham stattgehabten Grundsteinlegung zu den Gebäuden, welche zur Erweiterung des höheren Unterrichts im Volke bestimmt sind — betont, dass, falls irgend ein Land in der Welt im 19. Jahrhundert für die Förderung des höheren Unterrichts grosse Verdienste beanspruchen könne, so sei dies Deutschland.

ist zum Minister des Innern ernannt worden. Es ist zu hoffen, dass der deutsche Geist in diesem Lande immer mächtiger auf alle Sphären des geistigen Lebens einwirken wird, und „dass die Freundschaftsbande noch mehr befestigt werden, welche die grosse Republik seit einem Jahrhundert mit der Monarchie Friedrich's des Grossen und seiner Nachfolger verknüpfen".

Schwerin i. M. Dr. Weddigen.

Zu den Sonetten Shakspere's.

Von

Hermann Isaac.

I.

Ueberblick über die Kritik der Liebes-Sonette.*)

Es sind bekanntlich gerade die Liebes-Sonette, welche die Shakspere-Ausleger in die grösste Verlegenheit versetzt haben. Einerseits finden sich darin eine solche Menge persönlicher Anspielungen, das Gefühl des Dichters quillt in ihnen so ursprünglich und lebhaft, dass man berechtigt genug ist, wirkliche Erlebnisse für ihre Veranlassung zu halten; andererseits sind diese Erlebnisse so bedenklicher Art, dass sie auf das so glänzende Bild des Dichters, wie es uns aus seinen Dramen entgegentritt, einen dunklen Schatten werfen müssen.

Ein Theil dieser Sonette zeigt ihn uns in zwei wenig ehrenvollen Verhältnissen: einmal zu einer Frau, die ihrem Geliebten ebenso wenig treu ist wie ihrem Gatten, die aber trotz ihrer mangelnden äusseren Reize und trotz ihrer inneren Gebrechen des Dichters Herz in schmählicher Knechtschaft hält; dann zu einem Freunde, der im Stande gewesen ist, dem Dichter seine Geliebte abwendig zu machen, und von Diesem nicht bloss Verzeihung für seinen Frevel erhält, sondern sogar entschuldigt und nach wie vor in begeisterten Versen gepriesen wird.

*) Ich verstehe unter den Liebes-Sonetten sämmtliche Gedichte, die sich auf die Liebe des Dichters beziehen, d. h. also auch die an seinen Freund gerichteten Eifersuchtssonette.

In der Auffassung dieser beiden Verhältnisse, wie der Sonette überhaupt, theilen sich die Kritiker in drei Gruppen. Die Einen halten sämmtliche hierher gehörige Gedichte für Bekenntnisse Shakspere's, an denen nun einmal Nichts zu ändern ist. Die Andern finden persönliche Motive nur in einem Theil der Sonette, während sie zugleich zugeben, dass viele rein äusserlichen Veranlassungen ihre Entstehung verdanken. — Die letzte Gruppe endlich will den Dichter von jedem moralischen Flecken rein waschen und hält alle diese Gedichte für Erzeugnisse der freischaffenden dichterischen Phantasie, oder für Machwerke, die auf Anregung gewisser Freunde des Dichters angefertigt wurden.

Zu der ersten Gruppe gehört zuvörderst Charles Armitage Brown*), der die sämmtlichen Sonette als das vollkommenste autobiographische Material in chronologischer Ordnung betrachtet. Wenn Shakspere auch wirklich einer unwürdigen Leidenschaft hingegeben war — so ungefähr spricht er sich aus (pg. 96 ff.) — so wird unser moralisches Gefühl doch damit ausgesöhnt, wenn wir sehen, wie er fortgesetzt gegen sie ankämpft, ihrer Herr zu werden sucht, und wie tief er sie bereut; und wenn er dem Freunde seinen argen Freundschaftsbruch verzeiht, so geschieht es doch erst, nachdem er ihm eine Zeit lang entfremdet gewesen ist, und nachdem dieser seine Schuld unter Thränen bereut hat (S. XXXIV. cf. pg. 63 ff.). A. Brown geht so weit, den Fehltritt Shakspere's noch zu erschweren durch die Annahme, dass er seine Frau und Kinder in London gehabt habe, und beruhigt sich über dieses abscheuliche Verhältniss mit dem Gedanken: 'She might have been a woman not to be hurt at the avowal of her husband's inconstancy, coupled, as it was, with remorse (p. 202).'

Hallam vertritt in seiner „Einführung in die Literatur Europa's im 15., 16. und 17. Jahrhundert" (III. 40) bei der Auffassung der Sonette ebenfalls die persönliche Theorie und erklärt mit Rücksicht darauf: 'It is impossible not to wish the sonnets of Shakespeare had never been written'**).

---

*) Shakespeare's Autobiographical Poems (London 1838).

**) Cf. Ellis (Shakespeare), pg. 493; Massey (Shakespeare's Sonnets etc.), pg. 12.

Kenny*) glaubt sich ebenfalls berechtigt, aus den Sonetten ein moralisches Verdammungsurtheil über den Dichter zu construiren: „Der grösste dichterische Genius," sagt er, „den die Welt je gekannt hat, wirft sich vor einem obscuren Idol nieder und entsagt in der Verzückung zitternder Hingebung seiner Selbstachtung und Menschenwürde."

Nach Masson**) sind die Sonette nichts Anderes als eine Urkunde über des Dichters Gefühle und Erfahrungen während einer gewissen Periode seines Londoner Lebens. Er nennt sie ‚distinctly, intensely, painfully autobiographic.'

Die deutschen Kritiker folgen der Mehrzahl nach dieser Richtung. Sehr entschieden spricht sich Ulrici***) aus. Er ist überzeugt, „dass die Sonette zum grössten Theil, wahrscheinlich sämmtlich, Gelegenheitsgedichte im höheren Sinne sind und bestimmte, dem Dichter nahestehende Personen, bestimmte Verhältnisse und Begebenheiten aus seinem Leben, wenn auch immerhin in poetischer Form und Fassung, gleichsam dichterisch verklärt, im Auge haben. — Jeder Unbefangene, der die Sonette liest, wird den Eindruck gewinnen, dass in ihnen das eigne Herz des Dichters aus persönlicher Lebenserfahrung spricht, dass sie durchschnittlich geschrieben sind in jener besonderen Stimmung, die den Dichter beschleicht, wenn er Gemüthszustände, Ereignisse, Situationen im Spiegel der Erinnerung und Reflexion an seiner Seele vorübergleiten lässt: unwillkürlich gestalten sie sich dabei zu poetischen Ergüssen, die ebenso unwillkürlich an diejenigen Personen sich richten, von denen sie veranlasst wurden."

Ueber die Liebes-Sonette speciell heisst es (I, 285): „Es fragt sich, wie weit auch hier wirklich Erlebtes und wirkliche Personen dargestellt sind? Warum sollte der Dichter nicht das ganze interessante Verhältniss erfunden haben? Warum könnte er nicht einen unbedeutenden Vorfall zwischen ihm und seinem jungen Freunde poetisch ausgeschmückt und zu einem kleinen

---

*) The Life and Genius of Shakespeare (London 1864), pg. 79 ff.; cf. Elze, pg. 494.

**) Essays, chiefly on English Poets. Cf. Massey, pg. 15.

***) Shakspeare's dramatische Kunst, 3. Aufl., 2. Ausg. (Leipzig 1874), I, 244.

lyrischen Drama verarbeitet haben? Ohne Zweifel kann es so seyn: dennoch bin ich überzeugt, dass es nicht so ist. Alle übrigen Sonette beziehen sich offenbar auf wirkliche Zustände, Verhältnisse, Ereignisse und stellen nur den fortlaufenden inneren und äusseren Verkehr zwischen den beiden Freunden dar, so dass es sehr willkührlich wäre, ein einzelnes Glied aus dem Ganzen herauszureissen und auf einen ganz anderen Boden zu verpflanzen. — Wie könnte Shakspeare Shakspeare geworden sein, wie möchte er seinen Romeo, Othello, Antonius und Kleopatra, seinen Macbeth, Richard III, Kaufmann von Venedig, Maass für Maass etc. gedichtet haben, wenn er nicht selbst im eignen Leben, in der eignen Brust die Gewalt der sinnlichen Begierde, den mächtigen geheimnissvollen Zauber des Bösen erfahren hätte?"

Gervinus entwickelt in seinem „Shakespeare"*), ähnlich wie A. Brown, aus seinen Sonetten eine Lebensgeschichte des Dichters. Gerade in der kräftigen Durchdringung dieser sonst nur für beschränkte Gefühlsausdrücke verwandten Dichtform mit realem Gehalt findet er das Hervorragende der Shakspere'schen Sonette: „Wenn die Shakespeare'schen wirklich vor andern Sonetten auszuzeichnen, so sind sie es gerade nur dort, wo, und nur darum, weil innerliche Wahrheit und Wirklichkeit aus ihnen spricht, weil reelle Lebensverhältnisse auch unter dem falben Abbilde, das diese Dichtungsform mit sich bringt, durchscheinen, weil der volle Pulsschlag eines tiefbewegten Herzens durch alle Hüllen der dichterischen Formalien hindurch dringt" (II, 362).

In den Liebes-Sonetten findet er „das Gemälde des Kampfes von Geist und Sinnlichkeit, von Vernunft und Lust, wie es in dem Dichter selbst lebendig sein musste" (I, 55).

W. Jordan spricht sich in der Einleitung zu seiner Uebersetzung der Gedichte Shakspere's (Berlin 1861) in ähnlicher Weise aus: „In diesem neben seiner Freundschaft bestehenden Liebesverhältniss zeigt sich der Dichter mit vollem Bewusstsein noch gefangen in dem Chaos wilder und aller Vernunft hohnsprechender Leidenschaft. Es ist das letzte, aber auch ärgste Opfer, durch das er sich loskaufen muss von der Macht der

*) Leipzig 1849—50.

niederen Gewalten. Nicht einmal durch äussere Reize vermag er diese magnetisch unwillkürliche Passion zu erklären, dafür gewinnt er in ihr die volle Einsicht in die Verwerflichkeit seines wüsten Treibens, wie in seiner Freundschaft die Stärke, demselben für immer zu entsagen" (pg. XLVII).

Eine Eigenartigkeit gewinnt Jordan's Auffassung der Liebes-Sonette dadurch, dass er der einzige deutsche Erklärer ist, der sich über die Person der Geliebten bestimmte Vorstellungen zu machen sucht. Er meint, sie wäre eine Mulattin oder Quadrone gewesen (pg. 415): „Was die Sonette von ihrem Charakter, von ihrem Temperament durchschimmern lassen, stimmt sehr gut zu der Annahme, sie sei etwa eine verheirathete Frau (S. 152) aus den westindischen Kolonien von kreolischer Abstammung mit einer Beimischung afrikanischen Blutes gewesen. Jedenfalls verband sie mit heissblütiger Koketterie, mit rücksichtsloser Sinnlichkeit und jener gewinnenden Anmuth und Zierlichkeit, die nicht selten zu den Merkmalen solcher Abkunft gehört, Eigenschaften, die einen physischen Widerwillen erweckten, sobald der Rausch des Verlangens verflogen war. Auch das musikalische Talent, das sie nach Sonett 128 besass, eine damals nicht häufige Gabe (?), gehört zu den Vorzügen, welche den Mischungen der schwarzen und weissen Race häufig angeboren sind." — Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, dass hier die Phantasie mit dem nachschaffenden Dichter davongegangen ist.

In etwas beschränkterem Masse erkennt Kreyssig in seinen „Vorlesungen über Shakespeare" *) die autobiographische Bedeutung der Sonette an. Er missbilligt zwar A. Brown's Verfahren, der aus den Sonetten einen vollständigen Liebes- und Lebensroman construire, er will „wirklich Empfundenes und Erlebtes von bloss poetisch Vorgestelltem" geschieden wissen. „Um aber," so fährt er fort, „mit neuern Erklärern, die den Dichter von Venus und Adonis durchaus als exemplarischen Hausvater und soliden Ehemann einer sieben Jahre älteren Frau rehabilitiren möchten, das Ganze für blosse Studien zu halten, für 'obgleich lyrisch der Form nach, doch wesentlich dramatisch',

*) Berlin 1862.

für objective Darstellungen der Liebe, der Eifersucht, der Freundschaft, der Reue — dazu müssten wir erst Alles vergessen, was wir von dem nothwendigen Zusammenhange aller wahrhaften Lyrik mit den wirklichen, nicht nur den erträumten Zuständen des Herzens thatsächlich wissen. — Wo ein Zug leidenschaftlicher Erregung in den poetischen Herzensergiessungen eines Dichters so mächtig hervortritt, wie es in Shakespeare's Sonetten und in Venus und Adonis der Fall ist, da wird man auf eine gewisse Verwandtschaft der erlebten und der dargestellten Seelenzustände immerhin schliessen dürfen" (I, 68).

Rümelin ist ebenfalls für eine persönliche Deutung der Liebes-Sonette*), und Genée**) polemisirt lebhaft gegen die von Delius vertretene Theorie der poetischen Fiction: „Dass in den Sonetten persönliche Stimmungen und bestimmte Beziehungen des Dichters in Fülle enthalten sind, kann gar nicht im Ernste bezweifelt werden; und sie würden die reichste Quelle für das Leben des Dichters und für die Beurtheilung seiner Individualität sein, wenn es sich ermitteln liesse, in welcher Zeit und in welcher Reihenfolge sie entstanden sind."

Der früheste Vertreter der entgegengesetzten Ansicht, die jede Beziehung der Liebes-Sonette auf das Leben des Dichters ablehnt, ist Nathan Drake***). Obgleich er nicht ansteht, den Freundschafts-Sonetten einen realen Hintergrund in der Person des Grafen Southampton zu geben — er ist der erste Begründer der Southampton-Theorie — denkt er nicht im Entferntesten an einen Zusammenhang jener ersteren mit Erlebnissen des Dichters; eine solche Annahme weist er mit naiver Entrüstung zurück. 'Weighing', so heisst es pg. 383, 'what almost every other personal event in our author's life establishes, the general and moral beauty of his character, and reflecting, at the same time, that he was at this period a husband, and the father of a family, we cannot but feel the most entire convic-

---

*) Shakspere-Studien (Stuttgart 1866), pg. 145 u. 158.
**) Shakspere's Leben und Werke (Hildburghausen 1872), pg. 40 f., 83 ff.
***) Shakespeare and his Times (London 1817), eines der bedeutendsten Werke, die über Shakspere geschrieben worden sind. Die Citate erfolgen nach der Pariser Ausgabe (1843).

tion, that these sonnets were never directed to a real object: but that they were solely intended to express, aloof from all individual application, the contrarieties, the inconsistencies, and the miseries of illicit love. Credulity itself, we think, cannot suppose otherwise, and, at the same time believe that the poet was privy to their publication.' Auch er spricht, wie Hallam, den Wunsch aus, dass diese Sonette niemals veröffentlicht sein möchten, denn ohne sie könnte nicht der geringste moralische Flecken auf Shakspere's Charakter fallen (pg. 392).

Dyce wendet diese sogenannte dramatische Theorie auf die gesammten Sonette an. In der seiner Shakspere-Ausgabe*) vorangehenden Biographie des Dichters sagt er I, 98 ff., nachdem er die Unerweislichkeit persönlicher Beziehungen festgestellt hat: 'For my own part, repeated perusals of the Sonnets have well nigh convinced me, that most of them were composed in an assumed character, on different subjects, and at different times, for the amusement, if not at the suggestion, of the author's intimate associates: and though I would not deny that one or two of them reflect his genuine feelings, I contend that allusions scattered through the whole series are not to be hastily referred to the personal circumstances of Shakespeare'.

Bolton Corvey betrachtet sie ebenfalls als reine poetische Stilübungen**).

Der bedeutendste deutsche Vertreter dieser Richtung ist Nicolaus Delius; seine Auffassung der Sonette stimmt vollständig mit der Dyce'schen überein. Bereits in seinem „Mythus von William Shakspere"***) protestirt er gegen die willkürliche Verwerthung der Sonette Shakspere's als biographischen Materials: „Gewiss sah Shakspere und seine Zeit in den lyrischen Gedichten keine Beiträge zu seiner Biographie, keine zusammenhängenden Bekenntnisse eigner Leiden in Liebe und Freundschaft, sondern zerstreute Blätter, Darstellungen poetischer Seelenzustände. Dieselbe Fähigkeit, sich tief in alle Gefühle

*) The Works of W. Shakespeare. 2. Edition (London 1864).
**) The Sonnets of W. Shakspere: a critical Disquisition suggested by a recent Discovery (London 1862). Cf. Massey, pg. 13.
***) Eine Kritik der Shakspere'schen Biographie (Bonn 1851).

und Situationen wie in selbstempfundene hineinzuversetzen, die wir in Shakspere's Dramen bewundern, dieselbe Fähigkeit beweist der Dichter in seinen Sonetten, und in dieser Beziehung kann man sie, obgleich lyrisch der Form nach, als wesentlich dramatisch bezeichnen. Sie schildern uns die Liebe, die Eifersucht, die Freundschaft, die Reue, alle die Regungen des menschlichen Herzens in ihrer unmittelbarsten Wahrheit, aber nicht speciell William Shakspere's Liebe, Eifersucht, Freundschaft und Reue, nicht die Regungen in William Shakspere's eignem Herzen" (pg. 30 f.).

Später hat Delius seine Ansicht ausführlicher begründet und an den einzelnen Sonetten erläutert, in einem Sendschreiben an Fr. Bodenstedt*). Es ist jedenfalls von grösster Wichtigkeit, die Ansicht dieses bedeutenden Shakspere-Forschers von der Veranlassung und Entstehung der Gedichte, sowie von ihrer Bedeutung näher kennen zu lernen.

Er stellt die Sonettdichtung Shakspere's als einen Tribut an die poetische Mode seiner Zeit, als ein Convenienz-Product hin, auf das er selbst wenig Gewicht gelegt haben mag (pg. 30 f.): „Waren doch diese Erzeugnisse einer früheren Zeit von vorn herein lediglich zur handschriftlichen Verbreitung unter seinen intimen Freunden bestimmt gewesen, waren sie doch aus einer Anregung von Seiten dieser Freunde oder im Wetteifer mit ihren ähnlichen Versuchen auf dem engbeschlossenen Gebiete dieser Dichtungsform entstanden. Denn so engbeschlossen wie die Form des Sonetts, war auch der Stoff, auf den die Convenienz der englischen Poetik das Sonett beschränkte, seitdem zuerst Surrey und Wyatt diese Blüthe höfischer und modischer Kunstpoesie aus Italien nach England verpflanzt hatten. Es war das Thema feiner Galanterie, sinnreich in allen denkbaren Modulationen variirt, das darin abgehandelt werden durfte. Der Dichter selbst identificirte sich ohne Weiteres mit dem bald glücklich, bald unglücklich Liebenden und hatte in seinen Gedichten die ganze Scala der Empfindungen eines solchen Liebenden, schüchterne Werbung, zuversichtliche Annäherung, Eifersucht, Trotz, Verzagen, Verzweiflung etc. durchzumachen, einer Dame

---

**) Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. I. Jahrgang (1864), pg. 18—56.

gegenüber, die unter fingirtem Namen freilich erschien, die aber doch in manchen Fällen von den Zeitgenossen leicht auf irgend eine bekannte hervorragende Persönlichkeit gedeutet wurde und auch nach der Absicht des Dichters so gedeutet werden sollte. Wenn indess in solchen Fällen der Gegenstand dieser dichterischen Liebeshuldigungen auch ein wirkliches Wesen war, oder dafür galt, so wurde doch alles Uebrige, das Verhältniss des Anbeters zu der Angebeteten Betreffende mit Fug und Recht als poetische Zuthat, als Fiction betrachtet; und es erregte so wenig Anstoss, wie es für baaren Ernst genommen wurde, wenn z. B. Graf Surrey, Sir Philip Sidney, Spenser und andere, die als glückliche Gatten, ehrbare Familienväter in der Wirklichkeit dastanden, in der Poesie als schmachtende Anbeter einer fremden, vielleicht ebenfalls vermählten Dame auftraten. Die bezeichnete Convenienz des Sonett-Stiles brachte es einmal so mit sich. Man las in den eleganteren vornehmen Kreisen diese kleinen Gedichte, nicht um daraus die wirklichen Herzensangelegenheiten des Dichters kennen zu lernen, sondern um sich an der Anmuth und Kunst zu erfreuen, mit welcher in den wohllautendsten Versen ein ganzes Kaleidoskop der Liebe vor dem Auge des Betrachters hingestellt wurde. Allerdings erhebt sich Shakspere, wenn wir von der äusseren Form absehen, wesentlich über seine Vorgänger und sein specielles Vorbild Daniel einmal durch das tiefere Pathos selbst der fingirten Leidenschaft, das bei ihm so oft aus all den conventionellen Spitzfindigkeiten des Sonettstiles hervorbricht. . . . Das verdankte er jener mit unvergleichlichem psychologischen Scharfblick gepanzerten schöpferischen Gestaltungskraft, welche ihn ja auch zum wahren Herzenskündiger seiner dramatischen Figuren gemacht, und ebenso diese Sonette weit über ihre eigentliche beschränkte Sphäre eines Spieles mit Worten und Empfindungen emporgehoben hat.“ . . .

Ferner ist auch die Wahl der Gegenstände eine von dem Gewöhnlichen abweichende (pg. 32). Seine eignen Dichtungen boten ihm die Stoffe: so Venus und Adonis für die ersten siebenzehn Sonette; den leitenden Gedanken für die Eifersuchts-Sonette lieh ihm sein Jugenddrama Two Gentlemen of Verona: „Die Freundschaft Valentin's für den treulosen Proteus besteht sogar die Probe einer klaren Erkenntniss der Unwürdigkeit

dieses Freundes und geht so weit, dass Valentin sich bereit erklärt, seine eigne Geliebte, die Silvia, dem Proteus, der sie ihm abspenstig machen wollte, freiwillig abzutreten. Solche Opferwilligkeit und solche Resignation mochten selbst in ihrer Uebertreibung dem Dichter als Ideal schön und zu einer poetischen Behandlung geeignet erscheinen, ohne dass wir deshalb nun auch ohne Weiteres annehmen dürfen, Shakspere selbst sei in der Wirklichkeit geneigt und veranlasst gewesen, Valentin's Verfahren nachzuahmen, edelmüthig seiner eignen Geliebten zu Gunsten des Grafen Southampton oder des Grafen Pembroke zu entsagen und diesen Entschluss heroischer Selbstverleugnung der Welt in einer Reihe von Sonetten kundzuthun" (pg. 35).

Delius geht dann dazu über, an den einzelnen Sonetten zu beweisen zunächst die Unmöglichkeit, dieselben, wie A. Brown, als ein der Zeit und dem Inhalte nach zusammenhängendes Bekenntniss des Dichters aufzufassen. Dieser Beweis ist vollständig erbracht. Man kann allerdings das Verfahren, das A. Brown angewandt hat, um einen inneren Zusammenhang zwischen den einzelnen Sonetten herauszubringen, vom kritischen Standpunkte aus nur haarsträubend nennen: dieses Verfahren besteht eben darin, dass er die offenkundigsten Einsprüche, die der Gedanke, der Wortlaut so vieler Sonette gegen seine Deutung erhebt, einfach ignorirt. Er theilt bekanntlich die Sonette in sechs Poems mit möglichst gleicher Anzahl von Strophen d. h. Sonetten. Welche Gewaltmassregeln er aber gebrauchen muss, um diese Poems zu constituiren, sehen wir gleich beim ersten (S. 1—26), das betitelt ist: 'To his friend, persuading him to marry'. Die Verheirathungs-Sonette gehen indessen nur bis S. 17; S. 18—26 behandeln diesen Gegenstand durchaus nicht, sondern führen ganz andre Gedanken mannigfachster Art aus. Was A. Brown in seinem Versuche bewiesen hat, ist weiter nichts als die mitunter bis zur Ableugnung unbestreitbarer Thatsachen gehende Macht einer vorgefassten Idee. Die Ordnungslosigkeit der uns überkommenen Reihenfolge der Sonette ist hier von Delius ein für alle Mal festgestellt und damit jeder derartige Deutungsversuch abgethan worden. —

Weiter will aber Delius an den einzelnen Sonetten die

Widersprüche und Unmöglichkeiten aufdecken, die aus einer persönlichen Auffassung der Sonette sich ergeben. Eine so gewichtige Stimme wie die Seinige muss natürlich bei der Behandlung der Sonette im Einzelnen eingehende Berücksichtigung finden, in diesem Ueberblick indessen würde es zu weit führen, auf alle einschlägigen Details einzugehen. Die grosse Realität der Liebes-Sonette muss er allerdings anerkennen: „Die Geliebte tritt uns schon in greifbarerer Figur entgegen (als der Freund), und es ist sehr denkbar, dass unserm Dichter ein Wesen wie das geschilderte in seinem bunten und bewegten Londoner Leben und Treiben einmal in den Weg gerathen ist“ (pg. 51). Nur berechtige diese Hypothese keineswegs zu glauben, dass Shakspere selbst in dem von ihm geschilderten Verhältniss mit ihr gestanden habe. Als Argument führt er an, dass man Shakspere dann eine „bis zur Schamlosigkeit gehende Aufrichtigkeit“ zuerkennen müsste (pg. 53); und in Bezug auf die Eifersuchts-Sonette, dass nach ihnen „der das Leben praktisch erfassende und beherrschende Dichter uns als ein durchaus charakterloser, haltloser Schwächling erscheinen“ müsste.

Diese Worte scheinen nun doch in einem gewissen Widerspruche zu stehen mit dem, was Delius früher (pg. 38) als Veranlassung für die letzteren Sonette anführt, dass nämlich „solche Opferwilligkeit und solche Resignation selbst in ihrer Uebertreibung dem Dichter als Ideal schön erscheinen mochten.“ Es ist doch schwer vorstellbar, dass ihm etwas als Ideal schön erscheinen sollte, was ihn in der Wirklichkeit als charakterlosen Schwächling gebrandmarkt hätte, und was er deshalb auch — so will Delius doch jedenfalls — von seinem moralischen Standpunkte aus thatsächlich verabscheuen musste. So bleibt denn die Entstehung gerade dieser fragwürdigen Sonette auch bei dem Delius'schen Verfahren noch immer unerklärt.

Man müsste von einer der Delius'schen Hypothese entgegenlaufenden vorgefassten Meinung ganz verblendet sein, wollte man nicht anerkennen, dass Das, was er von der Behandlung und Auffassung der Sonettdichtung von Seiten des Dichters und des Publicums sagt, sehr viel Plausibles hat, und dass seine Ansicht über die Entstehung dieser Gedichte auch für einen Theil der Shakspere'schen Geltung haben kann. Auch das

wird Jedem, der der Sonettfrage vorurtheilsfrei gegenübertritt, aus seinen Worten unstreitig erhellen: dass es ebenso bedenklich ist, sämmtliche Sonette auf autobiographischem Wege deuten zu wollen, wie es undenkbar ist, dass ein lyrischer Dichter immer nur seine individuellen Erlebnisse, seine persönlichsten Empfindungen in Gedichte giessen, niemals von ihm persönlich fernliegenden Stoffen, von rein äusserlichen Anlässen zum Schaffen angeregt werden sollte. Keiner, der von jetzt ab in das Dunkel der Sonette eindringen will, wird diese Rücksicht ausser Acht lassen dürfen. Will man nun aber, weil manche Sonette nicht persönlich aufzufassen sein mögen, allen einen individuell-realen Gehalt absprechen, so ist das eben zu weit gegangen. Um das zu constatiren, reichen die von Delius beigebrachten Beweisgründe nicht aus. Denn wenn man vom Standpunkte unserer heutigen moralischen Anschauungen behauptet, dass Shakspere ein ganz verwerflicher Mensch gewesen sein müsste, wenn er so und so gelebt hätte, so ist das unmöglich als ein Beweis anzuerkennen, dass er nicht so gelebt hat. Und was die Widersprüche betrifft, die Delius in dem Inhalte gewisser Sonette findet, so werden die sich auch anders und vielleicht besser aufklären, oder doch wenigstens erklären lassen als mit der Theorie der poetischen Fiction. Keinenfalls sind die bezeichneten Widersprüche der Art, dass sie die autobiographische Deutung vieler Sonette ausschliessen.

Von den deutschen Uebersetzern folgen Delius in allen Stücken Bodenstedt und Gildemeister. Der erstere ist überzeugt*), „dass es Delius vollständig gelungen ist, das hehre Bild des Dichters vor Verunglimpfungen sicher zu stellen. — Man braucht," fährt er fort, „die Sonette nicht gerade als biographisches Material zu betrachten, um doch anzunehmen, dass die darin vorherrschenden Grundstimmungen dem eignen Herzen des Dichters entsprungen sind. Zwischen dem wirklich Erlebten und dem energischen Ausdruck, den der Dichter dafür findet, sowie der Freiheit, womit er es, höheren Zwecken gemäss, behandelt, liegt immer (?) eine tiefe Kluft. Ein Dichter hat mehr

*) W. Shakespeare's Sonette in deutscher Nachbildung. 4. Aufl. (Berlin 1873), pg. 18 f.

Feuer im Herzen und im Kopfe, als andere Menschen, und ist selbstverständlich durch seine leidenschaftliche Natur auch grösseren Versuchungen ausgesetzt*). Wenn er diesen nun siegreich widersteht, so mag es ihn doch reizen, sich bis ins Kleinste hinein alle Gefahren und Folgen des schlimmsten Gegentheils auszumalen und poetisch darzustellen. Nur kritische Barbaren könnten daraus schlimme Rückschlüsse auf seinen Charakter ziehen. Wie soll der Dichter in die Herzen der Menschen sehen, als durch sein eignes Herz, und wer kann ihm zumuthen, immer nur Gefühle der hausbackensten Tugend zu besingen? Was im Leben missfällt, oder gar Abscheu erweckt, kann im Gedicht den reinsten Genuss gewähren, denn die poetische Erlösung macht von allen Schlacken frei." —

Soweit ich die letzten Worte verstehe, scheinen sie mir sehr für eine persönliche Auslegung zu sprechen. — Es giebt jedenfalls eine Menge von Dingen, die im Gedichte ebenso sehr missfallen, wie im Leben. Es wird z. B. Jedem missfallen, wenn er sieht, wie ein edler und bedeutender Mann in die Netze einer Buhlerin gerathen ist und darin rettungslos verloren scheint. Wird ein solches Verhältniss in seiner nackten Naturwahrheit, ohne jede erhebende moralische Zuthat — nicht etwa als Mittel zu einem höheren ästhetischen Zwecke, sondern allein für sich — in Gedichten dargestellt, so wird die schönste poetische Form uns nie die Hässlichkeit des Stoffes vergessen machen. Der Stoff an sich, ob fingirt oder erlebt, ist ebenso häslich, als das wirkliche Verhältniss; so macht auch ein Theil der Liebes-Sonette Shakspere's auf unser sittliches Gefühl einen empörenden Eindruck: es sind diejenigen, in denen er sich der von ihm selbst als Buhlerin bezeichneten Frau dennoch ganz hingiebt. Hätte er nur in solchen Gedichten sein Verhältniss geschildert, so möchte man allerdings mit einigen englischen Kritikern bedauern, dass er diese Gedichte überhaupt geschrieben. Es ist aber ein Etwas in den meisten Liebes-Sonetten, das schöner ist, als die in ihnen behandelte Materie, das uns über ihre Hässlichkeit hinaushebt und mit ihr aussöhnt. Das ist die

*) Dieses ist Eins von den Axiomen, auf denen die persönliche Theorie hauptsächlich fusst.

Gesinnung des Dichters. Wir finden in ihnen nicht bloss dieses unwürdige Verhältniss in „schamloser" Weise offen gelegt; wir sehen das Ringen eines edlen, grossen Herzens gegen den Dämon der Sinnenlust; wir sehen den geistigen Shakspere im Kampfe mit dem sinnlichen; wir sehen ihn in seinem innersten Sein erschüttert von der niederschmetternden Erfahrung, dass das gemeine, erdgeborene Fleisch eine Macht entwickeln kann, die der göttliche Geist nicht zu überwältigen vermag. Das 129. Sonett enthält wohl den kräftigsten Fluch auf die Sinnenlust, der je einem von heiligem Zorn entflammten Dichterherzen Luft gemacht hat. Was uns also auch bei diesen Gedichten einen reinen Genuss gewährt, ist das stark hervortretende Gefühl des Selbstvorwurfs, des Unwillens über die eigene Schwachheit, das einen Theil dieser Sonette ausschliesslich dictirt hat. Der Dichter macht darin — diese Auffassung wird uns geradezu aufgezwungen — einen Läuterungsprocess durch, und wir würden uns mit Abscheu von ihm hinwegwenden müssen, wenn nicht eben diese „poetische Erlösung", in der er als sein eigner Richter auftritt, „ihn von allen Schlacken frei machte". Unter diesem Gesichtspunkte verlieren die Gedichte alles Anstössige, das sie ihrem Stoffe nach haben. Eine solche poetische Erlösung ist aber meiner Ansicht nach nur möglich, wo wirkliche Schlacken sind. Deshalb scheint es mir, dass Bodenstedt von seinem Standpunkte der nicht-persönlichen Auffassung diese Worte auf den Dichter nicht wohl anwenden konnte.

Denn wenn derselbe in diesen Gedichten den Zweck verfolgte, der nach seinem eigenen Ausspruche der des Drama's ist: seinem Zeitalter einen Spiegel vorzuhalten — so bedurfte er keiner Erlösung. Dieser moralische Zweck würde dann aber auch in allen bezüglichen Sonetten gleichmässig und deutlich zwischen den Zeilen zu lesen gewesen sein. Es würden dann auch persönliche Beziehungen gefehlt haben, die diesem Zwecke keineswegs zu entsprechen scheinen. Was sollte z. B. die Reizlosigkeit der Verführerin dann für einen Sinn haben? Es wäre doch viel wirksamer gewesen, sie mit allen erdenklichen Reizen auszustatten. Wozu sollte Shakspere eine Beziehung auf seine eigne Person so nahe gelegt haben in dem verheiratheten Liebhaber, der ja keineswegs erforderlich war? Weshalb sollte

er denn einen Freund mit hineingezogen haben, da doch wohl kaum eine derartige Perfidie in der Freundschaft so häufig vorgekommen sein wird, dass er sie als Unsitte hätte geiseln wollen?

Sollten diese Gedichte aber objective Situationsbilder sein — was meines Erachtens wieder bei der Menge persönlicher und sachlicher Beziehungen und bei der furchtbaren Gemüthsaufregung des Dichters nicht gut anzunehmen ist — hätte Shakspere beabsichtigt, wie andere Dichter das Glück erhörter, das Unglück verschmähter Liebe auch ohne persönlichen Antrieb besingen, einmal einen durchdringenden Blick in die infernalischen Regionen der buhlerischen Liebe zu thun, erschöpfend zu zeigen, was diese edelste Leidenschaft Widerwärtigstes und Erniedrigendstes haben kann, und hätte er das aus keiner andern Veranlassung als aus seinem persönlichen Interesse für den Gegenstand als solchen gethan: dann hätte er damit eine Verderbtheit seines Geschmackes und seines moralischen Gefühles bewiesen, von der ihn kein Gedicht erlösen kann.

In höchst energischer Weise tritt Gildemeister*) für diesen Standpunkt in die Schranken: „Die Auffassung, als ob Shakspere in den Sonetten wirkliche Verhältnisse, bei denen er persönlich betheiligt war, behandelt habe, führt in ihrer Consequenz zu Resultaten, welche psychologisch noch räthselhafter sein würden als das Räthsel, welches sie aufzulösen bestimmt sind. Kein einziges historisch beglaubigtes Factum steht ihr zur Seite."

Soviel mir bekannt, ist auf der gegnerischen Seite bei Begründung ihrer Ansicht von Facten erst recht nicht die Rede. Wieviel historisch beglaubigte Facta giebt es überhaupt, nach denen wir uns ein untrügliches Bild von Shakspere's Leben machen könnten? Ist nicht das Meiste, was die gewiegtesten Shakspere-Philologen darüber vorbringen, Hypothese von grösserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit? Wer kann z. B. beweisen, dass Shakspere's eheliches Verhältniss, wenn auch nicht bodenlos unglücklich, doch recht unbefriedigend gewesen sei? Wer aber könnte sich der Wahrscheinlichkeit verschliessen, dass

*) Shakespeare's Sonette. Uebersetzt, eingeleitet und erläutert. 2. Aufl. (Leipzig 1876), pg. XXI ff.

es so gewesen sein muss, wenn er das betreffende Capitel in Elze's „Shakespeare" liest? — Will man nun noch gar die thatsächlichen inneren Erlebnisse, die den Kern jeder gesunden Lyrik bilden, hinwegleugnen, will man dem Dichter nicht mehr glauben in Dem, was er über sich selbst in tiefster Mitleidenschaft ausspricht; will man eine Methode, die man mit Vorliebe auf Dichter von dunklem Lebensgange angewandt hat, auf Shakspere allein für unanwendbar erklären — dann mag man in dem chaotischen Durcheinanderwogen der unverstandenen Gefühle des Dichters, in der selbstgeschaffenen Finsterniss seiner Dichtungen sich behagen, so gut man kann, und des wahren d. h. verständnissvollen Genusses seiner schönsten Schöpfungen verlustig gehen. —

„Viele Stellen der Sonette beweisen deutlich, dass eine wörtliche Auslegung unstatthaft ist (z. B. diejenigen, wo der Dichter sich als alter Mann einführt), und der ganze Ton dieser Gedichte ist ein solcher, dass er zu Empfindungen, wie die Wirklichkeit sie erregt, nicht stimmt." —

Die letzten Worte verstehe ich nicht. Will Gildemeister aber daraus, dass der Dichter in mehreren Sonetten der Jugend seines Freundes gegenüber sein vorgerückteres Alter etwas stärker betont, als seine Jahre ihm Veranlassung gaben — will Gildemeister daraus folgern, dass nun sämmtliche vorkommende Verhältnisse irreal und fingirt sein müssten, so wäre das doch wohl sehr kühn.

„Alle oder doch fast alle Schwierigkeiten dagegen lösen sich ganz von selbst, wenn man in diesen Gedichten einfach Gedichte erblickt, Erzeugnisse einer frei waltenden künstlerischen Phantasie, welche in gewisse, sie fesselnde (!) Situationen sich vertiefte und die aus ihnen sich ergebenden Stimmungen in lyrischen Ergüssen wiedergab." —

Ich bin nun gerade der Ansicht — und hoffe sie an den einzelnen Sonetten begründen zu können —, dass diese Auffassung zu den vielen Schwierigkeiten der Erklärung noch bedeutende hinzufügt. —

„Der Einwand, dass aus den Sonetten ‚ein warmes Leben spreche, dass reale Lebensverhältnisse auch unter dem falben Abbilde durchscheinen, dass der volle Pulsschlag eines tiefbewegten

Herzens durch alle Hüllen der dichterischen Formalien hindurchdringe,' und dass deshalb angenommen werden müsse, der Freund, welchem der Dichter, ‚so tiefe Erwägungen und Gefühle' ausspreche, müsse ihm leibhaft und wahrhaft zur Seite gestanden haben, — dieser von Gervinus betonte Einwand würde, wenn er selbst im Uebrigen begründet wäre, doch kaum mehr Gewicht in Anspruch nehmen können als der entgegengesetzte, ihn wieder aufhebende, dass nämlich die allerdings nicht hinwegzuleugnenden tiefen Erwägungen und Gefühle, das warme Leben und die durchschimmernden realen Verhältnisse auf jeden, der an ihre leibhaftige Wirklichkeit glaubt, einen befremdlichen, ja abstossenden Eindruck machen."

Dieser Einwand kann den von Gervinus gemachten nicht aufheben; denn es ist überhaupt gar kein Einwand, der irgendwie in Betracht gezogen werden könnte. Wenn Gervinus aus der Lebhaftigkeit und Tiefe der Gefühle, aus den mannigfachen Beziehungen auf Personen und Ereignisse schliesst, dass in den Sonetten reale Verhältnisse behandelt werden, so ist das nur natürlich. — Dass aber diese durchschimmernde Wirklichkeit einige Shakspere-Kritiker befremdet und abstösst, soll doch nicht etwa ein Beweis für ihre Unmöglichkeit sein. —

„Die ganze Schlussfolgerung beruht aber, wie schon bemerkt, auf einer Verkennung der Macht der dichterischen Begabung, zumal der dichterischen Begabung Shakespeare's. Die Literatur aller Zeiten beweist, dass grosse Dichter im Stande sind, die ihnen persönlich fremden Gefühle mit der Stimme der Natur reden zu lassen, und es ist ein scholastischer Irrthum, wenn man meint, dass dies nur im Drama zulässig oder möglich sei. Allerdings ist diese Gabe dem Dramatiker unentbehrlich, dem Lyriker entbehrlich; aber damit ist nicht gesagt, dass nicht auch der letztere sie zu verwerthen im Stande sei. Es giebt notorisch eine ganze Reihe zum Theil weltberühmter lyrischer Gedichte, in denen der Dichter nicht sich selbst, sondern ein Geschöpf seiner Phantasie, mit welchem seine Person nicht die mindeste Aehnlichkeit hat, reden lässt. Ein greiser Dichter componirt die Liebesklage eines Jünglings, ein junger den lebensmüden Abschied eines Greises, ein Mann die Freuden einer Mutter oder Braut, ein Deutscher die Empfindungen

eines Beduinen, ein Landpastor das Pathos eines Kriegshelden u. s. w. Wenn dergleichen nicht möglich wäre, so würde in der That unbegreiflich sein, wie denn ein einziger Dichter im Drama im Stande sein sollte, für die allerverschiedensten Charaktere, Temperamente und Lebenslagen den richtigen Ausdruck zu finden. Beide Arten der dichterischen Thätigkeit sind in genere identisch, nur in der Anwendung und in den Dimensionen verschieden." —

Dass ein lyrischer Dichter sich in die verschiedenartigsten, ihm ganz fernliegenden Gefühle und Charaktere versetzen kann, ist so klar und so selbstverständlich, dass es fast nicht mehr behauptet zu werden brauchte. Das ist überhaupt eine allgemeine und jedem, auch dem epischen Dichter unerlässliche dichterische Gabe. Wir werden aber dann auch meistens von ihm so weit aufgeklärt werden, dass wir gar nicht in die Gefahr gerathen, ihn mit dem von aussen an ihn herantretenden Stoffe zu identificiren. Wenn Chamisso so wahr und innig die Gefühle der Braut und der Mutter schildert, so wissen wir ohne Weiteres, dass es ein objectives Gemälde ist und nichts subjectiv Erlebtes dahinter stecken kann; denn die Gedichte haben die Ueberschrift „Frauen-Liebe und Leben" und der Dichter ist eben ein Mann. Wir werden auch nie in die Lage kommen, die Gefühle eines Beduinen dem Dichter derselben zuzuschreiben. Das sind alles Fälle, die nicht hierher gehören.

Gildemeister behauptet von Shakspere etwas ganz Anderes, nämlich dass der Dichter sich selbst Gefühle zuschreibe, die er nie gehabt und nie hat haben können; dass er die Gefühle des Schmerzes, der Verzweiflung, des Zornes, der Zerknirschung, die er nicht bloss wiederholentlich ausspricht, sondern die auch die Grundstimmung für eine ganze Reihe von Gedichten bilden, nie wirklich empfunden, sondern nur künstlich hervorgerufen habe. Ein analoger Fall würde da erst der folgende sein.

Nehmen wir an, Lenau's Leben wäre unbekannt, so wird doch Keiner, der seine Gedichte liest, sich einer Täuschung über seine Gemüthsart hingeben. Wenn er von der „tiefen Wunde" singt, die er im Herzen trägt, wenn er in hundert Gedichten seinen gewaltigen Weltschmerz aushaucht, so glauben

wir ihm eben, dass er gemüthlich tief zerrüttet, zerfallen mit sich und der Welt gewesen ist. Und dieser Glaube an die Echtheit seiner Gefühle erweckt in uns heute noch das Interesse an seinen Gedichten; wenn auch die Lebensanschauung, aus der heraus sie geschrieben sind, heute keine mitklingende Saite in unserem Herzen mehr anschlagen kann, so geniessen wir doch noch immer ihre tiefen Empfindungen verbunden mit ihrer formalen Schönheit. Käme nun Jemand, der uns klar machen wollte, Lenau habe thatsächlich diese Gefühle nie gehabt, er sei im Gegentheil ein recht lebenslustiger Mensch gewesen und habe nur so traurig gesungen, weil der Weltschmerz gerade Mode gewesen wäre, und er eigentlich nur den Weltschmerz, nicht etwa seine eigenen Empfindungen habe darstellen wollen — so würden wir ihn auf den Ton der Wahrhaftigkeit und die überall durchbrechende innerliche Gluth der Gefühle hinweisen und damit ihn hinreichend widerlegt zu haben glauben. Alle Freude an manchen tief empfundenen Gedichten, alles Interesse, das in uns gerade dieser Ton der Wahrhaftigkeit erweckt, würde hin sein, wenn wir annehmen sollten, der Dichter habe nur mit diesen Empfindungen kokettirt und uns über seine wahren Gefühle getäuscht. Es würde überhaupt Niemand glauben, dass ein Dichter mit solcher Verve von seinen eigenen Gefühlen sprechen könnte, wenn sie doch nicht seine eigenen, sondern nur künstlich erzeugte sind.

Das, was bei Lenau unmöglich ist, da wir wissen, dass seine Verse tief, wahr und echt aus seinem Herzen geflossen sind, will man bei Shakspere versuchen, dessen Gedichte unleugbar, wie Gildemeister selbst zugiebt, den Stempel der Wahrheit und Echtheit an der Stirn tragen. —

Hören wir weiter: „Wenn nun Shakspere, dessen dichterisches Naturell im allereminentesten Grade ein dramatisches war, sich der lyrischen Kunstform zu bedienen durch innere oder äussere Anregung veranlasst wurde, so erscheint es nicht befremdlich, sondern durchaus natürlich, dass er dieser Kunstform nicht den Inhalt seiner subjectiven Empfindung gab, sondern in ihr poetische Probleme zu lösen versuchte, welche seine künstlerische Phantasie besonders lebhaft beschäftigten."

Es wäre interessant, zu erfahren, an welche poetischen

Probleme Gildemeister denkt: Reizte es Shakspere besonders, Sonette zu verfassen, vielleicht um hinter anderen Dichtern nicht zurückzustehen? Oder reizte es ihn, buhlerische Liebe und perfide Freundschaft durch die Eifersucht in einen inneren Zusammenhang gebracht, statt in Dramen, wo diese Motive zweckvoll und wirksam zu verwerthen waren, auch einmal in Sonetten zur Darstellung zu bringen? In ersterem Falle wäre es ihm also doch nur um die Sonettform zu thun gewesen, und dann müsste man sich sehr wundern, wenn er doch nichts Aehnliches erlebt, weshalb er gerade diese Gegenstände gewählt, weshalb er gerade diese Liebe zu einer Unwürdigen, diese Eifersucht, die ein vergötterter Freund erregt, besungen haben sollte. Nehmen wir den letzteren Fall an, so scheint wenig Erhebendes darin zu liegen, dass seine künstlerische Phantasie in solchen Stoffen geschwelgt haben soll. —

„Wie er in oft völlig unscheinbaren Stoffen den Keim dramatischen Lebens zu entdecken und denselben zu Gebilden von unvergleichlicher Kunstwirkung zu entfalten verstand, können wir urkundlich durch Vergleichung seiner Dramen mit den Chroniken nachweisen; der Schluss ist daher wohl gerechtfertigt, dass die nämliche Nothwendigkeit seiner geistigen Organisation, welche ihn bei jenem Schaffen für die Bühne leitete, ebenso ihn beherrschte, wenn er in den mannigfaltigen Eindrücken, die aus dem ihn umgebenden glänzenden Leben wie aus stiller Betrachtung oder aus dem Studium anderer Dichter auf ihn einströmten, den Antrieb zu kleineren dichterischen Gebilden fand, welche nur für einen einzelnen Gedanken oder eine einseitige Empfindung Raum boten. Hier, wie in den Dramen, konnte es sehr wohl geschehen, dass seine eigene Persönlichkeit im Augenblicke des Schaffens völlig unterging in der Persönlichkeit des fingirten Wesens, dessen Situation er zum Ausgangspunkte seiner Dichtung erwählt hatte, und wenn es geschah, so gestatten diese Gedichte auf seine Persönlichkeit fast ebenso wenig Rückschlüsse wie seine Tragödien und Komödien. Höchstens lassen sie erkennen, welche Stoffe, welche psychologischen Probleme, welche inneren Conflicte während eines Augenblickes hinreichende Gewalt über ihn gewannen, um ihn zu einem oder mehreren Sonetten zu begeistern.“

Nur auffallend, dass diese fatalen Stoffe so häufig Gewalt über ihn gewannen und ihn zu so vielen Sonetten begeisterten (!).

„Ob und wie weit dabei Erfahrungen und Beobachtungen aus dem wirklichen Leben mitgewirkt haben, lässt sich nicht mehr ermitteln; es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, dass dies der Fall war, und bei einzelnen Sonetten drängt sich sogar die Ueberzeugung, dass ein Echo der Wirklichkeit sich vernehmen lasse, fast unwiderstehlich auf.“ — Gewiss, unwiderstehlich! Aber? — nun muss der vernichtende Schlag kommen, der die ganze unwiderstehliche Realität der Liebes-Sonette zu Schanden macht. — „Es ist aber offenbar ein grosser Unterschied zwischen solchen Anregungen der Phantasie und jenen wirklichen Herzenserlebnissen, an welche Gervinus und die englischen Ausleger denken.“

Gildemeister findet einen grossen Unterschied zwischen Dichtungen, bei denen sich unwiderstehlich die Ueberzeugung aufdrängt, dass sie von wirklichen Herzenserlebnissen handeln, und solchen, in denen wirkliche Herzenserlebnisse factisch dargestellt werden! Wenn er uns nicht sagt, welches dieser Unterschied ist, so werden wir die vielen unwiderstehlich realen Sonette Shakspere's für Darstellungen wirklicher Herzenserlebnisse halten.

„Die letzten Sonette der Sammlung sind z. B. mit gewissen individuellen Zügen ausgestattet, welche es glaublich erscheinen lassen, dass Shakespeare eine gefährliche, reizende Dame, wie er sie dort geschildert, nicht schön, aber voll unbegreiflichen Liebreizes, gekannt habe. Wäre dem so, so bewiesen die Gedichte doch noch nicht im mindesten, dass er selbst den Stricken der schwarzlockigen Verführerin erlegen sei, sondern nur, dass bei Anblick ihrer Circekünste die Situation eines von ihr verzauberten und in Sinnenlust hinabgezogenen, vergebens gegen ihre Macht ankämpfenden, edleren Gemüths in ihm poetisches Leben gewonnen und ihn angelockt habe, dies Motiv in lyrischer Form auszuführen.“

Sehr hübsch ausgedacht und in der That möglich, aber auch nur möglich, wie uns überhaupt von den Vertretern dieser Richtung nie die grössere Wahrscheinlichkeit, sondern immer nur die Möglichkeit bewiesen wird, als wenn damit irgend

Etwas bewiesen wäre. — Hier werden wir nun aber weiter fragen: wie kam Shakspere dazu, noch einen Freund in das Verhältniss zu ziehen? und Gildemeister wird darauf antworten: er wird auch zwei Freunde gekannt haben, die in einem derartigen Verhältniss zu der bedenklichen Dame standen; denn — das ist ja auch möglich.

„Ebenso wohl kann aber der ganze Cyklus aus einem ganz anderen Anlasse, aus eigenen Gedanken des Dichters oder aus der Lectüre entstanden sein, und jene individuellen Züge wären alsdann lediglich auf Rechnung der besonderen Shakespeare'schen Gestaltungskraft zu setzen, von der wir ja wissen, dass Alles, was in ihren Bereich kam, sofort das Gepräge einer bestimmten Persönlichkeit annahm. Wenn auch von diesem Gesichtspunkte betrachtet immer Einzelnes in den Sonetten und namentlich auch die Wahl mancher Stoffe befremdlich bleibt" — ja, die Wahl der Stoffe, das ist der Stein des Anstosses, über den die Dyce-Delius'sche Hypothese nicht hinwegkommen kann — „so darf man nicht vergessen, dass die Sammlung nicht vom Dichter druckgerecht redigirt, sondern ohne Sorgfalt aus verschiedenen in Privatbesitz befindlichen Manuscripten" — das steht wohl nicht ganz fest — „ohne orientirende Ueberschriften, ohne jegliche Erklärung dessen, was uns dunkel ist, den ersten Lesern aber vielleicht durchsichtig war, zusammengestoppelt worden ist."

Hierauf lässt sich nicht eher etwas erwidern, als bis Gildemeister diejenigen Sonette bezeichnet, die ihm von seinem Standpunkte aus dunkel sind, und in denen er eine für uns ganz unerkennbare Tendenz findet.

Gildemeister führt nun weiter Das, was Delius in kurzen, klaren Worten über die Bedeutung der Sonettpoesie für jene Zeit gesagt hat, etwas weitläuftiger und ebenfalls recht anschaulich aus. Desgleichen wiederholt er in den Anmerkungen zu den einzelnen Sonetten die moralischen Bedenken, die Delius gegen eine persönliche Deutung gewisser Sonette erhebt.

* * *

Ich habe die Vertreter dieser Richtung sich vollständig aussprechen lassen, theils wegen der Bedeutung ihrer Namen, theils um Nichts unerwähnt zu lassen, was diese Minorität der

deutschen Shakspere-Kritiker zur Begründung ihrer Annahme geltend gemacht hat.

Wir haben gesehen, es sind keine Thatsachen, auf die sie sich beziehen können, wie man überhaupt die ganze Frage vor der Hand nicht durch Thatsachen entscheiden kann: es sind viele Möglichkeiten für die Deutung der Sonette im Ganzen und im Einzelnen vorhanden, es kann sich also nur darum handeln, diejenige Auffassung zu finden, die die grösste Wahrscheinlichkeit für sich hat. Ich kann sie in der Delius-Dyceschen nicht sehen.

Wenn man, wie diese Herren zugeben, in vielen Sonetten auffallend viel persönliche Beziehungen entdeckt, so liegt es jedenfalls am nächsten, an persönliche Erlebnisse des Dichters selbst zu denken, zumal diese Dichtungsform immer vorzugsweise zur Darstellung der eigenen dichterischen Subjectivität verwerthet worden ist. Soll das nicht geschehen, so muss in jedem einzelnen Falle nachgewiesen werden, dass die Beziehung auf die Person des Verfassers undenkbar ist, hier also, dass Shakspere weder in einem Verhältniss zu einer so anrüchigen Frau, noch in jenem demüthigenden Verhältniss zu einem Freunde gestanden haben kann. Erst dann können andere Möglichkeiten in Betracht gezogen werden. Dieser Beweis ist nicht erbracht, weil er unmöglich ist. Weshalb soll denn nicht Shakspere auch einmal von dem tückischen Liebesgotte auf Irrpfade gelockt sein? Weshalb soll er denn nicht einmal Ursache zur Eifersucht gefunden und dem Veranlasser derselben grossmüthig verziehen haben? Wie weit er thatsächliche Berechtigung zu dieser Eifersucht gehabt hat, wie viel in der Darstellung derselben vielleicht als poetische Zuthat anzusehen ist, das bleibt daneben eine noch besonders zu entscheidende Frage.

Wenn man, wie Delius und nach ihm Gildemeister, so weit geht, zuzugeben, dass Shakspere eine Frau von dem in den Sonetten geschilderten Aeusseren und Charakter gekannt haben muss, so ist es doch wunderlich, nun weiter anzunehmen, ein Anderer habe sich von dieser Buhlerin berücken lassen, und Shakspere habe dessen Sache so sehr zu der eigenen gemacht, dass er in der ersten Person mit derselben Lebhaftigkeit und

Vertiefung dieses qualvolle Verhältniss geschildert habe, als wenn er selbst der Betroffene gewesen wäre. Ich sage, das ist an und für sich betrachtet wunderlich, und wird nur verständlich, wenn man eine bestimmte Tendenz für dieses Verfahren entdeckt. Und die ist allerdings bei diesen Herren erkennbar — zwar eine sehr anerkennenswerthe, aber immer eine Tendenz. Der persönliche Charakter des hehren Dichters scheint ihnen besonders durch das für unsere Begriffe zu nachsichtige Benehmen seinem Freunde gegenüber zu sehr in den Staub gezogen, und sie möchten ihre Dichtersonne in ungetrübtem Glanze, womöglich fleckenlos strahlen sehen. Das ist die vorgefasste Absicht, mit der sie in der Erklärung der Sonette Denen gegenüber treten, die Sonnenflecken für etwas von der Naturwissenschaft Festgestelltes und deshalb Natürliches halten. Dennoch gelingt es ihnen nicht, ihr löbliches Ziel zu erreichen. Denn des Dichters Vorliebe für diese zum Theil so unreinlichen Stoffe lässt ihn keineswegs rein erscheinen.

Vergleicht man diese Auffassung mit der von A. Brown, so findet man in ihr eine natürliche und gesunde Reaction gegen die unverantwortlichen Ausschreitungen seiner Kritik — wenn man sein Verfahren mit diesem Namen bezeichnen darf. Wie jede Reaction, so schafft auch diese zum Theil Gutes, indem sie jene Uebertreibungen aufhebt, zum Theil Böses, indem sie auch ihrerseits nach der entgegengesetzten Richtung zu weit geht. Es bleibt nun noch übrig, dass eine dritte Partei ihr Haupt erhebt, welche das Gute der beiden Gegner sich zu Nutze macht und so als Vermittlerin zwischen ihnen auftritt. Diese wird ja dann wohl der Wahrheit am nächsten kommen, die auch hier zwischen den beiden Extremen in der Mitte liegen muss. Ausschreitung ist Beides: sowohl wenn man behauptet, dass alle Sonette persönlich zu deuten seien, als wenn man keine persönliche Beziehung gelten lassen will. Ein wahrer lyrischer Dichter lässt sich mindestens ebenso gewiss von seinen eigenen Gefühlen und Erlebnissen zu Gedichten begeistern, wie er durch äussere, oft recht gleichgültige Anlässe zum Schaffen getrieben wird. Es kommt, wie bei allen lyrischen Producten, auch bei diesen Sonetten darauf an, „wirklich Empfundenes und Erlebtes von bloss poetisch Vorgestelltem zu scheiden".

Bevor wir jedoch zu jener vermittelnden Richtung übergehen, müssen wir noch zweier englischen Kritiker gedenken, die ihrer Tendenz nach auch zu dieser Gruppe gehören, d. h. die auch unter allen Umständen den Charakter Shakspere's rein aus den Sonetten hervorgehen lassen wollen. Sie sind noch einen bedeutenden Schritt weiter gegangen auf dem Wege, der von den eben genannten Kritikern gewissermassen schon vorgezeichnet wurde. Die Schwierigkeit, die das auffallend Persönliche gewisser Sonette der Auffassung von Delius und Gildemeister bereitete, veranlasste Diese bereits, einen bestimmten weiblichen Gegenstand für die letzten Gedichte anzunehmen, der dem Dichter, allerdings nur aus der Entfernung, vorgeschwebt haben müsste. Massey*) und Henry Brown**) haben sich nun bemüht, die Person, resp. die Personen, auf welche die Liebes-Sonette sich beziehen sollen, historisch festzustellen und nachzuweisen, dass alle in ihnen vorkommenden Anspielungen auf sie anwendbar sind.

Nach Massey's Auffassung hat Shakspere in seinem eigenen Interesse nur 71 Sonette gedichtet, sämmtlich Freundschafts-Sonette an den Grafen Southampton, seinen Gönner, gerichtet. Es sind nach den Nummern der überlieferten Ordnung: I—XXVI, XXXII, XXXVIII, XXXIX, XLVI, XLVII, LIII—LV, LIX, LX, LXII—LXXIV, LXXVI—LXXXVI, XCIV, C—CVI, CVIII, CXV, CXXVI. Dies sind die Personal Sonnets, denen die übrigen gegenüber stehen als Dramatic Sonnets, d. h. solche, die er im Auftrage hoher Gönner gedichtet hat. Diese letzteren sind sämmtlich Liebes-Sonette und beziehen sich auf zwei Verhältnisse: auf eines zwischen dem Grafen Southampton und einer Hofdame der Elisabeth, Miss Vernon, und auf ein späteres zwischen dem Grafen Pembroke und Lady Rich, einer berühmten Schönheit von nicht tadellosem Rufe.

Dafür, dass Shakspere für den Grafen Southampton Sonette angefertigt, kann Massey natürlich keine thatsächlichen Beweise beibringen; er beruft sich nur auf ihre Freundschaft,

*) Shakespeare's Sonnets never before interpreted: his private friends identified: together with a recovered likeness of himself (London 1870).

**) The Sonnets of Shakespeare Solved (London 1870).

die er für eine ganz besonders intime hält, und auf die Sitte jener Zeit, zu verliebten Zwecken sich Gedichte machen zu lassen, wofür er eine Menge Belegstellen aus den zeitgenössischen Schriftstellern anführt (pg. 152 ff.). Als Beweis gilt ihm zwar S. XXXVIII, in welchem Shakspere den Gegenstand seiner Verse seine „zehnte Muse" nennt. Hier soll Shakspere die Absicht aussprechen, sich von nun an den Stoff zu seinen Gedichten von seinem Freunde geben zu lassen:

> For who's so dumb that cannot write to thee,
> When thou thyself dost give invention light?

Keiner jedoch, der diesen Sinn nicht herauslesen will, wird die geringste Veranlassung haben, ihn darin zu finden. Somit ist Massey's Annahme, die ja an und für sich durchaus keine Unmöglichkeit in sich schliesst, eine durch Nichts begründete.

Die Liebesgeschichte Southampton's und der Miss Vernon, die Massey in der Biographie des Ersteren mit einem Aufwande grossen Scharfsinnes und erstaunlicher Belesenheit in der bezüglichen Literatur bis in ihre Einzelnheiten entwickelt, spielte sich folgendermassen ab: Southampton lernte Miss Vernon am Hofe der Elisabeth kennen und galt bereits 1595 für einen grossen Verehrer ihrer äusseren und inneren Vorzüge. Die Königin war durchaus eingenommen gegen dieses Verhältniss aus unbekannten Gründen; vielleicht gehörte Southampton eben auch zu jenen schönen und bedeutenden Cavalieren, die Elisabeth noch im hohen Alter mit ihrer Eifersucht verfolgte. Die Heirath fand dann schliesslich 1598 nach dreijährigen vergeblichen Bitten, mehrfachen Trennungen und vielen Leiden ohne Wissen und gegen den Willen der Königin statt, wodurch das junge Paar sich freiwillig vom Hofe verbannte.

Die Sonette, welche Shakspere nicht bloss für Southampton an Miss Vernon, sondern auch für Diese an ihren Anbeter verfasste, sollen zum grössten Theile in jene Leidenszeit fallen. Zuerst (1593—94) kommen vier Sonette (XXIX, XXX, XXXI, XXXVII), in denen der Graf seine Liebe besingt. Die nächsten dreizehn (XXXVI, L, LI, CXIII, CXIV, XXVII, XXVIII, XLIII, LXI, XLVIII, XLIV, XLV, LII) sind 1595 vor und während einer Reise gedichtet, die der in Ungnade gefallene Hofmann unternimmt, nachdem Elisabeth seine Liebe zu ihrem

Ehrenfräulein entdeckt hat. — Diese Reise ist keineswegs historisch verbürgt; Massey sucht aber ihre hohe Wahrscheinlichkeit nachzuweisen. Nun kommt eine Reihe von Sonetten, die von der Eifersucht der Miss Vernon handeln. Und hier tritt nun Lady Rich zum ersten Male auf und beginnt jene traurige Rolle zu spielen, auf deren Culminationspunkt sie uns Massey in den letzten Sonetten vorführen wird. Sie ist es, die Southampton an sich zu ziehen versucht und die Eifersucht der Miss Vernon erregt. — Zur Begründung dieser sonderbaren Hypothese führt Massey weiter nichts an, als dass Lady Rich Cousine der Miss Vernon und ihr eng befreundet (!) ist; dass sie ebenfalls am Hofe lebt und jedenfalls Southampton gekannt hat; dass ihr späteres ehebrecherisches Verhältniss mit Lord Mountjoy sie dieser Perfidie fähig erscheinen lässt; dann scheint ihm auch ein bisher unerklärter Brief Lord Rich's eine Anspielung auf die Sonette zu enthalten, die Miss Vernon in ihrer Eifersucht an seine Frau gerichtet (!)*). — Man sollte nach dieser Beweisführung, die weiter nichts als eine starke Phantasie-Anlage des Verfassers beweist, meinen, Massey machte sich seine Aufgabe leicht, das thut er indessen durchaus nicht. Er sucht fast jedes Wort der betreffenden Sonette mit seiner Hypothese in Einklang zu bringen mit grossem Scharfsinn und bedeutender Gelehrsamkeit, aber vor allen Dingen auch mit einer Einbildungskraft und Gewaltthätigkeit, die schwerlich zu übertreffen sind. — Das Eifersuchts-Drama Massey's baut sich nun folgendermassen auf: Zuerst ein Monolog der Miss Vernon über ihre peinvolle Lage (S. CXLIV); dann eine Scene mit ihrem Geliebten, zu dem sie in S. XXXIII—XXXV, XLI, XLII spricht, und die entsprechende mit ihrer Nebenbuhlerin (CXXXIII, CXXXIV, XL). — Wenn es überhaupt nöthig ist, gegen diese kühne Entwickelung Etwas vorzubringen, so genügen die Einwürfe des Freiherrn v. Friesen in einer Abhandlung im vierten Jahrbuche der Shakespeare-Gesellschaft, um

*) Im Uebrigen soll dieser kleine Zwischenfall die Freundschaft der beiden Damen nicht wesentlich gestört haben. Wenigstens hielt sich die spätere Lady Southampton 1598 längere Zeit im Hause ihrer Nebenbuhlerin auf und benannte auch den ersten Sprössling ihres ehelichen Glückes nach ihr Penelope.

dieses Traumbild in sein Nichts aufzulösen. Es ist wohl denkbar — das ist der Inhalt seiner Worte —, dass ein Dichter für einen Verliebten Gedichte macht; schwer denkbar, dass er beiden Theilen zugleich seine Feder leiht; und undenkbar, dass eine in ihren edelsten Gefühlen verletzte Frau einen ihr fernstehenden, gesellschaftlich untergeordneten Mann zum Vertrauten ihres Herzeleides macht und ihm dichterische Aufträge solches Inhaltes giebt, wie ihn die genannten Sonette darbieten — eines Inhaltes, der, unbefangen betrachtet, die Annahme Massey's thatsächlich ausschliessen muss. — In der vierten Scene sucht Southampton die erzürnte Geliebte zu versöhnen (S. LVI, LXXV). Das gelingt ihm indess nicht, und wir sind darin mit dem Dichter Massey vollkommen einverstanden; denn die poetische Gerechtigkeit verlangt, dass der Uebelthäter bestraft werde. Miss Vernon lässt sich aus Rache selbst in eine „Flirtation" mit einem anderen Cavalier ein, den Massey leider nicht hat identificiren können — 'the story has been told to him (Southampton) with ample additions and coarse comments' — ja, die bösen Menschen! — und nun hat er Gelegenheit, an sich selbst zu erfahren, wie Eifersucht thut. Nun muss auch er — o Hohn des Schicksals! — zu Shakspere gehen, ihm seine schmerzlichen Gefühle enthüllen und ihn bitten, einige Sonette darüber zu schreiben. Das thut er auch pflichtschuldigst und giebt so den Sonetten XLIX, LXXXVIII, XCI—XCIII, XCV das Leben. Der Aermste hat aber lange noch nicht genug gelitten. Es kommen noch andere fatale Umstände hinzu — z. B. ein thätlicher Streit zwischen ihm und einem andern Ritter im Vorzimmer der Königin — die den Riss zwischen den Liebenden immer grösser machen. In den Sonetten aus den Jahren 1597—98 (LXXXVII, LXXXIX, XC) giebt er sie und damit sich selbst verloren und zieht mit Essex auf die Azoren-Expedition. Dann kehrt er zurück und klagt der Geliebten die Trennungsschmerzen, die er auszustehen gehabt hat (S. XCVII—XCIX, 1598). Endlich folgt die Versöhnung: Southampton gesteht reuevoll seine grosse Sündhaftigkeit ein, versichert die Geliebte seiner unverminderten Liebe (S. CIX—CXII, CXXI, CXVII—CXX) und bringt schliesslich Shakspere in die erfreuliche Lage, ein Hochzeitscarmen

(S. CXVI) — diesmal hoffentlich unaufgefordert — abfassen zu können; für welchen Zweck Massey eine ganz objectiv gehaltene Feier wahrer, d. h. dauernder Liebe genügt. Damit sind wir denn — Gott sei Dank! — bei dem Schlusse dieses höchst kläglichen Rührstückes angelangt. —

Zu bemerken ist über dieses Muster poesievoller Kritik wohl Nichts; es spricht selbst genügend gegen sich, auch wenn man nicht durch eine Lectüre der betreffenden Sonette sich von den einzelnen Unmöglichkeiten der Hypothese überzeugen will.

Sollte noch Jemand den Muth haben, an den dichterischen Fähigkeiten Massey's zu zweifeln, so mag er den zweiten Roman lesen, zu dem ihm die übrigen Sonette (mit Ausschluss von CLIII und CLIV) den Stoff geliefert haben. Diese*) sollen ein Liebesverhältniss zwischen Lord Herbert, späteren Grafen Pembroke, und Lady Rich illustriren. Bevor wir zur Schilderung desselben übergehen, schalten wir einen kurzen Bericht ein über das für poetische Behandlung so sehr geeignete Leben dieser schönsten und interessantesten Erscheinung am Hofe der Elisabeth, so weit Massey es historisch entwickelt (pg 380 ff.)**).

Penelope Devereux, 1563 geboren, stammte aus einem alten normannischen Geschlecht; ihr Vater war einer der beliebtesten und angesehensten Cavaliere am Hofe der Königin. Er hatte das Unglück, eine Frau zu besitzen, die das Verlangen des mächtigen Leicester erregte, und die schwach genug war, diesem Verlangen nicht widerstehen zu können; so musste denn, wie allgemein angenommen wird, der alte Devereux auf nicht natürlichem Wege seinem Nebenbuhler weichen, er starb wahrscheinlich an Gift. Penelope war damals erst dreizehn Jahre alt, aber doch wohl schon Sir Philip Sidney, dem nachmals so berühmten Dichter, auf eine Uebereinkunft der beiderseitigen Familien hin zugesagt. Wenigstens hatte ihr Vater auf seinem Sterbelager den Wunsch ausgesprochen, dass seine Tochter die Gemahlin des edlen und liebenswürdigen Ritters werden möchte. Damals konnte nun von einer Heirath nicht die Rede sein, und wie sich im Laufe der nächsten Jahre Beider Verhältniss ge-

*) LVII, LVIII, XCVI, CXXVII–CXXXII, CXXXV—CXLIII, CXLVI–CLII.

**) Bei H. Brown findet sich ebenfalls ein kurzer Abriss ihres Lebens.

staltete, ist unbekannt. Soviel steht fest, dass Sidney zögerte, den Wunsch des alten Devereux auszuführen, und so lange zögerte, bis es zu spät war. Penelope hatte sich mit den Jahren herrlich entwickelt; sie war zu einer seltenen, auffallenden Schönheit erblüht, von weissem Teint, goldblonden Haaren und dunkeln Augen, die nach dem einstimmigen Preise ihrer Zeitgenossen eine unwiderstehliche Zauberkraft besessen haben müssen; sie besass an angebornen und anerzognen geistigen Vorzügen Alles, was sie zu dem Range der ersten Peersfrau befähigt erscheinen lassen konnte. Ihre mächtigen Verwandten, zu denen auch Burleigh gehörte, drangen auf eine passende Vermählung, durch die sie in den Stand gesetzt würde, die ihrer Geburt und ihren Gaben gebührende Stellung bei Hofe einzunehmen. Ihre Wahl fiel unglücklicherweise auf Lord Rich, einen Mann von edlem Geschlecht und gewaltigem Reichthum, der aber im Uebrigen zu der schönen, geist- und gemüthreichen Penelope das vollkommenste Gegenstück bildete: ein hässlicher, unbedeutender Mensch von niedriger Gesinnung. Zwangsweise wurde diese unglückliche Verbindung zu Stande gebracht, und noch am Altare soll die Lady gegen ihre Vergewaltigung protestirt haben. Es half ihr Nichts, sie wurde verurtheilt, in der Blüthe ihrer Jugend all ihre Hoffnungen zu Grabe zu tragen und für immer auf ein Glück zu verzichten, zu dem sie um so mehr berechtigt war, als sie mehr als eine Andere es zu verdienen im Stande war: auf das Glück, an der Seite eines edeln und geliebten Mannes zu leben. Sie trug Jahre lang ihr herbes Loos mit der Geduld und Würde einer grossen Seele und erlag den Anfechtungen nicht, die ihre blendenden äusseren und inneren Reize bei der nicht allzu grossen Sittenstrenge jener Zeit gewiss zahlreich hervorrufen mussten. — Bekannt ist ihr zartes Verhältniss mit Sidney, ihrem ehemaligen Verlobten. Wahrscheinlich kurz nach ihrer Vermählung hatte dieser sie nach langer Trennung wiedergesehen und war ausser sich gerathen vor Schmerz und Verzweiflung, als er erfuhr, welch ein Kleinod er leichtsinnig weggeworfen hatte. Die Liebe erwachte bei ihm zu spät, aber um so mächtiger. Er schildert sie uns in einer Reihe glühender, herrlicher Sonette (1591 fünf Jahre nach seinem Tode veröffentlicht), in denen er unter dem Pseudonym Astrophel

sie als Stella besang. Wir haben darin die fortlaufende Geschichte eines Verhältnisses, an dem jene Zeit um so weniger Anstoss nahm, als es wider den Gebrauch vollkommen platonisch verlief. Ein von Sidney der schlafenden Lady gestohlener Kuss ist die äusserste Kühnheit, die sich der Liebhaber zu Schulden kommen liess — und er wurde dafür strenge zurechtgewiesen. Aus den Gedichten geht allerdings weiter hervor, dass die Lady bei den Bewerbungen des als Held, Dichter und Mensch gleich glänzenden Sidney nicht für die Dauer kalt blieb; sie gestattete aber seine Anbetung nur unter der Bedingung, dass sie sich in den Grenzen der Tugend hielte (Sonett 69)*), und konnte ihm nach seinem frühen Tode ein reines Andenken bewahren. In der Mitte der neunziger Jahre muss es zwischen Lord und Lady Rich zum Bruche gekommen sein; sie scheinen von da ab nur mit geringen Unterbrechungen getrennt gelebt zu haben. Vielleicht mag die directe Veranlassung ein Verhältniss gegeben haben, das um diese Zeit sich zwischen Lord Mountjoy und Penelope entwickelte. Lord Mountjoy war einer der bedeutendsten Ritter am Hofe der Elisabeth. Mit einer männlich-schönen Erscheinung verband er die angenehmsten Manieren; er besass eine feine Bildung und ein ehrliebendes, edles Herz. In den irischen Wirren zeigte er ein tüchtiges Feldherrntalent und einen besonnenen und energischen Charakter in seiner hohen Würde als Vicekönig von Irland. Seine grossen Verdienste um das Vaterland, verbunden mit seinen persönlichen Vorzügen, gewannen ihm eine ausserordentliche Popularität, so dass auch Jacob I. bei seinem Regierungsantritt nicht verabsäumte, ihn besonders auszuzeichnen: er machte ihn zum Earl of Devonshire. — Es ist nicht zu verwundern, dass ein solcher Mann auch auf die hervorragendste Frau des Hofes Eindruck machte. Das Liebesverhältniss, das sich zwischen ihnen entspann, entwickelte sich zu einer Intimität, bei der die gesetzlichen Schranken nicht mehr eingehalten wurden, und Lady Rich nur dem Namen nach ihrem Gatten angehörte. Sie hatte von Lord Mountjoy mehrere Kinder. So unsittlich dieses Verhältniss war, dürfen

*) Wunderbarer Weise setzt Massey nicht den geringsten Zweifel in den materiellen Gehalt dieser Sonette, er nimmt Alles auf Treu und Glauben an, denn — „poetry is often true to the deepest truth".

wir doch darum nicht Lady Rich als eine gemeine Buhlerin hinstellen, wie Massey es gerne möchte, ebenso wenig wie wir Lord Mountjoy im Uebrigen den Charakter eines ehrenhaften Mannes absprechen können. Es war ein Verhältniss, das auf wahrer Liebe beruhte, wie schon seine zwölfjährige Dauer zeigt. In dieser langen Zeit wird Lord Mountjoy gewiss eifrig bemüht gewesen sein, die thatsächliche Trennung der Lady von ihrem Gatten auch zu einer gesetzlichen zu machen. Es gelang ihm erst 1606, eine Ehescheidung zu Stande zu bringen, worauf dann die Vermählung der beiden Liebenden sofort erfolgte. — Was sich zur Entschuldigung der Lady Rich sagen lässt, ergiebt sich aus den dargestellten Verhältnissen von selbst*). Eine wesentliche Mitschuld an der Möglichkeit solchen Verhaltens trägt aber auch ihre Zeit. Für diese Zeit ist es charakteristisch, dass die ungesetzliche Liebe der Beiden lange Zeit eine bekannte Thatsache am Hofe sein konnte, ohne ihnen irgend eine Missbilligung von Seiten der Monarchin oder Verachtung von Seiten der Höflinge einzubringen — im Gegentheil wurde Lady Rich von Jacob I. mit Ehrenbezeigungen überschüttet, sie war unbestritten die angesehenste Dame nach der Königin. Als aber die Liebe durch die Vermählung eine gesetzliche wurde, da brach die vornehme Welt in einen Schrei der Entrüstung aus über den Eclat der Ehescheidung. Jacob I. befahl Lord Mountjoy zu sich, stellte ihn vor dem ganzen Hofe zur Rede, beschimpfte seine Gemahlin und liess sich zu den pöbelhaftesten Ausdrücken gegen ihn selbst hinreissen. Diese Kränkung war für Lord Mountjoy eine tödtliche im eigentlichen Sinne des Wortes: sein Haar wurde in wenigen Tagen weiss, der Schmerz über die ihm zugefügte, unsühnbare Schmach zerstörte seine Lebenskraft, er starb wenige Monate, nachdem er das Weib seines Herzens rechtlich erworben hatte. Penelope folgte ihm bald. Im Andenken der Menschen lebte noch lange ihr hingebendes Herz, das sie auch ihrem unglücklichen Bruder Essex

*) Bodenstedt in seinen „Erzählungen vom Hofe Elisabeth's und Jacob's“ (Jena 1871, I. Band) lässt das Verhältniss in einem milderen Lichte erscheinen, indem er die beiden Liebenden noch vor der Verheirathung der Penelope heimlich verlobt sein lässt. Wie weit er dazu berechtigt ist, kann ich nicht entscheiden. Massey und H Brown wissen davon Nichts.

bewährte, ihre Freude am Wohlthun, ihre Liebe zur Poesie, ihre Begünstigung aller geistigen Bestrebungen, ihr hoher Geist.

Diese vielverehrte, vielbesungene, doch wohl mehr unglückliche als schlechte Frau, die Geliebte der beiden besten Männer ihrer Zeit, hat Massey dazu ausersehen, seinen Zwecken zu dienen, d. h. eine Hypothese stützen zu helfen, die den Dichter auch von aller erotischen Schuld reinigen soll. Sie ist der unerfreuliche Gegenstand der letzten Sonette, die Shakspere für William Herbert an sie gerichtet haben soll. Eine leise Rührung beschleicht auch wohl sein Herz, wenn er bedenkt, dass sie es gerade sein muss, die für Shakspere geopfert werden soll, „one of the bright particular stars of two Courts; the beloved idol of two heroes; one of the proudest, wittiest, most fascinating women of her time; the Beauty, in singing of whom the poets vied like rival lovers, as they strung their harps with Stella's golden hair, and strove together in praise of the starry midnight of those eyes that were so darkly lustrous with their eastern look." — Und wir müssen ihm Recht geben, wenn er Mitleid fühlt; denn die Geschichte dieser Dame, wie Massey sie bietet, kann in Menschen von normaler Gemüthsbeschaffenheit nur die Neigung erwecken, sie, so weit es angeht, zu entschuldigen, statt sie hart zu verdammen, und jedenfalls eine Scheu, ihr noch mehr Makel anzudichten, als historisch begründet werden können. Wie kann man aber verlangen, dass diese Rücksichten dauernd die Oberhand behalten sollen bei einem englischen Shakspere-Kritiker, der eine neue Hypothese entdeckt hat, eine so glückliche Hypothese, durch die es ihm gelingt, das Götterbild seines Dichters, von allen irdischen Gebrechen befreit, in idealischer Hoheit, der anbetenden Menschheit zu enthüllen? Was kann ihm Lady Rich sein, wo es Shakspere gilt? Er schreitet über ihr verstümmeltes Menschenbild ruhig hinweg. Sie darf nur ein wüster Sinnenlust ergebenes Weib sein, weil es für seine Hypothese eben nicht anders passt.

Diesen Charakter sucht er ihr aufzudrücken auf dem Wege poetischer Erfindung: und wenn wir nach der bereits gebotenen Probe seines Talentes auch bezweifeln müssen, dass ihn ein Anderer darin je erreichen könnte, so müssen wir doch zugestehen,

dass er in der folgenden Entwickelung sich selbst übertroffen hat. Ich füge zu den verschiedenen Sätzen, auf denen sich die neue Hypothese aufbaut, die Seitenzahl, damit nicht Einer, der das Massey'sche Buch nicht kennt, etwa glaube, ich sei selbst durch die Lectüre desselben zum Poetisiren begeistert worden.

Pg. 331. Lord Herbert lässt sich 1598 bei Hofe sehen; ist aber gar nicht bemüht, sich die Gunst der Königin zu erwerben, obgleich sie eine Vorliebe für ihn blicken lässt. — Das ist schon höchst verdächtig: Evidently his heart as a Courtier is elsewhere(!) than with her Majesty. — Pg. 332. Man wirft ihm Mangel an Geist und Muth bei der Verfolgung eines so erstrebenswerthen Zieles vor; er scheint ein „melancholy young man" zu sein. — Nicht etwa, dass ihm eine Frau fehlte, er hat keine Neigung zum Heirathen. — „He has a continual pain in the head, for which he finds no relief except in smoking tobacco(!)" — So weit ist er also bereits gekommen! — Er soll auch rathlos sein. ——— „My interpretation of Lord Herbert's symptoms is that he was in love." — Ei natürlich, die Indicien dafür sind ja ganz niederschmetternder Art. Wer könnte einer Beweisführung widersprechen von so originaler Kühnheit und überwältigender Sicherheit, und dabei von dieser rhetorischen Formvollendung: man bemerke nur den Klimax, bei dem das gewichtigste Beweisstück, das Tabakrauchen, bis zum Schlusse aufgespart wird.

Den Lord Herbert hätten wir jetzt also bereits verliebt, es kommt nun darauf an, ohne irgend ein beglaubigtes Factum nachzuweisen, dass er in Lady Rich verliebt ist. Nichts leichter als Dieses; wir erinnern uns ja noch, wie Graf Southampton in ihre Netze fiel — man braucht sie eben nur zu sehen, mit ihr zusammenzukommen. Pg. 333 f. wird demgemäss auseinandergesetzt, dass er sie durch seine Freunde Essex und Southampton kennen lernen musste, und dass er thatsächlich mit ihr zusammengewesen ist. Dieser Beweisgrund würde nun wohl schon vollkommen ausreichend sein, wie es ja auch für die Southampton-Rich-Liaison der einzige war. Aber Massey thut noch ein Uebriges. Pg. 411 wird erzählt, dass Lord Mountjoy von den fünf Kindern, welche ihm Lady Rich zubrachte, nur drei als

seine eigenen anerkannte. Isabella war Eins von den nicht anerkannten Kindern, und gerade für ihre Verheirathung mit dem Sohne des Sir Thomes Smythe 1618 interessirte sich — der Earl of Pembroke. Der Earl of Pembroke war also — es ist klar wie der Tag — Isabellens Vater. — Wir schweigen erschüttert. —

Es bleiben aber doch noch einige Kleinigkeiten zu thun, um diese Hypothese ganz unumstösslich zu begründen. Nämlich: die in den Sonetten geschilderte Frau ist bisher allgemein für eine vollkommene Brünette gehalten worden, während Lady Rich eine Blondine mit schwarzen Augen war. Massey widerlegt diese Ansicht in einer langen Reihe von Seiten, er gesteht der Shakspere'schen Dame nur schwarze Augen und schwarze Augenbrauen zu. Der Vers in S. CXLIV, wo sie „a woman colour'd ill" genannt wird, existirt für ihn nicht. If hairs he wires, black wires grow on her head (S. CXXX) soll eine lustige Ironie sein in Graf Pembroke's Munde, der das herrliche, vielbesungene Gold ihrer Haare ebenso gut zu schätzen gewusst hat, wie irgend ein Andrer.

Ferner ist in den Sonetten von dem vorgerückten Alter des Liebhabers die Rede („my days are past the best"), und Lord Herbert war 1599 erst 19 Jahre alt. Wie hilft sich Massey da heraus? — Nun, das ist wieder Ironie, aber der bittersten Art; der zarte Liebhaber, der sich ja noch ganz andere Dinge erlaubt, will Lady Rich auf eine ebenso feine wie treffende Weise an ihre 36 Jahre erinnern, indem er spottend das Verhältniss umkehrt und sich, den Jüngling, von Shakspere als alt bezeichnen lässt.

Schliesslich muss auch bewiesen werden, da ja die andern Sonette sämmtlich früher fallen, dass diese von allen chronologisch die letzten sind. Das gelingt Massey ebenfalls mit unbegreiflicher Leichtigkeit: er behauptet nämlich, dass gerade in den späteren Stücken (King Lear, Othello, Macbeth, Antony and Cleopatra) Stellen vorkämen, die direct an diese Sonette erinnern. Wir sind äusserst gespannt und denken vielleicht, solche auffallenden Aehnlichkeiten kennen zu lernen, wie sie S. CXXVII, worin der Dichter die brünette Schönheit der

Geliebten besingt, mit einer Stelle in einem der frühesten Dramen (Love's Labour's Lost IV 3) aufweist. Staunend lesen wir aber (pg. 336 f.) folgende sieben „Parallel-"Stellen:

1) Robbed others' beds' revenues of their rents
Sonn. 142.
And pour our treasures into foreign laps.
Othello.

Hier liegt die Parallele wohl in der ungesetzlichen Liebe.

2) Be it lawful I love thee as thou lov'st those
Whom thine eyes woo as mine importune thee.
Sonn. 142.
Be it lawful I take up what's cast away.
King Lear.

In beiden Stellen kommt „be it lawful" vor.

3) And patience, tame to sufferance, bide each check.
Sonn. 58.
A most poor man, made tame to fortune's blow.
King Lear.

„Tame to sufferance" — „tame to fortune's blow"!

4) Commanded by the motion of thine eyes.
Sonn. 149.
He waged me with his countenance.
Coriolanus.

Hier ist kein Wort auch nur ähnlich.

„Also"

Her gentlewomen like the Nereides
So many mermaids tended her i'the eyes(?).
Antony and Cleopatra.

5) If eyes corrupt by over-partial looks
Be anchor'd in the bay, &c.
Sonn. 173 (soll heissen 137).
Then should (soll heissen there would) he anchor his aspect and die
With looking on his life.
Antony and Cleopatra.

Hier ist allerdings Parallelität des Ausdrucks.

6) To put fair truth upon so foul a face.
Sonn. 137.
False face must hide what the false hearth doth know.
Macbeth.

In beiden Fällen kommt face vor mit Epitheten von ähnlicher Bedeutung.

7) Whence hast thou this becoming of things ill?
Sonn. 150.
Vilest things become themselves in her.
Antony and Cleopatra.

Dieses ist die einzige wirkliche Parallelstelle, aber meiner Ansicht nach doch nicht ganz beweisend, dass das Sonett und das Drama in dieselbe Zeit fallen. — Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, dass mit einer solchen Art von Parallelstellen es sich leicht beweisen liesse, dass jedes beliebige Sonett gleichzeitig mit jedem beliebigen Drama verfasst sein müsste.

Es ist wohl nicht nöthig zu constatiren, dass Massey's Hypothese auch dieses Mal wieder auf Nichts gebaut ist, und überflüssig hinzuzufügen, dass ein Mann in der Stellung von Shakspere wohl nie gewagt haben würde, eine der ersten Grössen des Hofes in seinen Sonetten auf eine solche Art zu portraitiren, wie es geschehen ist, selbst wenn er sie im Auftrage eines Anderen gedichtet hätte; dass Lord Herbert sich ebenso sehr durch einen solchen Auftrag beschimpft hätte, wie der Dichter ihn indirect in den Sonetten beleidigt haben würde.

Ueberdies hat Massey sein Hauptziel, die moralische Reinigung des Dichters, durch diese Hypothese keineswegs erreicht. Mit Recht nennt Gildemeister (pg. 177) „das poetische Kupplergeschäft," in das Shakspere sich eingelassen haben soll, „zehnmal unsittlicher als eine heftige Leidenschaft für eine reizende Buhlerin".

So können wir denn Massey's Roman als eine ganz hübsche Erfindung wohl gelten lassen, eine wissenschaftliche Kritik kann ihn aber unmöglich berücksichtigen. Mir ist nur ein Deutscher bekannt, der die Annahmen Massey's sämmtlich unterschrieben hat: es ist Gelbke, der in seiner Uebersetzung*) der Massey'schen Anordnung der Sonette folgt.

Wollten wir aber der abenteuerlichen Hypothese wegen

*) Bibliothek ausländischer Klassiker, 52 (Hildburghausen 1867).

über Massey's umfangreiches Werk*) als solches zur Tagesordnung übergehen, so wäre das ein arger faux pas. Wir haben in unserem Urtheil den Sonett-Erklärer im Ganzen nothwendig zu scheiden von dem Philologen, wie er sich in der Deutung der einzelnen Stellen bewährt, von dem Literar-Historiker, der die eingehendste Kenntniss der poetischen und prosaischen Producte jener Zeit sowie der bezüglichen Urkunden entfaltet, von dem Historiker, der uns ein lebhaftes und interessantes Bild von dem socialen Leben jenes blühenden Zeitalters entrollt. Von diesem Gesichtspunkte hat das Werk eine dauernde Beachtung zu beanspruchen für den Shakspere-Forscher im Grossen und auch speciell für den Sonett-Kritiker. Denn zunächst geht Massey von dem richtigen Principe aus, jedes Sonett für sich zu betrachten und ihm nach seinem besonderen Inhalt seine Deutung zu geben; können wir ihm nun auch nicht glauben, dass diese Sonette an Miss Vernon, jene an Lady Rich gerichtet seien, so werden wir doch in manchen Fällen mit ihm darin übereinstimmen, dass sie an eine Dame gerichtet sind, und in vielen Einzelnheiten der Interpretation ihm Recht geben. Ebenso werden wir seine sachlichen und literarhistorischen Notizen mit grossem Vortheil für das Detail der Deutung verwerthen können.

Es bleibt nun noch ein Kritiker dieser Richtung übrig: Henry Brown. Das von ihm verfasste Buch hat den Titel: 'The Sonnets of Shakespeare Solved, and the Mystery of his Friendship, Love and Rivalry Revealed. Illustrated by numerous extracts from the poet's works, contemporary writers and other authors' (London 1870). Er geht darin von der Ansicht aus, dass Shakspere schon wegen seines von seinen Zeitgenossen nie angezweifelten sittlichen Verhaltens unter keinen Umständen in den Verhältnissen, welche die Liebes-Sonette schildern, gelebt haben kann. Hätte er es gethan, so würde er sich wohl gehütet haben, es in Gedichten bekannt zu machen und, noch mehr, diese Gedichte durch den Druck verewigen zu lassen. Auf dem Wege aber, den er einschlägt, um Shakspere von

*) Es enthält über 600 Seiten, von denen es einen guten Theil allerdings nur der Vorliebe des Verfassers für besonders reichlichen Ausdruck und für poetische Ergüsse verdankt.

allen ihm etwa zu machenden Vorwürfen zu befreien, kann ihm aber noch weniger unser Verständniss folgen, als wir den fundamentlosen Erfindungen Massey's irgend eine Berechtigung zugestehen konnten. Massey ist, wenn wir von einer stark entwickelten Phantasie absehen, doch wenigstens durch ein sehr sorgfältiges Studium der Hofgeschichte auf seine Hypothesen gebracht worden. H. Brown dagegen hat einmal einen Einfall gehabt, den er unglücklicherweise für einen glücklichen gehalten hat: den Einfall, dass Shakspere seine Sonette, vor allen Dingen sämmtliche Liebes-Sonette, als Satire auf die Mode der Zeit, die Frauen in überspannten Gedichten zu besingen, auf das „mistress-sonnetting" (wie er es nennt), beabsichtigt habe; ferner zugleich, dass er in ihnen sein Verhältniss zu seinem Freunde und dessen Verhältniss zu einer Geliebten zwar nicht in der handgreiflichen Art, wie es der Wortlaut der Sonette uns zu enthüllen scheint, sondern in versteckter allegorischer Manier behandelt habe. Dieser Einfall wird nun allen Ernstes an jedem einzelnen Sonette durchgeführt.

Ulrici bemerkt dazu bei einer Beurtheilung des Buches*): „Die meisten Sonette athmen ein so zartes, inniges Gefühl, viele sind so reine Herzensergüsse des Dichters, dass auf sie die angeblich satirische Tendenz wie die Faust auf's Auge passt." Ebenso wunderbar muss es uns auch vorkommen, dass H. Brown irgend eine Allegorie hat entdecken können in Gedichten, die zum grössten Theil so offenbar ganz bestimmten Personen auf den Leib geschrieben sind.

Suchen wir nun einzudringen in das Labyrinth der allegorisch-satirischen Schwärmereien des Herrn H. Brown, so ist jedenfalls die äusserste Vorsicht geboten, damit es uns nicht so geht wie dem Verfasser, der sich schliesslich, wie mir scheint, in seinem eigenem Gebäude selbst nicht hat zurechtfinden können. Es giebt meines Erachtens in dem Buche eine Grenze, über die hinaus der gemeine Verstand nicht mehr vordringen kann.

Auf die satirische Tendenz ist H. Brown durch jene Stelle

*) 6. Jahrbuch der deutschen Shakspere-Gesellschaft (Berlin 1871), pg. 347.

in Love's Labour's Lost gebracht worden, in der Shakspere das „mistress-sonnetting" verspottet:

> This is the liver vein, which makes flesh a deity,
> A green goose, a goddess: pure, pure idolatry.
> God amend us, God amend! we are much out o'the way.

Aus dieser Stelle glaubt er nun folgern zu dürfen, dass Shakspere unmöglich in die Fusstapfen der andern Dichter getreten sein könne; dass er, wenn er dieselben Stoffe wie sie in den Sonetten behandelt habe, nur eine satirische Absicht gehabt haben könne. Und diese satirische Absicht scheint ihm auch ganz auf der Hand zu liegen.

So fängt er damit an*), seinen Freund zu besingen — nach H. Brown den Grafen Pembroke —, aber er thut es in womöglich noch überschwänglicheren Ausdrücken, wie Andere ihre Damen besungen haben. Er sucht seinen jungen Freund zum Heirathen zu bewegen, und als dieser eine entschiedene Abneigung davor verräth, verspricht er ihm auf anderem Wege für seine Unsterblichkeit zu sorgen. Das geschieht durch eine allegorische Heirath mit Shakspere's Muse und durch die Sonette, deren Erzeuger der Graf in dieser Ehe ist.

Für die Dauer indessen scheint diese ätherische Ehe den Grafen doch nicht befriedigt zu haben: er verliebt sich in eine wirkliche Dame. Das giebt dem Dichter einerseits Veranlassung zu Vorwürfen, dass der Freund seiner Muse, d. h. ihm, untreu geworden ist; andrerseits aber ergreift er diese Gelegenheit, um seine Satire auf das mistress-sonnetting mit grösserer Deutlichkeit und mehr Nachdruck fortzusetzen. Die Liebenden wissen um seine Absicht, die Geliebte — eine Art Beatrice, wie Brown meint — hat Witz genug, dieselbe recht piquant zu finden, und er erhält die Erlaubniss, das Liebesverhältniss nach seinen Intentionen auszubeuten. Die Sonette haben dann aber neben ihrer satirischen noch eine den Liebenden wohl verständliche allegorische Bedeutung für ihr gegenseitiges Verhältniss, welche sie höchlich belustigen soll. Die Satire besteht nun darin, die

*) H. Brown geht nicht bloss, wie A. Brown, von der Ansicht aus, dass die Sonette in chronologischer Reihenfolge auf einander folgen, sondern meint sogar, dass sie in einer andern Ordnung nie einen vernünftigen Sinn geben könnten.

sonst als Göttinnen verehrten Schönen als Teufelinnen zu malen, statt des Himmels die Hölle der Liebe zu schildern. Und die Allegorie findet H. Brown gerade in den Theilen der Sonette, die für eine gewöhnliche Auffassung die realsten, persönlichsten Verhältnisse zu berühren scheinen. Wenn z. B. der Dichter immer in der ersten Person spricht und thut, als ob er selbst der Liebhaber wäre, so ist das nur eine poetische Licenz, die er sich im Interesse seiner Satire gestattet und die für die Freunde eine allegorische Bedeutung hat. Shakspere entwickelt nämlich im Sonett XLII, dass er mit seinem Freunde Eins sei; daraus entnimmt er nach Brown die Berechtigung, ebenfalls als Liebhaber der von seinem Freunde angebeteten Dame aufzutreten: „They — Shakspere und Pembroke — being but one, he is hers, and she is his, which occasions him to address her sometimes as his own alone, and at other times to divide the possession of her with his friend, then, again, to assert an entire claim" (pg. 48). Wie allerliebst launig! — Diese Ineinsverschmelzung Shakspere's und Pembroke's geht aber — immer nach H. Brown — noch viel weiter: Der Dichter setzt sich nicht bloss häufig als den Liebhaber, sondern in manchen Sonetten die Geliebte des Freundes als seine eigene, die ihm ihre Liebe geschenkt und deshalb Verpflichtungen gegen ihn hat; während sie in anderen wieder, der wirklichen Sachlage entsprechend, sich gegen seine Liebe abwehrend verhält. So werden denn die Sonette, die von der Untreue und dem gemeinsamen Besitz der Geliebten handeln, allegorisch abgethan. — Wie sollen wir nun aber das CLII. Sonett verstehen, in dem Shakspere sich und die Geliebte als Meineidige d. h. Ehebrecher bezeichnet?

> In loving thee thou know'st I am forsworn,
> But thou art twice forsworn, to me love swearing,
> In act thy bed-vow broke, and new faith torn
> In vowing new hate after new love bearing.

Nun, das ist auch nur eine köstliche Allegorie: „The mistress has won the friend from the Muse" (pg. 158), mit der er verheirathet ist — der erste Eidbruch, an dem sie schuld ist; „the two friends being but one, she has protested her love for the poet alone (!)" — wer versteht das? — „yet given it to the friend" — der zweite Eidbruch, den sie selbst begeht, d. h. doch wohl

nur ein im Sinne der oben bezeichneten poetischen Licenz vom Dichter fingirter — der Dichter ist eidbrüchig, „having promised to love only the friend“ (pg. 157).

Nachdem nun H. Brown dieses allegorische Verhältniss — wie wir sehen — mit staunenswerthem Scharfsinn klargelegt hat, ist es ihm doch aufgefallen, dass er am Ende Niemanden überzeugen würde, wenn er behaupten wollte, die Drei hätten diese allegorische Komödie, bei der die Geliebte des Freundes Injurien zu hören bekommt, die von Andern vielleicht nicht allegorisch aufgefasst werden dürften — ganz zwecklos, zu ihrem Privat-Vergnügen aufgeführt. Man kann doch nicht annehmen, dass die edle Dame — a star of the Court of Elisabeth, whom Shakespeare admired for her wit and beauty*) — sich diese wenn auch noch so figürlichen, doch wenig angenehmen Dinge habe sagen lassen, bloss weil es Shakspere gut geschienen hätte, auf diesem eigenthümlichen Wege die Sonettisten zu verspotten; das hätte er ja mindestens ebenso gut durch Uebertreibung nach einer edleren Seite hin erreichen können. Brown hat also eingesehen, dass er mit der Satire auf die Sonettdichtung und mit der Allegorie allein bei den Liebes-Sonetten nicht auskam; es musste mehr hineingedeutet werden. Und hier muss nun wieder einmal die arme Lady Rich herhalten, die eine höhere vergeltende Macht bestimmt zu haben scheint, nach ihrem Tode gewissen Shakspere-Kritikern aus ihren selbstgeschaffenen Verlegenheiten zu helfen — wie wir sehen, eine nicht geringe Strafe für ihr weltliches Leben. — Nämlich: die Liebes-Sonette gehen zwar an die Adresse der Geliebten Pembroke's, sind aber durchaus nicht für sie allein bestimmt. Die eigentliche Heldin der anzüglichen Sonette ist Lady Rich, die Geliebte Pembroke's nur die Vermittlerin, welche diese Sonette an Jene gelangen lässt**). Brown sucht diese Annahme glaublich zu

*) Diese Conjectur glaubt er aus verschiedenen Andeutungen über ihre Persönlichkeit (?) machen zu dürfen. Wer sie eigentlich war, hat er nicht entdecken können.

**) Bis auf pg. 227 haben wir es immer mit einer wirklichen Geliebten zu thun gehabt; da fällt es H. Brown ein, dass die betreffende Vermittlerin vielleicht gar nicht einmal Pembroke's mistress gewesen sein mag: „The friend of Shakespeare, like the poet, may have merely affected(!) to be in love with the mistress; he was probably delighted with her for joining them in their sonnet scheme, and making up the friendly trio. It may have

machen, indem er bemerkt, dass die Lady Rich, die ja ein öffentliches Aergerniss war, wohl auch Pembroke und seiner unbekannten Dame Anstoss gegeben und sie zu dieser maliciösen Revanche veranlasst haben mag. So enthalten denn diese Sonette zugleich eine Satire auf den weiblichen Charakter überhaupt und auf die Unsolidität vieler ehelichen Verhältnisse, mit scharfen Ausfällen gegen die Person der Lady Rich. —

Von solchen Hirngespinsten, wie sie ein anhaltender Londoner Nebel in manchen kritisch angelegten Köpfen vielleicht ausbrüten mag, können wir natürlich keine Förderung der Sonett-Kritik erwarten. Gegen die Annahme einer durchgängigen satirischen Tendenz*), welche ja an und für sich keine Unmöglichkeit wäre, lässt sich Folgendes sagen: Wenn Shakspere eine Satire beabsichtigt hätte, so würde sein gesunder Menschenverstand ihn wohl davon abgehalten haben, sie so zu verstecken, dass sie kein Mensch hätte entdecken können. Und ich glaube nicht, dass zu Shakspere's Zeit irgend ein Leser in seinen Sonetten etwas Satirisches gefunden hat, ebenso wenig wie heute Jemand sich davon wird überzeugen können, selbst wenn er sich die Mühe nehmen sollte, die Brown'sche Auslegung der Sonette im Einzelnen zu studiren. Und was noch mehr dagegen spricht, ist der Umstand, dass Shakspere sich allerdings gegen die landläufige Phrasenmacherei der Sonettisten — wenn auch nicht satirisch — ausgesprochen hat**). Das thut er in klaren, einfachen Worten, die damals jeder Betroffene wohl verstanden hat, und die heute auch Brown von seiner abstrusen satirisch-allegorisch-moralischen Auffassung hätten abbringen sollen.

Für die Sonett-Kritik im Einzelnen ist aber auch dieses Buch durchaus nicht werthlos. Sein Hauptwerth ist in den Worten ausgedrückt, die der Verfasser dem Titel folgen lässt: die „numerous extracts from the contemporary writers“ sind das

been her office to speak of the Sonnets, and circulate them so as to come into the hands of Lady Rich.“ — Hier beginnt, glaube ich, die Grenze, von der ich oben gesprochen habe.

*) Alles Uebrige, was der Verfasser zur Erklärung der Sonette im Ganzen gefunden zu haben vermeint, kann wohl nicht in ernstlichen Betracht kommen.

**) Vorzugsweise in S. LXXVI, XXI, CII.

Wichtigste darin. Ferner hat Brown — was nicht hierher gehört — die richtige Auffassung der Freundschafts-Sonette gefördert, wenn auch natürlich nicht durch seine selbstsatirische Hypothese.

Nachdem wir gesehen haben, auf welche unpassirbaren Irrwege die englische Kritik gerathen ist mit ihrem Versuche, den Dichter moralisch zu reinigen, daneben aber die vielen unleugbar persönlichen Beziehungen der Sonette nicht, wie mehrere deutsche Kritiker unerklärt zu lassen, gehen wir zu der letzten Gruppe über. Die Kritiker dieser Gruppe suchen zwischen den beiden gegenüberstehenden Parteien zu vermitteln; sie schliessen sich Keiner von ihnen unbedingt an, sondern erkennen Jeder der beiden Auffassungen ihre relative Berechtigung zu: während sie also auf der einen Seite zugeben, dass ein Theil der Sonette ohne jede Beziehung auf Erlebnisse des Dichters, z. B. als eine Art poetischer Exercitien verfasst sein mag, bestehen sie andrerseits entweder entschieden auf der persönlichen Deutung des andern Theiles der Sonette, oder lassen sie wenigstens zu, wie Elze*). In Bezug auf die Eifersuchts-Sonette folgt Elze vollständig der Auffassung von Delius, für die er überhaupt mehr Neigung zu haben scheint, wenn er auch die autobiographische keineswegs entschieden von der Hand weist. Er weist nach, dass das Thema von der Eifersucht zweier Freunde von den Dichtern jener Zeit mehrfach behandelt worden ist: so in Lilly's Euphues, dann in Bartholomew Fair (V 3) von Ben Jonson, welcher sich gerade über diesen Theil von Shakspere's Sonetten lustig machen zu wollen scheint. Dasselbe Thema habe auch Shakspere in den „Beiden Veronesern" variirt und käme auch in „Viel Lärmen um Nichts" darauf zurück. „Es hat den Anschein," so schliesst er daraus, „als ob ein solcher Conflict zwischen Freundschaft und Liebe, die Untreue des Freundes auf dem Felde der Liebe, ein vielfach verhandeltes Lieblingsthema der Zeit, so zu sagen ein dialektisches oder poetisches Problem gewesen sei, das man wetteifernd zu lösen versuchte,

---

*) William Shakspere (Halle 1876), pg. 499 ff.

etwa wie in den provenzalischen Liebeshöfen den Sängern derartige heikle Themata zur Behandlung aufgegeben wurden. . . . Bei dieser Lage der Dinge wird man nicht daran denken dürfen, wenigstens dieser Partie der Sonette eine autobiographische Bedeutung beizulegen."

In diesen Worten liegt, dass er es bei andern Partieen für möglich hält. Er giebt auch ausdrücklich zu, „dass sie hier und da in Anknüpfung an irgend ein äusseres oder inneres Erlebniss wirklich durchlebte Stimmungen des Dichters zum Ausdruck bringen". Er ist überzeugt, dass Shakspere in London Liebesverhältnisse gehabt habe; nur dürfte es schwer sein, aus den Sonetten „die autobiographischen Körnchen mit Sicherheit auszuscheiden."

Wie Elze nach der Theorie der poetischen Fiction hinneigt, so thut es Gödeke*) nach der persönlichen Theorie. Sehr beherzigenswerth für die Anhänger jener Deutungsweise ist, was er über die „ersten Schöpfungen aller wahren Lyriker" sagt (pg. 402): „Keiner von diesen setzt sich hin, um eine gegenstandslose Situation auszuklügeln, sich geistig damit, so gut es gehen will, zu identificiren und mit gemaltem Feuer die Gluth der Leidenschaft, mit gedrechselten Reden die Wärme des Gefühls zu ersetzen. . . . Es gehört nicht viel dazu, um zu erkennen, ob etwas aus der inneren Fülle hervorgequollen, oder ob es mühsam von aussen her angeeignet sei."

Daneben räumt er ein, dass es eine Menge jener dramatischen Situations-Gedichte, als welche Delius alle Sonette betrachtet wissen will, unter ihnen geben könne; jedenfalls aber wären die meisten unmittelbare Herzensergüsse des Dichters (pg. 399). Zu den ersteren rechnet er einen Theil, und zwar den verfänglicheren von den Liebes-Sonetten. Die Gedichte an die schwarze Schönheit sollen im Geiste Byron's gedichtet sein und zu „den Tausenden von Versen gehören, zu den ungebornen Folianten, zu denen Byron aufgelegt ist". — Die Sonette, in denen ein Freund dem andern die Geliebte abwendig gemacht

*) Ueber Sonette Shakspere's. Rundschau, 3. Jahrgang, 6. (März-) Heft (1877), pg. 386—409.

hat, sollen den ersten „Entwurf eines Lustspiels enthalten, das im Hauptgedanken festgehalten werden sollte, ohne zur Ausführung gekommen zu sein“ (pg. 399). — Von einigen der erotischen Sonette glaubt er, dass Shakspere sie an seine Frau gerichtet habe. —

Zur Kennzeichnung des kritischen Standpunktes, den Gödeke einnimmt, führe ich noch an, dass er mit aller Energie verlangt, bei der Erklärung der Sonette müsse der Wust der überlieferten Traditionen vollständig über Bord geworfen, und jedes Sonett einzeln für sich aus seinem Inhalte nach streng philologischen Principien erklärt werden (pg. 394).

Ich schliesse diese Betrachtung mit dem Hinweis auf eine schon früher erwähnte Abhandlung des Freiherrn v. Friesen im 4. Shakespeare-Jahrbuch (pg. 94—120), die mir in ihrer milden, vorurtheilslosen Beurtheilung der verschiedenen kritischen Richtungen, in der weisen Verwerthung des Guten, was Jede von ihnen zu bieten hat; in der rein menschlichen und doch würdigen Auffassung des Shakspere'schen Charakters; in der vorsichtigen Stellungnahme zu der ganzen schwierigen Sonettfrage — das Beste zu enthalten scheint, was über den vorliegenden Gegenstand in principieller Beziehung geschrieben worden ist.

Schon Elze und noch mehr Gödeke leiten zu einer ruhigeren, weniger voreingenommenen Betrachtung der Frage über, sie bahnen eine entschieden vermittelnde Richtung an, indem sie die relative Berechtigung der verschiedenen Deutungsversuche anerkennen: indessen räumt Elze der Delius'schen Theorie doch wohl mehr Geltung ein, als nöthig ist; während bei der Gödeke-schen Auslegung das Verlangen der Engländer nach moralischer Reinigung des Dichters mitunter durchzublicken scheint. v. Friesen stellt sich meines Erachtens auf denjenigen Standpunkt, von dem es möglich wird, die Lösung der Frage auf's Neue in Angriff zu nehmen mit der Aussicht auf einen, wenn auch nur relativen, Erfolg. Und ich glaube, das ist Alles, was in diesem Falle geleistet werden kann. Eine nach allen Seiten hin befriedigende Lösung dürfte wohl nur unter den Umständen zu hoffen sein, dass bisher unentdeckte Urkunden und Berichte

auf das Dunkel, welches das gesellschaftliche Leben des Dichters in London bedeckt, ein unerwartetes Licht werfen sollten.

Was die Auffassung der Sonette im Ganzen betrifft, so bekennt v. Friesen (pg. 102) Delius gegenüber, dass es ihm schwer fällt anzunehmen, „der Dichter sollte fingirte Gegenstände mit einer so grossen Innigkeit und in solcher, für den Ausdruck subjectiver Auslassungen eigens bestimmten Form behandelt haben. — Der Hinweis auf die bezaubernde Lebenswärme seiner dramatischen Dichtungen reiche nicht hin, um uns über diesen Zweifel zu erheben". Es scheine ihm viel näher zu liegen, dass subjective Erlebnisse die Veranlassung vieler Gedichte gewesen seien, als dass er in ihnen erst den Aufschwung zu seinem dramatischen Schaffen sollte gesucht haben. Auf der andern Seite nähert er sich wieder Delius, indem er zugiebt (pg. 117), dass manche Gedichte aus äusserlichen Anlässen, wie z. B. „auf eine Anregung von Seiten der Freunde, oder im Wetteifer mit ihren ähnlichen Leistungen" entstanden sein mögen. Viele derselben kommen ihm vor wie „Bruchstücke eines poetischen Briefwechsels, von welchem nur die von der entgegengesetzten Seite ausgegangenen Briefe und Anregungen fehlen. Dafür spreche der Umstand, dass manche der Sonette im Ton der Replik gegen eine von jener Seite ausgesprochene Meinung geschrieben seien". Er will gerne zugeben, dass Vieles auf Rechnung der augenblicklichen Laune und Stimmung zu schreiben sei, und wir uns daher wohl hüten müssen, nicht Alles für baare Münze zu nehmen. So mag der Charakter der in den Liebesgedichten geschilderten Verhältnisse in Wirklichkeit viel milderer Natur gewesen sein.

Die Moralisten unter den Sonett-Kritikern fragt er (pg. 113 f.), „ob der erhabene Standpunkt der sittlichen Anschauungen, welchen Shakspere in allen seinen Dramen einnimmt, zu der Schlussfolgerung berechtigen müsse, dass er niemals von einer uns verwerflich erscheinenden Leidenschaft ergriffen und zeitweilig beherrscht worden sei?" Er meint gerade, dass er diesen hohen Standpunkt sich „durch schmerzliche Erfahrungen an seiner eigenen Hinfälligkeit" erkämpft habe. Seine Dichtungen (Venus und Adonis, Romeo und Julia, Troilus und Cressida, Antonius und Cleopatra) bewiesen, dass er „diese Seite der menschlichen

Leidenschaften erschöpfend gekannt hat". Und wenn sonst Nichts eine persönliche Auslegung der erotischen Gedichte unterstützte, so müsste es schon der „brennende und schmerzliche Kampf" thun, der sich in ihnen abspiegelte. „Wie ganz anders würde der Ausdruck sein, wenn er, dem allgemeinen Strome der Zeit folgend, sich nicht gegen die gleich einer hitzigen Krankheit ihn drückende Leidenschaft gewehrt hätte"? Auch findet er, dass bei Männern von mittleren Jahren eine Leidenschaft für einen unwürdigen Gegenstand weit häufiger sich zu einer dämonischen Gewalt entwickele, wie bei blühenden Jünglingen. — Entschuldigung genug findet er für den Dichter in seiner dichterischen Constitution, sowie in den Sitten jener Zeit, die in den Bürgerkreisen keineswegs besser gewesen sein würden, als bei Hofe und in den Adelskreisen.

„Wer ist es", so schliesst er diesen Theil seiner Abhandlung, „der unter solchen Umständen den ersten Stein gegen Shakespeare erheben wollte, wenn es wahr wäre, dass ihm der unwürdige Gegenstand einer vorwurfsvollen Leidenschaft von seinem jungen Freunde abwendig gemacht worden und er dennoch um diesen Verlust habe klagen und seinem Freunde habe vergeben können? Ich meines Theils würde mindestens in einer solchen Verirrung eine weit weniger abstossende Schwäche sehen, als wenn er, wie Gerald Massey uns glauben machen will, die Mehrzahl der erotischen Gedichte geschrieben hätte, um einem kaum 19jährigen jungen Manne in einer sinnlichen Leidenschaft für eine übelberüchtigte Frau von beinahe dem doppelten Alter zu dienen."

* * *

Noch nach Schluss des Artikels geht mir eine für meine Auffassung sehr werthvolle Abhandlung über die Sonette von Fr. Kreyssig*) zu, die weniger bekannt zu sein scheint, als sie es verdient**), und die ich nicht umhin kann in kurzen Worten zu charakterisiren. Sie schliesst sich vortrefflich an

*) Shakespeare's lyrische Gedichte und ihre neuesten Bearbeiter. Preussische Jahrbücher, Bd. XIII, pg. 484—503. XIV, pg. 91—114 (1864).

**) Ich habe sie nur einmal (in der Abhandlung von Delius im 1. Shakespeare-Jahrbuch) lobend erwähnt gefunden.

die v. Friesen'sche an, da sie denselben vorurtheilsfreien Standpunkt an einer Reihe von Sonetten, also im Einzelnen begründet. Und wie jene ihre hervorragende Bedeutung gegenüber mancher Voreingenommenheiten der Sonett-Kritik gewinnt durch die Formulirung dieses vermittelnden Standpunktes, so übertrifft diese durch ihre ungezwungene Erklärung vieler einzelnen Sonette alle andern Versuche dieser Art. Kreyssig „dünken die Sonette aus wirklichen Gelegenheits-Predigten, tiefsinnigen, vollkommen freien Herzensergiessungen und leichten poetischen Exercitien bunt zusammengesetzt" (XIV, 503). Die Liebes-Sonette im grossen Ganzen fasst er als poetische Bekenntnisse wirklicher Herzenserlebnisse, die Eifersuchts-Sonette nicht ausgeschlossen; denn „es wäre ein seltsamer Dichter", meint er, „der sich darin gefiele, bloss zu seiner Unterhaltung und Uebung sich selbst in der unpoetischsten aller denkbaren Lagen, nämlich als Hahnrei einer Buhlerin, und zwar nicht humoristisch, sondern in bitterem Ernste und mit warmem Gefühlsausdrucke hinzustellen, seinen Herzensfreund aber als glücklichen Nebenbuhler mit wehmüthig-resignirter Bescheidenheit anzuerkennen".

Die Liebes-Sonette im engeren Sinne theilt er ihrer Abfassungszeit nach in zwei Klassen: in eine frühere Periode gehören jene das Verhältniss von Venus und Adonis in schlüpfriger Weise schildernden Gedichte des Passionate Pilgrim, in denen die Sinnlichkeit als ungezügelte elementare Gewalt unverhüllt hervortritt; aus einer viel reiferen Periode stammen die Liebes-Sonette von 1609, die sich schon formell von allen mit Venus und Adonis zusammenhängenden Gedichten in den „scharfpointirten, geistreichen, durch zu grossen Gedankenreichthum hie und da fast dunkeln Wendungen" unterscheiden. Diese letzteren theilen sich dann wieder in die an die schwarze Schöne gerichteten, die des Dichters herbste Liebeserfahrung darstellen, und in andere, die das Glück eines edlen Verhältnisses — oder mehrerer — besingen. Hierzu rechnet Kreyssig z. B. das herrliche Sonett LXXV, XCIX, CXVII—CXX, und im Pass. Pilgrim XIV und XV.

Eine Kritik, welche die Erklärung der Sonette im Einzelnen und in ihren Details verfolgt, wird in dieser Abhandlung ein reiches, werthvolles Material vorfinden. Ich möchte sie allen

Verehrern Shakspere's warm ans Herz legen: sie empfiehlt sich nicht bloss, wie Alles, was Kreyssig schreibt, durch ihren durchsichtigen, lebendigen Stil, durch die Menge geistreicher und wirklich neuer Gedanken, sondern — was für den vorliegenden Fall doch noch schätzenswerther ist — durch die bei aller Begeisterung grundnatürliche und nüchtern-verständige Auffassung des Charakters unseres grössten Dichters.*)

*) Die vorstehende Abhandlung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit in der Zusammenstellung der mannigfaltigen Sonett-Auslegungen. Eine solche Vollständigkeit dürfte wohl für Jeden schwer erreichbar sein, da auch die Sonett-Literatur im Laufe der Zeit zu einem nicht zu bewältigenden Umfange angeschwollen ist. Es konnte also nur darauf ankommen, die für die Kritik der Liebes-Sonette hervorragendsten Leistungen zu behandeln. Aber auch unter diesem Gesichtspunkte wird der Shakspere-Kenner fühlbare Lücken bemerken, wie z. B. Knight's Interpretation und Anordnung der Sonette nicht berücksichtigt werden konnte, da es mir bisher nicht gelungen ist, ihrer habhaft zu werden. Andere Kritiker, wie Steevens, Karpf, Barnstorff, sind wegen ihrer geringen Bedeutung für die vorliegende Frage absichtlich übergangen, um später eine kurze Erwähnung zu finden. Andere kritische Schriften, wie z. B. Boaden's, beziehen sich wesentlich auf die Freundschafts-Sonette.

Ueber das reflexive Verb im Englischen,

nebst einem Verzeichnis Macaulay'scher Constructionen.

Von

Dr. E. Beckmann.

Einer der wesentlichsten Punkte, worin die englische Sprache von der deutschen sowohl als von den romanischen Sprachen abweicht, ist der Gebrauch des reflexiven Verbs. Schon eine flüchtige Vergleichung lässt erkennen, dass diese Form im Englischen bei weitem nicht so häufig erscheint als auf den andern Gebieten. In zahlreichen Fällen, wo sich hier der reflexive Ausdruck hervordrängt oder doch leicht gestalten lässt, weist ihn der englische Sprachgebrauch zurück, während anderseits kaum ein Beispiel vorkommen dürfte, dass der im Englischen auftretende reflexive Ausdruck nicht ohne Wandelung in die andern Sprachen übergehen könnte. Man vgl. z. B. sich wundern, frz. s'émerveiller, it. maravigliarsi, sp. admirarse mit to wonder; sich zurückziehen, se retirer, ritirarsi, retirarse mit to retire; sich empören, se rébeller, ribellarsi, rebelarse mit to rebel; anderseits Ausdrücke wie to avail one's self of, to betake one's self to mit ihren Aequivalenten: sich zu Nutze machen, se prévaloir de, prevalersi, aprovecharse; sich wenden zu, se mettre à, applicarsi, darse. Während viele englischen Verben, bei denen man nach Massgabe der verwandten Sprachen die reflexive Form erwarten könnte, derselben einfür allemal widerstreben, beschränken andere sie wenigstens auf bestimmte Bedeutungen und lassen sie auch hier noch vielfach durch stilistische Gesetze oder Neigungen zurückdrängen.

Wirft man einen Blick auf die geschichtliche Entwickelung der englischen Sprache, so zeigt sich, dass der reflexive Ausdruck früher

häufiger war als jetzt. Ohne Zweifel hat er sich in manchen Fällen erst allmählich durch den nichtreflexiven verdrängen lassen. So finden wir im Angelsächsischen langian (to long) reflexiv gebraucht (Beówulf, ed. Heyne, v. 1880); Marlowe sagt: I went me home (Faustus IV, 6); Shakspere: to retire one's self (Cor. I, 3), to complain o. s. (Rich. II, I, 2); Ben Jonson: I feel me ill (Ev. Man in h. Hum. IV, 6), dost thou feel thyself well? (ib. V, 1); die Bibel: to gather o. s. (1. Sam. 28, 4), to delight o. s. (Job 27, 10), u. a. Der umgekehrte Fall, dass die reflexive Form die nichtreflexive verdrängt, tritt dagegen nur selten ein; ein Beispiel bietet to accommodate o. s. (vgl. B. Schmitz, E. Gr. 3. Aufl. § 15, 2). In Schottland scheint das Reflexiv mehr Geltung behalten zu haben als in England.

Forschen wir nach den Ursachen dieser entschiedenen Richtung der englischen Sprache auf Beschränkung des reflexiven Ausdrucks, so haben wir zunächst die Form des reflexiven Verbs einer Betrachtung zu unterziehen. In keiner der Sprachen, die wir vergleichen können, ist zu der einfachen Darstellung des reflexiv-medialen Verhältnisses ein so gewichtiges Pronomen erforderlich. Dem Sanskrit und dem Griechischen stand eine Medialform zu Gebote. Das Lateinische und das Gotische liessen dieselbe verfallen, aber sie fanden in dem Gebrauche einfacher Pronomina einen bequemen Ersatz. Die neueren Sprachen schlugen mit grossem Erfolge denselben Weg ein. Die englische aber gieng ihren besonderen Gang. Auch sie wusste ursprünglich das einfache persönliche Pronomen im reflexiven Verhältnisse zu benutzen, z. B. reste hine þâ rûm-heort (Beów. 1800). Im heutigen Englisch dauert dieser Gebrauch noch mannigfach fort, hier und da bei echten Reflexiven, z. B. James bethought him (Macaulay), besonders aber in volksthümlichen und sprichwörtlichen Wendungen: he let him drop from the window (Smollet), get you gone, u. a., und bei den Dichtern, z. B. thou dost forget thee (Byron); Regel ist er noch bei betonten Präpositionen, z. B. he left his books behind him, und bei dem reflexiven ethischen Dativ: till I had pulled me his leg quite off (Marlowe, Faustus IV, 6). Im Uebrigen aber hat ihn die Sprache aufgegeben, und dem Anscheine nach auf folgendem Wege. Dem Angelsächsischen wie dem Altsächsischen fehlte merkwürdigerweise das persönliche ungeschlechtige Pronomen der dritten Person (got. seina, sis, sik), obwohl das adjectivische Possessiv sîn vorhanden war; das geschlechtige musste daher an dessen Stelle treten (vgl. dazu in

Luther's Bibelübersetzung Marc. 5, 30: Jesus fühlte alsobald an ihm selbst die Kraft, die von ihm ausgegangen war; got.: sunsaiv Iêsus ufkuntha in sis silbin thô us sis maht usgaggandein). In Folge dieser doppelten Verwendung der Pronomina der dritten Person konnte aber oft Ungewissheit darüber entstehen, ob die Thätigkeit reflexiv zu fassen sei, oder ob sie auf ein fremdes Object wirke (er lobte sich, und: er lobte ihn). Daher fand die Sprache sich veranlasst, in solchen Fällen das erstere Verhältnis durch Hinzufügung des Adjectivs self zu verdeutlichen, wobei die klare (gewöhnlich starke) Flexion dieses Wortes (Nom. he self, Acc. hine selfne) die Beziehung feststellte. (Eine gelegentliche Unklarheit war freilich auch so nicht ausgeschlossen und musste durch den Zusammenhang beseitigt werden; es konnte z. B. he hyne sylfne gevräc (Beów. 2876) ebenso gut bedeuten: er rächte ihn selbst, als: sich selbst.) Allmählich wird man sich gewöhnt haben, diese Verstärkung auch in den andern Personen eintreten zu lassen. Die Stellung von self konnte sehr frei sein, da, wie gesagt, die Flexion die richtige Beziehung klar zu machen vermochte; ja, der Zusammenhang ist in der That gewöhnlich so leicht verständlich, dass die genaue Beziehung nicht einmal nothwendig erscheint und selbst mit Vortheil verwischt wird, z. B. þa wundrode ic . . . ac ic þa sona eft me sylfum andwyrde = then I wondered ... but I then soon again answered myself (Alfred d. Gr. bei Behnsch, Gesch. d. engl. Spr. u. Lit. [Breslau 1853], S. 89). Die Vergleichung anderer Sprachen bestätigt diese Bemerkung. Im Deutschen und Französischen pflegt das verstärkende Pronomen in die Nähe des obliquen Casus zu treten, nicht nur wenn es zu diesem, sondern auch wenn es zu dem Nominativ gehört: vgl. daz ich mich selben tœten wil (Parz. IV, 466 Bartsch) und den Doppelsinn von „er lobt sich selbst" und il se loue lui-même. Die classischen Sprachen kehrten sogar zufolge einer noch stärkeren Attraction das Verhältnis geradezu um und setzten den Nominativ von *αὐτός* und ipse, wo wir den obliquen Casus erwarten würden (vgl. Nägelsbach, Lat. Stil., § 91, 3; Kühner, Lat. Gr., § 122, Anm. 14). Im Englischen, wo self durch die Attraction gewöhnlich mit dem obliquen Casus des Pronomens verbunden wurde, verschmolzen diese beiden Wörter allmählich zu einem besonderen Reflexivpronomen. Die Formen himself, itself und themselves bekennen sich augenscheinlich zu dieser Entstehung, herself lässt sich ihnen ohne Schwierigkeit zugesellen und durch Formen wie hirselfene (Morte Arthure, cit. v.

Mätzner, E. Gr. I², 319) verdeutlichen; wir sind daher geneigt, für die übrigen Reflexivpronomina dieselbe Bildungsweise anzunehmen und sie aus der Verschmelzung des adjectivischen self mit den obliquen Casus me, thee, us, you und one hervorgehen zu lassen (vgl. Mätzner und Koch). us-selven findet sich z. B. in einer Proclamation Heinrich's III. vom Jahre 1258 (Behnsch, a. a. O., S. 147). Der Uebergang dieser Formen in die jetzigen, mit Hilfe des Possessivpronomens gebildeten, erklärt sich leicht. Da self schon früh als Substantiv verwandt wurde (Mätzner, a. a. O.; man vgl. z. B. your former self), so konnte man bei der allmählichen Abschleifung der charakteristischen Endungen das Adjectiv self leicht substantivisch fassen, wenn ein Substantiv oder ein Personalpronomen vorhergieng, wodurch denn diesen letztern Wörtern die attributivische Rolle eines Genitivs (God self durch das überschlagende s leicht in God's self zu wenden) oder Possessivs zuertheilt wurde. Bei herself war diese Umdeutung ohne Weiteres zu vollziehen; die Wandelung von me self und thee self in myself und thyself wurde durch die auch heute noch schwankende Aussprache der betreffenden Possessiva begünstigt; zur Bildung von ourselfe und yourselfe mochte neben der Analogie noch ein euphonisches Motiv wirken. In Folge dieser Auffassung stellte sich in den pluralischen Formen das flexivische s ein, das auch den Accusativ themselfe ergriff. Die Angleichung der Formen konnte noch weiter gehen: so ist one's self gebräuchlicher geworden als one self; theirselves kommt nach Mätzner (a. a. O.) in nördlichen Dialekten vor; und mit diesem zugleich sind hisself und itsself aus Verkennung der Sachlage früher von einzelnen Schriftstellern angestrebt worden (vgl. B. Schmitz, a. a. O., S. 103).

In Folge der Zusammensetzung des Reflexivpronomens mit self verschmolzen drei im Angelsächsischen unterschiedene Wendungen im Englischen zu einem und demselben Ausdrucke. Wie im Deutschen „er rüstete sich", „er selbst rüstete sich" und „er rüstete sich selbst" nebeneinander stehen, so im Angelsächsischen, obgleich, wie wir sahen, ohne die Klarheit des „sich", he gyrede hine, he self gyrede hine und he gyrede hine selfne. Das Englische kennt, abgesehen von dem neutralen Verb, nur den einen Ausdruck he armed himself, verzichtet also im reflexiven Verhältnisse auf die Verstärkung des Subjects oder Objects, so dass nur aus dem Zusammenhang zu ersehen ist, ob das Reflexivpronomen den Ton hat oder das Verb. Nur als seltene Ausnahme finden wir bei Ben Jonson: one is a rhymer ... but doth think

him himself poet-major of the town (Ev. Man in h. II. I, 1; Brit. Dramatists, ed. Keltie, 1875).

Die eigenthümliche Gestaltung der reflexiven Form im Englischen hat auf die stilistische Verwendung derselben einen entscheidenden Einfluss geübt. An und für sich hebt das reflexive Verb durch die Gegenüberstellung von Subject und Object die Selbstthätigkeit hervor (vgl. „er rollt sich" und „er rollt den Berg hinab"). Im Englischen, wo die ursprüngliche Kraft des Wortes self, wenn auch bedeutend geschwächt, noch immer nachwirkt, musste dieser Umstand um so mehr ins Gewicht fallen. Darin ist die wichtige Eigenthümlichkeit begründet, dass der Engländer das reflexive Verb nur da anwendet, wo die Selbstthätigkeit des Subjects entweder zu betonen oder doch mindestens zuzugeben ist. In allen andern Fällen hat der reflexive Ausdruck vor dem neutralen oder passiven zurückzutreten. Wenn der Ursprung der Handlung ausserhalb des Subjectes gefunden wird, so ist das Passiv zu gebrauchen (z. B. he was converted = er bekehrte sich); aber auch da, wo der causale Zusammenhang minder deutlich hervortritt, lässt sich die passivische Wendung vielfach leicht gestalten. Von diesem Standpunkte sind Ausdrücke wie swearing that he would be revenged, the struggle had been prolonged zu beurtheilen. Die Präposition by spielt hier eine wichtige Rolle, und durch ihre Einführung lässt sich mancher Satz in die bequeme passivische Weise umsetzen; z. B. sein Leben regelte sich nach einem viel strengeren Gesetzbuche: his life was regulated by a far more rigid code (Macaulay). Die nüchterne Auffassung des Engländers hebt gern das Resultat der Handlung hervor, wo wir poetischer die Handlung selber darstellen; demgemäss vertritt die englische Copula im Präsens oder Imperfect häufig das Perfect oder Plusquamperfect unseres reflexiven Verbs, z. B. when he is satisfied = wenn er sich überzeugt hat, all was changed = alles hatte sich verändert. Dem intransitiven Verb gegenüber hat der Gebrauch des Reflexivpronomens vielfach den Zweck, das Object der Thätigkeit deutlich hervortreten zu lassen; so bezieht sich to venture upon the ocean auf das Wagnis selbst, aber to venture o. s. lässt die eigene Person als gefährdet erscheinen; ähnlich to withdraw o. s. = seine Person fremdem Auge entziehen.

Das unpersönliche Reflexiv (es fragt sich, es lässt sich nicht leugnen, il se trouve u. dgl.) ist nach dem Gesagten von vornherein

ausgeschlossen*). Welche Wendungen dafür eintreten, lehren die Grammatiken: it may be asked, it is not to be denied, there are men, there is no struggling u. a. Bei sächlichen Subjecten wird das reflexive Verb im Grossen und Ganzen keine Berechtigung haben; man wird nicht wie im Deutschen sagen können: das Haus zeichnet sich durch seine Höhe aus, das Buch fand sich, die Thür öffnete sich; sondern nur: the house is distinguished by its height, the book was found, the door opened oder was opened (wiewohl negativ: a door cannot open itself). Die Anwendung des Passivs liegt nahe; ein Beispiel aus Macaulay genüge: the ferocious mouth of the Judge was distorted by an ominous grin, wir: verzerrte sich zu einem Grinsen. Falls jedoch bei einer aus dem Wirken der Natur oder aus unserem Verhältnis zu den Dingen hervorgehenden Erscheinungsweise der letzteren der causale Zusammenhang verdunkelt ist, so wird das Passiv nicht am Platze sein und die reflexive Form mit der neutralen concurrieren. Ist die letztere vorhanden, so erhält sie den Vorzug (to darken, to amalgamate); selten behauptet sich die andere neben ihr (the water spreads itself kaum gebräuchlich neben spreads); ist sie nicht vorhanden, so tritt das Reflexiv mit Nothwendigkeit ein (presents itself u. ähnl.). Man vgl. folgende Beispiele aus Macaulay: no more . . . than the ivy can rear itself like the oak; — the valley of the Garry contracts itself into the celebrated glen of Killiecrankie. Leicht drängt das Reflexiv sich hervor, wo in der Sprache des Affects, der Poesie oder des Märchens die Dinge als beseelt erscheinen; z. B. raised itself statt rose in Dickens' Christmas Carol: the window raised itself a little, so that when the spectre reached it, it was wide open.

So finden wir den reflexiven Ausdruck für gewöhnlich auf die Verbindung mit abstracten und persönlichen Subjecten (wozu Thiernamen und entsprechende Collectiva gehören) beschränkt. Aber auch hier ist derselbe nur gestattet, wenn selbständige Handlungen zu bezeichnen sind, nicht aber, wenn der Vorgang aus fremder Thätigkeit entspringt oder es sich nur um Eigenschaften oder Zustände handelt. Es liesse sich also für unser „die Nachricht verbreitete sich" wohl rechtfertigen: the news spread itself, aber „die Nachricht bestätigte sich" muss heissen: the news was confirmed. „Er täuschte sich"

*) Ausdrücke wie: es dünkt mich, methinks, it irks me (Mätzner I, S. 341) gehören wegen des Wechsels im Pronomen überhaupt nicht hierher.

kann durch he deceived himself sowohl als durch he was deceived gegeben werden, aber in verschiedenem Sinne. Bei dem Ausdrucke the king distinguished himself by his valour handelt es sich um eine Thätigkeit, bei der Wendung he was dist. by his v. um eine (wenn schon bei einer bestimmten Gelegenheit durch die Thätigkeit hervortretende) Eigenschaft. Auf die schon besprochenen Unterschiede zwischen der reflexiven und der neutralen Form gründen sich die Doppelconstructionen einer Anzahl von Verben: to raise o. s. to distinction neben to rise to d.; to recover o. s., to settle o. s., to prepare o. s., to submit o. s. u. a. neben den entsprechenden neutralen Ausdrücken. Bei einzelnen Verben hat der Sprachgebrauch bestimmte Unterscheidungen herausgebildet; so sagt man to apply o. s. to a task, aber to apply to a person. Im Uebrigen konnte sich das Streben nach Kürze, welches einen der wichtigsten Züge der englischen Sprache ausmacht, auf diesem Gebiete in umfassender Weise bethätigen. Bei solchen Verben, wo der Gedanke an ein fremdes Object ganz ausgeschlossen war oder sich nicht gerade hervordrängte, schien der reflexiv-mediale Sinn auch ohne besonderes Pronomen leicht erfassbar, und der nüchterne Engländer verzichtete für gewöhnlich gern auf die Füllung des Ausdrucks. Das Pronomen wurde daher in manchen Fällen allmählich gänzlich beseitigt (to abstain, to extend, to retire u. a.); in andern behauptet es sich dem neutralen Verbe gegenüber in grösserem oder geringerem Masse und lässt sich sodann als metrisches oder euphonisches Füllwort, zu gegensätzlicher oder auch malerischer Hervorhebung anwenden. Einige Beispiele aus Herrig's Brit. Class. Authors: I turned me to the rich man then (Southey), which way in the world to turn themselves (Sterne); he dresses as well ... if he dresses better ... if he dresses worse ... Dress yourself fine, where others are fine (Chesterfield), the Somersetshire peasants behaved themselves as if they had been veteran soldiers (Macaulay). Mitunter scheint der Wechsel zwischen dem reflexiven Verb und dem neutralen rein willkürlich. — Echte Reflexiva giebt es im Englischen bekanntlich nur höchst wenige, z. B. to bethink o. s.

Ob man bei gewissen Verben des Sagens und Denkens den reflexiven Accusativ vor dem Infinitive zu setzen oder auszulassen habe, wird im Allgemeinen nach den obigen Gesichtspunkten zu entscheiden sein. Man vgl. St. Gregory ... professes himself to be of the same opinion (Goldsmith), ferner (mit der häufigen Auslassung der Copula)

he professed himself willing to yield (Macaulay), und Essex, who professed to be astonished (id.). Bei einzelnen Verben walten jedoch besondere Neigungen vor; so gebraucht Macaulay, abweichend vom Deutschen, das Verbum to believe mit dem Reflexivum: a servant who believes himself to be necessary; bei to declare findet sich das Pronomen in der Regel (he declared himself satisfied), pflegt aber vor gewissen Präpositionen zu fehlen (to declare for the king). Auch Verben wie to feel und to prove gehören hierher: in to feel o. s. degraded erkennen wir die Selbstbeobachtung des Subjects, in to feel disgusted, cold u. dgl. das einfache Empfinden; to prove o. s. ist von selbständiger Beweisführung zu gebrauchen (he proved himself to be a great general), während mit to prove lediglich ein Ergebnis bezeichnet wird, das letztere also auch bei sächlichen Subjecten seine Stelle findet (it proved to be a good book).

Dass jedes transitive Verb gelegentlich reflexiv werden kann, leuchtet ein; es muss aber noch hervorgehoben werden, dass auch intransitive Verben dieser Gestaltung fähig sind, natürlich durch Uebergang in transitive Function. Es wird dadurch die Rückwirkung einer fortgesetzten Thätigkeit auf das Subject derselben bezeichnet, wodurch das letztere sich einem bestimmten Ziele zuführt, z. B. er arbeitete sich zu Tode. Dies ist im Englischen nicht ungewöhnlich, z. B. he soon danced himself into the good graces of his Sowship, and danced the other favourite out of favour (Dickens). Die in der älteren Sprache nicht seltene Verbindung eines Intransitivums mit dem einfachen Personalpronomen zu einem reflexiven Ausdrucke findet heute kaum noch statt und besteht nur in einzelnen sprichwörtlichen Wendungen fort, z. B. fare thee well.

Was den reflexiven Dativ angeht, so lässt sich nach dem Obigen erwarten, dass der Gebrauch desselben im Englischen ebenfalls sehr beschränkt ist. Um die Zugehörigkeit des Objects zu bestimmen, schien das kurze Possessiv geeigneter als das schwerfällige Reflexivpronomen (er verletzte sich den Kopf, he hurt his head). Soll der Umstand, dass das handelnde Subject die Thätigkeit zu seinem eigenen Nutz und Frommen oder anderseits zu seinem eigenen Nachtheile ausübe, hervorgehoben werden, so pflegt man das Reflexivpronomen in Verbindung mit einer Präposition zu gebrauchen, z. B. you may procure a livelihood for yourself. Wo jedoch auf diese ausdrückliche Hervorhebung leicht verzichtet werden kann, neigt die Sprache ent-

schieden zu der Auslassung des Pronomens; selten ist also ein Ausdruck wie der folgende: some business . . . by which you may procure yourself a livelihood (Fielding); das einfache procure genügt. He kept a horse, er hielt sich ein Pferd; he alienated her heart, er entfremdete sich ihr Herz; so ist auch nur to be conscious üblich, obwohl Smollet (Rod. R. ch. XX) sagt: he was conscious to himself of having deserved worse. Bei einzelnen Ausdrücken wird nicht einmal auf die Beseitigung der Zweideutigkeit geachtet, wie bei he proposed to make an attack, wo to propose sowohl „sich vornehmen" als „vorschlagen" bedeuten kann. Manche Verschiedenheiten des Gebrauchs treten jedoch auch hier hervor; so nimmt dasselbe Verb to propose in der Bedeutung „sich etwas vor Augen stellen" den reflexiven Dativ zu sich: they proposed to themselves the heroes of Plutarch as their examples (Macaulay); ebenso to image to o. s. a scene gegen das einfache to imagine.

Mit Bezug auf die präpositionale Ergänzung des Verbums fragt sich, ob im einzelnen Falle die einfache oder die verstärkte Form des Reflexivpronomens zu setzen ist. Nach der geläufigen Regel hat das Erstere bei betonten, das Letztere bei unbetonten Präpositionen zu geschehen. Hierbei ist aber vorausgesetzt, dass man wisse, ob die Präposition im gegebenen Falle betont ist oder nicht, was sich nach Massgabe der deutschen Sprache nicht stets mit Sicherheit entscheiden lässt. In dem Ausdrucke „wieder zu sich kommen" z. B. betonen wir die Präposition, und doch heisst es englisch he came to himself; ähnlich William was invited to take upon himself the government (Macaulay), wogegen seltener: he had taken upon him his old father's debts (Smollet). Der Mangel des „sich" wird auch hier zunächst die dritte Person beeinflusst haben; so konnte man kaum sagen: God took him to him, sondern nur to himself. Wohlklang und Deutlichkeit mussten das verstärkte Pronomen empfehlen. Im Allgemeinen können wir die Regel festhalten, dass die präpositionale Ergänzung das verstärkte Pronomen erfordert, wenn sie das indirecte Object darbietet (mit of, to, for, on, from, etc.), das einfache Pronomen hingegen, wenn sie adverbialer Natur ist. Die Ausnahmen erklären sich aus der Betonung und dem Gegensatz; auch scheint bei adverbialen Ergänzungen der räumliche und zeitliche Sinn das einfache, der figürliche das verstärkte Pronomen zu begünstigen; man vgl. he had his friend beside him und he was beside himself with grief.

Wir können an dieser Stelle die oben besprochene Attraction von self durch den obliquen Casus und die daraus entspringende Betonung des letzteren statt des Nominativs noch einmal hervorheben. Dieser Fall tritt nämlich nicht nur bei dem Accusativobjecte ein (she educated herself sich selbst), sondern auch bei präpositionalen Ergänzungen, z. B. he probably said for himself all that counsel could have said for him (Mac.); whatever I suffer I have brought on myself (id.). Mitunter vertritt die präpositionale Ergänzung geradezu den Nominativ: you may all form an opinion for yourselves by ordering copies (id.).

Schliesslich haben wir noch daran zu erinnern, dass im reciproken Verhältnis das fehlende Pronomen „sich" durch die gewichtigen, aber klaren Ausdrücke each other und one another ersetzt wurde. Auch hier lässt die Sprache ihren Zug nach Kürze walten, indem sie bei gewissen Verben, wo das reciproke Verhältnis das natürliche ist (wie to meet, to embrace, to kiss), das Pronomen mehr oder weniger häufig beseitigt.

Aus der obigen Darstellung ist ersichtlich, dass sich mit Bezug auf das reflexive Verb im Englischen mancherlei Fragen erheben, die sich selbst mit Hilfe der aufgestellten Grundsätze nicht genügend beantworten lassen, da manches lediglich von dem Gebrauche abhängt. Um sich über diesen zu unterrichten, sieht der Ausländer sich auf die Grammatiken und Wörterbücher hingewiesen, die aber weit davon entfernt sind, ihm die nöthige Auskunft zu gewähren. Die Grammatiken lassen ihn selbst über die allgemeinen Gesichtspunkte vielfach im Unklaren und geben von den Verben mehr oder weniger reichhaltige Verzeichnisse, deren Unzuverlässigkeit sich bei der Benutzung nur zu bald herausstellt. Die Wörterbücher, selbst die besten, vernachlässigen eine Menge Constructionen und geben bei denen, die sie verzeichnen, geringen Aufschluss über Besonderheiten des Gebrauchs; ihre schon oft beklagte phraseologische Armut zeigt sich auf diesem Gebiete in auffallender Weise. So bleibt dem Einzelnen nichts übrig, als sich wenigstens das nöthigste Material selber zu sammeln. Ich habe zu diesem Zwecke mein Augenmerk auf Macaulay gerichtet, der vom Standpunkte der Wissenschaft sowohl als von dem der Schule geeignet schien wie kein Anderer, und seine sämmtlichen bei Tauchnitz erschienenen Werke, auch die Briefe, durchforscht. So liess sich eine Grundlage gewinnen, die durch Heranziehung anderer Schriftsteller geprüft und überbaut werden kann. Da das vollständige Verzeichnis

der einschlägigen Constructionen zu umfassend ist, um hier eine Stelle zu finden, so gebe ich nur einen Ueberblick über das Wesentliche. Rein neutrale Verben, wie to endeavour, to resort, to rebel, sind ausgeschlossen. Die angewandten Abkürzungen sind folgende:

A Atterbury.
B Biographical Essays.
C Critical and Historical Essays.
H History of England.
L Lays of Ancient Rome (S. 1—219), with „Ivry" (224—230) and „The Armada" (233—240), nebst mehreren Vorreden.
Le The Life and Letters of Lord Macaulay, by his Nephew G. O. Trevelyan.
P Pitt (in demselben Bande mit Atterbury).
S Speeches.

Die poetischen Stellen des mit L bezeichneten Bandes sind mit dem Buchstaben p versehen, von Macaulay eingefügte Citate sowie die Indices in wichtigeren Fällen herangezogen, dann aber in eckige Klammern eingeschlossen. Die reflexiven Pronomina sind folgendermassen abgekürzt: ms. = myself, hs. = himself, hrs. = herself, its. = itself, o. s. = one's self, os. = ourselves, ys. = yourselves, ths. = themselves. — o.'s = one's. — opp. bezeichnet einen Gegensatz.

---

abscond. H VI, 290.
absent o. s. H II, 55 u. ö.
accommodate o. s. C I, 92. 251.
accomplish. the prediction was -ed C II, 214.
accumulate C II, 291. H I, 352.
acknowledge o. s. unable C I, 135. o. s. to be ignorant 231.
adapt. the constitution was -ing its. to the wants of society H VIII, 268.
address o. s. to = sich wenden: to a man H IV, 229. to a work III, 386. — to a. = anreden: his Majesty in German C II, 213. eine Adresse richten an: to a. the King H IX, 60.
adjourn. the King commanded them to a. ths. H VI, 292. — sonst nur neutral: II, 264. IV, 113 u. ö.
ally o. s. with the pretenders C IV, 17 u. ö.

amuse o. s. with gardening C III, 191 u. ö. — our readers will be -d to learn, etc. B 250.

apply o. s. to a task H I, 402. — the King now applied to the Duke C II, 258. he advised Charles to a. for counsel to the Pope 134. — to a. to = sich anwenden lassen auf: the argument applies to Christians as strongly as to Jews C I, 303. 118.

appropriate. to a. to ths. a power C I, 44 u. ö. — he very coolly -s the image 279.

approve o. s. a great warrior H V, 33.

arm o. s. H IV, 144. 157. C I, 79. with flails H II, 170. with all o.'s philosophy Le III, 275. — the Castilians were every where -ing C II, 157. — the -ing was universal H IV, 155. a reason for -ing IX, 133.

array o. s. in arms H I, 91.

arrogate. to a. to hs. a power H V, 146. C III, 215. H I, 54. — the supremacy -d by the Pope 8.

assemble B 247 u. ö.

associate with him H II, 99 u. ö.

assume. she -s the direction to hrs. C IV, 127. V, 253 (opp.). H I, 27. — to a. a right u. ähnl. C I, 247 u. ö.

assure. a. yourself that I never was more sincere H IX, 99. Le I, 68. — as soon as he should be -d that, etc. H II, 256. be -d (imper.) that, etc. Le I, 120.

attach o. s. to a party C I, 186. it was natural that such a suspicion should a. to him B 279.

attire o. s. Le I, 262.

attract. each (party) -ed to its. those spirits C I, 165. 123. — to a. notice IV, 331 u. ö.

avail o. s. of a power C I, 144.

avenge o. s. C III, 43. — they took counsel how they might be -d L 29.

avow o. s. C III, 221. o. s. to be in great doubt I, 388. he -ed hs. the enemy of the boroughs P 35.

bask in the sun H IV, 302.

bathe C I, 17.

bear o. s. with dignity H VII, 6. the great houses have borne them well in fight L 184 p. we have borne us best 228 p. (his -ing H II, 393.) — his spirit -s up unbroken C I, 26.

behave o. s. like a soldier H II, 135. V, 30. VI, 15. [204.] better 257. in a manner, etc. VIII, 182. as if they had been veteran soldiers II, 177. [VII, 95.] — sonst stets neutral: C V, 39. II, 50 u. ö.

believe o. s. bound to obey C I, 302. a servant who -s hs. to be necessary H VII, 104. hs. to stand high C IV, 50.

bemoan o. s. = wehklagen H II, 190. 379.

bend over infected lips H II, 289. the general rule must b. to necessity VIII, 209.

benefit o. s. or those, etc. S II, 99.

besot o. s. in the company of revellers H I, 202.

betake o. s. to studies C II, 90. to the woods H I, 13 u. ö. he betook him vigorously to his spiritual weapons III, 245.

bethink o. s. James bethought him of a French nobleman H III, 342. B 86. they then besought them of a new expedient H VIII, 158.

better o. s. seine Verhältnisse H I, 275.

bind o. s. to find soldiers C II, 253.

bow o. s. officially H II, 43. an idol before whom they could b. ths. down C V, 176. — sonst stets neutral: H I, 148. 363 u. ö. Hindostan still -s down to her idols C I, 25.

branch. the road -es off B 266. C II, 6. empires which b. out widely 121.

break. on which the waves broke H VI, 116.

bring o. s. into a difficult situation C IV, 289. to swear H V, 236. the misery which the prisoner had brought on hs. II, 189. Le II, 164. she brought back to hrs. the hearts of the people H I, 62.

build o. s. huts H IX, 135. the stately Lucknow which he had built for hs. C IV, 293.

busy o. s. in literature C II, 177. all hands were busied in removing corpses H IV, 237.

calm o. s. C V, 259.

change. he -d more than his neighbours P 108. — the courtiers were -d into advocates C I, 203.

choose. none . . . had chosen his vocation for hs. H II, 289. III, 378. William should ch. a profession C II, 226.

claim. the same liberty which he -ed for hs. C IV, 165.

clear o. s. from a charge H II, 174. — it (the weather) -ed up Le III, 35.

close in a grapple for life and death H II, 359. that great day -d in peace H I, 148. the waters -d over her II, 72.

clothe o. s. in mourning H VII, 324.

coddle o. s. = sich verzärteln C III, 151.

collect o. s. = sich fassen Le III, 62. it had -ed round its. an army C IV, 273. it -s round it a vast retinue I, 165. — a force was -ing H II, 145.

combine C V, 181 u. ö.

come. when she came to hrs. H II, 72.

comfort o. s. C III, 121. — refusing to be -d Le I, 251.

commit o. s. = sich anheimgeben, to the care of Providence S II, 170. = sich blossstellen H II, 256.

compare o. s. to David H VII, 58. none could c. with him C IV, 278.

compose o. s. = sich fassen C II, 260.

compromise o. s. H III, 168.

conceal o. s. H VIII, 142 u. ö.

conceive o. s. secure B 52. o. s. to have done something virtuous H III, 329.

concern. that part of philosophy which -s its. with these principles C III, 137. — he had been -ed in the rebellion H II, 209.

confess o. s. = beichten: he -ed hs., heard mass, etc. C II, 85. to a Popish priest III, 270. V, 89. — they began to c. and to hear mass H II, 347. VIII, 55. — we must c. os. unable C I, 259. 285.

confine o. s. C III, 164 u. ö.

conform. William would in all things c. hs. to what should appear to be the fixed sense of his Parliament C II, 336. — sonst stets neutral: H I, 173. II, 27 u. ö.

consider o. s. as a mere secretary C III, 35. as safe Le II, 78. o. s. bound by this offer H VIII, 258.

console o. s. H IV, 167. — he was -d by seeing, etc. H VI, 221.

consort with Lutherans H III, 396.

consume. whose passions had -d ths. to dust C I, 346.

contain. the Constitution -s within its. the means, etc. S I, 75. 319. C III, 229. the Constitution -s within it the means of self-reparation S I, 98.

content o. s. with stating the fact C I, 118. who will be -ed with nothing 212.

contract o. s. = sich zusammenziehen: he saw the Genie . . . c. hs. to the dimensions of his small prison C I, 386. a mind -ing its. to the humblest duties II, 19. H IX, 89. the valley -s its. into the celebrated glen V, 19.

convert. he had pretended to be -ed to the doctrines of toleration C II, 323.

convince o. s. gew. = sich einreden C V, 16 u. ö. — after full inquiry we have long been -d that, etc. V, 70.

cover o. s. with the pall H IX, 234. — the -ing and the uncovering V, 80.

cross o. s. = sich bekreuzigen H VII, 254.

crowd. the British merchants made haste to c. ths. behind the cannon of Fort St. George C IV, 279. — sonst nie reflexiv: men c. to gaze H I, 308 u. ö. who -ed the great hall III, 199.

darken. the sun had been -ed, the dead had risen C I, 50. the prospect was -ed H III, 26.

deceive o. s. S I, 70. 121. into a belief H I, 129. unless I greatly d. ms. 2 u. ö. — all the statesmen of Europe were -d VIII, 3. unless I am greatly -d Le III, 12.

declare o. s. H II, 165. stets vor subst. u. adj. Prädicaten: his rival C III, 167. anxious V, 158. auch: of this opinion II, 212. on the side of the House III, 196. at a loss to understand H V, 123. Pitt -d hs. for Sheridan's motion C IV, 326. he, too, -d hs. against the augmentation H II, 258. — the first who -d hs. to be of that opinion III, 412. S II, 287. — sonst stets ohne Pronomen: to d. that he could not, etc. H II, 354. to d. for a free Parliament I, 145. III, 348 u. ö. against the Dutch war I, 220 u. ö. in favour of Charles C II, 152.

delude o. s. into a belief H X, 67.

demean o. s. H III, 293. C II, 84.

develope. his character had not yet fully -d its. C V, 177 u. ö.

devolve. the melancholy task -d on Guicciardini C I, 109.

dice o. s. into a spunging house C V, 112.

diffuse. the taint had -d its. through every office H IV, 61.

dilate on a theme C II, 196.

diminish C I, 229.

direct. his attacks were -ed against those errors C I, 57.

disarm. [o. s. H V, 297. 313.] the Scots refused to d. C II, 48. H I, 42. IX, 133.

disband. they paid so much respect to William's authority as to d. ths. whenh is proclamation was published H IV, 251. — Feversham had ordered all the royal army to d. 267. nur diese Stellen.

disclose o. s. C III, 260. the plot went on disclosing its. to them II, 288. to observe the city disclosing its. by degrees Le III, 34.

disengage o. s. H VI, 40.

disguise o. s. C V, 199. they could not d. from ths. the fact that, etc. H III, 35. C I, 30. — the deadly hatred was -d under, etc. H I, 87.

display o. s. Le IV, 16. his eminent abilities -ed ths. H I, 244.

disport. works in which a voluptuous imagination was privileged to d. its. H VIII, 70.

disqualify o. s. C III, 229.

dissolve. to let his army d. its. H III, 100. S II, 156. — sonst stets passivisch: their early friendship was -d H III, 37.

distinguish o. s. H VII, 325 u. ö. by fidelity IV, 42. — the King and Prince Ferdinand of Brunswick were -ed on that day by their valour and exertions B 67. his speeches were -ed by modesty C V, 191. his compilations are widely -ed from, etc. B 129.

divert o. s. H I, 297. with composition C III, 191. — James came, not to be -ed, but in the hope, etc. H II, 269.

divide. the interval naturally -s its. into three periods C II, 301. the serpent's tail -d its. into two legs V, 164. — sonst nicht refl.: the House -d S I, 43 u. ö. his life was -d between torpid repose and, etc. C IV, 291.

do o. s. the honour of waiting on his Highness C IV, 45 u. ö.

double. the price of bread -d H IX, 230.

draw. the veteran halted, drew hs. up C IV, 270. the judges attempted to d. to ths. supreme authority 271 u. ö. she drew on hrs. much keen ridicule H II, 302 u. ö. — to d. near 235. the post . . . drew the attention of all Europe B 224.

dress o. s. early C V, 33. in a Prussian uniform B 90. in gaudy colours 120. like an orange girl H III, 84. IX, 32. in coats bearing some resemblance to the tabards of heralds X, 77. in the garb of sorrow VIII, 250. — sonst stets neutral: to see

Lewis d. and dine III, 344. as if for a gala I, 299. in the style of a girl C II, 142 u. ö., stets in den Briefen.

drink o. s. drunk H II, 173. to death C IV, 276 u. ö.

drown o. s. B 143 u. ö. — will not the villain d.? L 76 p. — one diver was -ed H IV, 233.

earn. to earn for hs. an honourable name H VII, 93. — to earn a name B 146. 248 u. ähnl.

emancipate o. s. C V, 173. H III, 220 u. ö.

embark C II, 148 u. ö.

employ o. s. in writing C II, 37. in labours III, 121 u. ö. — he was -ed on works, etc. B 128. C I, 126 u. ö. the pens that ever were -ed in magnifying, etc. 271.

encourage. they -d in ths. . . . a disposition H I, 79.

engage. he and Lieutenant Lindsay had -d ths. to dine with the old chief H VII, 22. — sonst niemals refl.: to e. in a competition C I, 304. they -d to build no fortifications IV, 61. while he was -d in these pursuits II, 38.

enjoy o. s. C III, 236. Le I, 50.

enlist. the peasants -ed by thousands C II, 161 u. ö.

enrich o. s. S II, 184 u. ö. — whoever may be ruined, he shall be -ed B 57.

enroll o. s. in a party B 279.

enter o. s. = sich einschreiben: at Magdalene H III, 114. — to e. a house, a coach, parliament, a company, etc. S II, 310. H VIII, 265. B 123. C V, 110. to e. into = sich einlassen: into negotiations, an examination, etc. H VI, 95. C I, 17. to e. on = antreten, beginnen: on life, on o.'s functions H VIII, 81. VII, 163.

entangle o. s. H VII, 202.

entrench o. s. H V, 91.

establish o. s. on the eastern shores H I, 10 u. ö. in the favour of, etc. C IV, 251. — a wish to e. for hs. a great reputation II, 225. he soon -ed a high character for ability IV, 220. 314.

esteem o. s. rich C I, 50.

estrange o. s. from a party B 206. — he had -d from him hearts, etc. H IV, 72. Lewis had laboured to e. his Dutch friends III, 242. S II, 176. — he had pretended to be -d from the Whigs H III, 329.

exhale. the fragrance which -d from, etc. H VI, 256.

exhaust. the public enthusiasm . . . would e. its. in huzzas H VIII, 144.

exhibit o. s. C V, 118. the same feeling -ed its. in many other places H VIII, 78.

expand. I see the public mind of India -ing its. to just and noble views S I, 175. C II, 19. III, 141. V, 12. — his mind -ed more rapidly I, 181. III, 254. IV, 172. S. I, 195 u. ö.

expatiate on the distress H I, 407 u. ö.

expect to be at first hustled C I, 276.

express o. s. H IV, 51 u. ö. prevent the national feeling from -ing its. through the pulpit and the press II, 356.

extend H IV, 268 u. ö.

fancy o. s. a prophet H II, 23. competent I, 30. in Normandy VI, 54. he fancied hs. to be recovering P 155.

fashion. lips which . . . f. ths. to a No B 276.

fasten o. s. on somebody B 169.

fatten on the misery, etc. C IV, 274.

feel o. s. a great man H I, 365. aggrieved, degraded, bound, secure, etc. 62. C II, 101. 344. III, 185. IV, 35. V, 136. S I, 63. 192. 196. II, 84. 312. H IV, 273. VII, 76. 245. B 71. Le IV, 83. o. s. at home H I, 358. very ill at ease VII, 184. I f. ms. becoming a personification of Algebra Le I, 105. so revengeful as I f. ms. IV, 229. I f. ms. to be no longer fit H VIII, 4. C V, 126. — sonst neutral: to f. uneasy C V, 6. disgusted S II, 102. happy H III, 114. certain, confident, assured, secure, inclined, quite at ease u. s. w. S I, 235. H X, 25. C I, 39. 231. B 259. he felt as if, etc. H II, 6. — „fühlen“ oft durch to be ersetzt: attracted B 140.

figure. the land which they had -d to ths. as flowing with milk B 15. C II, 208.

fill o. s. with carrots H I, 322. the House -ed Le IV, 114. my eyes -ed with tears 91.

find o. s. (sich finden, nicht: befinden) an object of admiration C IV, 29. compelled to submit II, 212. comfortable I, 254. at liberty to follow, etc. III, 236. the human mind might f. for its. some resting-place C IV, 142. S II, 252. a broker was easily found H VI, 68.

fix. the appellation which -ed its. on the fallen Son C I, 136. 169. to f. on a high standard 221. a contest -ed the attention of the whole kingdom H VIII, 80.

force o. s. to be severe H VII, 328. into power C II, 233. the inequality -s its. on everybody's notice S I, 315. to f. a way H VIII, 58. a passage C IV, 60.

form o. s. C I, 179. into a club B 168. into a sect u. ähnl. H IV, 93 u. ö. before they (cries) could f. ths. into a prayer C V, 159. S I, 171. — they -ed in two lines H III, 185. 355 u. ö. round whom a new opposition could f. C II, 218. he -ed for hs. a great empire IV, 278. the means of -ing an estimate for os. H I, 414. S II, 283. to f. an opinion C I, 144 u. ö. an idea, a resolution, a plan u. ähnl. H I, 318. III, 162. C II, 157 u. ö. then was -ed that language H I, 17.

fortify o. s. H III, 371. C V, 89.

fracture. the poorest labourer who has -d a limb H VII, 55.

fret o. s. into being ill Le II, 30.

fulfil. his prediction was -led S II, 236.

gain. -ing for hs. the character of a naughty boy C IV, 4. to g. the heart of a lady H III, 343. IV, 12.

gather. H III, 331 u. ö. — the coalition -ed to its. support C V, 170. to g. a correct notion H III, 398. in this way were -ed the materials B 170.

get o. s. into a scrape Le III, 173. [g. you gone H III, 120. C III, 201.] I can g. from under this yoke Le III, 104.

give o. s. up to literature C IV, 178. to melancholy H II, 57. for lost S I, 271. to g. o. s. wounds H II, 137. airs IX, 244.

gorge o. s. B 147. H X, 53.

guard o. s. against a misconception C III, 257. — sonst neutral: to g. against an influence I, 48. ag. a risk H V, 61. ag. incursions VI, 185. ag. mischiefs S I, 175.

have o. s. chiefly to blame B 50. 132. H III, 195. Le IV, 227. — this opinion he had very much to ·hs. H VII, 103. a room VIII, 249.

heat o. s. and others by murmuring H IX, 174. when their blood is -ed by conflict V, 130.

herd with felons P 122. H II, 94.

hew a passage C I, 99.

hide o. s. B 269 u. ö. (he) hid him in the rear L 115 p. that generosity which was hidden under his austere aspect H VI, 47.

hie. the herald . . . hath -d him back L 106 p.

hire o. s. out to the planters H IX, 280.

hold o. s. in readiness H IV, 280 u. ö. at liberty to insist VIII, 259. bound to combat V, 123 u. ö. — to h. back VI, 290. the same rule -s good C I, 22.

identify o. s. with characters C I, 15.

image. Frances began to i. to hrs. the various scenes C V, 18. IV, 218. B 277. H I, 33. 317.

imagine o. s. a Plebeian (sich als P. denken) L 158. secure H X, 83. to be in a part VI, 7.

improve H I, 46. C II, 23 u. ö.

indemnify o. s. C IV, 157 u. ö.

indicate. the sentiment which -s its. by these tokens H IV, 239.

indulge o. s. I can afford to i. ms. (mir etwas erlauben) Le IV, 136. o. s. = sich überlassen, hingeben: in this sort of rhetoric H VII, 297. in idle habits IV, 305. in the amusement of seeing the torture of the Boot inflicted C II, 323. at night with literary conversation B 151. in luxuries C I, 167. — sonst nicht refl.: to i. in = sich hingeben, ergeben: in a luxury, in feelings, in the same sort of eloquence, in wine, in an excess u. ähnl. 40. 187. S II, 16. P 78. H III, 143 u. ö. — to i. = walten lassen, nachgeben: a passion, a hope, a taste, a caprice, o.'s partiality, o.'s hatred, visions u. ähnl. H II, 296. IV, 137. VIII, 33. S I, 202. H II, 387. III, 31. IX, 187.

inflict. he -ed on hs. a wound H VII, 174.

inform o. s. H III, 171.

ingratiate o. s. with o.'s enemies H III, 365. VI, 84 u. ö.

interest. as soon as he is -ed and opens his eyes Le I, 176. he was little -ed in letters H III, 3 u. ö.

intermeddle B 30. C II, 265. H VI, 191.

interpose [o. s. C III, 62.] said Sawyer, interposing H III, 193. and did the Lord Keeper i.? C III, 61. H IX, 251. — between him and the Court was -d the remembrance of one terrible event H III, 61. 334. S II, 24.

intertwine. the man's legs -d ths. into a tail C V, 164.

introduce o. s. to strangers C IV, 7 u. ö.

intrude o. s. into a Church C III, 307. into a business IV, 297. into the province of the other V, 168. into a class B 3. a government which -s its. into every part of human life S II, 198. Cartwright -d hs. on the meeting, probably as a spy H III, 166. — to i. in a Kraal of Hottentots I, 364. to i. on him with their poetical productions C III, 249.

invoke. Tyrconnel -d on hs. all the vengeance of heaven H IV, 134. II, 242.

join o. s. to the weaker side H I, 242. to a Church S II, 173. to a congregation H I, 163. to a cabal II, 298. he -ed hs. to Vergniaud and Buzot B 223. the Thugs j. ths. to the unsuspecting traveller S II, 7. — to j. = sich vereinigen: the Dutch and English fleets had -ed H VII, 48. the Quakers and the Tories -ed to raise a formidable clamour H X, 4. VII, 48 u. ö. Tories -ed with Whigs in blaming the conduct, etc. C IV, 184. — to j. in = theilnehmen an: in an insurrection H I, 40. in prayers 51. in a conspiracy V, 227. — to j. = sich zugesellen, verbinden: the disaffected C I, 155. the ranks of the Opposition II, 204 u. ö. a Church II II, 347. a fleet I, 297. two streams . . . mingle before they j. the Clyde II, 128. — intimidation was -ed with corruption C V, 204.

keep o. s. in the recollection of o.'s countrymen Le II, 119. ought of sight H II, 87. C I, 13. within the limits of the law II, 318. from moving II, 349. I, 186. pure from faults Le III, 10. free to choose H I, 144. the standard -s its. up (sich selbst) Le IV, 124. — meist neutral: to k. awake III, 272. together P 132. away Le II, 17. in the background C II, 175. within the limits of the law S II, 36. far enough from danger H VI, 164. the galley generally kept close to the shore 36. the sale -s up Le IV, 16. — that objection (opinion, etc.) he kept to hs. H VIII, 121. C II, 309 u. ö. desirous to k. a retreat open for hs. H VI, 277. to k. a carriage C IV, 30 u. ö.

know o. s. to be innocent (suspected, etc.) C III, 77. 43. 139 u. ö. the universal hatred of which he knew hs. to be the object H VII, 240.

lay o. s. at his feet H III, 125. open to a charge C I, 23. the burden which we are now about to lay on os. S II, 123. till vigi-

lance is laid asleep C I, 83. some hands were laid on the pommels of swords H I, 255.

league o. s. with heretics H IV, 126. [leaguing with heretics V, 288, Index.]

leave o. s. space C IV, 199. a retreat B 264.

lengthen C I, 257. Le II, 76.

let o. s. down from a window C IV, 49. to let o. s. be tortured H III, 213. „lassen" vielfach durch to be ersetzt: he was too shrewd to be deceived IX, 44. to be charmed C III, 245. dazzled 251. caught 279, u. s. w.

lock o. s. up H VII, 342.

lodge o. s. on a counterscarp H VIII, 53. two bullets, which broke the bone, and -d in his body C II, 77.

look to o. s. (opp.) S II, 36. he had -ed at hs. well in the glass H II, 178. the offenders -ed on ths. as murdered men VIII, 86. without having a single week to l. about him I, 171. Nuncomar . . . -ed round him C IV, 258. B 88. — to l. round for help H II, 392.

lose o. s. in a wood C III, 96. H VIII, 107. — where we are in danger of being lost in the clouds S I, 276. it is lost in the twilight of fable C IV, 98.

madden o. s. with opium B 239.

maintain o. s. H I, 414. C IV, 123. in a position II, 105.

make. the lightning made itself (s. selbst) C I, 285. to m. o. s. master of an art II, 239. an object of hatred III, 234. known B 142. acquainted with, etc. 166. the voice . . . made its. heard H V, 168. these evils first made ths. severely felt IV, 62. („sich schuldig machen" stets to be guilty: C IV, 185.) to m. o. s. merry with, etc. III, 404. — to m. merry with, etc. H II, 57. to m. free with, etc. VII, 331. ready VIII, 41. sure of a vote VII, 271. — he was making a fool of hs. C I, 371. — to m. o. s. many enemies H III, 353 (nur hier). a name C I, 376. savages made ths. burrows in the mud H IV, 136. who have made a system for ths. C II, 107. ebenso good terms H IV, 188. a retreat VII, 181. reflections C I, 363. 13. a hit Le IV, 217. — he -s that person an enemy C III, 87. 236 u. ö. a friend H V, 225. to m. a fortune u. ähnl. C IV, 270 u. ö. to m. it a rule Le I, 113.

manifest. the public joy -ed its. by festivities II IV, 3 u. ö.

matriculate at Oxford S II, 164.

meddle C III, 215 u. ö.

mend. I shall try to m. Le I, 173.

mingle. indignation soon began to m. its. with pity C IV, 85. 115. III, 100. I, 318. H I, 202. IX, 151. — the students -d with the crowd II, 348 u. ö. to m. in festivities Le I, 125. in a combat H VI, 60. with a society II, 78. the dust with which the dust of Monmouth -d 196. — with the admirable energy . . . vices were -d 290. vgl. auch a smile of -d compassion and disdain C II, 180. -d words of wrath and defiance H IV, 239, u. ähnl.

mix. another feeling which -ed its. with all his passions H III, 20. — sonst nicht refl.: to m. with a society C IV, 165. in debate II, 99. an exciting game of -ed chance and skill H I, 180. C III, 115.

multiply. as children multiplied and grew H I, 324.

muster in arms H I, 183.

obtain. eager to o. for ths. a share C IV, 60 u. ö.

obtrude o. s. on the public eye B 269. on the public notice H VII, 238. — the vices of the . . . silent William were not -d on the public eye C IV, 183.

occupy o. s. in trade S I, 145. sonst to be occupied: with the same matter C I, 113.

offer o. s. H I, 45. in debate Le III, 88. as candidate H I, 38. III, 387. VIII, 149. P 22. to the notice of the King C III, 190. S I, 273. II, 82. more than 9000 clergymen -ed ths. to endure bonds H III, 204. an opportunity which -ed its. VII, 170. P 145. Le II, 114. — if a fair opportunity should o. III, 61. 204. H V, 215. this sum James -ed to pay 249 u. ö.

open o. s. to a person H VIII, 114. C V, 88. here another vast field -s its. before us II, 349. — his mind began to o. H III, 2. the Exhibition -s Le IV, 62. a door which -ed into, etc. H VII, 230. o., Sesame C I, 12. — fifty other mouths will be instantly -ed II, 240.

oppose o. s. = sich widersetzen, persönlich entgegenstellen: to the royal will H III, 196. 242. 413. to the public opinion VIII, 253. to a majority u. ähnl. C V, 123 u. ö. — to o. = be-

kämpfen: a sovereign H I, 154. an attempt S I, 318. a bill H VII, 156, u. s. w.

overreach o. s. H X, 21. V, 230.

own o. s. disappointed C III, 96 u. ö. he -ed hs. to be the Earl of Argyle H II, 129.

pass o. s. = sich ausgeben für, sich aufspielen: painted women -ed ths. on him for countesses H I, 365. to p. o. s. off as an officer VII, 218 u. ö. an impostor . . . might have -ed hs. off as a bishop on a rude tribe of Scots C III, 301. A 185.

pay o. s. = sich bezahlt machen H VII, 6. the pleasure of writing -s its. Le II, 254. — a cargo of traitors paid best H VIII, 13. VI, 284.

permit o. s. to speak with scorn H II, 363. o. s. to be exhibited S I, XII.

personify. in this man the political immorality of his age was personified H I, 242.

persuade o. s. = sich einreden: the Whigs tried to p. ths. that, etc. C V, 124. I, 72 u. ö.

picture. he loved to p. to hs. the world as, etc. C III, 140 u. ö.

please. I never write to p. ms. until, etc. Le III, 150. the tyrant -d hs. with the thought, etc. H III, 346 u. ö.

pledge o. s. as to time Le III, 81. to any perilous line of conduct H III, 87. to bring proofs VI, 290 u. ö.

plunge into the Thames to implore his blessing H VI, 151. into intrigues C I, 92 u. ö.

portion. they had never -ed out among ths. his dreary region H IV, 312.

possess o. s. of Castile H IX, 170. the feeling which gradually -ed its. of William's whole soul III, 20.

pour o. s. out to a friend Le III, 99. I, 178. — the population -ed forth C III, 187 u. ö. a roaring cataract of nonsense is -ed forth C I, 287.

prepare o. s. for official employment C V, 83. by fasting and prayer for the danger B 112. for an arduous task 125. for what was yet to be endured H II, 133. for death VIII, 7. 227. X, 87. to die C II, 78. IV, 257. V, 158. to stand on the defensive H VIII, 182. to speak Le IV, 225. he was not a ready orator . . . he must have time to p. hs. H VIII, 200. 217. IX, 56. — sonst nicht refl.: to p. for o.'s end II, 6. for o.'s defence 62.

for a battle u. ähnl. C III, 269 u. ö. to hurry back II, 77 u. ö. to meet death H II, 186. when a revolution was preparing III, 264. — Montague was preparing a retreat for hs. IX, 194.

prescribe. the limits which we must p. to os. B 1.

present o. s. at Court C III, 88. a way of escape -ed its. H III, 161. society is -ed to him under a new aspect C III, 165.

preserve the innocence of childhood C IV, 218.

press on C IV, 131. who -ed to see him pass H II, 175.

pretend to be a Christian C III, 302.

proclaim o. s. King H II, 156. gouty C V, 249. who -ed ths. to be spies I, 189.

procure. to provide for my sisters, to p. a competence for ms. Le II, 114. — to p. a wife C II, 136. horses H V, 255. patients B 133, u. s. w.

profess o. s. a Royalist C III, 160 u. ö. ready H VIII, 245 u. ö. who -ed to be astonished C III, 232 u. ö.

prolong. had his life been -ed H I, 49 u. ö.

promise o. s. little pleasure H V, 265.

pronounce o. s. the rightful King H II, 156.

propagate. the evil -d its. H I, 395.

propose to o. s. = sich vor Augen stellen, sich vorhalten: the object which he -s to hs. C I, 102 u. ö. their philosophy -d to its. no practical end III, 131. the admiration of the French he -d to hs. as the best reward B 56. they -d to ths. the heroes of Plutarch as their examples C I, 52, u. ähnl. — to those men I p. to attach ms. S. I, 220. a Company which -d to explore the mines of England H VII, 133 u. ö.

protract. the voyage . . . was sometimes -ed to more than a year C IV, 6.

prove o. s. von selbständiger Beweisführung: to p. o. s. a man of genius C V, 115. capable H IV, 14. VI, 69 u. ö. to p. o. s. to be a man, etc. S II, 4. H II, 144. — to p. von blossem Ergebnis: he might p. another Edward the Sixth III, 135. to p. intractable C II, 242. his flute -d a useful friend B 121. he made acquaintance with the lady, who -d to be the Countess of Drogheda C IV, 168 u. ö.

provide o. s. with letters C I, 224. he -d for hs. no refuge H X, 21.

purpose. Nuncomar had -d to destroy, etc. C IV, 236 u. ö.

put o. s. at the head C II, 87. in the wrong H III, 96. on God and on the sword C II, 71. I have had to p. a force upon ms. in order to appear cheerful Le IV, 273.

quadruple. the population . . . has -d H I, 330.

qualify o. s. for command by publicly confessing o.'s sin H V, 11. III, 51. B 139. in order to q. ths. to sit in Parliament H VIII, 80. IV, 32. C III, 104. I could, . . . with a year's hard study, q. ms. to fight a good battle for a Craven's scholarship Le II, 214. — officers who refused to q. H II, 261. IV, 89. III, 108. by taking the sacrament C III, 267. — Johnson was ill qualified to judge between two Latin styles C I, 10.

quarter o. s. on the old tenants of o.'s family H II, 362. the houses where they meant to q. C III, 136.

raise o. s. = sich durch eigene Kraft emporheben, aufschwingen: by audacity S II, 19. to high distinction H VI, 297. unable to r. ths. to the contemplation of pure truth C I, 114. while James was thus raising against hs. all those national feelings H III, 241 u. ö. — loud acclamations were -d 184. an objection is -d C I, 218. — vgl. to rise: the dead had -n 50. to r. in arms H III, 250. the cry . . . rose from every shire I, 187.

rally Le II, 107.

range o. s. on the side of the government C II, 103 u. ö.

rank. discerning men, among whom I r. ms. Le III, 191. — a man ambitious to r. among wits C II, 194.

read o. s. over again in print Le III, 64. the books which I am . . . employed in -ing to ms. (für mich) I, 50. his composition often -s like a rude translation C II, 184.

rear. no more . . . than the ivy can r. its. like the oak B 191.

recollect. the King -ed hs., protested, etc. H II, 386. Le IV, 59. as far as we r. C IV, 95.

reconcile o. s. to a court with a seraglio C III, 173. unless he -d hs. to the Church of Rome IV, 131. — he had been -d to his family H II, 76. to the Church 8. impatient to be -d to Lewis VII, 72 u. ö.

recover o. s. = sich fassen, wieder zu sich kommen: Lunt became completely bewildered . . . and did not r. hs. till, etc. H VII, 334. VIII, 106. the King had but a few hours to live . . . William had -ed hs. sufficiently to put the stamp on the parchment

X, 91. after a few years of exhaustion, England -ed hrs. VII, 142. — sonst nicht refl. to r. = sich erholen: C II, 287. from a wound IV, 281. from a blow A 206 u. ö. to r. a shock Le II, 222.

reform. the Church made some show of -ing its. C IV, 110. — Will Honeycomb marries and -s at sixty V, 128.

refute. the story sufficiently -s its. H II, 215. B 149.

regard o. s. as a legitimate prince H I, 247.

relax into good humour H II, 101.

relieve o. s. H III, 212. from trouble I, 184.

renew. the excitement is constantly -ed C II, 194.

repeat. many times . . . I have -ed to ms. those fine lines Le II, 216. — in a few days the visit was -ed C V, 28.

repose. William could not be persuaded to r. hs. at the Castle H VI, 29. sonst neutral: to r. in a hut 116. his spirit -d in majestic placidity as soon as, etc. C I, 181. the opinions in which he at last -d II, 289.

represent o. s. as detestable B 187. as having saved, etc. H V, 178.

reserve o. s. for better times H IV, 153. not even reserving to hs. a veto C I, 45 u. ö. the Treasury he -d for hs. P 146. — the crown had -d the power of displacing the Masters H III, 155.

resign o. s. to o.'s fate H I, 147.

resolve. they should r. ths. into a Committee H II, 85. the House . . . -d its. into a Committee 87 u. ö. all the causes . . . r. ths. into one cause C II, 124 u. ö. — they -d to bring things to a crisis 245 u. ö.

rest. he sate down on the turf to r. hs. H VI, 13. to warm and r. ths. 116. C III, 201. V, 259. sonst neutral: to let his army r. during the afternoon H II, 166. a philosophy which never -s C III, 117. the presses . . . never -ed H III, 398. to r. for support on, etc. S I, 217. this opinion -s on nothing C I, 253.

retrench = sich einschränken H VI, 234.

revenge o. s. H II, 84. on a man C III, 36 u. ö. — swearing bitterly to be -d on Sancroft H VII, 58 u. ö.

revert to the day when, etc. Le I, 191.

revolt. against which every honest heart instinctively -s H V, 113.

rid o. s. of a creditor H IV, 215. of a charge C IV, 219.

right o. s. H V, 7. by the strong hand II, 146.

root. the vices . . . had ever since been -ing ths. deeper and spreading ths. wider H IV, 61.

rouge = sich schminken Le I, 254.

rouse o. s. to listen H I, 326. he had -d against hs. the spirit of Protestantism VII, 72.

satisfy o. s. = sich genügen: he could not s. hs. as to the style C V, 138 u. ö. = sich überzeugen: a physician who has satisfied hs. that there is a disease S II, 218 u. ö. — anxious to be satisfied that, etc. H II, 325.

say. those persecutors have much to s. for ths. S I, 136. Hazlitt used to say of hs., „I am," etc. Le III, 9. he has said no more about hs. than, etc. C I, 307.

seat o. s. on the hearth H IV, 164. with regal pomp C IV, 36.

secure o. s. S I, 202. from a danger H III, 83. C I, 296. he had already -d for hs. a place in history H IV, 19. S II, 177. C V, 4. a compensation H IX, 67. — sonst ohne Reflexivpron.: to s. a plaything B 48. every inn H II, 51. an eminent place VI, 283. the assistance of Nottingham III, 220. to seize and s. all persons whom he regarded as dangerous VIII, 129.

see o. s. deserted H II, 305 u. ö. nur von wirklichem Wahrnehmen; sonst „sich sehen" = to be: to be compelled C I, 132. reduced II, 203.

seem. we s. to os. to perceive the signs C I, 212.

select. the niche which he had -ed for hs. H IX, 235. C I, 107.

sell o. s. to Bonaparte B 273. into slavery 42 u. ö. it sold for five times the original price C V, 103 u. ö.

separate o. s. from o.'s wife C II, 142. from Rome IV, 139. from the Empire V, 257. from the rest H VII, 243. he determined to s. hs. from those who, etc. C V, 258 u. ö. — they had then -d H II, 225. the meeting -d III, 311. unwilling to s. from him IV, 278. their path -d C II, 42 u. ö.

set o. s. to the work H III, 138. B 159. to cultivate, etc. C IV, 63 u. ö. to be sublime V, 14.

settle o. s. at Bath H V, 18. an impudent squatter -d hs. there I, 353. prices should be left to s. ths. VI, 260. S II, 197. — sonst nicht refl.: to s. in Ireland C IV, 178. H I, 11. 66 u. ö. I find it difficult to s. to my work Le IV, 239. the thick gloom

which had -d on his soul B 143. every book -s its own place Le III, 142.

shape. musings which, without effort, -d ths. into verse C I, 29.

shave. Le III, 170. H IX, 88.

shift for o. s. H IV, 185.

show o. s. C II, 177. on the coast H II, 109 u. ö. to sh. o. s. a far better officer C II, 75. ready H III, 180. o. s. to be a bad-hearted man C V, 42. his partiality -s its. III, 6. that love . . . for the Church, which -ed its. in Clarendon I, 193. the brilliant red flowers . . . began to sh. ths. Le IV, 184. a government whose only strength was -n in prosecuting writers S I, 216.

shrive o. s. H VII, 254. C IV, 156. to Jesuits III, 157.

shut o. s. up H III, 304. in o.'s chamber C III, 72.

sob o. s. to death C I, 385.

side with the house of Bourbon B 64.

sign o. s. Excubitor Le I, 109.

soften. the public mind . . . has -ed H I, 417.

sour. zeal -ed into malignity C II, 90. — time glides on, . . . tempers are -ed III, 3.

spare o. s. a little trouble H VII, 303. such a sum he might easily sp. III, 110.

spend. the wrath of the people had now spent its. C II, 216. the storm had spent its. H III, 368 u. ö. their bullets were soon spent V, 41.

spread. we spread os. over the benches Le I, 242. a deep and general taint spread its. through every province of letters C I, 190. H IV, 61 (s. root). the opium trade would have left Canton . . . and spread its. along the coast S I, 264. — sonst nicht refl.: the news spread H III, 199. the taint must rapidly sp. to civil life B 254. the fashion spread fast H I, 361. the fame . . . spread far and wide C III, 191. his fleet spread to within a league, etc. H III, 284 u. ö. — nine tables were every day spread under his roof II, 162.

squeeze o. s. into the gallery B 221 u. ö. between a Turk and a Bernese peasant Le I, 264. — I contrived to sq. up to Lord Lansdowne 246.

starve o. s. H VII, 192. IX, 123. almost to death C IV, 114.

steal to Norfolk street H IX, 91 u. ö. to st. off V, 30. away II,

169. out Le IV, 104. a clever speech . . . stole into print H V, 221.

stint o. s. to one bottle at a meal H V, 256.

stretch. Philip the Fourth . . . sometimes -ed hs. out at full length H IX, 235. — we were all standing up and -ing forward Le I, 243. their dominions -ed across the peninsula C IV, 13.

strengthen o. s. with allies H II, 170. — my confidence . . . is -ed when I recollect, etc. S II, 240.

strip o. s. almost stark naked H II, 300.

struggle. a young writer struggling into note Le III, 12.

stuff o. s. = sich vollstopfen, v. Essen: with nettles H VII, 242.

stupefy o. s. with strong drink H II, 56.

style o. s. his Grand Chamberlain C IV, 239.

subdivide. the Protestants . . . again -d ths. C I, 204.

subject o. s. to the charge of piracy C I, 366. — one overpowering sentiment had -ed to its. pity and hatred 51.

submit o. s. = sich persönlich unterwerfen: to the will of God C IV, 234. H VII, 343. III, 10. to the royal pleasure (authority) II, 381. 74. C III, 33. to the Holy See H VII, 72. to teachers VI, 142. to a control IX, 150. [VI, 144.] — sonst nicht refl.: his Majesty -ted C II, 265. he -ted to his fate H II, 184. to s. to the surgeon's knife VIII, 189. to conditions C II, 62. to his pleasure 328. to s. to become a tool IV, 124 u. ö.

subscribe o. s., „with very high esteem, My admiring reader" Le IV, 13.

suffer o. s. to be thwarted C II, 197. to be provoked to any violence H II, 334. to be used as an instrument VIII, 222 u. ö.

suggest. every idea which -s its. to me Le I, 125. L 4.

suit Le III, 212. if the phænomena . . . will not s. his purpose C I, 105. this connexion might not s. well with the King's plans IV, 168.

surrender o. s. (persönlich) implicitly to the management of Ministers C II, 216. if a proscribed person was in Ireland, he must s. hs. by the tenth of August H IV, 216. he commanded a regiment . . ., was forced to s. hs. to Marlborough, . . . and was imprisoned IX, 35. to s. ms. to your disposal in his stead Le I, 233. — sonst nicht refl.: General Burgoyne -ed C I, 353. the garrison (a town, a castle, etc.) -ed H IV, 226. VII, 85. V, 12 u. ö.

take. the sister took the crime on hrs. C III, 160. the House chose to t. on its. the functions of a court of justice H VIII, 203. the Queen took upon hrs. to grant patents I, 62 u. ö. Giant Grim, who had -n upon him to back the lions C II, 14. — when God should be pleased to t. their king to hs. H IX, 117 u. ö. that he took to hs. even the smallest part of the blame VII, 41 u. ö. his own character he left to t. care of its. C I, 181. — to t. to o.'s book IV, 216. to kicking V, 136. — to t. a wife H I, 323.

talk o. s. hoarse C II, 181. weary III, 162.

tear o. s. away Le III, 249.

think o. s. as good a judge Le II, 224. ill-used III, 131. in danger C III, 70.

throng to greet the deliverer H IV, 267. — the wits who -ed the coffee-houses C V, 78.

throw o. s. at the feet of France H VII, 69. into a fever X, 8. on the royal mercy VIII, 176.

thrust o. s. between the combatants H VI, 70. into peril C V, 209.

thwart. an avarice which -ed its. C II, 250.

tincture. whose manners were beginning to be strongly -d with austerity C II, 28.

trace. the line which he had -d out for hs. C II, 254.

transform. Kean . . . -ed hs. so marvellously into Shylock H VIII, 7. a whole gang of banditti would . . . t. its. into a crowd of harmless labourers VI, 186. — kingdoms . . . had been -ed from limited into absolute monarchies IX, 10.

treble. his force had -d H III, 310.

trouble o. s. C II, 252. with nice distinctions H X, 57. to answer the arguments C I, 217. — jurymen not likely to be -d with scruples H II, 98.

trust o. s. = sich getrauen, sich anvertrauen: at Saint Germains H IV, 216. the open skiff to which he -d hs. III, 21. to t. o. s. to the fidelity of a people B 24. he could not t. hs. to speak, and found it necessary to read C IV, 320. a government of which I will not t. ms. to speak S II, 186. 54. — sonst nicht refl. = trauen, vertrauen: to t. to one's own skill H III, 360. to an apothecary C II, 165.

turn. they (juries) t. ths. into a criminal tribunal H IX, 53. So Aulus spake, and -ed him Again to that fierce strife L 123 p. [H V, 142.] — sonst nicht refl.: a cell in which he can hardly t. C IV, 226. he -d to another project I, 316. the plot -s on a love affair B 45.

twine. how such things (children) t. ths. about our hearts Le IV, 43.

unbend. the common people, who always love to see the great u. H II, 1.

uncover. the Commons . . . rose and -ed C IV, 346 u. ö.

undress. the King, who was -ing hs., learned what was passing H III, 373. — sonst neutral: just as I was -ing Le III, 200. IV, 105. while I am dressing and -ing III, 87. he then -ed, felt the edge of the axe, etc. H II, 194. while they were -ing for the butchery 214.

unfold. the designs of the Court began gradually to u. ths. H II, 371.

ungird. the sportive exercises for which the genius of Milton -s its. C I, 10.

unite. all the members . . . might give up the privilege of trading separately, and u. ths. under a royal Charter H IX, 75 (nur hier). — the leaders u. P 48. to u. with the Dutch C III, 181. in an association 268 u. ö. a man in whom the fanatic and the pettifogger were strangely -d H VII, 185. the votes . . . had been -d in favour of Peter Ottobuoni V, 105. — the Company had -d in its. two characters S I, 150 u. ö.

unmask. the whole court -ed C IV, 157.

unrobe. the King . . . -d H V, 238.

usurp a place C III, 139. power 274.

vent. that noble heart was too great to v. its. in such a reproach C III, 58. passions so violent can now v. ths. only in scolding H IV, 317 u. ö.

venture. she could not safely v. hrs. among the descendants of those who had witnessed the Bloody Assizes H II, 226. — sonst nie refl.: to v. into the streets VIII, 114. out of sight of land VI, 37. on a criminal enterprise C II, 33. we may v. to say that, etc. I, 206.

vex. I am -ed with ms. for having suffered ms. to be enticed back Le IV, 89.

vindicate o. s. H III, 213. from a charge C II, 25.

volunteer on a Crusade C II, 125. to serve at sea H I, 297.

vote. the other members kept their seats, -d ths. a council, etc. C IV, 252.

wallow. buffaloes lie -ing L 109 p. about thirty corpses lay -ing in blood H VII, 25.

want. nor was he -ing to hs. at this conjuncture H VII, 324.

warm. the chimney at which Henry Duke of Guise sate down for the last time to w. hs. Le III, 168. — I seem under a spell of laziness; then I w., and can go on working, etc. IV, 88. II, 284. his heart always -ed towards the unhappy H III, 387.

widen. the circle of his acquaintance -ed B 123.

win. he had won for hs. a conspicuous place in parliament C IV, 332 u. ö. to w. the hearts of a people II, 303.

wind. a lake -ing among mountains Le III, 34 u. ö.

wish o. s. at Calcutta again Le III, 12.

withdraw o. s. H VIII, 198. privately IV, 188. in ill humour V, 39. to England IV, 194. out of the kingdom III, 414. from o.'s apartments 328. from business V, 73. from the contests of faction Le II, 91. from the public eye 119. C II, 243. beyond the reach of oppressors 46. — sonst nicht refl.: at eleven precisely the Queen withdrew Le IV, 59. to w. from a post H IX, 184. [to England, X, 162 Index, vgl. oben IV, 194.] from court IV, 63. from the contest B 255 u. ö.

wonder. -ing within hs. whether, etc. H IV, 169.

work o. s. up to agonies of rage C IV, 23. up into something like admiration I, 275. up into hating o.'s enemies H I, 79. they (his thoughts) required only a little time to w. ths. clear B 130. C II, 291.

wrap o. s. up in bulls' hides H IV, 303.

wriggle in the dust L 136 p.

write o. s. out Le IV, 161. o. s. down B 176. the epitaph which he wrote for hs. L 20.

writhe. where the body lay, and -d, and groaned L 179 p. to w. with shame B 131.

yield. an outlaw who -ed hs. within the year H V, 190. Now y. thee to our grace L 73 p. Patient as sheep we y. us up unto your cruel hate 173 p. the sheep -s her patiently To the loud clashing shears 210 p. — sonst nicht refl.: after she (a beautiful woman) had -ed H II, 203. the King -ed C III, 229. he -ed to compulsion IV, 294. every difficulty -ed to his authority H IX, 168.

Bibliographischer Anzeiger.

Lexicographie.

J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. 6. Bd. 1. Lfrg. Bearbeitet von Heyne (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.

A. Peschek, Grosses Wörterbuch der modernen europäischen Sprachen. 1. Thl. 20. Lfrg. (Brünn, Peschek.) 1 Mk.

Schüller u. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. 19. Heft. (Bremen, Kühtmann.) 2 Mk. 50 Pf.

H. Berghaus, Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. 1. Heft. (Brandenburg, Müller.) 1 Mk. 50 Pf.

Sachs, Deutsch-franz. Wörterbuch. 15. Lfrg. (Berlin, Langenscheidt. 2 Mk.

J. Filiporié, Neues Wörterbuch der kroatischen und deutschen Sprache. (Agram, Hartman.) 2 Bde. 28 Mk.

Grammatik.

H. Osthoff, das verbum in der nominalcomposition im deutschen, griechischen, slavischen und romanischen. (Jena, Costenoble.) 11 Mk. 20 Pf.

On English adjectives in able, by F. E. Hall. (London, Trübner.) 7 Mk. 50 Pf.

Literatur.

F. Lichtenstein, Zur Kritik des Prosaromans Tristrant und Isolde. (Breslau, Maruschke & Berendt.) 75 Pf.

Lessing, his Life and Writings, by James Sime. 2 vols. (London, Trübner.) 21 Mk.

The lay of the Nibelungers. Translated by Jonathan Birch. (München, Ackermann.) 3 Mk.

Cynewulfs Elene m. e. Glossar. Herausgegeben von J. Zupitza. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk.

T. H. Caine. Richard III. and Macbeth. The spirit of Romantic play in relationship to the principles of Greek and Gothic art. (London, Simpkin.) 50 Pf.

Longfellow's Dichtungen. Ein literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerika's. Von A. Baumgaertner. (Freiburg, Herder.) 2 Mk. 25 Pf.

Hilfsbücher.

Goethe's Götz von Berlichingen, erläutert von J. Naumann. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk. 20 Pf.
Fremdwörterbuch für Schulen. (Erlangen, Deichert.) 2 Mk.
F. A. Nicolai, Schulgrammatik der franz. Sprache. (Helmstedt, Richter.) 2 Mk.
A. Wittstock, Franz. Sprachlehre. 2. Stufe. (Leipzig, Klinkhardt.) 60 Pf.
H. Seeger, Lehrbuch der neufranzösischen Syntax. Halle, Waisenhaus.) 2 Mk.
Mignet, Hist. de la Rév. frç., erläut. von Korell. I. Bd. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk. 50 Pf.
Le Misanthrope, p. Molière, erklärt von C. Lion. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk. 80 Pf.
M. Depping, Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au 10e siècle. Herausgegeben von R. Foss. (Berlin, Weidmann.) 90 Pf.
Corneille's Ausgewählte Dramen. Herausgegeben von K. Brunnemann. Horace. (Leipzig, Teubner.) 90 Pf.
Dasselbe. Herausgegeb. von Fr. Strehlke. (Berlin, Weidmann) 1 Mk. 20 Pf.
Schwalb, Bibliothèque choisie. (Guizot, Discours sur la révolution d'Angleterre.) Essen, Bädeker. 60 Pf.
D. Asher, Die wichtigsten Regeln der englischen Syntax. (Braunschweig, Westermann.) 75 Pf.
Milton's l'Allegro, ed. with interpretation, notes by Francis Main. (London, Stranford.) 1 Mk.
Shakespeare's Macbeth with notes. (Edinburgh, Edmonstone.) 2 Mk. 50 Pf.
V. R. Kockström, Kurze Grammatik der finnischen Sprache. (Leipzig, Köhler.) 1 Mk. 50 Pf.
L. Nagy, Praktischer Lehrgang zur Erlernung der ungarischen Sprache. (Budapest, Tettey.) 80 Pf.
A. Roder, Brieflicher Unterricht zur Erlernung der ungarischen Sprache. (Budapest, Grimm & Horovicz.) 10 Mk.
F. Haag u. A. Feodorow, Russisch-deutsches Conversationsbuch. (Reval, Kluge.) 2 Mk. 40 Pf.

Zu den Sonetten Shakspere's.

Von

Hermann Isaac.

II.

1.*) (P. P. III.)

Dieses Sonett, mit welchem Bodenstedt seine Uebersetzung eröffnet, ist dem Passionate Pilgrim entnommen. Es ist bekannt, dass Dies eine von dem Verleger W. Jaggard zusammengeraubte kleine Gedichtsammlung ist, die 1599 unter Shakspere's Namen erschien. Von Shakspere plünderte er das 1598 erschienene Love's Labour's Lost, dem er ausser diesem (L. L. IV, 3, 60) noch ein anderes in Alexandrinern geschriebenes Sonett**), sowie ein Liedchen in vierfüssigen Trochäen***) entlehnte, und wusste sich auch zwei von denjenigen Sonetten zu verschaffen, die damals im Kreise der specielleren Freunde des Dichters circulirten und erst zehn Jahre später im Druck erschienen: es sind die Sonette CXXXVIII und CXLIV, welche die ersten Nummern seiner Sammlung wurden. Von den übrigen Gedichten des P. P. sind Einige vielleicht von Shakspere verfasst, Andere höchst wahrscheinlich nicht, Eines ist nachgewiesenermassen von Marlowe. — Dieses Sonett ist

*) Ich folge der Bodenstedt'schen Anordnung der Sonette, und setze die Nummern der überlieferten Reihenfolge in Klammern daneben.

**) P. P. V. L. L. IV, 2, 109. (If love make me forsworn, how shall I swear to love?)

***) P. P. XVII. L. L. IV, 3, 101. (On a day — alack the day!)

in den P. P. mit geringen Abweichungen (v. 2. 9. 10. 11. 14) hinübergenommen, die man wohl als unwesentliche Verbesserungen bezeichnen kann.

Die Abfassungszeit des Sonetts fällt also mit der von Love's Labour's Lost zusammen, über welche die Angaben der verschiedenen Kritiker zwischen 1591 und 1594 differiren*). Dieses Datum ist für die Sonett-Kritik insofern interessant, als wir daraus ersehen, dass Shakspere sich bereits in dieser Periode seines dichterischen Schaffens über die landläufige Art der Sonett-Poesie lustig macht. Das vorliegende Gedicht ist eben eine Persifflage auf die Mode-Thorheit seiner Zeit, die Liebe in ebenso unpoetischen als spitzfindigen und überschwänglichen Sonetten zu besingen. Das erhellt aus der ganzen bekannten Tendenz des Stückes und aus den dieses Sonett begleitenden Reden. Longaville, der es an Maria, ein Ehrenfräulein der französischen Prinzessin, richtet, sucht darin den Bruch seines Gelöbnisses, das ihn zu einem dreijährigen klösterlichen Leben verpflichtet, mit Hilfe einiger Concetti zu entschuldigen: einmal hat er nur die Frauen abgeschworen, und sie ist eine Göttin; dann ist sein Gelübde nur ein Hauch, ein Erdendunst gewesen, den sie, seine Sonne, aufgesogen hat, folglich ist sie schuldig, nicht er; die natürlichste und beste Entschuldigung endlich, die ihm auch von den strengsten Moralisten sofortige Absolution erwirken muss, enthalten in überwältigender Liebesdialektik die Schlussverse:

> If by me broke, what fool is not to wise,
> To break an oath, to win a paradise.

Longaville selbst fürchtet, dass seine ungelenken Verse nicht die Macht zu rühren haben werden. Und nachdem Biron ihn bei der Lectüre derselben belauscht hat, hören wir aus seinem Munde das absprechende Urtheil Shakspere's:

> Das ist der Fieberstil: das Fleisch erscheint in Verklärung;
> Ein Gänschen wird zur Göttin — reine Götzenverehrung.
> Gott helfe uns, Gott helfe uns! wir haben's weit gebracht. —

---

*) Elze: William Shakespeare (Halle 1876), pg. 384.

Wir dürfen über dies Gedicht doch wohl etwas milder urtheilen als der Dichter selbst: trotz der exquisiten Concetti und trotz der von den Sonettisten jener Zeit trostlos oft gebrauchten und poetisch ohnmächtigen Vergleiche der Geliebten mit einer Göttin, mit der Sonne, ist es bis zu dem hübschen Schluss von sauberer, zierlicher, anmuthiger Arbeit und wohl werth, unter den übrigen Sonetten zu stehen.

Von den mir bekannten Uebersetzungen hat Keine die Grazie und Durchsichtigkeit des Originals ganz erreicht. Jordan versetzt uns in eine ganz andere Situation, wenn er von dem „falschen Schwur“ spricht, zu dem das „weltbesiegende Auge“ der Geliebten den Dichter verführt hat. Gildemeister scheint auf die satirische Absicht Shakspere's zu sehr eingegangen zu sein: seine Uebersetzung in Verlorner Liebesmüh' macht fast den Eindruck einer Caricatur. Erst bei Bodenstedt merken wir, dass wir ein wirklich hübsches Gedicht vor uns haben. Aber auch bei ihm ist Einiges störend, wie z. B. der nichtssagende Füllreim auf „Liebe“:

Die Fraun verschwor ich und gemeinen Triebe;

ferner die bedenkliche Logik in den Versen:

. . . . . so bist du schuldig auch,
Denn du brachst mein Gelübde, ich that's nicht,

wo nur „allein“ an der Stelle wäre. Der Schluss kann vielleicht in seiner Kraft und Gedrungenheit im Deutschen nicht wiedergegeben werden, er ist auch bei Bodenstedt nur abgeschwächt:

Und that ich's, welcher Thor wär' so von Sinnen,
Es nicht zu thun, ein Eden zu gewinnen.

2. (CXXVIII.)

Das Sonett ist offenbar an eine Dame gerichtet, die das Spinettspiel versteht, eine Kunst, die damals besonders von dem weiblichen Theile der Gesellschaft cultivirt wurde. Es ist eine zarte Liebeständelei ohne bestimmte Beziehungen, die also irgend ein beliebiger Gegenstand veranlasst haben mag; viel-

leicht ist es nur der sinnige Ausdruck galanter Erkenntlichkeit für einen genussvollen musikalischen Abend. Jedenfalls haben wir hier Eines von den vielen Zeugnissen für des Dichters Liebe zur Musik vor uns*). — Im Titus Andronicus finden wir mit Bezug auf Lavinia dasselbe Bild von den geschlagenen Saiten gebraucht, welches hier auf die Tasten angewandt wird**).

Der Dichter beneidet das beglückte Holz (Tastbrett des Spinetts), das bei der Berührung Ihrer Finger seine Seligkeit in süssen Harmonien aushaucht; er bittet die Geliebte, wenn freche Tasten ihre Finger küssen dürfen, ihm ihren Mund zu reichen.

Dieses Muster italienisirender, graziös tändelnder Lyrik ist meines Erachtens von Jordan am Besten wiedergegeben. Auch Bodenstedt's Uebersetzung ist sehr hübsch, bis auf die letzten Verse, wo es heisst: Ich möchte mit den Tasten gerne tauschen,

> Wenn lieber deiner Hand melodisch Rauschen
> Das todte Holz als meinen Mund beglückt —
> Doch wenn das freche Holz geküsst sein muss,
> Reich' ihm die Hand, die Lippe mir zum Kuss.

Störend ist hier das Wort „lieber", das dem ganzen Gedanken etwas Schiefes giebt. „Wenn deiner Hand melodisch Rauschen . . . meinen Mund beglückt" ist wohl eben kein besonders glücklicher Ausdruck. Und weshalb Bodenstedt nicht lieber sagt „Wenn schon das freche Holz dich küssen muss", ist nicht recht erfindlich, da er doch im nächsten Verse selbst das Holz als Subject des Küssens hinstellt. Das schöne Wortspiel in der ersten Zeile: When thou, my music, music play'st ist ebenfalls nicht wiedergegeben, wie bei Jordan und Gildemeister, dessen Uebersetzung sich vorzugsweise durch Wörtlichkeit auszeichnet.

---

*) Elze (a. a. O. pg. 476 ff.) entwickelt sehr hübsch Shakspere's musikalische Neigung und Kenntniss aus den betreffenden Stellen und Scenen der Dramen.

**) O, had the monster seen those lily hands
Tremble, like aspen leaves, upon a lute,
And make the silken strings delight to kiss them,
He would not then have touch'd them for his life!
T. An. II 4, 44.

3. (P. P. VIII.)

Von diesem Sonett ist es zweifelhaft, ob es von Shakspere herrührt. Es war zusammen mit XXI des Passionate Pilgrim (As it fell upon a day) bereits ein Jahr früher (1598) erschienen in einer Gedichtsammlung von Rich. Barnefield mit dem Titel Encomium of Lady Pecunia: or the Praise of Money, in deren vierter Abtheilung (Poems in divers Humors) beide Gedichte standen. Das Sonett hat in dieser Sammlung die Ueberschrift: addressed to his friend Master R. L. in praise of Music and Poetry. Dadurch haben denn Knight*) und Charles Edmonds**) sich berechtigt geglaubt, es Barnefield zuzuschreiben und anzunehmen, dass der räuberische Verleger Jaggard es Diesem ebenso gestohlen hatte, wie er XI (Venus with young Adonis sitting by her) wahrscheinlich dem Dichter Griffin und XX (Live with me, and be my love) Marlowe gestohlen hatte. Dem gegenüber glaubt Collier an Shakspere's Urheberschaft, indem er nachweist***), dass Barnefield in der zweiten Ausgabe seines Werkes (1605) diese beiden Gedichte ausliess, nachdem sie 1599 als von Shakspere herrührend erschienen waren. Dyce†) ist geneigt, sich dieser Ansicht anzuschliessen, Drake††) und Ulrici†††) führen dieses Sonett als Eines der schöneren von Shakspere an. Und in der That dürfte Form und Inhalt, selbst das unbedeutende Schlusscouplet, keinen Einspruch dagegen erheben, dass es ein jugendliches Sonett unseres Dichters ist. Nehmen wir Dies an, so haben wir Eines von den für den Kritiker besonders wichtigen Sonetten vor uns.

Zunächst bietet es wieder ein Zeugniss für Shakspere's Verehrung der Musik. Es ist ferner keineswegs an einen Mann, sondern an eine Dame gerichtet, was aus den ersten und letzten Versen erhellt. Dort heisst es, wie die Musik (the sister) und die Poesie (the brother) harmoniren, so muss

*) Pictorial Edition of the Works of Sh. VI, 507.
**) Venus and Adonis, ed. 1870.
***) Athenaeum, May 17, 1856 und Notes and Queries, II series, July 5, 1856.
†) Shakspere-Ausgabe. II. Ed. 1864. (I, 74.)
††) Shakspeare and his Times (Paris 1843), pg. 372.
†††) Shakspeare's dramatische Kunst. 3. Aufl. (Leipzig 1874), I, 278.

auch die Liebe gross sein zwischen der angeredeten Person, die eine Musikliebhaberin ist, und ihm, dem Dichter. In den letzten Versen wird das Verwandtschaftsverhältniss der Beiden definirt durch ihre beiderseitige Verehrung der Schwesterkünste, die einen gemeinsamen Schutzgott haben: „One god is god of both, ... One knight loves both" — knight = lover of a lady (s. Shakespeare-Lexicon)*), womit der Dichter gemeint ist, postulirt das weibliche Wesen, das in den folgenden Worten erwähnt wird: and both in thee remain („in dir ist Musik und Poesie vereinigt"). — Die Frage, wie Barnefield denn dazu gekommen ist, es an einen Mann zu adressiren, können wir ebenso wenig beantworten wie jene andere, auf welchem Wege es, wenn es ein Gedicht Shakspere's war, in seinen Besitz gelangt ist. — Bodenstedt thut sehr recht, es dem Sonett CXXVIII folgen zu lassen, an das es sich sehr hübsch anschliesst.

Das Sonett ist ferner interessant durch die persönlichen Beziehungen auf Dowland und Spenser. Man kann daraus auf eine persönliche Bekanntschaft des Dichters mit dem berühmtesten Lautenspieler und Liedercomponisten seiner Zeit schliessen. Dowland**) war zwei Jahre älter als Shakspere, er war schon 1590 am Hofe der Elisabeth en vogue, machte dann grosse Reisen durch Frankreich, Italien und Deutschland und lebte lange Zeit am dänischen Hofe als Lautenspieler des Königs, von wo aus er 1600 das zweite Buch seiner Songs or Ayres veröffentlichte. Das erste war 1597 vorausgegangen. Danach können wir annehmen, dass Shakspere's Verkehr mit ihm in die erste Hälfte der neunziger Jahre fällt. — Wenn von Spenser's „deep conceit" die Rede ist, so kann wohl nur seine Faerie Queene gemeint sein, deren erste drei Bücher 1590 erschienen, nicht etwa der unbedeutende Shepheards Calender (1579). Das Gedicht kann also vor 1590 nicht verfasst sein.

Bodenstedt hat eine Uebersetzung dieses Sonetts geliefert,

---

*) Von Al. Schmidt (Berlin und London 1874—75).

**) Drake, pg. 369; Elze, pg. 162. Der Letztere stellt übrigens auch ohne die Stütze dieses Sonetts ein persönliches Verhältniss zwischen so hervorragenden Männern, wie Spenser und Dowland auf der einen, Shakspere auf der andern Seite, die in einer Stadt zusammen lebten, als selbstverständlich hin.

die ich meinestheils für schöner als das Original halte. So z. B. übersetzt Bodenstedt die Verse:

> Thou lov'st to hear the sweet melodious sound
> That Phoebus' lute (the queen of music) makes;
> And I in deep delight am chiefly drown'd
> Whenas himself to singing he betakes.

sehr frei:

> Du liebst des Gottes weihevolle Klänge,
> Die dich empor zu höhern Sphären tragen —
> Ich liebe seine himmlischen Gesänge,
> Die, was ich selbst nicht sagen kann, mir sagen.

Die weitläuftige Ausdrucksweise Shakspere's ist hier vermieden, der Ausdruck ist energischer und durch die passenden Zusätze des Uebersetzers bildlich lebhafter geworden. Auch verdient der deutsche Schluss des Sonetts, der den am Anfange ausgesprochenen Grundgedanken einfach wiederholt, den Vorzug vor dem englischen, der in ziemlich verwickelter Weise die Zusammengehörigkeit des Paares begründet. Die Verse:

> Du liebst es, Dowland's hehrem Spiel zu lauschen,
> Dess Lautenklang (für „Lautenspiel") das Herz mit Zauber füllt —

könnten durch eine geringe Aenderung eine grössere Glätte des Ausdrucks und Ungezwungenheit der Construction erhalten:

> Du liebst es, Dowland's Saitenspiel zu lauschen,
> Dess hehrer Klang das Herz mit Zauber füllt.

Jordan hat seltsamerweise dieses Sonett in seinem Passionate Pilgrim ausgelassen.

4. 5. (CXXXV. CXXXVI.)

Die Sonette sind an ein weibliches Wesen gerichtet, wie das gleich der 1. Vers von CXXXV beweist:

> Whoever has her wish, thou hast thy will.

Und zwar ist es dieselbe weitherzige Schöne, die in den Meisten der 25 letzten Sonette angesungen wird; das zeigen aus CXXXV die Verse:

5. . . thou whose will (Liebesverlangen) is large and spacious

7. Shall will in others seem right gracious,
And in my will no fair acceptance shine?

und aus CXXXVI:

7. In things of great receipt (ihr Herz) . . . .
Among a number one is reckoned none.

Beide Gedichte enthalten eine Bitte um Liebesgewähr, bei welcher Gelegenheit der Dichter es nicht verschmäht, seine Geschicklichkeit in der Concetti- und Wortspielkunst zu entfalten an einem Pun auf seinen abgekürzten Vornamen „Will" und „will" in seinen verschiedenen Bedeutungen. Die unlogisch-spitzfindige und höchst ermüdende Art, auf welche dieses Wortspiel zwei Sonette hindurch und im eigentlichsten Sinne des Wortes zu Tode gehetzt wird, erinnert an die schlimmsten Leistungen der zeitgenössischen Lyriker.

Zur Orientirung sei hier ein kurzer Excurs auf die poetische Modethorheit jener Zeit gestattet.

Die italienisirende oder künstliche Richtung der englischen Lyrik

unterscheidet sich von jener natürlichen, frisch und unaufhaltsam aus dem Herzen quellenden Lyrik im Allgemeinen durch ein Haschen nach gewissen werthlosen formalen Aeusserlichkeiten, die mit der Poesie als solcher in keinem inneren Zusammenhange stehen, die an sich ebenso unschön als poetisch zwecklos sind, und die denn auch nie verfehlen werden, auf das geläuterte ästhetische Bewusstsein unserer Zeit einen abstossenden, ja verletzenden Eindruck zu machen.

Im Einzelnen sind es besonders drei Merkmale, welche diese Richtung kennzeichnen. Zunächst ist es die seltsame Art der Bilder und Vergleiche, die das gerade Gegentheil von derjenigen Wirkung hervorbringen, für welche dieses wichtige dichterische Material ausersehen ist: sie sind nicht treffend und anschaulich, stimmungsvoll und schön, sie strömen nicht wie von selbst mit einer gewissen Naturnothwendigkeit aus dem Herzen des Dichters: sie machen im Gegentheil häufig den Eindruck, als hätten die Dichter sich Mühe gegeben, das Fernst-

liegende, Seltsamste, Unähnlichste, Hässlichste aufzufinden, mit einem Wort einen möglichst unglücklichen Vergleich zu machen, wenn er nur neu und ungewöhnlich war. Auf dem Wege zu diesem sonderbaren Ziele fanden die Dichter natürlich die Hyperbel, die, so wirkungsvoll sie an der rechten Stelle verwandt werden kann, für gewöhnlich gebraucht, schwülstig und inhaltlos ist. Es blieb ferner bei diesem eiteln Streben das Bild nicht mehr Mittel zum Zweck, sondern wurde selbst Zweck; die Vergleiche wurden in verwirrender und verdunkelnder Weise gehäuft oder erweiterten sich, in Reminiscenz an die alte allegorische Dichtung, zur Allegorie. So lesen wir denn eine Menge von Sonetten, bei denen der Dichter keine andere nachweisliche Absicht gehabt haben kann, als einen Vergleich, vor dessen Ungeheuerlichkeit wir einen gelinden Schauder empfinden, bis in die kleinsten Einzelheiten mit unerträglicher Pedanterie und Gewaltsamkeit der gequälten Phantasie seines Lesers aufzuzwingen.

Mit derselben seltenen, aber ungeniessbaren Kost, wie die Phantasie, soll denn auch der Verstand regalirt werden. Dazu dienen die Concetti: neue, überraschende, unerhörte sophistische Schlussfolgerungen, die das Widersprechendste zusammenreimen, das logisch Undenkbarste plausibel machen wollen, und als deren erhabenstes Ziel man den Beweis hinstellen kann, dass Schwarz Weiss ist. Wir haben gerade von dieser letzteren exquisitesten Art in dem folgenden Sonette ein traurig glänzendes Beispiel, während in dem ersten Sonette Trugschlüsse zarterer und graziöserer Art uns geboten wurden.

Das dritte Kennzeichen — zugleich das gewöhnlichste Material, mit dem die Concetti arbeiten — ist das Wortspiel, das auf der Verwechselung verschiedener Worte von gleichem Klange oder der verschiedenen Bedeutungen eines Wortes beruht. Hiervon gewährt wieder das folgende Sonett eine der künstlichsten Proben.

Je nach der grösseren oder geringeren Begabung der einzelnen Dichter richtet sich nun der Grad der Discretion, mit der diese Formalien angewandt werden. Vollständig frei von dieser Zeitkrankheit ist Keiner. Die Dichterlinge sehen hierin das Wesen der lyrischen Poesie, und die wirklichen Dichter

verschmähen es nicht, die schöne Natur ihrer Empfindungen durch diese abscheuliche Tracht zu entstellen.

Drayton, dessen „Ideas" nun schon recht lange vergessen sind trotz des Nachruhmes, den er sich darin so häufig selbst verspricht, hat ein Viertel von seinen 63 Sonetten mit diesen italienischen Formalien erfüllt*), während vielleicht nur ein Drittel auf einen gewissen d. h. nicht allzugrossen poetischen Werth Anspruch zu machen hat. — Bei Surrey, einem hübschen poetischen Talent, ist mir unter seinen 16 Sonetten nur Eines aufgefallen, das ganz in dieser Manier geschrieben ist**). — Sidney, ein Dichter von Gottes Gnaden und gewiss Derjenige von den englischen Sonettisten, der Shakspere in Bezug auf poetischen Gehalt am Nächsten steht, hat eine entschiedene Vorliebe für diese Form gehegt: er hat sie fast bei einem Viertel seiner c. 125 Sonette durchgeführt***). Indessen unterscheiden sich diese Sonette denn doch sehr von denen Drayton's. Der wahre Dichter zeigt sich eben unter jeder Verhüllung, und wenn auch ein Theil derselben den Eindruck wirklicher Spielereien macht, so sind doch andere wieder aus einem tiefen Herzensbedürfnisse entstanden. Das 98. Sonett möchte ich trotz des italienischen Tones als Eines der schönsten der ganzen Sammlung bezeichnen. — Spenser hat ebenfalls in den verhältnissmässig nicht wenigen Sonetten dieser Art†) mehrere werthvolle, besonders das 40. —

Man muss eben annehmen, dass diese Form den Dichtern jener Zeit so in Fleisch und Blut übergegangen war, so wenig unnatürlich erschien, dass sie auch tiefe poetische Empfindungen

*) Drayton, Works (London 1748). Ideas. S. 2. 4. 5. 7. 11. 14. 16. 23. 26. 29. 30. 33. 38. 40. 56. 63.

**) Surrey, Works ed. by Geo. Fr. Nott. (Lond. 1815), pg. 16. — Es ist selbstverständlich nur von solchen Sonetten die Rede, in denen die bezeichneten Formalien hervorragend zur Geltung kommen.

***) Sidney, Works, ed. by Al. B. Grosart (London 1873). Vol. I: Astrophel and Stella, S. 2. 4. 8. 9. 10. 11. 12. **17.** 20. 25. **29.** 36. 43. 46. 49. 55. **56.** 57. **65. 76.** 78. 85. 88. **95. 96. 97. 98.** 101. **102.** 104. 108; Sidera, 2. 3. (Die fett gedruckten Zahlen bezeichnen die poetisch nicht werthlosen Sonette.)

†) Spenser, Works, first American Ed. Bost. (1839). Vol. V: Amoretti (88 S.), 2. 10. 11. 16. **22.** 30. 37. **40. 47.** 53. 55. 56. 57. **63.** 67. 77.

ohne Bedenken in ihr zum Ausdruck brachten. Um so bewundernswerther ist Shakspere, der nur in wenigen, vorzugsweise jugendlichen Sonetten sich dieser Modethorheit hingegeben, später aber sich darüber erhoben und sie in mehreren Sonetten, wie an verschiedenen Stellen seiner Dramen, verspottet hat.*) —

Bei Petrarca finden wir nicht wenige Sonette dieser Art, die den späteren Concettisten als Vorbilder gedient haben**). — Michelangelo ist nie in dieser Form aufgegangen: er hat sich in jedem seiner herrlichen Sonette bemüht, sein grosses, wahres Herz zu zeigen, immer er selbst zu sein. Er ist der einzige Sonettdichter, der überhaupt in Gefühlstiefe und Gedankenmacht mit Shakspere verglichen werden darf.

Kehren wir nun zu den vorliegenden Sonetten zurück, so machen diese allerdings den Eindruck, als ob es sich für Shakspere um die bestmögliche Lösung einer gestellten Aufgabe gehandelt hätte; als wäre ein Wett-Silbenstechen ausgeschrieben worden, in dem er durchaus den Preis zu erringen suchte und gewiss auch errungen hat. Man muss gestehen, er hat hier „Herodes überherodisirt."

Es ist das Missliche dieser Art von Poesie, dass sie bei ihrer inneren Werthlosigkeit nichts weniger als leicht verständlich ist. Wir sind gezwungen, unser ganzes Combinationsvermögen aufzubieten, um den Sinn, welchen der Dichter in die Worte hat hineinlegen wollen, in seiner ganzen Vieldeutigkeit zu erfassen; und haben wir endlich alle Räthsel gelöst, so haben wir doch nur ebenso viele Abgeschmacktheiten gefunden. Ich lasse die sinngemässe Uebersetzung der beiden Sonette folgen, zumal da weder Delius noch das Shakspere-Lexicon eine Erklärung im Einzelnen bieten.

(CXXXV, 1.) „Wie irgend einer Frau nur ihre Wünsche erfüllt werden können, so hast du deinen Will'," — Wortspiel zwischen „Willen" und „William" — (2) „und überreichlich hast du deinen Will': denn ich (thy Will) bin mehr als genug

*) Sonnet 21. 83. 76. 130. — T. G. III, 1, 103. L. L. IV, 3, 74; V, 2, 50. 406. As Y. III, 5, 8; IV, 1, 94. Tr. Cr. III, 2, 180.

**) Man vergleiche z. B. die folgenden Sonette: (Marsand'sche Anordnung) Th. I, S 17. 48. 71. 79. 90. 91. 102. 137. 179. Th. II, S. 30. 32. 50.

für dich, da ich dir zu viel, lästig bin, indem ich die Zahl der Gegenstände, auf welche sich dein Liebestrieb (thy will)*) erstreckt, durch meine Person vermehren möchte." — Es ist dem Dichter somit in den ersten vier Versen gelungen zu beweisen: dass seine Geliebte, obgleich ihr seine Bewerbungen sehr lästig sind, doch allen Grund hat, damit zufrieden zu sein, da gerade durch die Lästigkeit seiner Bewerbungen ihre Wünsche überreichlich erfüllt sind. Man muss gestehen, Drayton hat auf diesem Felde nicht mehr geleistet, selbst mit Einschluss des 26. Sonetts, in dem er klar zu machen sucht, dass seine Hoffnung nur durch seine Verzweiflung aufrecht erhalten wird.**)

(5) „Willst du, deren Liebestrieb so gross und umfassend ist, nicht meinen (my will) in den deinigen aufnehmen d. h. ihn befriedigen?" — Vielleicht mit obscönem Nebensinn cf. S. 13 (CLI). — (7) „Soll Anderer Liebestrieb begünstigt werden, und dem meinigen keine freundliche Aufnahme zu Theil werden? Das Meer***), ganz Wasser, nimmt doch den Regen auf und vermehrt dadurch seine Wassermasse reichlich†); so nimm du, ganz Begehren (oder reich an dir geweihter Liebe, rich in will), meine einzelne Liebe an und mache dadurch deinen grossen Schatz grösser. Lass deine Unfreundlichkeit nicht aufrichtige Verehrer (fair beseechers eigentlich: aufrichtig Flehende) tödten††). Sieh' alle deine Neigungen oder alle dir

*) Eine recht häufige Bedeutung von will (s. Sh.-Lex.).

**) V. 3. And my life's hope would die but for despair.
V. 13. Then, sweet Despair, a while hold up thy head,
Or all my hope for sorrow will be dead.

***) Derselbe Vergleich der Liebe mit dem Meere in Tw. N. I, 1, 11: „O spirit of love! . . . . thy capacity receiveth as the sea." Ebenso sagt der Herzog von seiner Liebe (II, 4, 103): „mine is all as hungry as the sea, and can digest as much."

†) 3 H. VI, V, 4, 6 (add water to the sea). Derselbe Gedanke Lu. 650. L. C. 254.

††) Das Sh.-Lex. scheint mir die richtige Auffassung der Stelle zu geben, indem es das Komma hinter unkind, das Cambridge- und Globe-Edition, Dyce und Delius haben, weglässt. Denn sonst müsste ein unverständlicher Gegensatz zwischen „unkind" und „fair beseechers" gemacht werden, wobei „unkind" nur einen Sinn haben könnte, wenn es „unangenehm, lästig", oder „unbegünstigt" hiesse, Bedeutungen, die sich schwer nachweisen lassen werden. Das Bodenstedt'sche „stürmisch oder still" verstehe ich nicht. Ebenso wenig wäre auch „let kill" zu erklären, wenn man es nicht, wie Bodenstedt, mit „sterben" übersetzen will, und das geht doch wohl nicht an.

gespendete Liebe für ein Ganzes an (wie das Meer trotz all der einzelnen Zuflüsse auch ein Ganzes bildet) und mich für einen Theil in demselben."*)

(CXXXVI.) „Wenn deine Seele dich schilt, dass ich ihr so nahe komme, schwöre ihr, der blinden (denn sie kann die wahren, aufrichtigen Liebhaber nicht erkennen), dass ich dein Will' („Will" zugleich mit dem Nebensinn von „Liebesverlangen") sei, und der Wille (will), das weiss deine Seele, gehört da hinein. (4) Bis zu dem Punkte erhöre, Geliebte, mein Liebeswerben um der Liebe willen, denn — (dein) Wille oder Liebesverlangen wird die Schatzkammer deiner Liebe füllen" — man kann hier zugleich an „Testament" denken als fünfte Bedeutung von „will" — „ja, wird sie füllen mit mannigfacher Liebe und meiner besonderen (with wills and my will one, my für einen objectiven Genitiv). Bei Dingen, die so viel fassen (wie deine Liebesschatzkammer, dein Herz), wird unter einer grossen Anzahl (von Liebesverhältnissen) Eins für Nichts gerechnet: deshalb lass mich in der grossen Anzahl ungerechnet mitgehen, obgleich ich bei der Zusammenrechnung deiner Liebesschätze einen Posten bilden muss**). (11) Halte mich für Nichts, wenn du nur das Nichts meiner Person für ein dir theures Etwas hältst. Liebe nur meinen Namen, und liebe ihn immer, dann wirst du auch mich lieben, denn mein Name ist Will." — D. h. also habe nur den Willen mich zu lieben, so wirst du auch etwas Liebenswerthes an mir finden.

Von den Uebersetzungen muss ich sagen, dass sämmtliche Stellen, in denen die Spielerei mit „will" vorkommt, unverständlich sind. Und das ist ganz natürlich, denn erstens sind die Uebersetzer der Ansicht, dass es sich nur um ein Wortspiel zwischen „Will", dem Namen, und „will der Wille" handelt, und zweitens halte ich überhaupt eine verständliche Ueber-

---

*) In V. 11 und 12 muss trotz der Quarto meiner Auffassung nach „will", nicht „Will" geschrieben werden. Und auch am Ende ist „Will" nur statthaft mit Rücksicht darauf, dass es zugleich als Namensunterschrift gelten kann, wie im folgenden Sonett.

**) Fast dieselben Worte sagt der alte Capulet zu Paris über seine Tochter (Ro. I, 2, 32):

. . . on more view of many, mine, being one,
May stand in number, though in reckoning none.

setzung dieser Will-Sonette ins Deutsche für nicht gut möglich, weil das deutsche Wort „Wille" gerade die Bedeutung, die im Text so häufig vorkommt, durchaus nicht hat, und weil auch kein anderes Wortspiel in diesem Falle, wo es auf den Namen des Dichters ankommt, substituirt werden kann.

Schliesslich noch einige Proben englischer Sonett-Kritik. — Armitage Brown*) ist bei diesen beiden Sonetten der erste Zweifel an dem inneren Zusammenhange sämmtlicher zusammenstehender Sonette gekommen. Er muss zugeben, dass sie nicht hierher gehören, und will sie aus seinem VIth Poem entfernt wissen. — Henry Brown**) findet auch hier Alles in schönster Ordnung; der Dichter hat in diesen und den zwei vorhergehenden Sonetten die Geliebte des Freundes vergeblich aufgefordert, ihm ihre Liebe zu schenken — d. h. natürlich nur im Sinne einer poetischen Illusion, die er sich im Interesse seiner satirischen Zwecke gestattet (s. die einleitende Abhandlung). In den folgenden Sonetten rächt sich nun seine Muse, mit der sein Freund W. Herbert anfänglich allegorisch verheirathet war, by placing her — die Geliebte, die den Freund der Shakspere-Muse entführt hat — in the worst conceivable light (!). — Massey***) findet in dem ersteren Sonett einen gewichtigen Beweis, dass diese sämmtlichen Gedichte an Lady Rich gerichtet sind. Er sieht nämlich in den Worten: thou, being rich in will — nach ihm RICH zu schreiben — dasselbe Wortspiel auf ihren Namen, wie in Sidney's 37. Sonett:

> Who, though most Rich in these and every part
> Which makes the patents of true earthly bliss,
> Hath no misfortune but that Rich she is.

H. Brown, der auch an Lady Rich glaubt, hat sein Scharfsinn nicht so weit getrieben.

6. (CXLIII.)

Es ist dieses Eines von den Sonetten, die als gravirend für den Charakter des Dichters aufgefasst werden. Er fleht

*) Shakespeare's Autobiographical Poems (Lond. 1838), pg. 96.
**) The Sonnets of Sh. Solved (Lond. 1870), pg. 140.
***) The Sonnets of Sh. never before interpreted (Lond. 1866), pg. 349.

inbrünstig um die Liebe jener Frau, die hier nur einem Dritten ergeben scheint, in den folgenden Gedichten aber wie eine Buhlerin hingestellt wird. Es bildet mit den beiden vorhergehenden, wie das der gleiche Inhalt und das V. 13 wiederkehrende Wortspiel mit „Will" verräth, eine Gruppe, wenn es im Tone von ihnen auch ganz verschieden ist: während jene unterspitzfindigen Wortspielereien die Bitte um Erhörung verstecken, spricht sich hier der Herzenswunsch des Dichters in rührender Unmittelbarkeit aus. —

Diejenigen Kritiker, welche dieser Art von Sonetten keine persönliche Geltung zugestehen mögen, bestreben sich, die Unmöglichkeit einer solchen nachzuweisen. Massey (p. 328) findet in diesem Sonette sogar wieder einen offenkundigen Beweis, dass Shakspere alle diese Gedichte nicht in seinem eigenen Interesse geschrieben haben kann. Er knüpft an eine Bemerkung von Steevens an, in der es heisst: „We attend to the cries of the infant, but we laugh at the lond blubbering of the great boy, Will," und könnte es auch nur lächerlich finden, wenn Shakspere in dieser Weise geworben haben sollte; wenn der reife Mann, der „a furnace of passion" in sich trug, sich hier mit einem hilflos nach der Mutter schreienden Kinde verglichen haben sollte. Er charakterisirt eine solche Darstellung als „reine Sentimentalität und einen vollständigen Hohn auf das Pathos. Die Verfehltheit des Bildes würde fast schlimmer gewesen sein als seine sündhafte Verblendung." Solch ein Verbrechen gegen den guten Geschmack — des Herrn Massey — kann der Dichter unmöglich begangen; also — hat er es für Lord Herbert gedichtet. — Wir sehen, die Rhetorik soll hier wieder die Logik ersetzen, die Hinfälligkeit dieser Argumentation springt in die Augen. Denn wenn der Vergleich überhaupt einen „kläglichen" Eindruck macht, so wird er es auch thun, wenn er auf Lord Herbert bezogen wird. Es würde gerade dann eine spöttische Anzüglichkeit darin gefunden werden können, weil Lady Rich in der That die Mutter dieses Liebhabers hätte sein können. Und Shakspere hätte gewiss nicht gewagt, das Verhältniss seines geliebten Patrons von einer lächerlichen Seite darzustellen. Das vorgerücktere Alter Shakspere's dagegen schliesst eine so kleinlich-buchstäbliche

Auffassung, und damit, meine ich, auch die Lächerlichkeit des Vergleiches aus.

So weit kann aber der philologische Scharfsinn Massey's nicht dringen; denn er muss ja Alles vermeiden, was seinen hübsch ersonnenen Roman gefährden könnte. So ist es denn eine eigenthümliche Art von Kritik, die er treibt: sein Denken durchforscht oft ungeschädigt die grössten Tiefen, es geht aber jedesmal elend zu Grunde, wenn es auf die Sandbank seiner vorgefassten Idee stösst.

Was die Lächerlichkeit dieses Bildes betrifft, so bin ich der Ueberzeugung, dass man mit Leichtigkeit eine Menge ganz ähnlicher Bilder in den Dramen finden kann, die, wenn sie mit peinlicher Genauigkeit von der Phantasie des Lesers ausgemalt werden, etwas Komisches haben. Es sind dies gerade jene zahlreichen Vergleiche von packender Realität, die häufig keine sympathische, schöne, aber immer eine drastische Wirkung hervorbringen*). Einen solchen haben wir hier vor uns: es konnte das rücksichtslose, stürmische Verlangen nach der Geliebten kaum drastischer verglichen werden als mit einem Kinde, das laut schreiend der fliehenden Mutter nacheilt, die ihm an's Herz gewachsen, sein Einziges und Alles ist. Und gerade aus dieser Realität und Unmittelbarkeit der Darstellung ist man berechtigt, auf die persönlich-lebhafte Empfindung des Dichters zu schliessen. Das Bild ist aus seinem übervollen Herzen geflossen, und er würde es gewiss auch dann nicht unterdrückt haben, wenn er hätte ahnen können, dass nach einigen hundert Jahren einzelne Kritiker darin eine Komik entdecken würden, die doch wohl nur in ihrer ästhetischen Anschauung liegt. Ohne Voreingenommenheit wird man nicht mehr Kindisches, oder besser Unmännliches in diesem Vergleiche finden, als jede unbeherrschte Leidenschaft nothwendig davon an sich hat.

Man kann allerdings über manche recht ernsthaften Dinge lachen, wenn man eben lachen will. Steevens z. B. wollte

---

*) Shakspere ist eben hierin das Kind seiner Zeit, einer Periode jugendlicher Poesie und jugendlicher Aesthetik. — Man würde sich eine ungeheure Arbeit aufbürden, wollte man alle diejenigen Vergleiche aus den Dichtern jener Zeit zusammenstellen, die vor dem strengeren Tribunale unseres heutigen Schönheitsgefühles nicht mehr Gnade finden würden.

lachen. Er ist ja bekanntlich jener sonst hochverdiente Shakspere-Forscher, der ein für heutige Begriffe ganz unverständliches Vorurtheil gegen die Sonette hatte. Er liess sie bei seiner Gesammtausgabe der Werke Shakspere's (1773) einfach weg, weil er meinte, „the strongest Act of Parliament that could be framed would fail to compel readers into their service.“ *) Er fällte auch jenes mehr als absonderliche Urtheil: „Had Shakspeare produced no other works than these, his name would have reached us with as little celebrity as time has conferred on that of Thomas Watson, an older and much more elegant sonnetteer.“ Heute würde man umgekehrt sagen: hätte Shakspere bloss die Sonette geschrieben, so würde er mindestens den poetischen Ruhm eines Petrarca beanspruchen können.

Delius findet es von seinem Standpunkte höchst unwahrscheinlich, dass der Dichter in diesen und ähnlichen Sonetten persönlich interessirt gewesen sein sollte**). „Wahrlich,“ so ruft er bei der Analyse dieses Sonettes aus, „eine rührende Bescheidenheit und Genügsamkeit von Seiten Shakespeare's, wenn sie ernstlich gemeint und im Leben praktisch von ihm geübt worden ist.“ — Ich ergreife diese erste Gelegenheit, um mich mit der Frage auseinanderzusetzen, ob und wie weit diese und ähnliche Sonette die Charaktergrösse des Dichters schädigen können. —

Es ist Eines von den Sonetten, die uns keinen reinen ästhetischen Genuss gewähren. Wenn wir auch — trotz Steevens und Massey — das Sonett für formell sehr schön halten müssen, so kann diese Schönheit allein uns doch nicht über den wenig erfreulichen Inhalt hinweghelfen. Es berührt uns peinlich, den Dichter auf unmännliche Art eine Frau um Liebe anflehen zu hören, deren Herz einem Anderen zugewandt ist. Und mögen wir sonst noch so hoch von ihm denken, wir können nicht leugnen, dass er sich hier in einer Situation befindet, die wir nicht als besonders ehrenvoll bezeichnen können. Sind wir nun vor die Alternative gestellt, entweder, wie Kenny, ihn

*) S. Massey a. a. O. pg. 4 f.
**) Jahrbuch d. deutschen Sh.-Gesellsch. I. Jahrg., pg. 54.

moralischer Unbedeutendheit, der Charakterlosigkeit zu zeihen*), oder mit Delius anzunehmen, dass alle diese Sonette poetischen Conceptionen entsprungen sind, die nichts mit der Wirklichkeit zu thun haben? — Ich glaube, es giebt einen Mittelweg, auf dem wir der natürlichsten Auffassung dieser Sonette folgen, und doch ein moralisches Verdammungsurtheil ausschliessen können.**)

Suchen wir, uns in die Situation hineinzudenken. Shakspere liebt eine seiner unwürdige Frau; wir wissen nichts Genaueres über Beginn und Verlauf des Verhältnisses, und von der Art seiner Liebe wissen wir nur soviel, dass sie nicht rein sinnlicher Natur war, sondern sich auf gewisse geistige Vorzüge der Geliebten gründete (S. CL). Es sind also jedenfalls ausser jenen roheren auch edlere Motive in dem Verhältnisse massgebend gewesen, die den Dichter um so fester in den Banden jener Frau gehalten haben mögen. Seine Eifersucht wird nun erregt durch die Bevorzugung eines Dritten, von dessen Person wir vor der Hand ganz absehen wollen. Wir werden dann von ihm verlangen können, dass er als moralisch denkender und handelnder Mensch die schmachvolle Lage begreift, in der er sich befindet, und sich aus ihr zu befreien sucht durch Lösung des Verhältnisses und Ersticken seiner Leidenschaft. Ein solches Handeln — d. h. eine mit der Erkenntniss der Untreue fortschreitende Aenderung des Verhältnisses nach dieser Seite hin — wird man verlangen können,

*) S. Elze, pg. 474 ff.

**) Ich bemerke hier von vornherein, dass das Urtheil aller Derjenigen, welche in dieser Neigung zu der herz- und charakterlosen Frau mehr als eine Verirrung des Dichters sehen, die ihn schon nach dem blossen Factum dieses Verhältnisses, nicht etwa nach seinem Verlaufe, zum Schwächling und Wollüstling stempeln wollen, hier keine Berücksichtigung erfahren kann. Die Künstler kommen nun einmal mit reicher Sinnlichkeit begabt zur Welt. Und diese reiche Sinnlichkeit, die ihnen das Material zu ihren erhabenen Schöpfungen zuführt, wird sie immer gewissen Gefahren, die mit ihr eng zusammenhängen, mehr aussetzen als gewöhnliche Menschen. Muss man nun einerseits als sittlicher Mensch weit davon entfernt sein, Excesse der Leidenschaft beschönigen zu wollen, so müsste man andererseits als vernünftig denkender Mensch sich ebenso sehr hüten, auf Grund jener Vergehen den Gesammtcharakter des Excedenten zu verurtheilen. Und wie es keine Dichter giebt, die speciell für jene bornirten Moralisten dichten, keine Maler, die für sie malen: so sollte es auch keine Kritiker geben, die in ihrem Sinne die Feder in Bewegung setzen.

man wird aber nicht den Stimmungen des Betroffenen gebieten können. Diese werden je nach seiner Gemüthsanlage, nach der Tiefe seiner Neigung längere oder kürzere Zeit schwankend sein, ehe sie einer gleichmässigen und gleichmüthigen Platz machen. Bei den ersten Regungen der Eifersucht werden sich Zweifel an der Richtigkeit der gemachten Beobachtungen einstellen, und es lässt sich in diesem Stadium sehr wohl die Abfassung eines zugleich vorwurfs- und liebevollen Gedichtes denken, in dem die gefürchtete Entfremdung bereits als gewiss hingestellt wird, während die Gefühle, welche die erlangte Gewissheit hervorbringen müsste, noch nicht im Herzen des Dichters vorhanden sind. — Und später, wenn diese Zweifel keine Berechtigung mehr haben und die Entfremdung thatsächlich eingetreten ist, werden die Gefühle des Zornes, der Entrüstung, der Verachtung nicht immer allein herrschend sein. Es werden weichere Stimmungen eintreten, in denen das genossene Liebesglück und die Spenderin desselben mit allem Zauber, den sie ausgeübt, lebhaft vor die Seele des Leidenden treten. Er wird in solchen Augenblicken die Vergangenheit zurückwünschen, vielleicht selbst um den Preis des Bewusstseins, dass er nicht immer allein das Herz der Geliebten besessen hat. Dieses Gefühl wird von der Gefühlsfähigkeit des Einzelnen, von der Stärke seiner unter der Asche fortglühenden Leidenschaft seine grössere oder geringere Lebhaftigkeit erhalten. Bei einem lyrischen Dichter, wie Shakspere, werden wir es für stark genug halten können, dass er den Drang nach Erleichterung, nach poetischer Befreiung gefühlt und seinem ringenden Herzen in vor leidenschaftlicher Sehnsucht und Hingebung zitternden Versen Luft gemacht habe. Und in solchen Augenblicken wird der Dichter sich nicht bewusst geworden sein, dass die Stimmung, der er sich hingab, eine schwächliche wäre; er wird eben nur jenem natürlichen, gewaltigen Drange seines Herzens gehorcht haben. Am wenigsten wird er dann wohl an unbetheiligte dritte Personen gedacht haben, die später vielleicht diese Ergüsse lesen und ihn der Schwäche zeihen könnten.

Derartige Gedichte sind gerade diejenigen, die, vom einseitigen moralischen Standpunkt aus und ohne Berücksichtigung der dichterischen Innerlichkeit betrachtet, ein nachtheiliges Licht auf

den Charakter des Dichters werfen können, und die eben deshalb der Auffassung Schwierigkeiten bereitet haben. — Dann giebt es wieder andere Sonette, in denen das genossene Liebesglück zwar noch nachzittert, der Dichter sich aber mehr objectiv gegen seine Sehnsucht verhält; in denen er sich bewusst wird, dass sie eine Schwäche ist — und schliesslich solche, die Zorn und Verachtung dictirt haben.

Etwas Anderes als Fixirung gewisser naturgemäss wechselnder Stimmungen sehe ich in diesen Sonetten nicht. Sie gehören alle in das ungeheure lyrische Gebiet der Stimmungsbilder, für die ja das Sonett seither eine ausserordentlich beliebte Form gewesen. Was wir aus ihnen als schlechtweg Reales entnehmen können, ist nur die Stimmung des Dichters; die einzelnen Gegenstände aber, von denen sich diese Stimmung nährt, mögen zu einem schwer zu bestimmenden Theile fictiv sein. Wir müssen hier eben den poetischen Zuthaten Rechnung tragen, welche die von der Stimmung beherrschte schöpferische Phantasie zur besseren Darstellung derselben in unwillkürlicher Nöthigung hinzufügte, und die es unmöglich machen, in allen Einzelheiten des dargestellten Verhältnisses die vollkommenste Thatsächlichkeit zu finden.

Unter diesem Gesichtspunkte wird das Gravirende der Gedichte wesentlich abgeschwächt. Wir sehen Shakspere, den Menschen, den Dichter, in schwachen Augenblicken, wir haben aber nicht den geringsten Grund und thäten grosses Unrecht, ihn deshalb der Charakterschwäche zu beschuldigen. — Was wissen wir denn auch nur über die Verwendung dieser Gedichte, das einen Schatten auf des Dichters männliches Gefühl werfen könnte? Wir wissen nicht, dass er sie etwa an ihren Gegenstand gesandt hätte; die Circulation dieser Sonette unter seinen näheren Freunden, vor denen er in jener Zeit gewiss keine Veranlassung fand, derartige delicate Expectorationen zu verbergen, mag Jahre lang nach dem Verhältnisse stattgefunden haben, als seine Herzenswunde längst vernarbt war und er in ihnen ganz objectiv nur Producte seiner Muse sah; zum Druck sind sie höchst wahrscheinlich ganz ohne sein Vorwissen gelangt. Wir haben also keine Veranlassung, etwas Anderes zu vermuthen, als dass er sie ohne alle Nebenabsichten, im Drange

des Augenblicks, nur zu seiner Erlösung von dem Druck dämonisch-gewaltiger Gefühle hinwarf. Unter diesem Gesichtspunkte könnte man auch das Schlimmste annehmen: dass alle auf dieses Verhältniss bezüglichen Gedichte in dem Tone dieses Sonetts geschrieben wären — und immer noch würde ein nachtheiliger Schluss auf den Charakter des Dichters ein Fehlschluss sein. Das würde doch nur beweisen können, dass diese Stimmung den Dichter eine gewisse Zeit hindurch beherrscht hätte, das würde nur die Zahl seiner schwachen Augenblicke vermehren, und wir müssten doch, auch ohne dass er es uns selbst gesagt hätte, wir müssten annehmen, dass er diese seiner unwürdige Leidenschaft willensstark überwunden, so gewiss, wie der Dichter, der in seinen Dramen fort und fort die kraftvolle, edle Männlichkeit verherrlicht, gewiss Etwas von diesen Eigenschaften in sich gehabt haben muss.

H. Brown*) führt zu diesem Sonett eine sehr hübsche Parallelstelle aus As you like it (III, 5, 99)**) an: Es sind die Worte, die der Schäfer Silvius zu seiner Geliebten Phebe spricht:

> So holy and so perfect is my love,
> And I in such a poverty of grace,
> That I shall think it a most plenteous crop
> To glean the broken ears after the man
> That the main harvest reaps: loose now and then
> A scatter'd smile, and that I'll live upon.

Die Worte sind allerdings ganz im Tone dieses Sonetts gehalten. Interessant ist auch, dass die Geliebte des Silvius dasselbe Aeussere mit der in den Sonetten geschilderten Frau hat: „inky brows", „black silk hair", „bugle eye-balls" (V. 43 ff.). — Die Worte, mit denen Rosalinde Silvius wegen seiner thörichten Liebe abkanzelt (V. 49), mochte der Dichter seiner Zeit sich selbst zugerufen haben:

> You foolish shepherd, wherefore do you follow her,
> Like foggy south puffing with wind and rain?

---

*) Er findet dieses Sonett äusserst satirisch: The poet evidently parodies the puling, whining, childish, blubbering sonneteers of his own day (pg. 147).

**) Abfassungszeit 1598—1601 (Elze 387).

You are a thousand times a properer man
Than she a woman: . . . . .
'Tis not her glass, but you, that flatter her.

Die Uebersetzung dieses Sonettes von Bodenstedt ist mustergültig bis auf einen wichtigen Ausdruck, der geändert werden müsste. Der Hauptvorwurf dieses Sonetts liegt in der Zeile:

Not prizing her poor infant's discontent.

d. h. sie achtet nicht auf das Schreien ihres Kindes, das sie wohl vernimmt. Bodenstedt hebt diesen Vorwurf auf, wenn er übersetzt:

Nicht wahrnimmt, wie ihr eignes Kindlein klagt.

7. (XXIII.)

Wir müssen mit Bodenstedt, der dieses Sonett unter die Liebes-Sonette setzt, annehmen, dass es an eine Frau gerichtet ist, weil der Ton bei aller Rücksichtnahme auf die schwärmerische Auffassung der Freundschaft in jener Zeit für ein Freundschafts-Sonett entschieden zu zärtlich ist. Was sollte es z. B. einem Freunde gegenüber wohl heissen, der Dichter „vergesse in seiner Gegenwart Alles zu sagen, was der Liebesanstand fordert"? Ebenso unpassend wäre es, wenn der Dichter in seinem Freundschaftsdrange sich vergliche mit „some fierce thing replete with too much rage". Acceptiren wir schliesslich die Lesart „looks" für „books", deren Nothwendigkeit ich darlegen werde, so haben wir einen Grund mehr, eine Adressatin anzunehmen*). — Dem Tone nach brauchte das Sonett keineswegs zu den Gedichten an jene lockere Frau gezogen zu werden. Es könnte einen andern Gegenstand haben, oder eine ganz unpersönliche Leistung in der Liebeslyrik sein. —

Shakspere vergleicht sich in seiner Schüchternheit vor der Geliebten, in seiner Unfähigkeit, seinem übermächtigen Gefühle

*) Massey meint zwar, Shakspere könnte nie gesagt haben looks look for recompense. Das ist allerdings unglaublich. Wenn aber looks so weit entfernt von look ist wie hier, so erscheint es doch nicht unmöglich. Jedenfalls wäre der Ausdruck books look for recompense poetisch recht schwächlich.

Worte zu geben*), mit einem zaghaften Anfänger auf der Bühne**), der aus der Rolle fällt, mit einem Thier, dessen rasende Wuth ihm die Energie zum Handeln benimmt. Dann heisst es weiter nach der Ausgabe von 1609:

O! let my books be then the eloquence
And dumb presagers of my speaking breast,
Who plead for love, and look for recompense,
More than that tongue that more hath more express'd.
O! learn to read what silent love has writ:
To hear with eyes belongs to love's fine wit.

Sewell hat nun in diesen Versen eine Conjectur gemacht, die ebenso verständnissvoll ist, als sie sich leicht darbietet: er liest „looks" für „books"; die Cambridge-, Globe-Edition, Dyce und Delius behalten books bei. Der Letztere meint, dass das Sonett „als Widmung einer Büchersendung beigegeben" sei. Bodenstedt sucht sich zu helfen, indem er „books" mit „Blätter" übersetzt***), womit aber in der That wenig gethan ist. Ich weiss nicht, welche Gründe sonst die Herausgeber gegen diese

---

*) Den Gedanken: „Echte Liebe kann nicht sprechen" — finden wir wieder in T. G. II, 2, 17; M. Ado II, 1, 317. — „Zu grosse Leidenschaft macht stumm" in As Y. I, 2, 269:

What passion hangs these weights upon my tongue?
I cannot speak to her.

sagt Orlando in Bezug auf Rosalinde. — So macht auch Margarethens Schönheit Suffolk verstummen (1 H. VI, V 3, 70).

Petrarca kann in der Nähe der Geliebten vor Leidenschaft nicht sprechen, oder doch nur sinnlose Worte; sein Antlitz spricht allein von seinem Lieben (Th. I, S. 34; Canz. 8, Str. 6). Fast wörtlich an dieses Sonett und an die Stelle in M. Ado anklingend heisst es im 118. S. (Th. I) nach der Uebersetzung von Kekulé und Biegeleben:

Ich seh': der Sehnsucht flammende Gewalt
Hält Sinn und Mund in Bande stets geschlagen,
Wer künden kann, wie viel er glüht, ist kalt.

Ebenso interessant ist die Stelle im „Triumph der Keuschheit" (V. 58):

Gleich einem, den massloser Wunsch bewegt,
Der jedes Wort, noch eh' er es begonnen,
Im Aug' und an der Stirn geschrieben trägt . . . . .

Vergl. auch Drayton, Ideas 57 und Spenser, Amoretti 3.

**) Dem Vergleich mit einem aus der Rolle gefallenen Schauspieler begegnen wir auch im Coriolan (V, 3, 40). Er sagt, als die Seinigen ihn im Lager vor Rom aufsuchen:

Like a dull actor, now
I have forgot my part, and I am out,
Even to a full disgrace.

***) Jordan übersetzt „Dichtung", Gildemeister „Buch".

Conjectur haben — in Bezug auf den Sinn aber, im Ganzen wie im Einzelnen, lässt sich's nachweisen, dass „books" eigentlich weder in den Gedankengang des Sonetts noch zu irgend einem Bilde dieser Verse recht passt, während „looks" allen Ansprüchen auf Harmonie der Gedanken und Prägnanz der Bilder gerecht wird. —

Der Dichter sagt: „Mein Mund ist unfähig, meine Liebe auszudrücken" — „so möge denn dies Buch für mich sprechen" würde man erwarten — das steht aber leider nicht da. Es ist nicht von einem Buche die Rede, sondern von Büchern, und die sollen auch eigentlich nicht sprechen, sondern nur eine stumme Beredtsamkeit entfalten. Dass der Dichter nun aber Bücher, die durch ihren Inhalt d. h. durch Worte wirken sollen, die gerade Dasjenige aussprechen sollen, was seine Lippen nicht vermögen, „den stummen Dolmetsch seiner beredten Brust" nennen sollte, scheint mir doch eine unmögliche Poesie zu sein — wogegen beim Ausdruck der Liebe die beredte Sprache der stummen Augen der Sprachlosigkeit des „sonst so Vieles so deutlich ausdrückenden Mundes (that more hath more express'd)" ja recht gewöhnlich entgegengesetzt wird. Das Epitheton „dumb" ist dann sehr ausdrucksvoll: die Augen sprechen eben nicht in Worten, wie die Bücher.

„Who plead for love" würde allerdings auf Bücher passen, dagegen „look for recompense" um so weniger, während sich Beides von den Augen sehr gut sagen lässt. — Bodenstedt hilft sich hier, indem er den schwierigen Ausdruck ganz unübersetzt lässt:

> Sie flehn weit besser als die Lippe kann
> Um Liebe — o, dass sie erfolgreich flehten.

In dem Verse:

> More than that tongue that more hath more express'd

werden die Bücher in einen ganz unverständlichen Gegensatz zu der Zunge gebracht; sie sollen in diesem Falle mehr sagen wie die Zunge, die sonst mehr und deutlicher ausdrücken kann als die Bücher. Ich meine, das ist Unsinn. Die Ausdrucksfähigkeit der Bücher und der Zunge ist dieselbe, man kann

schriftlich wie mündlich Dasselbe in derselben Weise sagen. Dass dagegen die Sprache der Augen besser das Gefühl ausdrückt, als Bücher oder Zunge es können, ist eine gemeine Wahrheit. — Bodenstedt hat diesen unmöglichen Gegensatz in seiner Uebersetzung beibehalten. Gildemeister gesteht in einer Anmerkung ein, dass er den Vers nicht verstehe; er schlägt vor, statt des zweiten „more" „ne'er" zu lesen. Ich halte eine Aenderung des Textes ebenfalls für nöthig, wenn man durchaus „books" lesen will.

O! learn to read what silent love has writ: Zum Verständniss von geschriebenen Liebesgedichten braucht man nur die Kenntniss der Buchstabenschrift und eine geringe Portion Verstand. Da der Dichter Beides bei seiner Geliebten voraussetzen muss, und das Verständniss seiner Verse durch dunkle Ausdrucksweise gewiss nicht erschwert haben wird, so finde ich absolut Nichts, was zu lernen wäre — da hingegen die Sprache der Gefühle durch Blicke häufig nicht verstanden wird, besonders von Solchen nicht, bei denen die ausgedrückten Gefühle keinen Wiederhall erwecken, so kann man diese Sprache wohl lernen*). — Wie der Dichter eine Liebe, die sich in Liebesgedichten ausspricht, „silent love" nennen kann, ist nicht zu begreifen; während man gegen den schönen Ausdruck, dass

---

*) Shakspere vergleicht das Auge mehrfach mit einem Buche, in das man schreibt und in dem man liest:

In many looks the false heart's history
Is writ . . . . Sonn. XCIII.

Study . . . makes his book thine eyes.
L. L. IV, 2, 113.

Reason becomes the marshall to my will,
And leads me to your eyes, where I o'erlook
Love's stories written in love's richest book.
M. N. D. II, 2, 120.

. . . for never gazed the moon
Upon the water as he'll stand and read,
As 't were, my daughter's eyes. W. T. V, 4, 172.

Read o'er the volume of young Paris' face
And find delight writ there with beauty's pen . . . .
And what obscured in this fair volume lies,
Find written in the margent of his eyes.
This precious book of love etc. Ro. I, 3, 81.

Shakspere braucht „write" in diesem bildlichen Sinne sehr häufig (s. Shakspere-Lexicon).

stille Liebe ihre Gedichte in die Blicke schreibt, unmöglich Etwas einwenden kann. — Ich glaube übrigens, dass das sinnig gewählte „writ" die Hauptschuld an dem unglücklichen Missverständniss dieses Sonetts trägt; es ist in den 6 Zeilen in der That das einzige Wort, das auf „books" hinzuweisen scheint.

Wenn wir „books" gelten lassen, so würde Shakspere sein Sonett mit einem schlechten Scherz schliessen. Denn wie man dann den letzten Vers:

To hear with eyes belongs to love's fine wit

anders verstehen soll, als: Lesen, oder Liebesgedichte verstehen können muss man, wenn man einen Liebhaber hat, weiss ich nicht. — Mit der Annahme von „looks" wird der Sonettschluss sehr schön: Wie die Liebe nicht durch den Mund, sondern durch die Augen spricht, so hört sie auch nicht durch die Ohren, sondern wieder durch die Augen. In diesem Sinne kann Shakspere wohl das Hören mit den Augen als „loves' fine wit"*) bezeichnen. — Shakspere's Worte sind ausser-

---

*) Mit „wit" wird öfters jene Verliebten eigene geistige Gewandtheit bezeichnet, mit der sie es verstehen, einerseits ihre Liebe durch Zeichen und Symbole zu erklären, andererseits die ihnen entgegengebrachte Liebe aus solcher stummen Sprache zu erkennen. Die letztere Art ist hier gemeint, so auch im 43. Sonett von Spenser. Die betreffende Stelle bietet zugleich ein recht klares Beispiel für diese Bedeutung von „wit", sowie eine vortreffliche Stütze für die Lesart „looks":

V. 9. Yet I my hart with silence secretly
Will teach to speak and my just cause to plead
And eke mine eyes with meek humility
Love-learned letters to her eyes to read.
Which her deep wit, that true hearts thought can spell,
Will soon conceive and learne to construe well.

Wenn man diese Verse mit denen des Shakspere'schen Sonettes vergleicht, liegt der Gedanke nicht fern, dass Shakspere das Spenser'sche Sonett im Sinne gehabt habe, als er das Seinige schrieb (Spenser's Amoretti erschienen 1595). — Dieselbe Bedeutung scheint „wit" in einem von H. Brown citirten Sonett des Dichters J. Davies zu haben:

My looks shall be love, and wit's record-books,
Wherein she still may read, what I conceive
Of her sweet words, and what replies I give.

Die andere Bedeutung finden wir in Sidney's „Songs in Astrophel and Stella" (VIII, Str. 16). Hier werden die Gegenstände der die Liebenden umgebenden Natur, welche der Dichter ihre Liebe einander mittheilen lässt: der Wind, der kosend die Blätter küsst: die Erde, die begierig das Wasser aufsaugt; das Wasser, das liebend zur Erde niedersinkt, „witty" genannt.

ordentlich klar, die Uebersetzung von Bodenstedt wird ganz unklar:

Und lass es durch das Aug' zum Ohr eingehn!

Was das Ohr beim Lesen geschriebener Verse zu thun haben soll, ist mir total unverständlich.

Um nun zu schliessen: Werfen wir das unselige Wörtchen „books" einfach hinaus, so ist alles Geschraubte, Gezwungene, Abstruse aus den Versen entfernt; und setzen wir dafür „looks" ein, so können wir eines der schönsten Sonette Shakspere's unverfälscht geniessen. Man kann wohl behaupten, dass der einfache Gedanke: „Mein Mund kann dir nicht sagen, wie ich dich liebe — blick' in meine Augen!" selten mit so rührend tiefer Empfindung, in so wunderbar schöner Form ausgesprochen ist. Um so wünschenswerther wäre es, dass Bodenstedt bei einer neuen Ausgabe der Sonette auch im Deutschen dieses reizende Gedichtchen in seiner reinen Form herstellte. Dabei müsste denn auch der Vers geändert werden:

So ich vergess' oft, zaghaft wie ich bin,
Zu thun (!) was holder Liebesanstand fodert.

Shakspere sagt: „forget to say The perfect ceremony of love's rite." Bei dieser Auffassung kommt es auf das Verbum „say" sehr an. —

Die Lesart „books" wird vielleicht vorzugsweise von den Kritikern beliebt werden, die, wie A. und H. Brown oder Gervinus, die Sonette in chronologischer Reihenfolge vor sich zu haben glauben und die ersten 126 alle auf den unbekannten Freund beziehen. Allerdings wird der einem Manne gegenüber übertrieben zärtliche Ton durch die Lesart „books" wesentlich gemildert. — Uebrigens wird dieses Gedicht schon von der Ausgabe von 1640 als Liebes-Sonett bezeichnet; sie versieht es mit der Ueberschrift „A bashful lover", das wohl schwerlich mit „schüchterner Freund" zu übersetzen ist.

8. (CXXI.)

Dieses Sonett, das den Kritikern grosse Schwierigkeiten bereitet hat, ist insofern äusserst interessant, als man an ihm

erkennen kann, wie die Vorurtheile, mit denen man vielfach an die Deutung dieser Gedichte herangegangen ist, von einem geradezu unheilvollen Einfluss für die Beurtheilung des Shakspere'schen Charakters gewesen sind. Lässt man sich indessen von einer natürlichen, von vorgefassten Hypothesen unabhängigen Auffassung leiten, so lösen sich die Schwierigkeiten zum grössten Theil von selbst.

Wir begegnen hier zunächst dem Vorurtheil, dass die Sonette alle an eine bestimmte Person gerichtet sein müssten, entweder an den Freund oder an die Geliebte. A. Brown (pg. 87) war auf den Gedanken gekommen, dass dieses Sonett vielleicht doch nicht an seiner richtigen Stelle stände und mitten unter den Freundschafts-Gedichten dennoch an die Geliebte gerichtet sei, weil eben Shakspere von seinen „frailties" spricht. (Dass den Dichter ausserdem noch „adulterate eyes" begrüssen, was noch mehr dafür sprechen dürfte, übergeht er wohlweislich). Aber es ist ihm doch gelungen, es auf den Freund zu beziehen; denn die Verleumder können den Dichter sehr wohl der Untreue in der Freundschaft bezichtigt haben, von der ja S. CXVII auch thatsächlich spricht. — Das ist eine gewaltsame Deutung, die absichtlich Etwas ignorirt, das ihr nicht in den Kram passt: nämlich die „adulterate eyes". Die sind bei dieser Auffassung entweder gar nicht zu erklären, oder können nur jenen ekelhaften Verdacht fassen lassen, in dessen Banne wir Jordan*) sehen: den Verdacht, dass böse Zungen schon bei Lebzeiten des Dichters, wie nach seinem Tode liebevolle Beurtheiler in dem Verhältniss Sh.'s zu seinem Gönner etwas mehr als blosse Freundschaft fanden. Er malt sich die Situation mit lebhafter Phantasie aus, indem er annimmt, dass das Gedicht entstanden sein mochte zur Zeit der Essex-Katastrophe, als Southampton mit seinem Freunde in Ungnade gefallen war, und Shakspere trotzdem nicht von ihm abliess: „Es muss noch etwas Anderes sein als Freundschaft, mochten die bösen Zungen sagen, was den Schauspieler und Poeten auch jetzt an den Grafen fesselt, wo dieser in Ungnade gefallen ist und ihm nicht mehr förderlich sein kann." —

*) S. die Bemerkung zu diesem Sonett in seiner Uebersetzung (pg. 411 f.).

Und weshalb nun auf der einen Seite jene gewaltsame Erklärung, auf der andern dieser abscheuliche Argwohn? — Doch wohl nur auf Grund der rein willkürlichen Annahme Drake's, dass die ersten 126 Sonette sämmtlich an seinen Freund Southampton gerichtet seien.

Thatsächlich giebt dieses Sonett uns nicht die geringste Veranlassung, uns den Dichter in einem solchen Verhältniss oder auch nur in dem Verdacht desselben zu denken. Keine Silbe spricht dafür, dass es auf ein Verhältniss zu einem Manne Bezug haben könnte. Viel näher liegt die Annahme, dass es an eine Frau adressirt sei, der Massey, Bodenstedt und einige Andere*) folgen. Nach Massey gehört es mit CIX—CXII, CXVII—CXX zu den Sonetten, in welchen Southampton seine Reue für manchen Fehltritt und seine Bitte um Vergebung aussprechen lässt. Gerade dieses Sonett scheint mir aber wenig in die Reihe der andern hineinzupassen: während der Dichter in den übrigen eine gewisse nicht näher bezeichnete Schuld eingesteht, wird in diesem eine solche in Abrede gestellt. Eigenthümlich ist seine Auffassung der Verse 5—7. In den „adulterate eyes“ hat er wieder Lady Rich gewittert: sie soll böse Gerüchte über des Grafen leichtfertiges Leben in Umlauf gesetzt haben, nachdem sie vergeblich versucht hat, ihn mit ihren „wanton wooing eyes“ zu bezaubern, weshalb sie denn auch mit Recht als „frailer spy“ bezeichnet wird (pg. 278). — Wie willkürlich und wie inhuman, einem Menschen eine so ausgesuchte Schlechtigkeit anzudichten, bloss um einige Lieblings-Einfälle durchzubringen!

Auch Bodenstedt placirt dieses Gedicht nicht passend, wenn er es mitten unter die Liebes-Sonette stellt, die von der „dark Lady“ (wie Massey sie treffend nennt) handeln. Es liegt auch für die unpersönlichste Auffassung eine auffallende Ironie darin, wenn der Dichter mitten unter den Sonetten, die das beiderseitig schuldvolle Verhältniss schildern, plötzlich erklärt, dass

---

*) Elze (pg. 92) nennt einige englische Kritiker, die dieses Sonett zu den an Shakspere's Frau gerichteten zählen. A. Brown, der mit aufgezählt ist, kann wohl nur durch ein Versehen hinzugekommen sein. Er lässt Shakspere wohl eine relativ glückliche Ehe führen, aber keine Sonette an seine Frau richten.

er „für gut hält, was Andre für schlecht halten". — Oder will uns Bodenstedt glauben machen, dass der Dichter in seiner poetischen Fiction so weit gegangen wäre, ein Stadium reiner, platonischer Verehrung zu supponiren, das jener sinnlichen Intimität vorausgegangen wäre? — Das wäre allerdings auch in Wirklichkeit nicht undenkbar. Das Sonett könnte aber ebenso gut auf den Gegenstand einer anderen, reineren Liebe Bezug haben, welche Lästerzungen in den Koth zu ziehen suchten; ja, es könnte auch eine Entschuldigungs-Epistel an seine Frau sein auf böse Gerüchte hin, die an ihr Ohr gedrungen — welche wir aber dann wohl jedenfalls in eine dem unreinen Verhältniss vorhergehende Zeit zu setzen hätten. Alle diese Annahmen sind dem Inhalte des Gedichtes nach möglich, aber sie sind müssig; denn keine von ihnen wird durch denselben als nothwendig gefordert. Und darauf muss es vor allen Dingen ankommen.

Dem Wortlaute nach ist das Gedicht an Niemanden adressirt, Niemand wird angeredet: es ist ein Selbstgespräch des Dichters, in dem er sich über die Verleumdungen böser Menschen hinwegsetzt und sich selbst beruhigt. Auf den Inhalt der Verleumdungen können wir aus dem „adulterate eyes" den allgemeinen Schluss thun, dass er mit der Galanterie in irgend einer Beziehung stehen musste. Damit müssen wir uns auf dem Standpunkte einer wissenschaftlichen Kritik begnügen, weiter geht unser Verständniss nicht; es gehört dieses zu den Sonetten, deren bestimmte Veranlassung uns unbekannt ist. Kommt es aber darauf an, die Sonette in eine für unser Verständniss möglichst durchsichtige Ordnung zu bringen, so dürfte es wohl am Passendsten sein, dieses mit den ideal-erotischen in einen Kranz zu winden.

Bei diesem Sonett ist auch Gildemeister, sonst ein rigoristischer Anhänger der Fictions-Theorie, der Ansicht, dass „uns hier in der That voller Ernst entgegenklinge".

Ich lasse die sinngemässe Uebersetzung dieses stellenweise dunkeln Gedichtes folgen: „Es ist besser schlecht zu sein, als schlecht zu scheinen, wenn die Unschuld dieselbe üble Nachrede erfährt, wie die Schuld, und doch den wirklichen Genuss entbehren muss, d. h. was — nicht nach unserm Gefühl, aber

nach der Auffassung Anderer für Genuss gilt. Denn (wenn in der Unschuld ein Verdienst liegen soll) weshalb dürfen dann lügnerische Buhleraugen*) in meiner reinen Liebe**) Nichts als Buhlerei erkennen?***) Weshalb spähen sie an mir nach einer Schwachheit, der sie selbst am meisten ergeben sind? sie, die in ihrer Bosheit†) Das für schlecht halten, was mir

---

*) „false eyes", die das Richtige zu erkennen unfähig sind.

**) „Sportive blood" ist „muthwilliges", nicht „verliebtes Blut". Gildemeister erklärt es mit „verzeihliche Temperamentssünden".

***) For why should others' false adulterate eyes
Give salutation to my sportive blood?

Für den Ausdruck „give salutation" kommen mir die Erklärungen von Delius und im Shakspere-Lexicon nicht ganz ausreichend vor. Delius erläutert „grüssen, wie zur Huldigung"; das Shakspere-Lexicon „affect in any manner, gratify or mortify", es verweist auf drei Stellen, wo „salute" und „greet" in diesem Sinne gebraucht werden (K. J. II, 590; H. VIII, II, 3, 103; Per. IV, 3, 38), in denen ich indess nur die erstere Bedeutung (gratify) finde, so dass hier die Bedeutung „mortify" als Unicum vorkäme. Ich glaube, dass man hier auf die altgermanische Bedeutung dieser Verben zurückgehen muss, wie sie das mittelhochdeutsche „gruoȝ" (s. Mittelhochdeutsches Lexicon v. Müller und Zarncke) und auch noch das englische „greet" (s. Shakspere-Lexicon) bei Shakspere hat, d. h. „entgegenkommen im beliebigen Sinne, freundlich wie feindlich." Es ist also nicht die Begrüssungshandlung gemeint, sondern die ganze Art des Entgegentretens — kalt, warm, höflich, verächtlich, verehrungsvoll etc. — in welcher sich der Eindruck reflectirt, welchen der Begrüsste auf den Begrüssenden gemacht hat. Wenn hier also „adulterate eyes" den Dichter begrüssen, so heisst das: er hat den Eindruck eines unkeuschen Menschen gemacht, und gewisse Leute treten ihm mit einem Lächeln und mit Blicken entgegen, in denen ihr Urtheil über ihn ausgesprochen liegt. Zur Unterstützung dieser Auffassung verweise ich auf eine Stelle in Troilus und Cressida (III, 3). Dort sagt Ulysses zu Achilles, dass innere und äussere Vorzüge, Tugend z. B., von dem Besitzer derselben nur dann empfunden würden, wenn die Wirkungen derselben auf Andere sich äusserten und dann von diesen zu ihm zurückstrahlten. Achilles erweitert die Beispiele für diesen Satz: man lerne seine eigne Schönheit nur durch den Eindruck kennen, den sie auf Andre hervorbringe; selbst die Augen könnten sich nicht selbst erkennen, sondern nur in andern Augen wiederfinden:

. . . but eye to eye opposed
Salutes each other with each other's form.

(Die folgenden Verse erklären dann diese Reflex-Wirkung noch näher.) Das ist die Bedeutung, die wir hier für „give salutation" annehmen müssen: d. h. „den Eindruck reflectiren, den der zu Begrüssende gemacht hat", und der in diesem Falle durch „adulterate" bezeichnet ist. Die Uebersetzung dieser Stelle bei Jordan ist sehr gut:

Des Lüstlings Auge grüsst mit frechem Hohne
In mir ein ihm verwandtes wildes Blut.

†) „in their wills". Will hat hier eigentlich den Sinn von „Belieben": „Sie finden in meinem Verhalten eine Schlechtigkeit, die nicht nothwendig darin liegt; sie belieben nur, es bös auszulegen". So kommt es in seiner Bedeutung dem „ill-will" sehr nahe.

gut erscheint. — Doch nein (ich will mich nicht durch ihre blinde Bosheit beirren lassen), ich bleibe doch, der ich bin*); und die, welche an mir Fehler entdecken wollen, verrathen dadurch nur ihre eigenen. Mögen sie auf noch so krummen Wegen gehen, so brauche ich darum nicht von meinem geraden abzuweichen**). Nach ihren niedrigen Gedanken dürfen meine Thaten nicht bemessen werden. Oder sie müssten es denn als ein allgemeines Uebel erweisen, dass alle Menschen schlecht sind, und (wie sie) sich ihrer Schlechtigkeit freuen." (S. Shakspere-Lexicon unter „Reign"). —

Die Uebersetzung Bodenstedt's zeichnet sich, wie gewöhnlich, zwar durch Glanz und Gewandtheit der Sprache, durch Schönheit der Verse aus; die Gildemeister'sche dürfte aber in diesem Falle bei ihrer grösseren Worttreue und Klarheit den Vorzug verdienen.

---

*) Immerhin interessant ist die Parallelstelle, die H. Brown hierzu aus Montaigne's Essays anführt: „I care not so much what I am with others as I respect what I am with myself" — obgleich ich nicht glaube, dass Shakspere Montaigne lesen musste, um diesen Gedanken auszusprechen. — Montaigne's Essays erschienen in englischer Uebersetzung von Florio 1603, ein Exemplar dieser Uebersetzung hat Shakspere besessen. Indessen hat er wohl schon viel früher diesen Autor im Original kennen gelernt (s. Elze, pg. 441).

**) Die Uebersetzer beziehen „straight" und „bevel" sämmtlich auf den Blick:

Vielleicht (?) bin ich der Seh'nde, sie die Blinden (Bodenstedt).

und machen dadurch die Stelle unklar. Vergl. T. of A. IV, 3, 18.

Die Kunst des Vortrags.

I.

Unter dem Titel: Ist das Vorlesen eine Kunst?*) hat Legouvé in der Normalschule zwei Vorträge gehalten, die er darauf in der Akademie, im Collége de France, und in der Sorbonne wiederholte. Legouvé's Kompetenz ist nach seinen theoretischen Studien wie nach seinen praktischen Erfolgen auf diesem Gebiete unzweifelhaft, und seine Studien darum wohl geeignet, auch unser Interesse zu regen.

Während in Amerika das Vorlesen (lecture à haute voix) eine Grundlage für den Volksunterricht bildet, gilt es in Frankreich für etwas Gesuchtes, Geziertes, das, wenn nicht schädlich, so doch überflüssig sein soll. Manche zweifeln sogar, dass es ein kunstgemässes Lesen gebe, das gelehrt und gelernt werden könne. Legouvé strebt nichts Geringeres an, als dieses Vorurtheil zu überwinden und der Kunst des Lesens im Rahmen der Unterrichtsfächer eine Stelle zu sichern. Dreissigjähriges Studium hat ihn mit dieser ebenso schwierigen wie nützlichen Kunst vertraut gemacht; er dürfte vor Allen berufen erscheinen, seine Erfahrungen mitzutheilen, und an Niemand wendet er sich mit grösserem Rechte, als an die Schüler des Seminars für höhere Unterrichtsanstalten (Ecole normale supérieure), die bestimmt sind, Lehrer an den Secundärschulen wie an den Facultäten zu werden, die jene Kunst nicht nur gut verwerthen können, sondern durch ihr Amt auch in den Stand gesetzt sind, überkommene Ideen Tausenden mitzutheilen. Legouvé's Vater galt

*) L'art de la lecture, par Ernest Legouvé. 1 vol., in 18. 2 Fr. J. Hetzel (Paris).

schon für den berühmtesten Vorleser seiner Zeit und für einen nicht minder tüchtigen Lehrer. Er bildete eine Reihe der tüchtigsten Künstler, und von ihm unterrichtet zu sein, galt für eine Ehre und für eine Art Freibrief. Unser Legouvé wuchs daher in einer Umgebung auf, welche seine Anlagen für kunstgemässen Vortrag frühzeitig entwickeln musste. Trotzdem konnte er, bevor er als Vorleser öffentlich auftrat, einer systematischen Unterweisung seitens eines tüchtigen Schauspielers nicht entrathen. Mehr noch verdankte er dem vertrauten Umgange eines Samson, Provost, Régnier, Delaunay, Got, mit denen ihn der Beruf des dramatischen Dichters zusammenführte, sowie den gemeinsamen Studien, welche er mit den drei grössten Tragödinnen, Frl. Mars, Frl. Rachel, Frl. Ristori, jahrelang trieb. Beispielsweise gingen der Aufführung seines Erstlingswerkes, Louise de Lignerolles, nicht weniger als 68 Proben voraus. Ein Vierteljahr hindurch studirte Legouvé, der junge, unerfahrene Anfänger, der von Natur zur Emphase hinneigte, mit der gewiegten Künstlerin Frl. Mars. Sie verstand es, in Augenblicken der Abgespanntheit und Voreingenommenheit, eine Scene, die einen grossen Aufwand an Kraft erforderte, mit verhaltener Stimme, fast ohne Bewegungen so wiederzugeben, dass alle Wirkungen, alle Absichten, alle Schattirungen des Gefühlsausdrucks deutlich hervortraten, so dass die Scene einem in einiger Entfernung gespielten Musikstück ähnlich wirkte, oder wie ein von der Zeit gebleichtes Pastell, das die Schattirungen und Umrisse bewahrt hat. Mit Frl. Rachel, welche in einer kaum dreissig Zeilen haltenden Scene ihre Vorgängerin zu erreichen suchte, studirte Legouvé diese Scene drei volle Stunden lang, so dass jeder Satz, jedes Wort, jede nur mögliche Schattirung diskutirt wurde. Nicht mit Unrecht hebt er hervor, dass jene Künstlerinnen die feinsten Klangwirkungen mit der Schärfe eines Instrumentes wiederzugeben vermochten, jede vom Augenblick eingegebene Idee daher auf der That praktisch erprobt werden konnte.

Noch fruchtbarer waren seine Studien mit Frl. Ristori, welche zu dem glänzenden Ergebniss führten, dass die grosse Italienerin in dem von Legouvé für sie geschriebenen Stücke Béatrix ou la Madonne de l'art mit grösstem Erfolge auftrat.

Es galt hier die Schwierigkeiten der französischen Lautbildungen und die noch grösseren des Accents zu überwinden. Dem Italienischen fehlt das e muet, das eu, das u, die Schattirungen des a, o und e decken sich nicht; es betont dem Deutschen ähnlich, tandis que nous glissons sur les syllabes, n'appuyant guère sur la dernière*). Natürlich gelang es nicht, den fremden Accent vollständig zu überwinden; mit Recht begnügten sich Lehrer und Schülerin mit der blossen Korrektheit; das Französisch der Italienerin blieb fremdländisch, ohne sonderbar, auffällig, ohne lächerlich zu sein.

Was Legouvé so in der Kunst des Vortrags lernte, bemühte er sich praktisch in zahlreichen öffentlichen Vorträgen (conférences) zu verwerthen, und wenn er selbst auch von seinen Leistungen stets mit grösster Bescheidenheit spricht, er nimmt in der Kunst, deren Cultivirung er die letzten Jahrzehnte gewidmet, unbestritten die erste Stelle ein.

II.

Legouvé betont ausdrücklich, dass er kein dürres Lehrgebäude hinzustellen beabsichtigt. Um nicht durch abstrakte Herleitungen zu überzeugen und gleichzeitig zu langweilen, zieht er es vor zu unterhalten und anzuregen, wenn die Ueberzeugung sich auch erst in letzter Linie einstellen sollte. Aehnlich der Weise der alten Philosophen in ihren Dialogen weiss er mit Geschick und Glück gesprächsweise Ansicht und Gegenansicht auszutauschen und abzuwägen.

Saint-Marc Girardin, der mit skeptischem Verstande ein gefühlvolles Herz vereint, der der treueste Freund, der sicherste Rathgeber, der liebenswürdigste Gesellschafter (le partenaire de causerie le plus délicieux) ist und den tiefsten Ernst in das Gewand heiteren Scherzes zu kleiden weiss, bewohnte 1868 ein Landgut in der Nähe Legouvé's. Ueber Legouvé's Plan, einen öffentlichen Vortrag über die Kunst des Vortrags zu halten,

*) Der ganze Passus ist für Lehrer des Französischen von höchstem Interesse, da trotz Allem in Bezug auf den Accent bei uns eine unausrottbare Verwirrung herrscht. Man beachte, was Legouvé über cette, tête, colère, détail; über Sémiramis, Sémiramide; über die graphischen Hilfsmittel sagt, deren er sich bediente, um sich seiner geistvollen und ebenso ausdauernden Schülerin verständlich zu machen.

von ihm zu Rathe gezogen, äusserte er nach ruhiger Ueberlegung: „Lieber Freund, Sie können über dieses Thema glänzende Variationen spielen, Bravour-Arien singen und reichlichen Beifall ernten. Das Lesen ist jedoch keine Kunst: es gibt Leute, welche gut lesen, andere, welche schlecht lesen; das Talent der ersteren ist eine natürliche Gabe, die sich nicht erlernen lässt und über die man wohl in wenigen Worten einige Regeln vom Standpunkt der Gesundheit, des gesunden Menschenverstandes, der Aesthetik geben kann; es ist aber nichts weniger als eine Kunst: die ‚Kunst' des Vortrags würde eine einzige Regel enthalten: Lies, wie du sprichst."

Trotz seiner Aufrichtigkeit sagte Girardin nicht rund heraus: „Ich lese sehr gut, und hab's doch nicht gelernt; also hat man es auch nicht nöthig zu lernen." In der That meint Mancher, die Kunst des Vortrags als eine „Gabe" zu besitzen. Girardin pflegte in seinen Vorlesungen in der Sorbonne Bruchstücke aus Lamartine, Corneille, V. Hugo mit grossem Beifall zu lesen, ohne darum jedoch von kunstgemässem Vortrag viel zu verstehen. Sein Geist, seine grosse Ueberlegenheit den Zuhörern gegenüber, das Ansehen seiner Stellung genügten vollständig, positive Fehler zu verdecken; und wenn seine eigenen Reden stets auf den grössten Beifall rechnen durften, so lag das daran, dass in diesem Falle der Vortrag und das ganze Wesen des Vortragenden, seine Fehler mit eingerechnet, sich ergänzten. Mit Recht räth Legouvé, nie eines Anderen Rede für diesen zu lesen, so mächtig man auch der Kunst des Vortrags sei. Jules Sandeau, der ihn einst bat, eine sorgfältig ausgearbeitete Rede an seiner Statt zu lesen, antwortete er: „Votre discours est un discours blond et fleuri d'embonpoint; je le lirai comme un homme brun et maigre; lisez-le vous-même!"

Man wird also von einem Schriftsteller nicht gleich behaupten können, er lese gut, sobald er seine Schriften mit Beifall vorliest: selbst seine Fehler beim Vortrage bilden einen integrirenden Theil seiner selbst und können daher zum Erfolge der Vorlesung unter Umständen beitragen. Solche Fälle können über die Regel nicht bestimmen; gewisse ausnahmsweise, auserlesene Organisationen mögen sogar jede Anweisung entbehren

können, da sie die Kunst in sich bergen und, anstatt sich gewissen Regeln zu unterwerfen, solche selbst unbewusst schaffen. Die Kunst des Vortrags soll aber der grossen Allgemeinheit gelehrt werden; sie kann daher eine Reihe von Regeln sehr wohl entwickeln, deren Befolgung den Einzelnen, je nach Massgabe seiner mitgebrachten Fähigkeiten, in den Stand setzen wird, in dieselbe einzudringen.

Die Kunst des Vortrags sei die Kunst richtig zu sprechen und zu lesen: als solche besteht sie in der Herrschaft über ein physisches Organ, die Stimme, und über ein geistiges Organ, den Verstand.

Soweit war Legouvé in seinen Unterhaltungen mit Girardin gekommen, als der leidige Krieg ausbrach, alle Kunst des Vortrags nutzlos wurde, sodass Legouvé seinen Gedanken erst nach langen Jahren wieder aufnehmen konnte.

III.

Technische Schwierigkeiten. Organ.

Zu Anfang des dritten Capitels betont Legouvé die wesentlichen Unterschiede zwischen dem Organ der Stimme und dem des Gesichts und des Gehörs; Unterschiede, deren Hervorhebung dem deutschen Leser gegenüber weniger nothwendig sind, da wir unter „Organen“ die Sinnesorgane verstehen. Die Stimme ist ein Instrument von zwei Octaven oder drei Registern, dessen Handhabung ebenso wie die jedes anderen Instruments gelernt sein will; ja ein Instrument, das wir nie in einer annähernden Vollkommenheit überkommen, wie etwa das Instrument eines Instrumentenbauers: ehe wir es kunstfertig spielen lernen, müssen wir fehlende Saiten ergänzen, falsche Töne berichtigen, Störungen im äusseren Mechanismus beseitigen. Dem verständigen Gebrauche muss die genaue Kenntniss des Instrumentes vorausgehen.

Von den drei Registern ist das mittlere als das gewöhnlichste am wichtigsten; das tiefe, wie das hohe wird nur ausnahmsweise gebraucht. „Sans le médium pas de postérité,“

sagte der berühmte Schauspieler Molé. Durch zu häufigen Gebrauch wird das Oberregister schnell abgenutzt, die Töne werden schreiend und falsch, und schliesslich wird das ganze Organ schlecht. Der Advocat Berryer behauptete wohl nicht mit Unrecht einst einen wichtigen Process verloren zu haben, weil er gleich zu Anfang seiner Rede, unabsichtlich und ohne es zu merken, die höheren Lagen seiner Stimme benutzte. Die bald erfolgende körperliche Ermattung beeinträchtigte die Entfaltung seiner geistigen Kräfte, und als er die Ursache merkte, war es zu spät: er konnte und wollte auch nicht mehr in die Mittellage herabsteigen. Wie sehr vor einem überwiegenden Gebrauch des tiefen Registers zu warnen ist, wird am Beispiele Talma's und des Vaters von Legouvé*) gezeigt. Das tiefe Register erzeugt bald eine schwerfällige, dumpfe Eintönigkeit; während ein Wechsel in den Registern dagegen einmal der Natur entspricht, dann auf den Zuhörer angenehm wirkt und endlich dem Vortragenden geringere Anstrengung bereitet.

---

*) Der Letzteren betreffende Passus ist so vorzüglich erzählt, dass wir ihn hier um so eher anführen können, als er dem Leser zeigen wird, wie lebhaft Legouvé's Darstellungsweise ist: „Mon père, je l'ai dit, était un très-habile lecteur. Une partie de son succès au Collége de France, où il professait, tenait à ce talent; il intercalait dans ses leçons des fragments de nos grands poètes, et les récitait aux applaudissements universels. Ces applaudissements, auquels naturellement il était sensible, lui attiraient des envieux, des ennemis; un critique écrivit un jour dans un article: „M. Legouvé a lu hier deux scènes de Racine, avec sa voix sépulcrale.“ L'article tomba sous les yeux d'un de ses amis, M. Parseval Grandmaison. Aussitôt, en bon camarade, il se dit: Legouvé doit être très-contrarié, de cette critique, je vois aller le voir. . . . Il arrive; mon père était en effet étendu sur son canapé, d'un air assez mélancolique. — Ah! C'est vous, mon cher Parseval. — Oui! Est-ce que vous êtes malade, Legouvé? Vous avez l'air sombre! — Moi! Non, je n'ai rien! Un peu de mal de gorge. Dites-moi, mon cher Parseval, comment trouvez-vous ma voix? — Je la trouve fort belle, mon ami. — Oui, oui! Mais quel caractère lui trouvez-vous? Est-ce le caractère d'une voix brillante? — Oh! non! Brillante n'est pas le mot qui définit votre voix! Je dirais plutôt qu'elle est sonore. — N'est-ce pas? elle est sonore? — Sans doute! Pourtant, ce n'est pas encore le nom qui lui convient le mieux! C'est plutôt une voix grave. — Grave! soit! Mais pas sombre! — Oh! non! non! pas sombre! Pourtant il y a bien quelque chose. — Mais enfin, elle n'est pas caverneuse! . . . — Non! non! Pourtant . . . — Oh! je vois bien, s'écria mon père en riant, que vous partagez l'avis de cet abominable critique, et que vous la trouvez sépulcrale.“ A partir de ce jour, mon père s'étudia à faire moins souvent usage des notes basses, à les mêler plus habilement aux deux autres registres, et arriva ainsi à cette variété de timbres qui est à la fois un charme pour l'auditeur, et un repos pour le lecteur.

Doch der Wechsel der Register genügt noch nicht allein. Die Stimme an sich muss vor Allem fleissig durchgearbeitet werden. Beständige Uebung kräftigt schwache Stimmen, glättet rauhe Stimmen, beseitigt schreiende Töne, kurz, wirkt auf die sprechende Stimme, wie die Gesangskunst auf die singende Stimme. Wenn man von manchen berühmten Schauspielern sagt (wie von Duprez), sie hätten sich eine Stimme geschaffen, so ist dieser Ausdruck uneigentlich. Man schafft sich die Stimme nicht, wenn man sie nicht besitzt; Beweis: man verliert sie unter Umständen, und man würde sie niemals verlieren, wenn man im Stande wäre, sich eine Stimme zu schaffen. Aber man wandelt sie um, bildet sie aus: man verleiht ihr Fülle (du corps), man gibt ihr Glanz, Anmuth, man dehnt ihren Umfang. Die Malibran hatte ihre drei Octaven sicher nicht von Anfang an besessen. Einst endete sie das Rondo der Somnambule mit dem hohen d, nachdem sie beim tiefen d begonnen hatte. Als man ihr dieses hohen d wegen nach dem Concert seine Bewunderung ausdrückte, sagte sie: „Oh! je l'ai assez cherché. Voilà un mois que je cours après lui! Je le poursuivais partout! En me coiffant! En m'habillant! et je l'ai trouvé un matin au fond de mes souliers, en me chaussant!“

In zweiter Linie muss man das Athemholen lernen. So natürlich das Athmen ist und wenngleich es ganz unbewusst geschieht, kann und muss man das rechtzeitige Athemholen erlernen. Man liest nicht gut, wenn man nicht rechtzeitig Athem holt, und man holt nicht rechtzeitig Athem, wenn man es nicht gelernt hat. Die Kunst besteht nicht nur darin, rechtzeitig einzuathmen, sondern auch mit dem Athemvorrath gehörig Haus zu halten. Zur Erläuterung dient eine äusserst klare physiologische Darlegung der Vorgänge, sowie die Beispiele der Sänger Rubini und Stockhausen, der Schauspieler Talma, Molé, Dorival. Der sehr naheliegende Einwand, als sei diese Kunst des rechtzeitigen Athemholens für den Schauspieler und Sänger wohl von wesentlichem Nutzen, hier handele es sich aber nicht um das Theater, sondern um das Vorlesen, erweist sich als hinfällig, wenn man erwägt, dass der Schauspieler, während seine Partner reden, Ruhe hat, dass seine Be-

wegungen, seine Maske, sowie die Dekorationen seine Wirkung bedeutend unterstützen, während der Vorlesende oft eine ganze Stunde lang liest, seine Stimme sein einziges Mittel ist*) und durch die Unbeweglichkeit seines Körpers die Kraftentfaltung beeinträchtigt wird. Beim Sitzen empfiehlt sich ein hoher Stuhl (nicht etwa ein tiefer Lehnsessel), aufrechte Haltung und Anlehnen des Rückens gegen die Rücklehne.

IV.

Aussprache. Articulation. Interpunction.

Von der richtigen Aussprache hängt die Klarheit der Rede, das Ebenmass und das wahre Leben der Sprache ab. Für die Aussprache der Vokale erklärt Legouvé Paris für massgebend; fast alle Provinzen, besonders die mittäglichen, haben in der Aussprache der Vokale einen Accent, welcher lächerlich wirkt: hotte (haute), fantommes (fautômes), ennées (années), pâlais (palais), lâpin (lapin), chaquin (chacun). Nicht minder wichtig ist die sorgfältige Aussprache der Consonanten. Als bestes Mittel, eine fehlerhafte Aussprache gründlich zu bessern, empfiehlt Legouvé, so leise vorzulesen, dass der Zuhörer mit dem Ohr allein das Gelesene nicht erfassen kann, sondern gezwungen wird, mit den Augen die Laute vom Munde des Redenden abzulesen. Eine genaue Articulation ist im Stande, selbst die Schwäche des Organs zu verdecken: Potier hatte keine Stimme, Monvel weder Stimme noch Zähne, Andrieux's Stimme war rauh und halb erloschen, und doch sprachen alle drei bewundernswürdig und mit hinreissender Gewalt. Ja, die Fülle der Stimme ist oft ein Hinderniss (le son mange le mot), und Schauspieler wie Bouffé brachten gewisse schwierige Rollen am besten zur Geltung, wenn sie nicht im vollen Besitz ihrer Stimme waren.

Die besonderen Fehler der Aussprache lassen sich auf drei

*) Ein Versuch zeigt, wie leicht wir unsern Athem nutzlos vergeuden: man stelle sich vor eine brennende Kerze und singe „la“; die Flamme wird sich kaum bewegen; singt man dagegen eine Tonleiter, so wird die Flamme bei jedem Ton zittern. Der Sänger Delle Sedie singt jedoch vor der brennenden Kerze eine Tonleiter auf- und abwärts, ohne dass die Flamme sich im Geringsten bewegt.

Arten zurückführen: le zézaiement*), le grasseyement**), le bégayement***).

Das zézaiement, von dem eine Abart, welche in der Ersetzung des t durch d, des s durch z besteht, den Namen blésité, bléser oder blaiser führt, entsteht dadurch, dass die Zunge über der Zahnreihe fortwährend hinaustritt, und macht einen so einfältigen Eindruck, dass es seit Régnier auf dem französischen Theater als bestes Mittel gilt, einfältige Rollen zur Geltung zu bringen. Das grasseyement besteht in der Bildung des r durch die „Kehle“ (Zungenwurzel, Zäpfchen); es steht der vibration, der Bildung des r mit der Zungenspitze, entgegen. Die erstere Aussprache macht die Sprache sehr schwerfällig und ist beim italienischen Gesange durchaus hinderlich; sie ist übrigens sehr gemein, findet sich in Paris fast durchweg und in Marseille ganz allgemein, obwohl sie dem Süden sonst nicht eigenthümlich ist. Talma, der selbst diesen Fehler an sich hatte, empfahl folgende Sprachübungen: travailler, ravailler, drame, rame, gras, rat u. s. w. Von dem materiellen, organischen Stottern sieht Legouvé natürlich ab. Er spricht nur von jenem, welches eine Folge der Schüchternheit, der Ungeduld, der Unklarheit in den Ideen, der Verlegenheit ist, und empfiehlt langsames Lesen, langsames Reden, erst zu überlegen und nicht eher zu sprechen, als bis man ganz klar ist.

Von viel grösserer Wichtigkeit, als man wohl gewöhnlich meint, ist auch die Wiedergabe der Interpunktion beim Lesen, die richtige Vertheilung und Bemessung der Pausen. Die von Legouvé angeführten Beispiele sind lehrreicher als es Regeln sein würden, weil sie zunächst die Nothwendigkeit veranschaulichen, über den Gegenstand sorgfältig nachzudenken. Man

---

*) zézaiement, manière de remplacer dans la prononciation l'articulation du j ou du g par celle du z; c'est un défaut commun chez les enfants qui ont de la peine à prononcer les lettres chuintantes j et ch. Aus den Memoiren der Marquise von Créquy erfahren wir, dass unter anderen die Gräfin de Chaulnes sich sehr jugendlich kleidete und durch eine solche Aussprache jünger erscheinen wollte!

**) le grasseyement affecté consiste à ne prononcer nullement la lettre r ou de la remplacer par l' l: die jeunesse dorée sagte im vorigen Jahrhundert: „ma paole d'honneu!

***) bégayement, embarras plus ou moins grand dans la parole, caractérisé par l'hésitation, la répétition saccadée, la suspension pénible, et même l'empêchement complet de la faculté d'articuler.

lese z. B. Lafontaine's Fabel, le Chêne et le Roseau. Der erste Vers lautet:

Le chêne un jour dit au roseau

Wie manche werden nicht lesen:

Le chêne un jour, dit au roseau,

ohne zu merken, dass sie das Adverb irrthümlich dem Substantiv beigesellen, comme s'il y avait des chênes qui s'appellent „un jour", anstatt es von demselben ausdrücklich zu trennen:

Le chêne, un jour, dit au roseau.

V.

Von dem correcten Lesen, welches in der Herrschaft über die verschiedenen Register, in dem rechtzeitigen, daher unauffälligen Athemholen, der reinen Aussprache, dem Gleichmaass der Darstellung besteht; bis zum kunstgemässen Lesen ist jedoch noch ein grosser Schritt, der nur denen möglich wird, welche mit natürlichen Mitteln eine bedeutende geistige Begabung vereinen. Wenn Saint Marc Girardin sagt: il faut lire comme on parle, so gilt das nicht einmal für den Fall, dass man richtig spricht. Man bedenke nur, dass die gewöhnliche Unterhaltung gewisse Nachlässigkeiten verlangt, andere gestattet, deren Uebertragung auf den lauten Vortrag in keiner Weise anginge. Legouvé zeigt beispielsweise, dass man in der Unterhaltung wohl tés, més, lés oder annähernd für tes, mes, les hört. Plaudern und Vortragen ist jedoch zweierlei. Von der Existenz eines Unterschiedes sind Advocaten und Kanzelredner wohl überzeugt, jedoch sind sie sich des Wesens dieses Unterschiedes nicht bewusst, sodass sie beim Reden, um nur nicht den Anschein der einfachen Plauderei zu erregen, in allerlei Unnatürlichkeiten verfallen.

In den Besitz der wahren Kunstfertigkeit gelangt man trotz der besten Anlage nicht ohne Lehrmeister. Legouvé empfiehlt daher Allen, deren Beruf es erheischen sollte, viel vor der Oeffentlichkeit zu reden, bei einem tüchtigen Schauspieler einen systematischen Unterricht zu nehmen. Die von ihm angeführten Beispiele geben ihm allerdings Recht. Wenn ein solcher Unterricht jedoch fruchtbringend wirken soll, ist es nothwendig, dass der Schüler sich gewöhnt, bei allen möglichen Gelegenheiten des täglichen Lebens genau zu beobachten; nichts erscheine ihm

als zu geringfügig, am allerwenigsten das Studium der Kinder. Mit der ursprünglichen Natürlichkeit ihres Ausdrucks, der unbewussten Herrschaft über ihr Organ, mit ihrem Nachahmungstriebe und der natürlichen Fähigkeit nachzuahmen, sind sie oft wahre Muster in der Darstellung.

Ueber einen Umstand, welcher dem Vorlesen, oder auch nur dem lauten Lesen den grössten Werth verleiht, verbreitet sich Legouvé ausführlich; und wie früher Girardin, gelang es ihm, hierin keinen Geringeren als Sainte Beuve zu überzeugen: das laute Lesen stärkt die Kraft der Analyse ausserordentlich, es erleichtert das genaue Verständniss eines Schriftstellers; denn, um die Vorzüge irgend eines Lesestücks geltend zu machen, muss der Vorlesende sie vollständig erkannt haben. Wie immer, ist Legouvé auch hier in der Wahl seiner Beispiele äusserst glücklich. Er zieht zunächst Racine's berühmte akademische Rede auf Corneille an. Sie enthält eine in der That höchst merkwürdige Stelle, welche das französische Theater vor und nach Corneille schildert. Der Schlusssatz, der Corneille's Verdienst würdigen soll, macht zuerst einen schwerfälligen Eindruck, der sich noch vergrössert, wenn man die Stelle laut liest; es ist ein einziger Satz von siebzehn Zeilen, ohne jeden Ruhepunkt! Der vorangegangene Satz, welcher das „dramatische Chaos" vor Corneille schildert, besteht dagegen aus sieben Sätzen, in neun Zeilen, ohne jedes Verb, eigentlich eine Häufung von Ausrufen. Was beim leise Lesen Einem vollständig entgeht, macht ein Versuch, die Stelle laut zu lesen, sofort deutlich: Racine hat den Unterschied der beiden dramatischen Epochen malen, durch seine Schilderung selbst, auch äusserlich veranschaulichen wollen. Von diesem Gesichtspunkte erscheint nun der Schlusssatz nicht mehr verfehlt, sondern vollendet, und der Vortragende wird ihn nicht zaghaft und den Misserfolg gleichsam vorherfühlend lesen, sondern seine Bewunderung wird ihm die Wiedergabe wesentlich erleichtern.

Sehr lesenswerth sind Legouvé's Bemerkungen über die Eindrücke, welche Bossuet, Pascal, Massillon und Saint Simon auf denjenigen machen, welcher ihre Schriften vorlesen will, der sie also zunächst für sich wiederholentlich laut liest. Die Charakteristik dieser vier verschiedenen Arten der Prosa ist

äusserst treffend und lässt sich ohne Legouvé's Hilfsmittel in dieser Schärfe gar nicht erreichen. Der Vortragende wird schliesslich zum Kritiker, und wenn ihm das laute Lesen oft die Erkenntniss verborgener Schönheiten erschliesst, so enthüllt sie ihm oft auch Schwächen, die dem lesenden Auge entgehen können, die dem unerbittlichen Ohre dagegen bald kund werden. Vor einem Auditorium wird der Blick des Lesenden noch schärfer. Zwischen ihm und den Zuhörern besteht eine Art elektrischer Verbindung. Er bedarf nicht weiterer Warnungen durch Zeichen der Ungeduld; ihr Schweigen schon belehrt ihn. Er sieht schon voraus, welche Stelle zünden, welche andere völlig fehlschlagen wird; sein kritischer Blick wächst zu einer Art Sehergabe. Gewisse Schwächen Massillon's wie seine Eintönigkeit, welche der grosse Wortschwall nur unvollkommen verdeckt, werden beim lauten Lesen sofort klar.

VI.

Wenn Buffon sagt: „Le style n'est que l'ordre et le mouvement qu'on met dans ses pensées," so liegt in dieser Definition ein Hinweis auf eine Hauptregel für die Kunst des Vortrags: der Vortragende muss von seinem Stücke die Anordnung und die „Bewegung" genau studirt haben, er muss den Plan des Werkes erfasst haben, im Gemälde die Zeichnung, im Bau das Gebälk, kurz die Disposition kennen. Nur wenn er die einzelnen Theile des Ganzen und ihre Gruppirung erwägt hat, wird er im Stande sein, den Vortrag zu grösster Geltung zu bringen, ja, wie es oft nöthig ist, Schwächen des Stückes zu verdecken, indem er die Vorzüge desselben klarer hervortreten lässt; nur dann wird er seine Kraft so angemessen auf die verschiedenen Abschnitte vertheilen können, dass Stück und Vortrag sich decken. Daher wird auch Niemand ein Stück genauer kennen lernen, in seine Vorzüge und Schwächen tiefer eingeweiht sein, als wer es meisterhaft vorzutragen versteht. Legouvé weist das an A. de Musset's schönem Gedichte: „l'Espoir en Dieu", überzeugend nach. Der Schluss des Gedichtes, das Gebet, in dem die Wirkung des Vortrags nach der Absicht des Dichters culminiren soll, steht gegen den ersten Theil an Auffassung und Ausführung unendlich zurück, und ein wirkungsvoller Vor-

trag ist nur möglich, wenn der Vortragende diese Schwäche vorher erkannt hat und es versteht, sie zu verdecken.

Wie muss man Verse lesen? Wenn man nach der selbst auf dem Theater befolgten Methode schliessen darf, bestünde die grosse Kunst, Verse zu lesen, darin, den Zuhörer glauben zu machen, es sei Prosa. Legouvé dagegen stellt drei Thesen auf:

1. Die Kunst des Vortrags ist nirgends so schwierig und so nothwendig als bei den Versen; nur eine lange Uebung führt zur Meisterschaft.

2. Man muss Verse wie Verse lesen und die Dichter als ein Dichter interpretiren.

3. Der Dolmetscher der Dichter wird ihr Vertrauter, ihm enthüllen sie, was sie Niemand sagen.

Es giebt jedoch ebenso viele verschiedene Weisen Verse zu lesen, als solche zu machen. Racine darf nicht wie Corneille, Molière nicht wie Regnard, Lamartine nicht wie Victor Hugo gelesen werden. Lesen heisst übersetzen; der Vortrag muss, wenn er gut sein soll, genau den Geist des Dichters wiedergeben. Ausserdem hat jede Dichtungsart ihre eigene Vortragsart. Eine Ode wie eine Fabel lesen, ein lyrisches Gedicht wie ein Drama, die Etoiles von Lamartine wie den Aveugle et le Paralytique von Florian hiesse über die unendliche Mannigfaltigkeit der Werke dichterischer Genien den hässlichen Schleier der Uniformität werfen. Stets jedoch lese man Dichter wie ein Dichter, lasse dem Rhythmus wie dem Reim sein Recht, sei, sobald Verse Malerei und Musik bilden, Maler und Musikus, kurz man bringe stets die eigentliche Absicht des Dichters zur Geltung. Hiernach bildet der Vortrag wirklich eine Kunst, und eine sehr schwierige. Deutsche Lehrer des Französischen (für diese ist Legouvé's Studie von grösstem Interesse) werden daher gut thun, ihre an den Schüler beim Lesen poetischer Stücke zu stellenden Anforderungen auf ein sehr bescheidenes Maass zu beschränken und nicht etwa ihre subjective Auffassung ihnen aufzudrängen. „So oft ich," sagt Legouvé, „Verse in der gebildetsten Gesellschaft lesen höre, kann ich mich nicht genug wundern über die Unzahl von Weisen, sie schlecht zu lesen."

Legouvé führt die obigen Ansichten an Lafontaine's Fabel vom Reiher durch. Hier eine kurze Skizze seiner ausführlichen

Begründungen. Legouvé hat aus den Lafontaine'schen Fabeln soviel gelernt, dass er ihr Studium nicht genug empfehlen kann. Sein Lehrer las dieselben meisterhaft, und wenn er in Kleinigkeiten wohl zuweilen etwas weit ging, so bleibt der Kern seiner Lehren doch durchaus wahr.*)

Le Héron.

Un jour, sur ses longs [1]) pieds, allait [2]) je ne sais où
Le héron au long [1]) bec emmanché d'un long [1]) cou.
Il côtoyait une rivière [2]);
L'onde était transparente ainsi qu'aux plus beaux jours.[1])
Ma commère la carpe y faisait mille tours [1])
Avec le brochet, son compère.[1])
Le héron en eût fait aisément son profit;
Tous s'approchaient du bord; l'oiseau n'avait qu'a prendre.[2])
Mais [3]) il crut mieux faire d'attendre
Qu'il eût un peu plus d'appétit.[4])
Il vivait de régime et mangeait à ses heures.[3])
Au bout de quelque temps l'appétit vint.[2]) . . . L'oiseau,
S'approchant du bord, vit sur l'eau,
Des tanches qui sortaient [1]) du fond de leurs demeures.

*) Man lese folgende Lection aufmerksam durch, und wenn man sich eines Lächelns auch nicht erwehren kann, wird man doch zugestehen müssen, dass die Bemerkungen an sich sehr treffend sind. Legouvé's nichtgenannter Lehrer hatte im Conservatorium einige Fabeln Lafontaine's, u. A. le Chêne et le Roseau, zu lesen. Er sagte zu Legouvé in der Stunde: „Venez m'entendre, et vous verrez comment doit se présenter, devant un grand auditoire, un lecteur qui sait son métier ... Je commencerai par faire le tour de l'assemblée avec le regard! Ce regard circulaire et accompagné d'un demi-sourire légèrement esquissé sur les lèvres, doit être agréable, aimable; il a pour objet de récolter, pour ainsi dire, comme dans une quête, les premières sympathies de l'assemblée .... et de ramener sur vous tous les yeux; une fois maître de tous les regards, on fait un petit appel du gosier, hum! hum! comme si on allait commencer; on ne commence pas encore! Non! On attend que le silence soit bien complet, alors on avance le bras! ... le bras droit, en arrondissant gracieusement le coude ... le coude est l'âme du bras! ... l'attention redouble, vous dites le titre. Vous le dites simplement, sans effet, vous jouez le rôle d'une affiche ... le Chêne et le Roseau. Alors vous commencez: Le Chêne; ici, la voix lorge! le son étoffé! ... le geste noble et quelque peu emphatique! Il s'agit de peindre un géant qui a la tête dans la nue et les pieds dans l'empire des mortels.

Le chêne, un jour, dit au roseau.

Oh! presque pas de voix en disant le mot roseau! ... Rapetissez-le, ce pauvre arbrisseau, par l'intonation .... méprisez-le bien, jetez-lui un regard pardessus l'épaule! Tout en bas ...., comme si vous le découvriez au loin! ...“ Ja, in der Fabel „Bertrand et Raton“, an der Stelle:

„. . . Nos deux maîtres fripons
Regardaient rôtir des marrons“

schnarrte er die sechs r, um das Krachen der am Feuer platzenden Kastanien nachzuahmen.

Ce mets ne lui plut pas, il s'attendait à mieux.
Il montrait un goût dédaigneux
Comme le rat du bon Horace.[3])
Moi, des tanches! dit-il. Moi, héron[1]), que je fasse
Une si pauvre chère, et pour qui me prend-on?
La tanche dédaignée, il trouva du goujon.
Du goujon! beau[3]) dîner, vraiment, pour un héron!
Que j'ouvre pour si peu le bec! à Dieu ne plaise!
(Il l'ouvrit pour bien moins.) Tout alla de façon
Qu'il ne vit plus aucun poisson.
La faim[4]) le prit . . .
Il fut tout heureux et tout aise
De rencontrer un limaçon.

Es wechseln äusserst lebhaft rein erzählende ([2]), ausmalende ([1]) und charakterzeichnende ([3]) Stellen. Die ersteren bedürfen einer einfachen, klaren, ruhigen Wiedergabe; die pittoresken Wörter und Sätze verlangen eine gewisse künstlerische Darstellung: der Anblick des durchsichtigen Wassers, das lebhafte Spiel der sich an der Oberfläche jagenden Fische, das Hervorsprudeln der kleinen Fische muss zur Anschauung gelangen. In Moi, des tanches! Moi, héron, muss man ordentlich sehen, wie der Langbein sich noch höher macht; das beau dîner spricht er unter lautem Lachen. Die charakteristischen Stellen müssen besonders nachdrucksvoll hervorgehoben werden Der Reiher wird als ein Feinschmecker hingestellt, dem Völlerei fremd ist, der auf sich etwas hält, nicht isst, ehe seine Esslust nicht rege. Die Wörter ([4]) appétit und faim sind wesentlich; ersteres muss gefällig klingen, an die Freuden eines leckeren Mahles erinnern; um so unliebsamer muss der „Hunger“ berühren.

VII.

Der letzte Abschnitt der Studie Legouvé's ist ein unnachahmliches Meisterstück. Die Schönheiten desselben, die warme edle Begeisterung auch nur annähernd zu beschreiben, ist unmöglich. Es ist im Ganzen ein Gespräch zwischen dem gelehrten Akademiker Cousin und Legouvé und behandelt die sogenannten „freien Verse“. Lebhaft, lehrreich, liebenswürdig in der Darstellung und tief begründet in allen Ausführungen. Wir müssen den Leser auf das Buch selbst verweisen. Hier nur noch einige Stellen, welche die Macht der Stimme dem

Vortragenden selber gegenüber betonen und an Shakespeare's Dinge erinnern, von denen die Schulweisheit sich nichts träumen lässt. Fr. Talma erzählt in ihren Denkwürdigkeiten, dass sie sich eines Tages in der Rolle der Andromache so tief ergriffen fühlte, dass sie nicht nur alle Zuhörer rührte, sondern selbst in Thränen ausbrach. Als man sie nach der Vorstellung mit den wärmsten Lobeserhebungen überschüttete, ihre unvergleichliche Kunst pries, sich aber auch wunderte, wie sie selbst bis zu Thränen hatte gerührt werden können, äusserte sie einfach: „Was mich weinen machte, war der Klang meiner Stimme. Was mich rührte, war der Ausdruck, den meine Stimme den Leiden der Andromache verlieh, nicht diese Leiden selbst. Der nervöse Schauer, der meinen ganzen Körper durchrieselte, war der elektrische Schlag, den meine eigenen Laute meinen Nerven mittheilten."

Fräulein Rachel äusserte sich einst ganz ähnlich. Sie trug in den Gärten von Potsdam in Gegenwart des Kaisers von Russland, des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preussen, sowie mehrerer anderer Souveräne, Scenen aus einigen Tragödien vor: „Die erlauchte Zuhörerschaft hatte mich elektrisirt; nie fand meine Leidenschaft einen so mächtigen Ausdruck: meine Stimme versetzte mein Ohr in Entzücken." In der That sind Schauspieler von mittelmässiger Intelligenz auf den Klang ihrer Stimme oft als den sichersten Führer angewiesen: geistlose Menschen können geistvolle Schauspieler sein.

Den Schluss bilden Bemerkungen über Ponsard's Monolog des Galilei und über die Schwierigkeit des à première vue Lesens. Ein Nachwort betont die immense Wichtigkeit des Lautlesens für die Gesundheit der Stimme und der Lungen, für die Entwicklung der Intelligenz, für die Jugend der niederen und höheren Schulen. Von dem eigentlichen Wesen des Legouvé-schen Buches wird der geneigte Leser aus den vorstehenden Umrissen leider nur einen ganz ungefähren Begriff erhalten haben; wir wünschen aufrichtig, er möchte einige Anregungen empfangen haben, die ihn veranlassten, das Buch selbst zu lesen. Nirgends dürfte man eine solche Fülle charakteristischer, geistvoll und liebenswürdig gegebener Bemerkungen über einen so interessanten Gegenstand finden.

Lüneburg. Voelkel.

Molière-Studien.

I. Molière's Verhältniss zu seinen Eltern.

Auch die Biographie Molière's hat ihre eigene Geschichte. Die zeitgenössischen Biographen schrieben das Leben des Dichters nieder, lediglich, wie es sich in ihrer Erinnerung malte, und die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, soweit sie sich überhaupt mit Molière beschäftigten, verfielen in denselben Fehler, indem sie einfach die von den Zeitgenossen überlieferten Thatsachen als richtig in das von ihnen entworfene Bild des Dichters ohne die geringste Prüfung übernahmen und so vor Allem dazu beitrugen, das Andenken Molière's in oft unrichtiger, ja selbst in gehässig entstellter Weise bei der Nachwelt fortleben zu lassen.

Erst mit dem Beginne dieses Jahrhunderts hat man, nach dem Vorgange des verdienstvollen Forschers Beffara, damit begonnen, auf Grund der von ihm nach zweihundertjähriger Ruhe zuerst ans Tageslicht gezogenen Dokumente, die bisherigen Lebensbeschreibungen des Dichters einer eingehenden Prüfung zu unterziehen und eine Darstellung seines Lebens zu geben, welche, gestützt auf urkundlich feststehendes Material, die Bürgschaft einer grösseren Treue in sich birgt, als die oft parteiisch gefärbten Berichte der Zeitgenossen.

Seit Beffara's Vorgang, mit welchem ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Molièrebiographien anhebt, ist das Bestreben der französischen Litteratoren stetig dahin gegangen,

immer neues auf Molière bezügliches Aktenmaterial herbeizuschaffen und so ein stets lückenloseres, klareres und über jeden Streit erhabenes Bild des Lieblingsdichters der französischen Nation zu geben.

Allein trotz der zahlreichen Dokumente, welche seit Beffara, namentlich von Soulié in seinen „Recherches sur Molière et sur sa famille", veröffentlicht worden sind, trotz des Eifers, mit welchem die Biographen unserer Tage nachzuholen scheinen, was ihre Kollegen in den vorausgegangenen Jahrhunderten versäumt, giebt es auch heute noch eine Reihe von Punkten in dem Leben Molière's, welche der Aufhellung gar sehr bedürfen.

Diese Ueberzeugung, welche sich Jedem, der sich mit dem Leben Molière's und der einschlagenden Litteratur vertraut gemacht, von selbst aufdrängt, hat denn auch einen deutschen Dichter und Schriftsteller, Paul Lindau, bewogen, eine Ergänzung der Biographie unseres Dichters zu schreiben und den Versuch zu machen, da, wo die Quellen nicht auszureichen schienen, aus den Werken des Dichters heraus die Lücken, welche sich in den bisherigen Darstellungen seines Lebens ergaben, zu ergänzen. Dass eine solche Darstellung gewärtig sein muss, durch erneute Durchforschung der bisherigen Quellen oder Auffindung neuer Dokumente in ihren Behauptungen umgestossen zu werden, liegt auf der Hand. Allein damit hat sie, so scheint mir, ihren Hauptzweck erfüllt: die Aufmerksamkeit derer, welche mit Molière sich eingehender zu beschäftigen den Beruf fühlen, auf eine Reihe von Punkten hingelenkt zu haben, die einer eingehenderen Bearbeitung und einer Klärung würdig und bedürftig sind.

Zu diesen Punkten, welche in den Biographien Molière's entweder gar nicht oder nur ungenügend behandelt erscheinen, gehört auch das Verhältniss Molière's zu seinen Eltern, ein Verhältniss, welches Lindau wiederum lediglich mit Hinweis auf die Werke des Dichters und aus denselben heraus zu erläutern versucht. Und doch glaube ich in der Folge zeigen zu können, dass es in diesem Falle gar nicht nöthig gewesen wäre,

auf die Werke Molière's gleichsam als die ultima ratio zurückzugehen; im Gegentheil scheint mir die Aufgabe nicht allzu schwierig, aus den Dokumenten, welche Soulié in seinem bereits erwähnten Werke mittheilt, die einzelnen hierselbst verstreuten Züge, welche sich auf das Verhältniss des Sohnes zu den Eltern beziehen, zu einem Gesammtbilde zu vereinen, einem Bilde, welches uns allerdings Molière in einem wesentlich anderen und, wie ich gleich hinzufüge, wesentlich günstigeren Lichte zeigt, als dies bei Lindau der Fall ist.

Zunächst kann ich nicht zugeben, dass wir in den Werken Molière's, wie Lindau sich ausdrückt, „keine Mutter finden, die uns durch die Tiefe ihres Gefühls zu wahrer Sympathie zwingt"*). Freilich, wenn man sich an das Wort „Mutter" klammert, dann allerdings hat Lindau Recht. Allein, wenn man sich fragt, hat Molière es verstanden, das mütterliche Gefühl in seinen Werken ergreifend zu schildern, so werden wir diese Frage unzweifelhaft im Hinblick auf Elmire in Tartüffe bejahen. Auch Lindau giebt dies, freilich in einer anderen gleich zu besprechenden Anwendung zu, indem er Elmire für einen der „liebenswürdigsten Frauencharaktere Molière's"**) erklärt.

Elmire ist aber nicht nur einer der liebenswürdigsten Frauencharaktere Molière's — damit ist der Charakter dieser Frau überhaupt nicht erschöpfend gekenntzeichnet — sondern sie ist auch zugleich eine edle Gattin und, worauf es hier vor Allem ankommt, eine wahrhafte Mutter. An einen ungeliebten Mann gekettet, bewahrt sie ihm, der Versuchung gegenüber, die eheliche Treue, ja sie giebt selbst ihren makellosen Ruf der Lästerzunge der Menschen Preis, indem sie, um ihre Stieftochter vor der Heirath mit dem verhassten Tartüffe zu befreien, sich in eine Situation begiebt, aus welcher nur eine Elmire rein hervorzugehen vermag. Molière hat also in Elmire die Phönixnatur der Mutter gezeichnet, uns unter dem Namen der Stiefmutter das Bild

*) P. Lindau: Molière. Eine Ergänzung der Biographie des Dichters aus seinen Werken (Leipzig 1872), S. 5.

**) P. Lindau: Molière, S. 5.

einer wahren Mutter gegeben. Allein Elmire in Molière's Stück ist ja Orgon's zweite Gemahlin, nicht die rechte Mutter, sondern „die Stiefmutter der reizenden Marianne und des leidenschaftlichen Damis.“*) Was glaubt nun Lindau aus diesem Umstande für einen Schluss auf das Leben Molière's ziehen zu sollen — den Schluss, dass dem Dichter, indem er Elmire zeichnete, seine eigene Stiefmutter vorschwebte, dass Molière's Stiefmutter das Vorbild für diesen liebenswürdigsten Frauencharakter des Dichters gewesen sei**). Mir ist dieser Schluss nur aus dem Streben Lindau's erklärlich, möglichst viel Beziehungen zwischen dem Leben des Dichters und seinen Werken herauszufinden. Denn weder die geschichtlichen Thatsachen, noch des Dichters Werk (Tartüffe) selbst berechtigen, meiner Anschauung nach, zu dem Schlusse, den Lindau hier auf das Leben des Dichters zieht.

Wenn Molière Elmire zur Stiefmutter machte, so lag der Grund nicht darin, weil er selbst eine Stiefmutter hatte, die er hier poetisch zu verherrlichen gedachte — wie wenig sich hierzu Veranlassung bot, werden wir gleich sehen — sondern weil ihn die Oekonomie des Stückes von selbst dazu drängte. Es erscheint mir eigen, dass es einem so gewiegten Dramatiker wie Lindau entgangen ist, dass der Dichter uns in Elmire wohl die Gefühls- und Handlungsweise einer wahrhaften Mutter schildern konnte und geschildert hat, dass er sie aber nicht zur wirklichen Mutter machen durfte. Elmire ist die Mutter der „liebreizenden“ Marianne. Marianne ist aber in heirathsfähigem Alter, sie soll Tartüffe's Weib werden. Allein Tartüffe genügt nicht der aufknospende Reiz der jungfräulichen Tochter, ihn gelüstet zugleich nach der reifen Schönheit der Mutter. Um Tartüffe's Lüsternheit gegen Elmire — die Mutter — poetisch glaubwürdig erscheinen zu lassen, musste der Dichter sie verjüngen, d. h. zur Stiefmutter machen. So allein lässt sich die

*) P. Lindau: Molière, S. 5.

**) Man vergleiche hiermit: „Die neuesten Forschungen über das Leben M.'s“ (Mag. f. d. Lit. des Auslandes No. 2), wo gesagt ist, dass man — allerdings ist hinzugefügt, „ohne erweislichen Grund“ — M.'s Stiefmutter stets als eine Art „Rabenmutter“ darstellt.

sinnliche Doppelliebe Tartüffe's zu Mutter und Tochter begreifen, eine Doppelliebe, in welcher recht eigentlich die Katastrophe des Stückes ruht, da sie die Falle bildet, in welcher der schlaue Betrüger sich selber fängt.

Gehen wir jetzt auf die geschichtlich überlieferten Thatsachen, soweit sie in Soulié's Dokumenten enthalten sind, über, so muss ich allerdings mit dem Geständniss beginnen, dass die Quellen in Beziehung auf M.'s Mutter wie bezüglich seiner Stiefmutter nur sehr spärlich fliessen.

Allein wenn es gestattet ist, aus der ganzen Art und Weise, wie M.'s Mutter ihr ganzes Hauswesen verwaltet und gestaltet hatte, einen Schluss auf den Charakter dieser Frau selbst zu machen, so ist dieser Schluss für M.'s Mutter im höchsten Grade günstig. Nicht nur hat sich innerhalb der kurzen Zeit ihrer Ehe das Vermögen, welches sie mit dem Gatten eingebracht, verfünffacht, sondern auch das Inventar, welches nach ihrem Tode aufgenommen ward, lässt in der Anordnung wie in der Ausstattung ihrer Häuslichkeit einen gebildeten Geist erkennen. In der Wahl der Stoffe, der Möbel, Geräthe und Schmucksachen giebt sich ein feiner Geschmack kund, wir begegnen — und es ist dies ein Zug, den wir bei dem Dichter wiederfinden — einer bestimmt ausgesprochenen Vorliebe für eine gewisse Pracht in der Umgebung; ja wir finden, bezeichnend genug für den Charakter dieser Frau, selbst den Ansatz zu einer kleinen Bibliothek in ihrem Wohnzimmer, und es ist rührend, dieselben Bücher, welche die Wohnung der Mutter zierten, in der Wohnung des Sohnes sowohl zu Paris, wie auf seinem Landsitze zu Auteuil wiederzufinden.

Während also im Jahre 1632, bei dem Tode von Molière's Mutter, in dem väterlichen Haus Alles Geschmack, Wohlhabenheit, ja eine gewisse Pracht athmet, sehen wir, als bei dem Ableben des Vaters unter der Herrschaft seiner zweiten Frau Katharina Fleurette ebenfalls ein Verzeichniss der damaligen Einrichtung aufgenommen ward*), als Resultat ein durchaus

*) Soulié: Doc. XXXVII.

nicht so harmonisches Bild der inneren Häuslichkeit, wie in jenem soeben erwähnten Inventar. Im Gegentheil lässt die gesammte Umgebung, Möbel, Kleidung, die ganze innere Einrichtung erkennen, dass der verschönende Geist nicht mehr waltete, der diese selben Gemächer einst zu Lebzeiten der ersten Gattin zu einem so traulichen und anmuthenden Heim umzugestalten verstanden. Auch dürfte der Umstand, dass sich in diesem letzteren Verzeichniss auch nicht ein Buch mehr erwähnt findet, ebenso wie die Thatsache, dass Frau Katharina Fleurette bei der Aufnahme dem Notar erklärt, dass sie nicht schreiben, daher auch nicht unterzeichnen könne, jedenfalls nicht vermuthen lassen, dass bei ihr dieselbe geistige Regsamkeit zu finden gewesen, wie bei des Dichters Mutter.

Ganz das Gegentheil von dem vorhin skizzirten Bilde der Mutter Molière's muss sein Vater gewesen sein; hier fliessen die Quellen etwas reichlicher. Und gerade der Gegensatz, in welchem diese beiden Elterncharaktere zu einander stehen, gerade die Thatsache, dass Molière keinen der Züge mit seinem Vater gemeinsam hat, die diesen so bestimmt charakterisiren, rechtfertigt die Vermuthung um so mehr, dass Molière von seiner Mutter diese hohen geistigen Eigenschaften ererbt, diese Lust zum Fabuliren, die ja auch Goethe bekanntlich von seiner Mutter herleitete.

Molière's Vater erscheint nach den Dokumenten Soulié's als ein nur seinem Geschäfte und dem Gelderwerbe lebender Mann, dem ein Interesse an geistigen Dingen vollständig fern lag. Das beweist nicht nur die schon erwähnte Thatsache, dass sich in dem nach seinem Tode aufgefundenen Inventar nicht ein Buch mehr vorfindet, sondern auch, wie hinlänglich bekannt, dass er seinen Sohn nur die allerelementarsten Dinge erlernen liess und nur durch die eindringlichen Vorstellungen des Grossvaters mütterlicher Seits bewogen werden konnte, demselben eine bessere Erziehung geben zu lassen. — Als ein solch' strenger, nur auf seinen Vortheil bedachter Geschäftsmann zeigt sich Molière's Vater in jenen beiden Dokumenten*),

*) Soulié: Doc. XXIV u. XXV.

welche sich auf seinen zweiten Sohn, gleichfalls Jean, wie Molière geheissen, beziehen. Als er demselben sein Geschäft abtritt und sein Haus vermiethet, schliesst er mit ihm einen Kontrakt ab, aber nicht, wie man dieses wohl voraussetzen dürfte, wohlwollend, wie ein Vater mit seinem Sohne, sondern wie ein Geschäftsmann mit seinem Nachfolger, von dem er noch möglichst viel Vortheile zu erzielen gedenkt. Nicht nur zieht er seinem Sohne das ihm von der Mutter zustehende Erbtheil von der stipulirten Kaufsumme ab, sondern er lässt sich auch von seinem Sohne schriftlich bezeugen, dass derselbe nichts mehr zu verlangen habe, und gleichzeitig lässt er in den Kontrakt aufnehmen, dass der Sohn den Rest der Kaufsumme zu zahlen habe, nicht etwa, wenn der Sohn dies wolle, sondern wenn der Vater es verlange; und in der That sehen wir, dass schon sechs Wochen nach diesem Kontrakt Jean der Jüngere genöthigt ist, diesen Rest seinem Vater auszuzahlen.

In ähnlich streng geschäftsmässiger Weise zeigt sich uns der Vater demselben Sohne gegenüber bei der Vermiethung seines Hauses.

Und den bisher geschilderten Zügen entspricht es vollkommen, wenn er für denselben Sohn vor allen Dingen eine reiche Heirath anstrebt*). Dass die erwählte Zukünftige seines Sohnes nicht schreiben und daher den Heirathskontrakt nicht mit unterzeichnen kann, dass ihre ganze Erziehung eine höchst vernachlässigte ist, stört ihn nicht. Sie besass die Vater Poquelin imponirende und dadurch über alle sonstigen Schwächen hinweghelfende Eigenschaft, eine baare Mitgift (nach heutigem Gelde ungefähr) von 50,000 Franken zu besitzen, ein Umstand, der, wie in so vielen Fällen, so auch diesmal über den Mangel an Bildung vollständig hinwegsehen liess.

Erwägt man, dass Molière's Charakter in keinem dieser Züge mit dem Charakter seines Vaters übereinstimmt, dass der Dichter vielmehr in der Art und Weise, wie er mit Geld umging — und es ist dies gewiss ein bezeichnendes Merkmal für

*) Soulié: Doc. XXVII.

jeden Charakter — eine höchst edle Gesinnung an den Tag legte, erwägt man ferner, dass Molière, der von seiner Mutter die zarte Gesundheit geerbt, die ihn wie sie in ein leider zu frühes Grab brachte, eine Reihe von Eigenschaften mit seiner Mutter theilte: ihre Vorliebe für eine harmonische Umgebung, ihren Sinn für Landleben und Natur — erwägt man, wie gesagt, alle diese kleinen, aber charakteristischen Züge, die ihn alle an die Mutter, keiner an den Vater knüpfen, so wird man den Schluss nicht ungerechtfertigt finden, dass Michelet's Worte auch auf Molière Anwendung leiden: „dass grosse Männer, wie sie körperlich die Abbilder ihrer Mütter sind, so auch ihr geistiges Gepräge von denselben erhalten haben.“ So wird man der Mutter Molière's, deren Familiennamen man bis auf Beffara nicht einmal genau kannte, einen ehrenvolleren Platz in der Geschichte des Lebens ihres Erstgebornen einzuräumen haben, als dies bisher und auch bei Lindau geschehen ist.

Wenn nun Lindau aus dem Umstand, dass in Molière's Lustspielen „die Söhne gegen die Eltern oft einen Ton anschlagen“, der, wie er sich ausdrückt, „oft verstimmt, bisweilen verletzt, mitunter geradezu empört“ *) und uns durchblicken lässt, dass wohl das Verhältniss Molière's seinen Eltern gegenüber adäquat gewesen sei der poetischen Gestaltung, welche der Dichter in seinen Werken davon entwirft, so wird dieser wiederum lediglich aus der Dichtung hergeholte Schluss dadurch hinfällig, dass die thatsächlichen Verhältnisse, wie sie durch Soulié bezeugt sind, denselben in sein gerades Gegentheil verkehren. Freilich können wir quellenmässig hier nur von dem Verhältniss des Sohnes zu dem Vater sprechen. Denn über das Verhältniss zu seiner Stiefmutter liegt ausser einem Streit nach dem Tode des Vaters nichts weiter vor. Was aber das Verhältniss zu seiner Mutter betrifft, so gestattet die Art und Weise, wie wir Molière dem Vater gegenüber kennen lernen, einen gewiss nicht ungerechtfertigten Rückschluss auch auf das Verhältniss zu seiner Mutter.

Es ist bekannt, dass Molière's Vater seinem Sohne den

*) P. Lindau: Molière, S. 5.

Schritt, das hochgeachtete Gewerbe eines Tapezierers gegen das Komödiantenhandwerk eingetauscht zu haben, nie vergessen hat. Mit dem Augenblicke, wo Molière das elterliche Haus verlässt, um sich den Brettern, welche die Welt bedeuten, anzuvertrauen, ist das Tuch zwischen Vater und Sohn zerschnitten. Nur einmal, man weiss nicht, durch welche Umstände bewogen, sehen wir den Vater persönlich sich dem Sohne nähern, bei der Trauung des Letzteren mit Armande Béjard; sonst beschränkt sich der Verkehr zwischen Vater und Sohn lediglich auf den Wechsel von Briefen rein geschäftlichen Inhalts. Nicht nur als Molière, noch unbekannt und ungewiss über sein zukünftiges Schicksal, in die Welt hinauszog, hat der Vater wie dessen gesammte Familie ihn wie einen Ausgestossenen, einen Geächteten behandelt, sondern selbst als Molière nach Paris zurückkehrt, in hohem Ansehen bei dem Könige stand, ein berühmter Mann geworden und — gewiss ein schwerwiegendes Moment für Vater Poquelin, sich Geld und Gut erworben, hat er ihm dennoch sein Haus nicht geöffnet, nicht freundlich mit ihm verkehrt, sondern vielmehr stets in einem nicht misszuverstehenden Tone von dem „Monsieur Molière“ gesprochen.

Lag an dem Sohne, abgesehen von dem Schritte, die Bühne betreten zu haben, die Schuld? Verdiente er eine solche Behandlung? Hatte er vielleicht gegen den Vater einen Ton angeschlagen, wie er uns in seinen Lustspielen „oft verstimmt, bisweilen verletzt, mitunter geradezu empört“? Nichts von alle dem — das gerade Gegentheil ist der Fall. — Als Molière seinem Vater den Schritt, die Bühne zu betreten, schriftlich kund giebt und von demselben eine Abschlagszahlung auf das ihm zustehende mütterliche Erbtheil erhält, giebt er sich hiermit völlig zufrieden, ja er legt sogar das Amt eines valet de chambre du roi, welches ihm erblich übertragen war, in die Hände des Vaters zurück und bittet diesen, einen seiner jüngeren Brüder, wer ihm geeignet dazu erscheine, als seinen Nachfolger zu bestimmen.

Und als Molière, auf die Hebung des illustre théâtre bedacht, Gelder aufnimmt, dieselben aber nicht zurückerstatten

kann, da der gehoffte Erfolg ausbleibt, und er, zu wiederholten Malen verklagt, ins Schuldgefängniss wandern muss — wer befreit ihn aus der Schuldhaft? Der Vater nicht! Wohl aber ein anderer ihm wohl gesinnter Mann, Aubry. Und erst auf dringendes Bitten des Sohnes lässt sich der Vater bewegen, einen Theil der Schuld an Aubry abzutragen; den Rest der Schuld will er erst dann tilgen, wenn der Sohn nicht bezahlen sollte. Und doch sind die Summen, welche Molière's Vater theils wirklich bezahlt, theils zu zahlen sich verpflichtet, wiederum nur Abschlagszahlungen auf das Erbtheil, welches der Sohn von seiner Mutter rechtmässig zu beanspruchen hat. Erst zwanzig Jahre nach der ersten Rate auf dieses Erbtheil hat Molière zwei Drittel der ihm zustehenden mütterlichen Erbschaft von dem Vater, der sich damals in sehr guten Verhältnissen befand, erhalten; und Molière verlangt nicht nur nicht den Rest, sondern er erstattet sogar dem Vater, der sich damals, wie gesagt, in keiner bedrängten Lage befand, Alles, was er bis dahin auf sein mütterliches Erbtheil erhalten, zurück und verlangt darüber von dem Vater: ni reçu, ni quittance.

Ja, als der Vater einige Jahre später sich momentan in bedrängter Lage befindet, indem ihm die Mittel fehlen, sein Haus, welches dem Einsturze droht, neu wieder aufzurichten, wer ist es, der ihm helfend zur Seite steht! Molière, der sich keiner Gunst seines Vaters zu erfreuen gehabt, der im Gegentheil in der bedrängtesten Zeit seines Lebens von ihm verlassen worden war, der von dem Vater, so sehr er auch den Umgang mit ihm ersehnt, zurückgestossen ist, er — Molière, benutzt die Verlegenheit seines Vaters nicht, um etwa auf kleinliche Weise sich zu rächen, sondern er unterstützt ihn, und da er leider weiss, dass der Vater sich eher unter seinem Hause begraben lassen als eine Unterstüzung annehmen würde, die von seinem Sohne kommt, so gewinnt er einen gemeinsamen Freund, Rohault, der dem alten Poquelin, ohne dass derselbe eine Ahnung hat, von wem die Hülfe in der Noth kommt, in zwei Raten die Summe von 10,000, nach unserem heutigen Geldwerthe von fast 50,000 Franken übergiebt. Die Quittung hierüber verbirgt Molière sorgfältig in seinem Pulte. Nie hat

der Vater von diesem edelmüthigen Zuge seines Sohnes Kenntniss erhalten. Ja selbst dann, als nach dem Tode des Vaters ein Grund zur Geheimhaltung nicht mehr vorlag, als die Geschwister sich in die Erbschaft theilen, ehrt er das Andenken des Vaters über das Grab hinaus, indem er von dieser Unterstützung seinen Geschwistern gegenüber Nichts erwähnt und weder auf die Zinsen, die ihm aus dieser Schuld erwachsen, Anspruch erhebt, noch auch ein Recht auf das väterliche Haus geltend macht. Erst nach Molière's Tod kommt diese schöne That zur allgemeinen Kenntniss, indem seine Wittwe den Schuldschein unter den Papieren ihres Gatten findet und ihn, weniger edelmüthig als Molière, aber getreu ihrem Charakter, zu einem Notar trägt, um die schuldige Summe gegen die Erben Poquelin's einzuklagen.

Ist es noch nöthig, diesem Zuge einen anderen, nicht minder edlen anzureihen, so ist es der, dass wenige Monate nach dem Tode des Vaters Molière für diesen eine Schuld bezahlt, die seine Verwandten, die mit dem Vater geschäftlich liirt waren, nicht hatten bezahlen können.

Lässt sich nun aus diesen mitgetheilten Thatsachen, wenn auch die Quellen über das Verhältniss Molière's zu seiner Mutter Nichts besagen, nicht wenigstens der Rückschluss machen, dass ein Sohn, der so edel einem ihn verkennenden Vater gegenüber handelte, noch ein ganz anderes Gefühl der Pietät gegen seine Mutter im Herzen getragen haben muss, gegen diejenige, welche seine erste Erziehung leitete und der er sich auch sonst geistig verwandt gefühlt haben muss. Gewiss doch! Wenigstens aber hoffen wir, Lindau gegenüber doch soviel gezeigt zu haben, dass das Familiengefühl, welches derselbe Molière abzusprechen scheint, dem Dichter vielmehr in einem hohen Grade zugesprochen werden muss.

Ist auch das Bild, welches ich hier einfach nach den mir zu Gebote stehenden Dokumenten Soulié's von dem Verhältniss des Sohnes zu seinen Eltern habe geben können, der Natur der Dinge nach kein vollständiges, so weicht es doch, wie ich

glaube, wesentlich und zu Gunsten Molière's von demjenigen ab, welches Lindau in seiner Broschüre entwirft. So steht der Mann, dem von keiner Seite mehr der Ruhm eines wahrhaft grossen Dichters streitig gemacht wird, auch von einer rein menschlichen Seite betrachtet als ein wahrhaft edler Charakter da, unserer vollen Liebe und Achtung würdig!

Dresden. Dr. Scheffler.

Zu
Raoul de Houdenc's Meraugis de Portlesguez.

Von

Adolf Kressner.

Nr. 48 der französischen Manuscripte in Quart auf der Berliner königlichen Bibliothek enthält fol. 1—143 den grössten Theil des Auberi le Bourgignon in einer von der Tarbe'schen Ausgabe mannigfach abweichenden Version; fol. 144—154 d. Zwei Fragmente des Meraugis von Raoul de Houdenc; 154 d bis 158 den Anfang des Romans des Eles von demselben Verfasser; fol. 158—190 die grösste Partie des Aigolant, veröffentlicht von J. Bekker. Von dem Meraugis de Portlesguez erschien 1869 eine prächtige Ausgabe nach der Wiener und der Turiner Handschrift*) von Michelant, die jedoch in Bezug auf die Herstellung des Textes viel zu wünschen übrig lässt. Vergl. Jahrbuch X (1869), pg. 339 flg. Wir theilen im Folgenden die Varianten der Berliner Handschrift mit, die einem späteren kritischen Herausgeber der Werke unseres Dichters zugutekommen mögen. Die Handschrift stammt, der Schrift nach zu urtheilen, aus dem 14. Jahrhundert, ist meist correct und deutlich geschrieben und bietet viele wohl zu beachtende Abweichungen von Michelant's Lesart. Auch ist zu berücksichtigen, dass sie dem Originale näher zu stehen scheint, als die Wiener und die Turiner Handschrift, denn viele Weitschweifigkeiten

*) Noch eine andere Handschrift befindet sich im Vatican, und hat Keller in der Romvart den Anfang nach ihr mitgetheilt.

bei Michelant sind in ihr in wenige Zeilen zusammengezogen, der längere Schluss aber ist befriedigender als in jenen Manuscripten.

fol. 144 a = pg. 108 Au quarefiec, là ou refu. —
Sire, ce est la fins —
A queil chemin nos troveron —
Mes tornez ou ensus —
pg. 109 Irai apres —
L'Outredotez qui regarda
Et dit: „Laquis, ce est issi —
Hahi, Laquis! s'or t'ocioie
De m'espee, n auroie ge droit? —
que Meraugis voie
Ta honte. —
Bien vos puis
b L'escu deviser. Lors li dit —
Come il iert fez —
pg. 110 L'un vet aval et l'autre amont —
Tant a Laquis erre
Que Meraugis a conseu.
Lydoine l'a aperceu
Avant, li mostre a Meraugis.
Cil qui se torne vers Laquis —
Qu'il vit d'un oil —
Molt l'enpesa par veritez,
Sout que ce ot fet L'Outredotez;
Encontre val sil salua —
Que ja entiers n'en revendroie —
pg. 111 Lors a Meraugis honte et duel
Molt grant et dit: „Laquis, ge voi
Que tu es afolez por moi —
Por ce que la honte en est moie —
c La main dont il l'euil te creva —
Se ge poeie vivre tant —
Conbatre as espeies d'acier —
Mes ce n'iert ja; ge bien le scai
Bien a trois jorz, mes ge ne sai —
pg. 112 Mes par la voie que il tint —
Ge ne puis aler apres —
Mes ge te jure et doing ma foi —
Dolenz de grant duel que il fet —
Le demande jusqu'a matin —
La roche iert pres de I. montaigne,
Bordee entor a la roonde

fol. 144 d = pg. 113 Desus la roche contremont.
(Mehrere Verse fehlen) —
Ilec se tienent les puceles —
De quoi? de ce qui a este?
Non pas, ja n'en sera parle,
Mes de ce qui est a venir.
Et cil qui pense de venir
Est acoruz plus que le pas
Desoz la roche eneslepas —
Mes mult ert haute et de beau tor —
Troi fez ou plus si cria:
pg. 114 Dames, par ont iroie la? —
Sire, il n'ia a vostre oes. —
Que vos volez." „Ce n'avint onques
(Zwei Verse fehlen)
Die en nul part que j'ai ci quis —
Cele cui annuie a conter
pg. 115 Se vet soer sil let conbatre —
Respondre tant c'une dist —
Por Deu, li crie, dites moi —
fol. 145 a Outre cest bois au pie dau mont
La voie a destre contremont
Troveras ja —
Meraugis respondi atant —
Or m'ensaignez, se vos savez —
pg. 116 Ja n'en oirai parler, ce croi —
Vez ci l'enplumeor Mellin,
Asez poiroiz muser, meschin,
Que ja plus n'en ne vos diron —
Lieve la teste si lor crie —
Mes ge i sui venu par folor —
Par saint Denise, fet il lors,
Se ge puisse aler la sus. —
Monter par force. Or jupez
b Que tant m'anuit. Lors s'est assise.
Meraugis a sa voie prise —
pg. 117 Et dit lores: Por fol me tient —
Ge voi la croiz et que ferai? —
Issi s'en va dementant —
Apres quant el les ot leues
S'esfreie —
(Auf d'or vermeilles fehlt bei Michelant sowohl als im Manuscript der entsprechende Reim.)
pg. 118 De rien, itant te di de voir
c Por ce se tu veuz la torner —

fol. 145 c = pg. 118 Merci te covendra lesser.
Et la secunde voie a non
Por voir: Voie contre reison —
Home qui reisson li face —

pg. 119 Ne que devienent ne ou il sunt —
Ne me sai ge mieuz conseiller —
De ce que g'oi que d'autre chose.
Que diroie a la parclose —
Dame, fet il, queil la feron.
Sire, ne sai. Vos ne savez —

d pg. 120 Ne ceste autre ne me dit rien —
Que j'aille plus seurement.
Ne sai ou bien ou malement.
Or n'i a plus. —
S'en issirent fors en la plaigne —
Qui puis fu la cite perdue,
Aes (?) son oes, quar il la quist
Apres et en grant fes s'en mist
De trover la. Ne trova pas.
Issi li chevaliers le pas
Vet chevauchant vers la cite.
Onques nule de sa beaute —
La mer ele estoit assise
Batoit devant a grant navire
Enz ou havre, en ce n'ot que dire —

pg. 121 Ne covient pas a demander,
Devant font a lor naym porter —
Vos avez les bornes passees —
Fors en alant dient —

fol. 146 a Ra encontre si le salue.
Li garcons qui pas fanzlue —

pg. 122 Si grant qu'onques n'oi graignor —
Ja por poor riens ne perdron —
Si sui ge, fet ele en plorant.
Lors vont et si aprochent tant
De la cite —
La temoute oi corner
Prise et ausi font a luer —

b pg. 123 Fet Meraugis, nule chose —
N'i remeist dame qui ne soit —
Vont encontre qui font karoles —
Vienent li chevalier corant
Sor lor chevax igneax et forz.
De lor chevax n'est ce pas torz,

fol. 146 b = pg. 123 Se eus estoient plus beaus que pou,
Qu'il ne vont pas sovent en frou.
Issi vienent; quant Meraugis
pg. 124 Les voit, et dit, ce m'est avis —
Beau sire, encor ne savez vos,
Dit Lydoine, que ce sera.
Se ce est bien, moult me plera."
Lors encontrerent ceaus a chevax;
Merradus li seneschax —
pg. 125 Entent paroles en alant
Qui conseillent dui a dui.
c Cist n'est pas mendre de lui —
Apres n'i ot plus atendu —
En ceste nef et si passez —
Ge i passeroie, et ge por coi? —
pg. 126 Ferez! — Ge non! —
d Ice sachiez certainement —
pg. 127 A fere quanqu'il nos plera —
Ces dames qui vos suivent la —
Fors por joie de la bataille —
Et cil qui n'est mie queranz —
Meraugis qui molt pensoit
A la bataille. Il garde et voit —
Estoit issuz a grant ator
En l'isle et par ilec aloit.
Lors dit Meraugis quant il voit
Le chevalier —
pg. 128 Meraugis saut, tost remonta —
S'aresta et soffri ades —
fol. 147 a Meraugis, et lors ont tornez —
La il ferent des lances pleneres
Si que les lances sunt passees —
Hurtent au piz sor les hauberes
Par force, mes pas n'i entrerent,
Petraus rompent et depecerent
Cengles et frains si que s'en vont
A terre si que s'entresunt
Fern que ne veistes meuz
Gent cheer —
pg. 129 Si que cuident qu'il ait tone —
Fors de l'estor maintenir —
Lor escuz sor lor testes mis,
N'est pas li uns a l'autre amis.
Issi conbatent. Bien les voient
Cil de la terre —

fol. 147 a = pg. 129 De la joste ont tel joie eue —
Non, ainz li deut li cuers sovente
Et tendrement plore et demente
Si que plus ne puet esgarder
Celui nene se puet garder
Que ne soit dolente por lui.
b pg. 130 Issi se combatent li dui
Chevalier as espees nues
Qu'il font des heaumes vers les nues
Voler le feu —
Bien ont apris
A ferir, voire meuz que nus.
Itex assauz bien XX. ou plus
S'entresaillent et tant se sunt
Entresailli por voir qu'il n'ont
Escu ne lance a depecier —
pg. 131 Se lor testes fussent d'acier —
N'i eust la plus forte duree.
Mes or torne chascuns l'espeie —
Que bien le puet fere atant —
Meraugis encontre lui saut
Si se defent, cil le tient pres —
c Quoi? ge disoie et di oncore —
Recreuz d'armes et est ainz —
pg. 132 Revient et tient l'escu au cote.
Meraugis qui forment le dote
S'est esloignez et si li dit:
Di moi, vassal, se Dex t'ajut —
Issi me seulent li baron —
Gauvains sui, redites moi —
pg. 133 Des Noel, mes Deu merci —
Ne vos cuidoit james voer —
Ge me rent pris, alez vos en —
Meraugis, ce n'i a il mie
d pg. 134 istras — porras —
Seiz tu donc reison por coi? —
N'a plus noble, que t'en devis —
Issi comenca endecors
Que le ama et fu s'espose
Puis avint qu'ele fu golouse —
Il i entra moult longement —
Et quant il i vont, ne pout mie
Retorner; non, que iert noienz —
Por riens, se le ne comandast.
pg. 135 Puis i esteut as cops trenchier —

fol. 147 d = pg. 135 Preuz et hardiz et combatanz —
fol. 148 a Ceste vie mena II anz —
Est avenu, quar ge vinc ca —
La bataille moult fierement
Vers moi et ge molt egriment
Le requis —
Si remaindra li autre ci,
Se tu me vainz et ge t'oci —
Toz jorz remaint li uns en gages,
Tant que plus forz de lui revient,
Donques par force te covient —
pg. 136 Tu seras maistres chastelains
Et que par force soit de mains —
Mes quant nus n'i ose venir,
Qui vos aporte a mengier?
Ce n'est pas a encerchier,
Asez est que trop en avons —
Toz jorz ains le disner
b Lores de quanqu'il nos covient
pg. 137 Demande et dit que l'en l'aport —
El s'en iroit voile levee
Que ja au port ne m'atendroit —
Issi me garde et me tient pris —
Vodroie bien que ci venist
Foudre on rage qui m'occist —
Que ci estes venuz por moi
Si croient que vos ocie —
Mes se la mort me devoit prendre —
L'isle sanz joie et sanz deport.
pg. 138 Tot son vivant jusqu'à la mort —
Le mieuz." Meraugis, vos coment? —
De cest isle, ja n'i morroiz."
„Ge si ferai; que la feroiz?
„Ne sai que plus vos en deisse.
c Mes n'est conseil qui n'i meisse, (?)
Fet Gauvains, qu'en m'osast nomer,
Neis de saillir en la mer,
Se vos l'esgardez por bien —
Vos le feroiz moult autrement —
Que bien le verront cil de la. —
Apres ne me conbatrai plus
pg. 139 Prendrez mon heaume et geterez
En la mer; quant oste l'aurez
De mon chief voiant tot le mont
Et par itant tuit cuideront —

fol. 148 c = pg. 139 Apres ice quant vos auroiz
Issi fet, lors vos en iroiz
A cēle tor; ge remaindrai
Por mort et tant i serai —
De nos cors tant qu'aillors serons —
De mainte part sunt avise
Et dient que ocis estoit —

d pg. 140 Cele merveille, ele que fist?
Ele se feri et maudist —
Ge ai autres de euz veu fere,
Mes ci n'a pas compareison —
I. pucele, Amice ot non,
N'ot pas d'ilec en sa messon
Plus de IIII leues, non tant,
Doucement la vet confortant
Amice jusqu'a son osteil,
La descendent et si lot teil
Com el li pot plus joiant fere —
Meraugis et quant vient par ore —
Et crie: Harou, Meraugis —

pg. 141 E Dex! quant le verrai ge mes.
Ne sai ge, n'i voi nul confort."
Meraugis fu lessiez por mort
En mi l'isle. Il se leva,
A la tor vint et si trova
La dame et sa mesnie o li
Menjant, et Meraugis sailli
Devant la table et s'aresta.
La dame qui regarde l'a
Out poor si saut de la table,
Plus de VII foiz —

fol. 149 a Vos ocirai ja sauz dotance —
En I. chambre touz ensemble —

pg. 142 Que il i metra le feu dedenz —
Li chevaliers et si li plot —
Il n'alerent mie au moster;
Non, qu'en l'isle n'en ot point.
Or escoutez, si cortois point —
Trestote la robe a la dame
Et lors ausi come une feme
Se vest et lace et enpopine
Plus acesmez que une reine
Descendi aval dau chastel,
L'espee tint soz le mantel —
Quar il estoit bien fait et gent —

fol. 149 b = pg. 143 A la nef vont et lors tot droit
Vienent et siglent d'autre part.
Li mariners qui fu soi quart
Arive et lores Meraugis
Qui out devant le conseil pris
Saut en la nef de plain esles
Qu'il semble que totes les es
De la nef deussent confondre
Cil qui au marchier oent fondre
Les es, se sunt aperceu.
Sachiez qu'il ont poor eu.
Meraugis tret l'espee nue
Et dist: Vostre dame est venue,
Vez la ci dedenz ceste main.
Por lui mostrer abat le frain
Et dit as mariners: Par m'arme —
pg. 144 Et si vos di par verite,
Se vos le feites, vos auroiz
Asez, james ne me sauroiz
Rien comander que ne vos doigne.
Et cil qui fere le besogne
De riens nule ne contredient —
Asez vivre et avoir ades
Que morir d'armes desconfes,
Lors dient: „Sire, nos feron
Vostre bon, ja nel desdiron
Riens qui vos plesse.“ — „Est il issi?“
„Oil.“ Donc esloignez de ci
Si me menez par ca entor
Issi que nos aions la tor
Entre la nef et la cite.“
Cil qui veulent estre aquite
De la mort, tries la tor s'en vienent
c pg. 145 La s'arestent et tant s'i tienent
Que misire Gauvains descent
Dedenz la nef, lor furent cent
Por li grant cuer qu'il ont es cors
Qui valent mieuz que nus tresors.
Lor armes ont; ainz qu'il se meuvent
Ont dit as mariners, si truvent
Terre nule la entor pres —
Mes au plus tost les metent hors
Et cil qui se dotent de cors —
Donc n'i out plus —
Issi corent et ont coru

fol. 149 c = pg. 145 Sus la coste en la basse mer —
La terre, tant qu'il ont passee
La mer et trestot le pais —
Et tant qu'il ont terre trovee —
De Handitou. —
Mes trop se hasterent I pou
A l'ariver —
Il entrerent si roidement
El havre que la nef sailli
Sor une roche, lors croisi —
d pg. 146 Droit a la mer. Quant il vint la —
Come prudom de sa parole
Lor abandone quanqu'il a
Quar molt li plest, grant joie en a;
Tost les mena a son recet.
Quant Meraugis fu la, il fet
Son duel. Por coi? c'est por s'amie.
„Qu'est ce? fet il, ge ne l'ai mie;
Ou est? coment l'ai ge lessie?
Oil, par tens m'est esloignie,
Par tens ai ge la donc perdue
pg. 147 Oil!" Lors se refiert et tue —
Non; qu'en diroie? ce n'avint.
Mi sire Gauvains qui le tint —
Ausi come entravers l'enportent —
Les herberja la nuit si bien
De tot en tot qu'il n'i faut rien
Que nus ne puet penser ne dire —
Qui s'escrie, r'a pas bon tens —
En est tot corrociez et plains
De mautalent por poi n'esrage
fol. 150 a = pg. 148 Come par force le font trere
Au menjier, mes il plus n'en ont —
Leva matin; quant fu leve
Apres ce que il ot lave,
Au moster vet —
A mon seignor Gauvain parler.
„Vez, fet Gauvains, qu'est ce, beau sire?
Ou irez, que vondrez dire? —
Joie n'a sejor ne serai —
Qu'el cuide que ge soie ocis —
Prison qui tant par ert hontosse —
pg. 149 Est vostre que vos l'avez conquisse —
L'espee as renges mervelloses
Et vos iroiz de l'autre part —

fol. 150 b = pg. 149 vos chasti li deuz —
Bien sachiez —
Ja sor moi nos i covendroit —
Itant voil que de moi sachiez
Que ja I. nuit n'i gerrai.
Que ferai donques? —
pg. 150 Et se ge puis par home aprendre —
Meraugis respont lors —
Se ge en cor repeire avant
Que vos, I nuit i gerrai —
Si l'ont graante —
Lors n'i a plus, au conte vont
Congie prendre et moult li ont
Prie des IIII mariners,
Et li quens qui fist volentiers
Lor priere, respont atant
Des mariners, ja mar avant
Iront, il lor dorra asez
Il les retint et a fievez
Por lor amor et enpres —
Si lor done, il les ont pris
Si'l l'en mercient, puis s'armerent.
Au departir, quant il monterent
c pg. 151 S'entrebeisent et comandent
A Deu; or ont quanqu'il demandent
Et chevauche chascuns sa voie.
De Meraugis se ge savoie
Vos diroie come il avint
Il erra tant qu'en maint leu vint.
Que demande? La cite quiert
Sanz non, par tot cerche et enquiert
A la cite sanz non la voie.
Que chaut? que nus ne l'en avoie
Qui de boche sache parler
Ne nus li out demander
La voie a la cite sanz non
Qui s'en face se gaber non.
Que vos diroie? asez puet querre
Que james ne verra la terre.
Issi a Meraugis ovre
Toz jorz quis et noient trove —
Par maltalent regarde amont
Et fet duel, james n'orriez tel
Et dit que Dex n'a riens en chastel,
Que toz les biens avoir deusses
Dont tu conforter me peusses

fol. 150 c = pg. 152 Qui sui toz seus. Nenil por voir
Paradis? oil! donc n'i ont
Quanqu'il volent cil qui i sunt?
Et se ge i estoie orendroit
Dedenz ou Lydoine i seroit
Ou tuit cil qui dedenz seroient
N'auroient pas quanqu'il vodroient.
N'auroient? non, ce m'est avis,
Sanz li n'a Dex nul paradis
Qui me pleise que donc m'amie.
Ce voil. Que chaut? Dex ne veut mie
Que ge l'aie, mes que autre l'ait.
Bien la doit perdre qui la lait;
d Ge la leissei." —

(Unsere Handschrift bietet einen verderbten Text: siehe die richtige Fassung in Michelant's Ausgabe.)

pg. 153 Issi est irez en alant
De duel et itel mautalant
A il le jor X foiz ou XX.
Tant que orendroites li avint —
La ou Moranz de Quasseiz
Estoit la matinee au guet
Et voit que li chevaliers fet
Com cil qui ore est en sore.
Lors dit Moranz: „Cil m'a tort sore!"
Il s'eslesse, por joster meut,
Meraugis que li duel esmut
Ne se regarde, toz jorz point —
Lors s'en vet et Moranz pecoie —
Meraugis qui fu apensez —
pg. 154 Si comence la bataille —
Tant que par devant eus issi —
fol. 151 a Qui aura tant Meraugis quis. —
Meraugis si passa
A lui et dit —
Li quex de nos fust plus forz —
„Se g'ere morz
Sivriez le?" — „Oil, par foi
Por ce que gel he plus que toi.
Lors respondi eneslepas
Moranz qui auques estoit las
Et bien conut L'Otredote
Si en a celui plus dote
Et bien seit as fez et as diz
Qu'il estoit pruz et hardiz.

fol. 151 a = pg. 154 Lors dit: „Sire, se vos volez
Aler apres, vos irez,
Se vos i avez meillor droit,
Ja endroit moi ne remaindroit.“
„Et ge irai donc, fet Meraugis,
Apres, que ge l'ai lonc tens quis.“
pg. 155 Moranz ariere tant tost torne
Au bois, et Meraugis s'entorne
Apres le chevalier qu'il het.
Les voies (sic) iert granz, par itant set
Quel part il vet et sieut la trace
Des pas et toz jorz le manace —
pg. 156 Li mur de sore et li carrel
Erent de marbre tot entor;
Devant la porte outre la tor
Vint Meraugis si s'aresta
b Devant la porte et dit qu'il voit
Qu'en mileu de cel leu avoit —
N'avoit que I. sol chevalier
Ilec por la joie espeiser —
L'escu au col, cainte l'espee
Ausi com por lui desfendre
Si dit orendroit sans plus atendre —
pg. 157 Molt li fu tost ce qu'il pensa —
Orendroit quant il iert la hors —
Le chevalier que il haioit —
oblie
Totes choses, neis s'amie —
c pg. 158 Hors de la porte; quant i fu
La hors si ra lainz veu —
Par ses armes, sont que n'iert rien
Cui hahit autant come lui —
La ou ge voi. Dex! que ferai? —
Tot autre rien fors cest meschief —
Et dit que james de cele place
Ou il estoit ne se movra —
Hors dau chastel; ce est noienz
Que Meraugis qui fu laienz —
Chevalier n'i atent mes goute
pg. 159 Por home, se ne fust la fains;
Menjier covient, c'est del mains —
Mes il n'est pas trop demorez —
Issi fetement l'a assis
Que dit que james n'en movra —
De coi vos feroie lonc conte? —

fol. 151 d = pg. 159 Vos avez oi qu'ele vint
La premere nuit chies Amice
(Mich. schreibt hier Avice, obgleich pg. 140 Anice steht.)

pg. 160 Pramist et tant fist a s'ostesse —
Ne fist pas longue demoree
En la terre, ainz s'en parti —
Lors par pechie l'a encontree —
Belchis qui toz les mauz apointe
Fu granz et durs et sers et megres,
Moult estoit hardiz et egres
En bataille et en efforz;
Riches chasteaus et beles tors
Tint asez pres Descavalon.
Bien resemble terre a baron
Sa terre, tant a fet par tout
Qu'il n'a veisin qui ne dout.
Quant Belchis choisit et conut
Lydoine, vers li corut
Si l'a saluee et dit: Dame —

(Lücke von 12 fol. = pg. 161—236.)

fol. 152 a = pg. 236 vos eslirez —
pg. 237 je vos jura ainz
Feute contre toz sor sainz,
La vos jure contre toz homes —
Plus c'onques defreement —
n'est pas de petit —
Que j'en puis enchierer —
Et plus encor ferai venir
Toz ceaus qui cainz sunt o moi —
pg. 238 Belchis li dit: A vos feront —
Ce me sembleroit —
En besoigne —
b de bone volente —
Cil la jura moult a enviz —
tant l'en proia —
qu'il la jura —
pg. 239 Qu'a moi ma force —
Lors ont trestuit grant joie eue —
Cil en seront tuit coars —
A l'endemain —
sunt asemble —
qui les guie —
joste lui fu sa compaignie —
tresqu'il virent —

fol. 152 b = pg. 239 Avaler, ses ont encontrez
Mult bien, mes cil ont toz outrez
c pg. 240 Ilec les encontra
Gorvains qui a l'asembler josta
A Meraugis, et cil que fist?
Tantost come Meraugis vit
En mi les sons s'est eslessie
Vers lui et Gorvains a lessie
Cheval corre si l'entreront
Com sil qui desiranz sunt,
Des cors, de piz et de chevax
S'entrencontrerent les vassaus
Si durement que contreval
Chai Gorvains soz son cheval
Enmi la presse, au remonter
Veissez maint chevalier hurter
Et maint chevalier abatu.
Tant se sont ilec conbatu
Que cil de la bataille le roi,
Plus de III. cent en un conroi
Qui heent mon seignor Gauvain,
Lors saillent des tentes a plain
Coru a la bataille rengie —
pg. 241 Arriere de l'ost et s'en retornent
Sor ceaus si les convoient ferant
d Dreit au tref et cil qui devant
Les encontrerent en cel estor
Furent estraint com enpressor —
Qui par devant qui par desriere
Lor vindrent —
por rompre la presse
Gavains qui mult est pruz et cointe
Lor fist une moult riche pointe —
pg. 242 Belchis qui onques bien n'ama
Li dit —
Si mes nombrez —
Tex i ot quil jurent
Molt volentiers, ceaus ne se murent
fol. 153 a Et cil qui pas n'ont jure
Furent en la prison mene
Belchis les dement, les demaine —
cel jor eu,
Lydoine ot de la lor veu —
pg. 243 Qui a si Gorvains abatu —
Poor; de poor deustes —

fol 153 a = pg. 243 uns fox avilez,
Cist est si beaux et si bien fez,
Et si preuz; cil ne semble a l'autre
Ne plus que ivoire semble a fautre —
Que nos savon bien entre nos —
Qu'ausi come ge dui morir —
b pg. 244 Voirs est qu'il s'entrevirent lors
pg. 245 Beaux amis et cil bele amie
Issi furent tot a leisir,
Lors ne puet plus Belchis sofrir
Ne endurer que poi s'en faut —
Avoi, fet Meraugis, merci —
Par force, se vos graanter ne volez —
Tu prendras, mes je pren toi. —
c pg. 246 Saillent as armes —
Contre cestui a poi des vos —
Que mi poers iert vers lui —
Atant se tout
Belchis qui n'ose dire mout —
pg. 247 Rendez li que grant duel n'en aient
Ainz est por ce qu'il savoient
Que plus force avoit Meraugis
Que cil qui jui furent pris
La hors et Melianz de Liz
Et Gauvains qui tuit sunt garniz
De la meslee —
Por ce li prient —
quar je l'ai
De cent autre chose ferai
d Par tot son voler et ses bons.
Il est mes hons, ge serai sons
S'il veut, por devenir amis,
Et osterai ses anemis
Et lui amenderai sa terre
Qui essillee est por la guerre
Meraugis, n'i covient plus dire,
Ge la vos cuit. Granz merciz, sire.
pg. 248 Apres s'en vont entrebeisier
Que Belchis n'en ose grocier
Ne si parent, no fet la dame.
Cui chaut? Meraugis a la femme —
Par desus le mur tantost
Ala dire en Gorvain en l'ost
Qu'issi iert. Quant Gorvains entent
La verite, plus n'i atent

fol. 153 d = pg. 248 Ainz s'en torna et si s'en vet —
Gorvains s'en vet come a besoing
Et fu aincois II. lieues loing
Que li chevalier de la table
En seurent riens veritable
Et que fist misire Gauvains?
pg. 249 Au matin trestot primiers
Issi hors por aler a ens
Lui et Meraugis eus dens
fol. 154 a Lor distrent tot et quant il sorent —
autant por tant
Graignor que nus ne porroit dire
Jurent ou chastel cele nuit —
Si est garniz que trestot done
Cele nuit quanque lor covient.
Atant es vos qu'a la cort vient —
pg. 250 Qui a Escavalon saissi.
Mes se tu eres si hardi
Qu'en champ le vosissez conquerre
Cors a cors, en seroit la guerre —
Soit ceste guerre definee.
Or soit la bataille ajornee,
Ge mourai demain sanz sejor —
b pg. 251 Ele s'en vet —
Con oil qui en grant joie maint —
Issi a joie, cele nuit
Passerent et que vos diroie?
L'endemain se met —
Molt maine bele compaignie.
Li baron qui ovec lui erent
Vont o lui, tuit le convoierent —
Que la bataille i devoit estre —
pg. 252 dont L'Outredotez
L'oil li creva —
Par foi, dist li rois, ce me semble —
Ja par moi n'iert respoitie.
Alon au champ. Atant s'en vont
Enmi les prez
c pg. 253 Des lances . . . . . .
S'entremainent si a un fes
Que tot brisent. De plain esles
S'entrebatent, mes en poi d'ore
S'entrevont as espeies sore.
Qu'en diroie? La lor bataille
Si fu la plus cruex sanz faille

fol. 154 c = pg. 254 Qui onques fu en champ deduite —
Meraugis a l'autre conquis
Et por ce qu'il fu sis amis
Tantost li dit: „Ta compaigne
Gorvains! ainz que perdez vie —
Por ce que fus ja mi compainz —
Que puissance en auroie —
Et la pucele bonement.
Adonc firent le serement
De tenir bone compaignie.
Meraugis esposa s'amie.
Le jor maine a Cantorbire
Devant le roi et tot l'enpire,
Et fu puis rois d'Escavalon,
Moult furent lie li baron
De la terre et bien la maintint
Jusqu'en la fin le jor avint
Que Meraugis ot cele prise.
Amice qui fu bien aprise
Vint a cort. Lydoine li dist,
Moult grant hanor pas ne me fist
Lydoine qui tant porchaca
Que Gorvains Cadruz l'esposa
Et la maintint a grant anor,
Entre eaus IIII out grant amor
Et moult furent ami certain,
Se Meraugis ama Gorvain
Et Gorvain lui plus qu'il ne sent
pg. 255 Que ne ai dit, si die avant.

Spruchbuch

der

jungen Pfalzgräfin Anna Sophia, nachherigen Aebtissin von Quedlinburg, vom Jahre 1630.

Mitgetheilt

von

C. Schulze.

Anna Sophie war die Tochter des Pfalzgrafen Georg Wilhelm bei Rhein aus dem Hause Birckenfeld und der ersten seiner drei Gemahlinnen, der Gräfin Dorothea von Solms-Sonnenwald, und wurde am 2. April 1619 geboren. Die Mutter starb, als Anna Sophie kaum sechs Jahr alt war, und der Vater, durch die hochgehenden Wogen des dreissigjährigen Krieges oft hin- und hergetrieben, mag wohl genöthigt gewesen sein, die geistige Pflege seines Kindes sorglichen Händen anzuvertrauen. Diese Hände müssen treu gewirkt haben, dafür scheint zum Theil schon die unten folgende Sammlung lateinischer und deutscher Sprichwörter, welche für die elfjährige Schülerin im Jahre 1630 alphabetisch aufgezeichnet wurde, Zeugnis abzulegen. Es befremdet nicht, dass die lateinische Sprache damals ein Unterrichtsgegenstand für fürstliche Töchter war. Unter den vielen Beispielen klassischer, besonders sprachlicher Bildung bei Fürstinnen des 17. Jahrhunderts erwähne ich nur Sophie, Herzogin von Braunschweig, ihre Schwester Louise, und vor allen ihre Schwester Elisabeth, Aebtissin von Herford, eine Freundin und Anhängerin des Descartes, welche alle drei die lateinische, englische, französische, italienische, spanische und

holländische Sprache erlernt hatten. Für die sorgfältige Erziehung Anna Sophia's zeugt aber auch noch der Umstand, dass sie 1643, bei einer Besuchsreise zu ihrer Verwandten, der verwittweten Gräfin von Schwarzburg, durch ihren frommen Sinn und durch ihr verständiges und bescheidenes Wesen auf die dort anwesende Aebtissin von Quedlinburg, Dorothea Sophia, einen solchen Eindruck machte, dass sie von dieser zu ihrer Coadjutorin erwählt wurde. Nach Verlauf von zwei Jahren, 1645 den 15. Juli, wurde sie als siebente evangelische Aebtissin des Stiftes eingeführt (die erste war Anna von Stolberg 1515), welches Amt sie bis zu ihrem Tode 1680 den 1. September mit Eifer verwaltete. Sie war ihrer Zeit nicht die einzige gelehrte Dame des Quedlinburger Stiftes; unter ihr stand als Pröpstin die nachherige Aebtissin Anna Sophia, Landgräfin von Hessen, ebenfalls in den Sprachen und in der Theologie wohl bewandert, Verfasserin des Buches „Der treue Seelenfreund Jesus" (Jena 1658), (vgl. Buddei lexicon I, 149.)

In den Schulen des 16., 17. und noch des 18. Jahrhunderts war es allgemein Brauch, den lateinischen Unterricht unter Anwendung von Sprichwörtern zu ertheilen. Ohne Zweifel hatte Erasmus durch seine von 1500 bis 1759 in zahlreichen Ausgaben erschienenen „Adagia" hierzu und zu der Abfassung ähnlicher und der Schul-Sammlungen von Vergilius, Murmellius, Manutius, Tappius, Neander, Lange, Buchler, Gerbert, Seybold, Schonheim, Hauptmann etc. den ersten Anlass gegeben. Das Gefallen der gebildeten Stände an Spruchweisheit wurde durch alle diese Schriften, wie das des gemeinen Mannes durch die weitverbreiteten Volksbücher Agricola's, Franck's, Lehmann's und Zincgreff's ausserordentlich genährt und wach erhalten. Auch bei Anna Sophia von der Pfalz scheint eine grosse Vorliebe für das Sprichwort Wurzel gefasst zu haben. Aus den wenigen Angaben über ihr Leben (F. E. Kettner, Kirchen- und Reformationshistorie des kayserl. freyen weltl. Stifts Quedlinburg etc. Quedlinburg 1710. 4°) entnehmen wir, dass sie unter anderen die Sprichwörter: „Bei Gott ist kein Ansehen der Person" (Röm. 2, 11; siehe biblische Sprichw. Nr. 251) und „der Mensch denkts, Gott lenkts" (Lysthen. geistl. Sprüchw. Nr. 77 v. J. 1638) oft im Munde führte.

Beide Sprichwörter finden sich in ihrem Spruchbuche unter Nr. 263 und 314. Mit Bezug auf den Umstand, dass sie in einem von der Pest heimgesuchten Gasthause unangesteckt übernachtet hatte, pflegte sie zu sagen: „Was Gott will erquicken, mag keine Pest ersticken", eine Nachbildung des Sprichworts bei S. Franck „Wann vns Gott will erquicken, kann vns niemandt verdrücken" (auch bair. Sprichw. 203 und mit dem Reime „ersticken" bei Simrock Nr. 3852). Ihr Wahlspruch (symbolum) „Was Gott will, ist mein Ziel" findet sich, fast ebenso lautend, in Simrock's Sammlung Nr. 3906: „Gottes Wille sei mein Ziel". Auf Münzen, die sie schlagen liess, setzte sie ebenfalls Sprüche. 1677 liess sie Thaler ausmünzen (Madai 973) mit dem Spruche: „Wer nach dem Eitlen tracht vnd Gottes Wort veracht, bestraft des höchsten Macht", welche Worte wol auf der Aebtissin Rechtsstreitigkeiten mit der Stadt Quedlinburg zielen sollen, ebenso wie in der Abbildung des Reverses, ein vom Blitzstrahl getroffener Thurm, eine Beziehung zu dem im Jahre 1662 vom Blitze beschädigten Marktkirchenthurme zu finden sein dürfte, nach damaliger Glaubensansicht eine Strafe des Himmels. Ferner liest man auf Gulden, Drittelthalern und Groschen der Aebtissin von 1676 (Madai 3464 und Leitzmann numismat. Zeitg. XVI, 130. 131) den Spruch: „Beschaw das ziel. sage nicht viel".

Freilich scheinen die in vorliegendem Tirocinium verzeichneten Sprüche nicht immer auf die Bildung des sittlichen Gefühls und des Charakters der Gräfin von dauerndem Einfluss gewesen zu sein; denn obschon man ihre Grossmuth, ihren Gerechtigkeitssinn und ihre Thätigkeit während ihrer Stiftsregierung rühmend anerkennen muss, so ist sie doch von Rachbegierde und Händelsucht nicht ganz frei zu sprechen, ebenso wenig von dem Vorwurfe des Ehrgeizes, der sich bestrebt, alles selbst durchzusetzen, doch dabei nicht immer eigener Ueberzeugung folgt. Ihre Händelsucht scheint sich allerdings durch den Widerstand, den ihr der Kurfürst von Sachsen und der Magistrat zu Quedlinburg entgegensetzten, erst allmälig ausgebildet zu haben.

Nun noch einiges über die in meinem Besitz befindliche Handschrift selbst. Sie bildet einen aus 284 Blättern, also aus

36 Bogen Schreibpapier bestehenden Pergamentband in 8^0, mit zwei Paar Schnürbändern. Auf dem ersten Blatte finden sich die Worte: Quinque sunt hominis sensus externi 1. visus. 2. auditus. 3. olfactus. 4. gustus. 5. tactus, eine Aufschrift, die den rein pädagogischen Charakter der Sammlung unzweifelhaft erkennen lässt, ebenso wie die auf dem letzten Blatte verzeichnete Oratio dominica und das Symbolum fidei; und kindlicher Pietät entsprungen erscheint das kleine Epigramm auf dem vorletzten Blatte, welches dem aus den Wirren des dreissigjährigen Krieges zurückkehrenden Vater gewidmet ist:

Ut miles rediens e luctâ plaudit acerbâ,
sic mens exultat nunc mea, chare pater!
nam redis ex variis, Christo comitante, periclis,
qua propter salves: salvus et esto diu!

Auf dem dritten Blatte beginnt die alphabetisch geordnete Sammlung lateinischer Sprichwörter, Sentenzen und Sprüche, denen jedesmal eine deutsche Uebersetzung oder Umschreibung beigefügt ist. In den Schriftzügen lassen sich drei Verschiedenheiten erkennen. Die unter jedem einzelnen Buchstaben des Alphabets beginnende erste Handschrift (A.) ist die älteste und ist bestimmt der Besitzerin des Buches zuzuerkennen; denn sie stimmt in allen Einzelnheiten, selbst in dem Schwärzegrade der Dinte überein mit den auf der inneren Seite des unteren Deckels sich vorfindenden Worten „Anna Sophia, Pfalzgräuin 1630“. [In der Unterschrift ihrer Capitulationsurkunde vom Jahre 1645 nennt sie sich: geb. Pfalzgräfin beim Rhein, Herzogin in Bergen, Gräfin zu Veldenz und Sponheim.] Hübner's genealogische Tabellen weisen nun aus dieser Zeit keine andere Pfalzgräfin Anna Sophia auf, als diese, und nach den oben gemachten Mitteilungen vereinigt sich alles, um der Aebtissin von Quedlinburg dieses kleine Sententiarium zuzusprechen.

Die Schriftzüge der zweiten und dritten Hand lassen eine kräftigere Führung der Feder erkennen. Die Schrift zweiter Hand (B.) stimmt mit dem Vermerk auf der inneren Seite des unteren Deckels überein: „415. pridie cal. sept. 1632. 31. Augusti“ —, ein Beweis, dass das Buch damals in Reih und Glied einer Bibliothek gestellt wurde. Die Schrift dritter Hand (C.) ist jünger, markiger, deutlicher, gefälliger.

Die Fassung sehr vieler deutscher Sprichwörter dieser Sammlung ist oft so eigentümlich und so volkstümlich, dass ich es für vollkommen geboten erachte, das interessante Büchelchen in unserer den Sprichwörtern sich zuwendenden Zeit hier mitzuteilen. Ich unterlasse hierbei den Abdruck der lateinischen Sprüche, als deren Quellen nächst der Bibel (39 Sprüche) die alten römischen Classiker in den Vordergrund treten, am meisten unter ihnen Ovid (mit 24 Nummern), Horaz (23), Publ. Syrus (22), Cicero und Plautus (je 18), Terenz (10), Juvenal und Seneca (je 5). Auch Neulateiner (Owen, Vegetius, Prosper, Cognatus, Lucanus, Mantuanus, Novarinus, Claudian) und griechische Schriftsteller (Plutarch, Aristoteles, Plato, Theokrit etc.) sind vertreten, ebenso die Kirchenväter (Tertullian, Origines, Augustin, Bernhard, Hieronymus, Gregorius). Auch ein Spruch Luther's (400) ist aufgenommen und ein Monostichon aus der Sammlung Zuber's, eines Landsmannes der Anna Sophia (353).

I. A.

1. Der Anfang soll von Got sein. (Agricola 1.)
2. Wie die alten sungen,
   So zwitzerten die Jungen. (Ovid, nach Binder.)
3. Früestund hat gold im Mund. (vgl. Gruter II, 8.)
4. Jung gewohnt, alt gethan.
5. Meine hülff kompt vom Herrn, der Himmel vnd Erde gemacht hat. (Psalm 121.)
6. Betrübte Leut soll man nicht mehr betrüben.
7. Wenn man den Bogen zu hart Spannt, so zubricht Er.
8. Ein geitziger hat nimmer genug.
9. Weisstu nicht, dass die könige vnd grosse Herrn lange hände haben vnd weit langen?
10. Die vntugend wird genehrt vnd lebendig, wenns verdeckt vnd verheelet wird. (Virg. Aen. III, 454.)

B.

11. Ein guter Hird soll die Herde scheren vnd nicht schinden.
12. Stehende gab ist eine zwifache gab. (Egenolff 27a.)
13. Wurst wider Wurst.

14. Wer wolthat annimmt vnd Ihm dienen lesst, der verkaufft damit seine freiheit. (Publ.)
15. Einen frommen Menschen verzärtelt Got nicht, sondern vbet vnd prüfet ihn.
16. Wann der schimpff am besten ist, so soll man auffhören.
17. Wer böser Leut schonet, der schadt den frommen.

C.

18. Glaub mir das, wer wol verborgen gelebt, der hat wol gelebt, vnd ein jeder soll innerhalb seinem Stand bleiben. (Egenolff 40 a.)
19. Ein Kranker, der vnmessig lebt vnd vngehalten ist, macht einen hefftigen Artzt.
20. Kein ehrlicher leidet schmach, vnd kein tapfferer Mann thuts.

E.

21. Irren ist menschlich. (Büchmann 113, der aber auch bei Nachweisung des Sprichworts menschlich irrt.)
22. Vbung und fleis vermag alles.
23. (Agricola 37.)
24. Gross geschlecht vnd tugend, wo nicht geld vnd gvet darbei ist, wird geringer geachtet, alfs das meergras.
25. Aus des andern vntugend verbessert ein weiser die seine.
26. Plaut. capt.

F.

27. Das Glück gibt viel zum Gebrauch, zum eigenthumb nichts.
28. Wir können, wann wir gesund sind, krancken leuten gar leichtlich räthe geben.
29. Was geschehen ist, lesst sich nimmer endern. (Egenolff 45 b.)

G.

30. Eine Wolthat verursachet die andere. (Egenolff 18 a.)
31. Ein reudig Schaff macht eine gantze Herd reudig.
32. Man hats grofse schuld (es ist vbel gethan) sagen, was man verschweigen soll.

I.

33. Wer den zorn vberwindet, der vberwindet den grösten feind.

L.

34. Wenn man den wolff nennt, so kompt er gerennt.
35. Horat. A. P. 365.
36. Ein Stein, den man offt weltzet, wirt nimmer Mosicht. (Nach Erasmus aus dem Griechischen.)

M.

37. Vnsere hände haben augen, sie glauben, was sie sehen.
38. Gar schwerlich vnd mit gröster gefahr wird verwahret, der vilen gefellt. (Egenolff 154a.)

N.

39. Einem weisen gebüret nicht zu sagen: „Ich hatte es nicht gemeint.“
40. Der Neid lefst von der tugend nicht. (Simon, Gnom. 340.)
41. Das schweigen schadt niemand, das reden schadt.
42. Es hilfft nichts den stall zumachen, wenn das vieh heraus ist. (Mantuanus.)
43. Durch viel zancken wird die warheit verlohren. (Egenolff 154b. Publ. Syr. 475.)
44. Es nutzet nichts, wol gelernet haben, so du auffhörest wol zu thun.
45. Wer kegeln will, mus auffsetzen.

O.

46. Ein Narr macht zehn Narren.
47. Er ist klug allen rath vnd that zu geben, ihm allein aber weis er nicht zu rathen.
48. Viel augen sehen mehr denn eines.
49. Das werck lobet den Meister. (Egenolff 8a.)
50. Alle menschen sind lügner. (Agric. 17.)
51. Ein arbeiter ist seines lohns werth. (Luc. 10, 7. bibl. spr. 203.)
52. Wenn das Ende guet ist, so ist alles guet.
53. Die gelegenheit macht einen Dieb. (Hoffmann 8, 88.)
54. Hunger ist der beste Koch. (Egenolff 27a.)
55. Aller guten Dinge müssen drei sein.
56. Sehen gehet für Hörnsagen.
57. Der letzt bein haaren.
58. Zusagung macht schuld. Ein Wort ein Wort. Ein Mann ein Mann.
59. —

P.

60. Fromb sein schadt nicht. (Simon Gnomolog. p. 382.)
61. Verbrennts kind fürchtet das feuer. (Franck 16a.)
62. Nach dem regen scheinet die Sonne: auff leid folgt freud. (Egenolff 42b. Seybold p. 451.)
63. Man tritt den Wurm so lang, bis er sich krümmt.
64. Wir sind Staub vnd wie ein Schatten.
65. Gedult hat selten schaden gebracht.
66. Juncker gelt
Beherscht die welt.
67. Eigen lob stinckt gern.
68. Der stärckeste schiebt den schwächern in den Sack.
69. Frombkeit wird gelobt, bleibt aber wol vor den leuten, gneufst aber nicht viel. (Eiselein 190.)
70. Die gotseligkeit hat gewisse belohnung.
71. Gute wahr findet leichtlich einen käuffer.
72. Wir müsfen nur leiden, was vns der thut, der vns zu mächtig ist.

Qu.

74. Je höher wir sind, Je demütiger sollen wir vns erzeigen.
75. Was bald wird, das vergehet auch bald.
76. Was du thust, das thue mit bedacht vnd siehe auff das Ende oder ausgang.
77. Was du wilt, dafs man dir thun soll, das thue du einem andern auch nicht.
78. Lang geborgt ist nicht geschenckt.
79. Aus den augen, aus dem Sinn.
80. Wer nicht vbersehen vnd vberhören kan, taugt zu keinem Regenten nicht.
81. Mit Schaden wird man klug.
82. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. (II. Thessal. 3, 10. bibl. sprich. 276.)
83. Wer sich gern in gefahr gibt, der verderbet drinnen. (Eccles. 3, 27. bibl. sprich. 140.)
84. Was man mit rhue vnd arbeit nicht lesft vmbwechseln, hat keinen bestand nicht. (Volksmund: Was nicht rastet vnd ruht, thut in die Länge nicht gut.)
85. Der krueg gehet so lang zum Wasser, bis er bricht.

86. Wer fleisſig lernet, begert aber nicht höfflicher zu werden, der ist doch vngeschickt.
87. Wer etwas haben will, der mus sich zuvor darumb bemühen.
88. Gut ding will weile haben.
89. Es ist nichts so klein gesponnen,
Es kompt letzlich an die Sonnen.
90.
91. Wer stirbt, ehe er stirbt, stirbt nit, wann er stirbt.
94. Wenn sich grosſe Herrn rauffen, so müssen die vnterthanen die haar darzu leihen.

R.

95. Wie der Herr ist, so sind auch die Vnterthanen.
Oder: wenn der Apt die wirffel aufwirfft, so hat das Convent macht zu spielen.
96. Recht vnd vorsichtig soll man handeln.
97. Hin ist hin: was nimmer zu erlangen ist, da soll man nicht mehr vmbsorgen.
98. Die wurtzel vnd anfang der Studien ist bitter, aber die früchte sind süsſe.
99. Guet findet vnd hat freund.

S.

100. Hoffnung lesſt nicht zu schanden werden.
101. Den Elenden gibts einen Trost, wenn sie nicht allein leiden, sondern gesellen ihres Elendes vnd creutzes haben.
102. Gleich vnd gleich gesellet sich gern.
103. Ist Gott für vns, wer mag wider vns sein. (Roman. 8, 31. Erasmus vnd Agricola.)
104. Lust zu einem Ding.
Macht alle arbeit gering.
105. Vmb gelts vnd guts willen wird viel Thorheit begangen. (Richtum mag Torheit wol leiden. Tschudi.)
106. Ohn Gottes segen, waffe vnd schutz.
Ist der mensch nichtig vnd vnnutz.
107. Wartte deines beruffs, darin dich got gesetzt.
108. Wenn man allererst sparen will, wenns auff die neige kommen ist, so ists zu lang geharret.
109. Narren werden nicht ehr klug, als mit ihrem schaden. (Egenolff 38b.)

110. Leid vnd meid.
111. Die alten sind zweimal kinder. (Egenolff 63 a.)
112. Allzuscharff macht schartig. (Egenolff 123 b.)
114. Einem Jeglichen gefellt seine weise wol. (Franck 68 b.)
115. Es ist besser, gewalt leiden, denn thun.
116. Got kann wol einem eine Zeche borgen.
117. Wer einem andern andacht machen will, der mus sie von erst selber haben.
118. Wer recht thut, der hat genug Gönner.
119. Wer eines pfennigs nicht achtet, der wird keines güldens Herr.
120. Das alter gibt erfahrung.
121. —
122. Wer dem schuldigen vberhilfft, der macht sich der schuld theilhafftig.
123. Ein Jeglicher hat seine weise.

T.

124. Eine gute sache mus doch endlich gewinnen.
125. Wenn deines Nachbarn haus brennt, so Hastu zeit zu löschen.
126. —
127. Mit stillem schweigen verantworttet man viel.
128. Was dich nicht brennt, das soltu auch nicht löschen.
129. Ein Hund der erst billt.
Beisst nicht so wild.
130. Die Leut werden bisweilen hoch erhoben, das Sie desto schwerer nachmals fallen. (Agricol. 100.)
131. Dem geitzigen fehlet so wol, was er hat, als was er nicht hat. (Agricol. 114.)
132. So lang mus ein mensch lernen, so lang er ein ding nicht weis.

V.

133. Gottes wort bleibt ewig. (Esaiae 40. I. Petr. 1, 25. bibl. spr. 289.)
134. Man kann die warheit nicht leiden, man wird einem feind drumb.
135. Eine Schwalb macht keinen Sommer. (Franck 58 b.)
136. Der einige Mensch Christus hat vns durch seinen Tod widerumb zurecht geholffen.
137. Lasf dich an dem, was du bist vnd hast, begnügen.
138. Tugend vergehet nicht, sie bleibt auch nach des menschen tod.

139. Man sol die zeit wol anlegen, es ist bald vmb solche geschehen.
140. Das leben wird keinem für sein eigenthumb gegeben, sondern wird vns allen nur geliehen.
141. Der bauch hat keine Ohrn: von wortten wird niemand satt.
142. Was zur nesfel werden will, das brennet bald.
143. Vexiren macht verstendig vnd fleisfiges nachdencken.
144. Was der mensch säet, das wird er auch erndten: wirstu guet kochen, so wirstu auch guet essen.
145. Wie man lebt vnd sich helt, so hat man glück.
146. Guet bier ruft sich selbst aus.
147. —
148. —

II. A.

149. Der Sieg kompt von Gott.
150. Ein getreuer freund wird erkand in der noth.
151. Der Geiz ist ein wurzel alles vbels.
152. Das Gestirn regirt die menschen, Gott aber regirt das Gestirn.
153. Wagen gewinnet.
154. Von gering zum hohen; wer hoch steigen will, der mues vnten anfahen.
155. Es schlegt offt ein kleiner einen grosfen.
156. Lieb vnd lust erreichet vnd lehrnet alle ding.
157. Nach gethaner arbeit ist guet feyern.
158. Keiner lasfe sich hinder andere leuth, der ihm selber rathen vnd helffen, oder der der leuthe entrathen kan.
159. Biedermanns erbe liegt in allen landen.
160. Wo der zaun am nidrigsten ist, da will iedermann drüber hupffen.
161. Es ist kein schwerd, das scherpffer schürt,
Als wann ein Bauer Edel wird.

C.

162. Ein guet gewissen nicht viel fragt,
Was ein lügenmaul von ihm sagt.
163. Der ein böfs gewisfen hat, meinet immer, was man rede, das sey von ihm.
164. Christus ist mein Zuflucht.
165. Böfs geschwetz verderben guete sitten. (1. Cor. 15, 33. bibl. sprichw. 266.)

166. Ein grausamer Tyrannischer Mensch ist der, der seinen gueten namen nicht achtet.
167. Das gewisfen ist als tausent Zeugen.
168. Ein kurzweiliger gefehrde ist an statt eines wagens vf dem wege.
169. Es ist allen menschen ein Ziel des lebens gestecket.
170. Tadeln mag einer leichter, dann einem etwas nach thun.
171. —
172. Das böse wird mehr geehret vnd gefördert, als das guete. Je ärger schalck je besfer glück.
Einen schalck brennet man zwi liecht, einem frommen kaum eins.
173. St. Paulus klar: ein guetes Jar.
Auss grosfem wind: felt krieg geschwind.
Dem nebelrauch: stehet sterben nach.
Auf schnee vnd regn: fellt kleiner segn.
174. —

D.

175. Die nichts vom krieg wisfen, vnd nicht drinnen gewesen, halten ihn für ein köstlich ding.
176. Von todten leutten soll man nichts dann alles guetes reden.
177. Mann mues gott mehr gehorchen dann den menschen. (Act. 5, 29. bibl. sprichw. 247.)
178. Vnrecht guet kommet selten vf den dritten erben.
179. So lang ich einen Odem hab, lasf ich mein hoffen nicht.
180. Gott führet seine Heyligen wunderlich.
181. Mues ist ein bitter krautt.
182. Hab rath: vor der that.
183. Eigener herd ist goltes werth.
184. Gelt bringt zu ehren.
185. Reiche Dieb hengt man in Beuttel, Arme aber an den Galgen.
186. Wann wir vnsfern willen haben vnd verzogen werden, so werden wir dadurch alle ärger:
Durch viel nachsehen werden wir alle ärger.
187. —

F.

188. Trau, schau, wem.
189. Eil mit weil.
190. Was man ja nicht endern kan,
Nehme man so mehr gedultig an.

191. Gleiche Handwerck vnd nahrung können ein ander nicht vertragen.
192. Das glück ist rund wie ein kuegell vnd vnbestendig.
193. Verlasf dich nicht vf die Vergängliche schöne.
194. Der ist glückseelig, der mit andrn leuth schaden klueg wird.
195. Es ist leicht zu erfundenen dingen etwas thuen.
196. Glück vnd glafs wie bald bricht das.
197. Wer des gueten genosfen hat, mag des böfsen auch mit entgelten.
198. —
199. Wer das glück hat, der führet die Braut heim.

H.

200. Ehr erhelt die künste.
201. Wann man nichts vor hat vnd thuet, so lehrnet man böses thuen.
202. Die armuth dringet einen menschen, das er viel versuchen mues.
203. Der thuet vnrecht, welcher vergisfet, was er gelehrnet hat.
204. Der Mensch ist wie ein wasferblase.
205. Es ist besfer ehrlich gestorben, als schendlich gelebet.

I.

206. Die furcht des Herrn ist der weifsheit anfang.
207. Schlecht vnd recht das behüete mich.
208. Vnschuld ist die beste Verantworttung.
209. Es ist ein schröcklich ding, einen vngnädigen Gott haben.
210. Im krieg gelten keine geseze nicht.
211. Kleine leuth können auch zürnen.
212. Ein böfser mensch ist der, der eine wolthat kan einnehmen, wills aber nicht wieder ausfgeben.
213. Der Zorn ist eine kurze vnsinnigkeit.
214. Gelt ist iezund lieb vnd werth gehalten.
215. Zerbrochene döpff findet man an allen orthen.

M.

216. Zwei harte stein mahlen selten klein.
217. Gedenck das du sterben muest.
218. Der todt löset alles auf.
219. Vbel gewonnen, vbel zerronnen.
220. Es kan sich auch zwischen mund vnd hand viel vnversehenen dings zutragen.

221. Auf einen harten kloz gehört ein harter keyel.
Böses mues man mit bösen vertreiben.
222. Es gibt viel anschaffer, aber wenig arbeiter.
223. Wie der vogel ist, so legt er Ayer.
224. Viel hände machen bald feyerabend.
225. Was sües ist, kombt sauer an.
226. Wer nicht kalck hat, mues mit leimen mauern:
Arme leuth tragen armes Creuz.
227. Es ist ein elend vnd bösfer handel, wann man sagt, man hab etwas gehabt, hat aber nichts mehr.

N.

228. Einer allein kan nicht alles.
229. Kein Vnglück kombt allein. (Lehm. flor. I, 832.)
Das Vnglück kombt mit hauffen. (Gruter II, 14.)
230. Wiln es iezt vbel stehet, wirds drumb nicht allemal so seyn. Es wird einmal besfer werden.
231. Es ist nicht ein geringer tugend, das gewonnene zu rath halten, als etwas gewinnen.
232. Es lebt keiner ohne sündt oder mangel.
233. Es ist nichts feines am krieg, den edlen fried wollen wir alle haben.
234. Es müssen starcke bain seyn, die gute tage ertragen wollen.
235. Wir sollen keinen tag vorüber gehen lasfen, daran wir nicht vfs minste eine Zeil lefen oder schriben sollen.
236. Es soll keiner von sachen vhrtheilen, die er nicht versteht.
237. Was mit gewalt zugehet,
Nicht lang bestehet.
238. Es ist noch nicht aller tag abendt.
239. Neues hat guenst.
240. Allzu grofse gemeinschafft wierckt verachtung.
241. —
242. Nichts kostet mehr, als welches mit bitten mues geschafft vnd erlangt werden.
243. Es ist kein ding so schwer, man kan ihm beikommen, so man darnach trachtet.
244. Nichts wird gelehrt und geschriben, darvon man zuvor nicht solte gewuest haben.

245. Viel schleudern dienet nicht zu einem langen Leben.
Es trincken tausendt ehe den todt,
Dann einer stirbt von hungersnoth.
246. Arth lest von arth nicht.
Die kaz lest ihres mausens nicht. (Agricola 131.)
247. Es ist kein luest ohne vnluest.
248. —
249. —
250. Glaub ist mifslich.

III. A.

251. Theils (= Manche) halten grofse ehr vnnd würden, theils gelt vnnd guet.
252. Durch steten fleis werden alle geschäfft verrichtet.
253. Das Werck lobt den Meister.
254. Gleicher will ist die beste freundtschafft.
255. Wer kugeln will mus zuvor setzen.
256. Anderer orten ist auch gutt wohnen.
257. Alte freündt geben selten niemand auff.
258. Die Tugend ist gemeiniglich Vnbeständig vnd vngewifs.
259. Wol sterben ist nicht verderben.
260. Fromme leuth genieffen der ewigen freudt.
261. Das Glück im krieg ist Vngewifs.
262. Eltern sollen ihren kindern nicht zu viel nachsehen.

C.

263. Eine Krähe bricht der andern kein aug aus.
264. Effen hülfft für den Hunger, trincken für den Durst.
265. Je gröffer sündt, in härter straff.
266. Ein rechter Christ soll auch seinen feinden gutes thuen. (Matth. 5, 44.)
267. Unglück macht witzig.
268. Jung gewohnt, alt gethan.
269. Des menschlichen lebens zufäll sind mancherley.
270. Zwey augen sehen mehr denn eins.
271. Mit dem gebett soll man alle ding anfangen vnnd beschlieffen.
272. Niemandt ist ohn sündt.
273. Wenn der Arm reich wirdt, so hat er mit andern kein mitleiden.
274. Tausendt jahr Vnrecht ist nicht ein stundt recht.

275. Der stul macht keinn Priester.
276. Bey der lieb soll man die rechtgläubigen erkennen.
277. Wieder den todt ist kein kraut gewachsen.

D.

278. Der reiche ist entweder Vngerecht oder des Vngerechten Erbe.
279. Mein Gott vnnd mein lieb.
280. Gott vnnd die Natur thun nichts Vmbsonst.
281. Gott wiederstrebet den Hoffertigen.
282. Gott ist ein rechter Schutz in der noth.
283. Gott siehet die Personen nicht an.
284. Gott siehet vnnd höret alles.
285. Gott züchtiget zwar die seinigen, er verwirfft sie aber nicht gar.
286. Man soll in keiner Wiederwertigkeit verzweifflen.
287. Wenn die katz schläfft, so springen die mäufs herumb.
288. Der segen des Herrn macht reich,
289. Soll Hans was können, so mus es Hensel gelernt haben.

E.

290. Stillschweigen ist eine Edle tugendt.
291. Wefs das hertz voll ist, gehet der Mundt über. (Bibl. sprichw. 211. Matth. 12, 34.)
292. Böse sitten machen gute Gesetze.
293. Auffer der Christlichen Kirchen ist kein heil zu hoffen.
294. Vbung ist der beste Lehrmeister.
295. Trunckenheit bringt Vergeffenheit.
296. Ein weiser verbeffert sich aus eines andern laster.
297. Wo gelt, do wahr.
298. Da Petrus gen Hoff kam, ward er ein Schalck.

F.

299. Ein guett gerücht ist beffer dann gelt. (Bibl. sprichw. 84.)
300. Wer sein Wort nicht helt, dem soll in gleichem begegnet werden.
301. Der verzeihet einem leichtlich, der selbsten dergleichen bedörfftig ist.
302. Dem menschen ist ein guter Nahme eben so lieb als das leben.
303. Wer gern glaubt, wirdt leichtlich betrogen. (Bibl. sprichw. 157.)
304. Wie die sach, so ist auch des Soldaten muth.
305. Der glaub macht allein gerecht.
306. Glückseeligkeit hat immer neidt.

G.

307. Niemand thut gern etwas vmbsonst.
308. Gott erhört der Betrengten seufftzer.
309. Kein freüdt ohne leidt.
310. Viel geschicht offt, was man nicht hofft.

H.

311. Würde Bürde.
312. Je lenger Gott sein hülff auffzeucht,
Je mehr sich Vnser hertz erfrewt.
313. Der Mensch ist dem leben nur gelichen, vnd nicht geschenckt.
314. Gott thut nicht allezeit was die Menschen haben wollen.
315. Ein Mensch ist des andern Wolff.
316. Der Mensch ist allem Vnglück vnterworffen: vel, der Mensch ist elendtsthier.

I.

317. Der angel tregt offt vnwillige fisch aus dem waffer.
318. Nach der Arbeit schmeckt das effen wohl.
319. Ein böse Zusag ist man nicht schuldig zuhalten.
320. Faule Leuth haben immerdar gern feiertag.
321. Vngehorsam erweckt krieg vnnd empörung.
322. Was man nicht weis, darnach ist kein Verlangen.

L.

323. Die Zung vnnd die redt ist des hertzens verräther.
324. Das gesetz gibt gelegenheit die gnadt zusuchen.
325. Lang leben ist lang in Vnglücke schweben.
326. Das Lob mundert den Menschen auff.
327. Der neidt höret nach des Menschen todt auff.
328. Wann die kinder fromb vnnd gottsförchtig sein, erfreüen sie die Eltern.
329. Nicht der lang, sondern der wol vnnd löblich gelebt, wirdt gelobet.

M.

330. Der fluch friſſet das Landt, dann sie verschuldens die drinnen wohnen.
331. Waffer in See tragen.

332. Todte hundt beiſſen nicht.
333. Eine handt wäschet die andre.
334. Bete fleiſſig morgens vnd abendts.
335. Ich hab nichts darbey zusuchen. vel: Es gehet mich nicht viel an.
336. Die krancken brauchen bedörffen des artzes. (Matth. 9, 12. bibl. sprichw. 201.)
337. Wenn das gedechtnus nicht gevbt wirdt, so nimbt es ab.
338. —
339. —

N.

340. Wer offt denckt an die höllisch Pein,
Der kompt so leichtlich nicht darein.
341. Man soll nicht auff ein jede frag Antwordt geben.
342. Ich hetts nimmermehr glaubt, das es also zugehen würde.
343. Wir gönnen jedermann sein glück gern.
344. Der Nahme des Herrn ist ein festes Schlofs.
345. Wer nicht gevbt ist, der verstehet wenig.
346. Nichts ist also vollkommen, das darob kein mangel erscheine.
347. Ohne Gottes hülff vermögen wir nichts.
348. Wo man Christum zum führer hat, soll man nicht verzweiffeln.
349. Es ist nicht alles ehrlich, was sich geziembt.
350. Dem guten kan man nicht zu viel thun.
351. Die Menschen wiſſen nicht, was die sparsamkeit ertrage.
352. Noth hat kein gesetz.
353. Witz kompt nicht Vor jahren.

O.

354. Jedermann gefallen ist sehr schwer.
355. All vnser leben ist mühesam.
356. Welchen die leuth nicht gern sehen, der bleib daheimb.
357. Alle Ding ein Weil.
358. Nachgeben stilt viel krieg.
359. Aller anfang ist schwer.
360. Gott sindt alle ding müglich.
361. Fliehe den müſſigang.
362. Lust vnd lieb zu einem ding.
Macht alle mühe vnd arbeit gering.
363. Ein neues leben ist die beste Bufs.

364. Bey vns ist noch gesunder Lufft.
365. Vnter allen Vntugenden ist hoffart die fürnehmbste.
366. Sie sind allzumal Sünder, vnnd mangeln des ruhms, den sie an Gott haben.
367. Eines jedlichen menschen seel kompt entweder inn Himel oder in die Höll.

P.

368. Dem Armen soll mann seine Bitt nicht abschlagen.
369. Er helt sich gern still vnd eingezogen, er bleibt gern daheimb.
370. Die sünde fliehen ist die gelegenheit zu sündigen fliehen.
371. Die meiste stimmen gelten.
372. Gezwungener eidt ist Gott leidt.
373. Das gebett vnnd bufs sind die rechten waffen der Christen.
374. Sparsamkeit ist ein groffer zoll, oder gewinn.
375. Dem vbel soll man bey zeiten vorkommen.
376. Faule leuth werden selten reich.
377. Es ist beffer stillschweigen, als Vngebürliche ding reden.
378. Durch das Gesätz kommet erkändtnus aus der sündt.
379. Wenns den menschen wolgehet, so werden sie vbermüthig.
380. Vntrew schlägt ihren eigenen Herrn.

Q.

381. Ein Voller weis nicht, wie einem nüchtern zugemüth ist.
382. Hochmuth thut selten gutt.
383. Ein Verzagt hertz vnterstehet sich nichts.
384. Was die Natur Versaget, kan Niemandt erstatten.
385. Viel köpff, viel Sinn.
386. Je mehr die leut haben, je mehr sie haben wollen.
387. Ein jeder ist seines glücks vndt Vnglücks Vrsacher.
388. Wer leichtlich glaubt, wird leichtlich betrogen.
389. Wie die frag, so ist auch die antwort.

R.

390. Kupfer gelt, Kupfer Seelmefs.
391. Witz kompt nicht Vor Jahren.

S.

392. Zum lernen soll man willig sein,
Durch Zwang geht sonst ein schlechts hinein.

393. Man soll die leuth zur religion bereden, vnnd nicht darzu zwingen.
394. Guth macht muth.
395. Gott gebe dir glück.
396. So klein wird nichts gesponnen.
Es kompt endlich an die sonnen.
397. Gesunder leib ist nicht mit gelt vnnd guth zu bezahlen.
398. Heimliche ding soll man Verschweigen.

T.

399. Die Zeit bringt rosen.
400. Je gröffer die Noth, je näher Gott.
401. Die Zeit Verzehrt alles.
402. Einem jeden gefellet seine Weis.
403. Leid mit gedult vnnd schweig nur still.
Gott dir doch endlich helffen will.

V.

404. Müffigang gibt mancherley gedancken.
405. Fromme leuth sehen fein auffrichtig aus.
406. Vber das Vermögen soll man nichts vornehmen.
407. Der wollust ist ein Anleitung zu aller Schalckheit.
408. Der Wille Gottes ist vnwandelbar.
409. Zur Warheit hab ich immerdar Lust.
410. Schamhafftigkeit ist ein Hütterin aller tugendt.
411. Mancherley speis vervrsacht die kranckheit.
412. Die jugend soll schamhafftig sein.
413. Wir geleben eines Gottes, aber nicht eines Menschen.
414. Ein Wort ist kein Pfeil.
415. Wo der glaub bey dem gebett nicht ist, so ist es vergebens vnd vmbsonst.
416. Wollust verführt manchen in Vnglück.
417. Das menschliche leben ist gleich einer Blum auff dem feldt.
418. Was einer einmahl geredet, das soll er nicht wieder zurück nehmen.
419. Aus den wercken wird die rechte freündschafft erkandt.
420. Den Armen ist offt das leben zu lang, den reichen aber zu kurtz.

Helena.

Eine poesie-historische Studie

von

Dr. Richard Treitschke.

Alles was erscheint, ist poetisch und prosaisch zugleich, je nachdem der Menschengeist seine Richtung zu einem Gegenstande nimmt; aber beide Richtungen sind gleich heilig. Aber aller Stoff, sei er poetisch oder prosaisch aufgefasst, wurzelt in den tiefsten Bodensäften der jedesmaligen Zeitlage und vergeht gewöhnlich auch mit derselben. Dennoch giebt es gewisse ewigscheinende Stoffe, die, soweit die Weltgeschichte durchlebt ist, in fast unveränderter Natur sich fortgelebt haben. Es sind diess urmenschliche Seelenstimmungen und Erfahrungen. In der Poesie namentlich, wo der Stoff so leicht zur Form wird, ist das am sichtbarsten. An dergleichen hervorragenden Grössen aber lässt sich vielleicht die Geschichte der Poesie am besten verstehen.

Helena ist wohl ein Name, bei dessen Klange in jedem nur einigermassen Gebildeten die würdigsten Ideen rege werden, ja welcher selbst im Ohre des ungebildeten Volks nicht ganz unverstanden tönt, nicht ohne einige Aufmerksamkeit vernommen wird. Ein cultur-historisches Signal! In der That, erwägen wir den Sinn des Worts, stellen wir uns die poetische Figur Helena vor die Seele, sogleich geht uns auch die grosse Bedeutung des Gegenstandes auf. Ein antiker Faust! müsste man

ausrufen, wenn man auch von der später stattfindenden ganz natürlichen Verbindung beider Sagen noch gar nichts wüsste. Gross erscheint die Bedeutung der Helena-Sage in zwiefacher Aeusserung. Einmal nehmlich an und für sich als ein tiefer und inhaltvoller poetischer Stoff von unvergleichlicher Dauerbarkeit, welcher sich durch die gesammte Culturgeschichte bis auf unsere Tage hindurchgelebt hat. Dann aber auch durch die so merkwürdig mannigfaltige und häufig in der Geschichte der poetischen Kunst epochemachende Behandlung, welche dieser Stoff in verschiedenen Zeiten und schon fast vom Anfang seiner Erscheinung an erfahren. Beides hängt im Grunde eng zusammen. Denn Eines hat das Andere bedingt, die wunderbare Idee hat den Reichthum und die Eigenthümlichkeit der Bearbeitungen nothwendig gemacht; und dadurch nur, durch sein inneres Leben, hat sich das Ganze in sich gehalten und erhalten. —

Wer die innere und äussere Geschichte dieser Fabel vollständig schreiben wollte, hätte nach meiner Ansicht seinen Weg der ganzen Länge nach durch die Geschichte der Menschheit mitten hindurch zu nehmen — also kein kleiner Weg. Aber auf die Spitzen des Gegenstandes, die hervorragendsten, kann und soll man immer aufmerksam machen: den Culturhistoriker daran erinnern, welch' ein weltgeschichtliches Dokument hier vorliege; dem Dichter und besonders dem dramatischen andeuten, wie viel aus der Geschichte der Behandlung jenes Stoffes für ihn zu lernen ist.

Der tiefe Gehalt eines poetischen Stoffes erkennt sich am leichtesten und klarsten aus seinen Bearbeitungen. Eine ächt menschliche Idee ist verschiedentlich dichterisch gestaltet; treten wir also unmittelbar an die Erscheinungen heran.

Der Grundkern der Fabel von der schönen Helena, wie sie beim alten Homer uns darliegt, ist unbezweifelt die reinste und naivste Offenbarung der grossen Idee. Die schöne Helena ist den Menschen, ist ihrem Sänger das Urbild weiblicher Schönheit und deshalb ihre göttliche Abstammung ausser aller Frage. Aber traurige Verwirrungen hat weibliche Schönheit, so göttlich sie ist, von jeher unter dem Menschengeschlecht angerichtet; jener himmlische Funke hat Einzelne, wie ganze

Nationen, weil sie eben Menschen waren, in's Verderben gestürzt, und das hat zugleich gewaltige Revolutionen auf der Erde verursacht und dadurch freilich auch alle Menschenkräfte in die grossartigste Bewegung und Thätigkeit gesetzt. Dennoch mit heiterer Ergebung in den ewigen Rathschluss der Götter nimmt der Dichter und lässt er seine Personen die Erscheinung hinnehmen. Die edelsten sind überwältigt von der Göttlichkeit der Erscheinung Helena's oder behandeln sie mit Ehrfurcht. So die Greise am skäischen Thor, so der ehrwürdige König Priamos selbst, und der edeln Troer edelster, ihr Schwager Hektor; und Helena, besonders in der Odyssee, fühlt sich selbst wehmüthig als ein unerforschliches Räthsel. Das sind die unsterblichen Gedichte des Vaters der Poesie. Aber unergründlich schwer mochte auf manchem nicht poetisch durchklärten Gemüthe der Glaube lasten: dass durch der göttlich schönen Helena Schuld — nach dem Willen der Götter — solches Unheil über die Welt gekommen. Dennoch immer blieb sie die ewig schöne Helena, und als Ideal weiblicher Schönheit fasste sie allgemein die bildende Kunst der Griechen auf und befriedigte sich daran. Es mochte zwar hin und wieder auch einen Dichter geben, der, wie es vom Stesichorus gewiss ist, sich nicht entblödete, in lyrischer Erregung diess Weib, als die Anstifterin unsäglichen Elends über Griechenland, im nationalen Unwillen mit einem nationalen Fluche zu belegen. Aber solche Auffassungen missfielen allgemein, und wir wissen, dass Stesichorus, um nicht allen Ruf zu verlieren, sich genöthigt sah, einen poetischen Widerruf zu dichten (Palinodie). Gleichwohl suchten Viele noch vollkommnere Befriedigung, und versuchten sie aus der Quelle des Mythos selbst zu schöpfen; darunter selbst solche, welchen das Verständniss Homer's vollständig aufgegangen war, welche aber der dichtende Drang von der Betrachtungslust der harmonischen Helena-Welt des Homer zur abgesonderten Betrachtung der Helena-Figur hintrieb. Nun aber bei dieser Näherbetrachtung der Persönlichkeit zeigte sich bald jene berechtigte Forderung des Menschengemüths nach der Uebereinstimmung des Guten und des Schönen, es machte sich bald ein Widerstreben geltend, die reinste Form als Hülle eines befleckten Inhalts sich zu denken. So entstanden denn bald

Umdichtungen, oder besser gesagt, weitere Ausdichtungen der alten Fabel. Durch diesen Process, durch diese Neugeburt des Stoffs, welche in den Gemüthern der Hellenen vor sich ging, war man jedoch noch nicht sogleich zu neuen Kunstgestaltungen gelangt. Denn nichts kann als ein ächtes und gediegenes Gedicht unter einer Nation erstehen, wenn nicht der Gehalt desselben schon vorher ganz ausgereift im Busen jedes Einzelnen liegt. Und so allmählig, wie immer eine Weltanschauung der andern Platz macht, eben so langsam (es war ja ganz dasselbe) erfolgte auch die Umgestaltung unseres Mythos. Aber peinlich und unschön sind stets solche Uebergänge. Wenn die Mythe gährt und sich klärt, giebt es oft einen prosaischen Niederschlag. Wir wollen hier diese Mittelglieder bei Seite lassen, müssen es auch, da es schwierig, beinahe unmöglich ist, dieselben aufzusuchen. Fassen wir vielmehr jene Abwandlung der Helena-Sage in's Auge, welche der Altvater der Geschichte, Herodot, uns aufbewahrt hat (Herod. II, 116—121). Herodot lässt sich vernehmen: „Auf nähere Erkundigung eröffneten mir die ägyptischen Priester, es verhalte sich folgendermassen mit der Helena: Paris sei mit der geraubten Helena nach Hause geseegelt, da hätten ihn aber Stürme in das ägyptische Meer geworfen, und so wäre er denn auch (denn die Winde hätten nicht nachgelassen) nach Aegypten selbst gekommen und wäre vor der sogenannten Kanobischen Nilmündung angelandet. Es war aber am Ufer ein Tempel des Herkules, welcher auch noch daselbst sich befindet. Dort ist jeder seinem Herrn entlaufene Sklave vor Verfolgung gesichert, wenn er sich nur den heiligen Stempel hat aufdrücken lassen und sich so dem Dienste des Gottes geweiht hat. Diese heilige Satzung ist heutzutage noch so in Kraft wie damals. Als nun jetzt des Paris Sklaven von jener Einrichtung Kenntniss erhielten, entliefen sie ihm; als Hülfeflehende des Gottes aber klagten sie den Paris an, um ihm zu schaden, und erzählten Alles genau, wie es sich verhielt mit der Helena und der dem Menelaos zugefügten Schmach. Diese Anklage machten sie vor den Priestern und vor dem Schirmvogt des Heiligthums, dessen Name Thonis war. Als Thonis das vernommen, schickte er auf das schnellste eine Botschaft nach Memphis zum Könige Proteus, welche anfragte:

Es ist ein Fremder hier angekommen, von teukrischer Nation, der eine unheilige That vollbracht hat in Hellas, denn er hat seinen Gastfreund dort um dessen Eheweib betrogen, und mit diesem Weibe sammt vielem Gute ist er bei uns angekommen, da er von Stürmen an unser Land verschlagen worden ist. Sollen wir ihn nun unbekränkt weiter seegeln lassen, oder sollen wir ihm abnehmen, was er bei sich führt? Darauf liess Proteus antworten: Den Mann, welcher Unheiliges gethan hat an seinem Gastfreunde, habt ihr festzunehmen und zu mir zu führen, damit ich wisse, was er wohl sagen wird. Sobald diess Thonis gehört hatte, nahm er den Paris fest und seine Schiffe in Beschlag, und brachte ihn sodann sammt der Helena und seinen Habseligkeiten nach Memphis; die flüchtigen Sklaven brachte er aber auch mit dorthin. Nachdem nun Alle hin befördert waren, fragte Proteus den Paris, wer er sei, und von wannen er mit seiner Flotte komme. Da nannte ihm dieser sein Geschlecht und gestand ihm den Namen seines Vaterlandes, gab auch Rechenschaft über seine Fahrt und woher er komme. Hierauf aber befragte ihn Proteus, woher er die Helena habe. Da sich nun hierüber Paris in seiner Antwort unbestimmt ausdrückte und nicht die Wahrheit sagte, da überführten ihn jene Sklaven, indem sie die ganze Frevelthat nach der Länge erzählten. Zuletzt liess sich denn Proteus mit seiner Meinung folgendermassen vernehmen: Wenn ich es mir nicht zum strengen Gesetze gemacht hätte, keinen der Fremdlinge zu tödten, welche von Stürmen verschlagen an mein Land getrieben werden, so würde ich wohl den Griechen an dir rächen, an dir, der du, nichtswürdigster der Männer, da, wo du Gastfreundschaft genossen, die gottloseste That verübt, deines Wirthes Eheweib berührt hast. Und nicht einmal hat dir diess noch genügt, sondern du hast sie ganz verführt und sie zu entführen bist du im Begriffe. Und auch das hat dir nicht allein genügt, sondern auch mit der geraubten Habe des Freundes bist du hier. Da mir nun also der Grundsatz über Alles geht, mich an keines Fremdlings Leben zu vergreifen, so werde ich zwar dieses Weib und die Güter dich nicht fortführen lassen, sondern ich werde sie dem griechischen Gastfreunde aufbewahren, bis er selbst kommen und es sich abholen wollen wird; dir

aber und deinen Mitgenossen kündige ich an, dass ihr binnen drei Tagen aus meinem Lande in ein anderes zu gehen habt, widrigenfalls ich euch als Feinde verfolgen werde. — Wie ich sodann die Priester fragte“ (fährt der Geschichtschreiber fort), „ob sie die Erzählung der Griechen von dem trojanischen Kriege für eine unrichtige hielten oder nicht, antworteten sie, sie wüssten Alles vom Menelaos selbst. Denn nach dem Raube der Helena sei ein grosses Heer nach dem teukrischen Lande übergesetzt, um dem Menelaos zu seinem Rechte zu verhelfen; und nachdem man gelandet und das Heer dort aufgestellt habe, seien Gesandte und mit ihnen Menelaos selbst nach Troja hineingeschickt worden, die da die Helena und das geraubte Gut zurückverlangt und Genugthuung für die angethane Schmach gefordert hätten. Da sind aber die Teukrer vor wie nach bei demselben Worte geblieben sowohl mit als ohne eidliche Erhärtung, dass sie nehmlich die Helena nicht hätten, und auch das geraubte Gut nicht, sondern das Alles befinde sich in Aegypten, daher sie wohl mit Unrecht für das litten, was doch der ägyptische König Proteus habe. Doch die Griechen, die sich von ihnen nur verhöhnt glaubten, belagerten die Stadt so lange, bis sie dieselbe nahmen. Sodann aber, als nach der Erstürmung sich keine Helena zeigte und die Trojer immer bei derselben Versicherung blieben, glaubten sie doch endlich ihrem Worte und sandten den Menelaos selbst zum Proteus. Und als dieser denn nach Aegypten und zwar nach Memphis gekommen und die Wahrheit dort auseinandergesetzt, so hat man ihn mit grossen Gastgeschenken beehrt, und er hat die Helena unversehrt (*ἀπαθέα κακῶν*) wiedererhalten etc,“ — — Wir können es recht wohl dahingestellt bleiben lassen, ob diese Erzählung nicht vielleicht die einzige historisch richtige sei oder wenigstens unter allen am meisten historischen Grund mit sich führe. Herodot, aus sehr hörbaren Gründen, neigt zu dieser Annahme, und ich muss gestehen, dass seine Beweisführung für mich viel Ueberzeugendes hat. Doch, historisch oder nicht historisch, es liegt unstreitig in der herodotischen eine höchst interessante, eine recht menschliche und nicht unschöne Ueberlieferung uns vor. Vielleicht existirte dieselbe (wie auch Herodot meint) schon vor Homer, und man ist später erst wieder auf

sie zurückgekommen. Diess Zurückkommen hatte aber seinen einzigen Grund in der Entwicklung der Geschichte der Poesie, mit der wir es hier allein zu thun haben. Es ist nehmlich für den Eingeweihten wohl unverkennbar, dass die Fabel in der eben mitgetheilten Fassung, in jenem Hervortreten einzelner Persönlichkeiten, welche vor einem weltbewegenden Hintergrunde lebensvoll und deutlich vor unsern Augen sich bewegen, sich wie von selbst zur dramatischen Bearbeitung darbietet. Und nach dieser Form hin drängte und steuerte allerdings zu Herodot's Zeiten allgemein der poetische Genius der Nation.

Wenn lebhafte Kinder im häuslichen Zusammenleben mehrere Jahre hindurch sich unter einander die Herzen erfreut haben durch gegenseitiges Erzählen lieblicher und wunderbarer Mährchen, die sie von ihrer Amme zwar zuerst gehört, an denen sie aber zur Abwechslung und fortwährender Unterhaltung so häufig selbsterfindend verändern, zu denen sie mannigfaches sogar hinzuthun, ein jedes nach seinem Vermögen: so pflegt dann endlich auch die Zeit heranzukommen, wo ihnen, da sie unterdessen etwas älter geworden, auch gestattet wird, länger ausserhalb des Hauses zu verweilen, ja wo man ihnen sogar kleine Aufträge und Besorgungen anvertraut. Mit diesem Zeitabschnitt, mit diesem Heraustreten in eine ihm bisher nur geahnte thätige und wirkende Welt beginnt denn der junge Mensch, sich eine kleine Lebenskenntniss zu sammeln. Dabei kann es nun nicht fehlen, dass diese neue Welt zuerst einen sehr bedeutenden Eindruck auf das Kind macht. Neue Gedanken durchfahren den jungen Kopf; er ist jetzt ebenso gern draussen unter den Menschen, als daheim bei seinen Eltern und Geschwistern; er erzählt sich zwar zu Hause noch immer gern die alten Geschichtchen, aber er liebt es auch, in der Welt selbst etwas zu sehen und zu hören und mitzumachen — kurz sein Interesse ist jetzt ein getheiltes. Und jene Ammenmährchen interessiren ihn nicht mehr ganz und gar; nur gewisses Einzelne daraus gefällt ihm gerade mehr wie sonst je, einzelne Charaktere nehmlich, der Ritter, der Soldat, der Zauberer, der Räuberhauptmann nehmen seine ganze Seele und dergestalt ein, dass er sie auf das lebendigste vor Augen zu sehen meint, dergestalt dann, dass er im Geiste sich selbst an deren Stelle setzt, der-

gestalt endlich, dass er von diesen einzelnen Figuren gar nichts mehr erzählt oder sich erzählen lässt: dass er vielmehr sie spielend selber vorstellt und agirt. Denn dazu macht ihn seine neue Menschenkenntniss nachgerade geschickt, dazu regt ihn die Luft der Aussenwelt an.

Diess Gleichniss verdeutlicht vielleicht so ziemlich den Gang, welchen alle Geschichte der Poesie vom Epos aus zum Drama hin zu nehmen pflegt. So denn auch bei den Griechen vom homerischen Weltpanorama ein Fortgang zu dem engern Schauplatz, auf dessen Vordergrund sich nur Charaktere zeigen und sich entfalten und handeln. Aber der Stoff bleibt im Ganzen immer derselbe menschliche auch in der neuen Form; was man vielleicht nie besser überschaut und durchblickt als wenn man eine und dieselbe Fabel in ihrer Umgestaltung beobachtet. Sehen wir ferner, wie es mit der Helena weiter wurde. Es ist bereits bemerkt, dass diese Fabel so zu sagen in die Jahreszeit der dramatischen Form hineingekommen war. Allein nicht jede Erscheinung fügt sich den jedesmaligen Zeitumständen gleich leicht; und es stellte sich bald die dramatische Behandlung als etwas höchst Schwieriges heraus. Denn einmal schon diese Perle aus dem goldenen Prachtdiademe des Dichters der Dichter, die so wirkungsreich an der einzig richtigen Stelle angebracht war, in welcher anderer ihrer würdigen Fassung, war sie, nun herausgenommen, den Beschauern zu zeigen? wie konnte doch dieser köstliche Bestandtheil eines Erde und Himmel abschildernden Gedichts, welcher lediglich innerhalb desselben sein Licht und seinen Schatten erhielt, seine Unterkunft finden in einem weit beengteren Raume und darin klar und verständlich gemacht werden? Sodann aber, wenn allerdings als die würdevollste und erhabenste Art der dramatischen Poesie die Tragödie erscheint, war denn nicht selbst die Tragödie für die Behandlung der Helena eine durchaus unmögliche Form? Denn ist wohl der Tragödienheld etwas anderes, als das menschliche Individuum, welches tapfer oder trotzig ankämpft gegen eine die Kraft der menschlichen Einzelperson bewältigende höhere Macht, und welches in diesem Kampfe untergehen muss, eben weil es nur eine menschliche Einzelperson ist? und wie konnte dann, wenn dem so ist, Helena eine tragische Heldin sein,

Helena die Halbgöttin? Tragisch freilich, tief tragisch wird immer die eine Seite der homerischen Gedichte sein, in der wir die thörichte Verblendung und das selbsterzeugte Unglück zweier grossen edeln Nationen erblicken; aber was tragisch, ist darum noch keine Tragödie, und von einer solchen könnte hier nur die Rede sein, wenn eine Welttragödie oder ein tragisches Epos möglich wäre, da es doch ein Unding ist, weil bei Ueberschauung des ganzen Weltlaufs vom höchsten Standpunkt aus, den ja der epische Dichter einzunehmen hat, auch die dunkelsten Parthieen sich in die herrlichste Harmonie auflösen müssten. Tragisch also war wirklich eine Seite des homerischen Epos; doch diese war natürlich dem Dramatiker nicht verarbeitbar, sie entzog sich der beschränkenden Behandlung durch die Massenhaftigkeit der tragischen Personen, die ja nicht weniger als ganze Völker waren. Sollte nun jetzt eine Tragödie aus jenem Sagenkreise geschöpft werden, so blieb nichts weiter übrig, als den Versuch zu machen, aus jener tragischen Parthie des grossen Epos gewisse Figuren abzulösen und aus diesen Charakteren, als durch den grossen Weltjammer im Hintergrunde auch in ihrem Einzelleben wenigstens mittelbar tragisch heimgesuchten, eine, so zu sagen, Familientragödie zu formen. Doch wie kleinartig musste das ausfallen, wie unwürdig musste sich nicht namentlich die hohe Gestalt der Helena in solcher Enge ausnehmen. Was wir von griechischer Literatur aus jener Zeit übrig haben, ist viel zu wenig, als dass man mit Sicherheit wissen könnte, ob derartige Tragödienversuche wirklich gemacht worden oder nicht, obwohl ich es, aus Grund der Unmöglichkeit des Gelingens geradezu bezweifeln möchte. Dass aber dennoch die Poesie wenigstens dahin gearbeitet hat, ist ebenso gewiss. Denn wir haben Nachricht von einer Ueberlieferung, nach welcher Helena von ihrem Gemahl eine schlimme Behandlung erfuhr, von einer anderen, nach welcher sie sogar den Tod der Ehebrecherin erlitt. Doch das musste zu bald in die Augen springen, dass mit dergleichen Mitteln eine Tragödie nicht zu ermöglichen war. Und selbst auch die Erzählung des Herodot, die in der That viel Schönes und sogar ächt tragische Elemente in sich hält, konnte unmöglich einem solchen Bedürfniss entgegenkommen. Denn auch hier sehen wir die Tragik

nur im Hintergrunde der handelnden Personen. Tragisch ohne alle Widerrede ist in der Erzählung das Schicksal des griechischen Volks, das so viele Tausende seiner Brüder umsonst und um nichts dahingeopfert hat, aus blossem eigensinnigen Irrwahn nur; und in der That, so leidet denn auch das Volk als ein schuldiges. — Wie aber? ist nicht der Schuldigste unter Allen der Anführer Menelaos, der aus leichtsinniger Ungläubigkeit das grosse Elend über die Nation gebracht hat? Schuldig wohl unbezweifelt, aber tragisch wäre er doch wohl nur erst dann, wenn er gehörig litte für seine grosse Verschuldung, da er doch hier im Gegentheil glücklich wird durch Wiedererlangung seiner Helena. Zwar das hätte sich vielleicht umdichten lassen, wenn nicht Helena die Hauptperson hätte sein müssen. Diese jedoch innerhalb der herodotischen Sage dramatisch darzustellen, wenn man nun einmal den Eigensinn hatte, waren schlechterdings nur zwei Wege denkbar. Entweder man musste sie als völlig unschuldig hinstellen, oder man musste dichten, dass, noch ehe sie den Händen des Paris entkommen, sich mit demselben wirklich vergangen, und dass sie schuldvoll und als Urheberin des unsäglichen Unglücks schrecklich zu leiden hätte. Aber auf die erste Art würde sie als nichttragische Figur und somit, dem tragischen Geschick des Volkes gegenüber, als bedeutungslos erschienen sein, hingegen auf die zweite Art als keine Helena mehr, als unwürdiges und verunstaltetes Abbild einer hohen nationalen Idee. Und eben ganz national war schon jene hohe Idee geworden, sie war zum höchsten Gipfel gestiegen um die nehmliche Zeit, als die Poesie zur dramatischen Form hinneigte. Selbst mit dem religiösen Volksglauben hätte sich in Widerspruch gesetzt, wer die Helena niedriger aufgefasst hätte; denn bereits als eine Halbgöttin, eine zweite Venus stand sie da, hatte zu Sparta einen Tempel und eine wunderthätige Bildsäule. Sonach also schien sich damals, und scheint sich uns die dramatische Unbrauchbarkeit der Helena klar herauszustellen.

Allein demungeachtet ist die dramatische Darstellung der Helena-Figur gelungen, und zwar auf eine ebenso eigenthümliche als interessante Weise. Es ward nehmlich nur dadurch erreicht, dass man Richtung und Form der bisherigen Tragödie

verliess, und es trat der merkwürdige Fall ein, dass der Stoff, um leben zu können, die alte Form sprengte, für sich allein eine ganz neue sich schaffend. Wir können es freilich nicht wissen, wie der grosse Sophokles den Stoff bewältigt, da uns von seinen Stücken: Die Wiederforderung der Helena und der Raub der Helena nur blos noch diese Titel übrig sind, dürfen aber doch wohl von seinem hohen poetischen Verstande vermuthen, dass auch er die Form auf die originellste Art sich zurecht gelegt*). Wir besitzen aber nur vom Euripides eine Helena, ein bewundernswürdiges Stück, dem die tiefe Idee zu Grunde liegt: dass die Schönheit göttlich und gottgeboren sei, dass die Menschen, ihrer unwürdig, sie nicht verstehen, dass sie nie durch sie sich zu beseligen vermögen, vielmehr mit unreinem Gemüthe sich ihr nahen und durch diesen Frevel sich selbst namenlos unglücklich machen. Diese menschliche Unheiligkeit kann jedoch der Schönheit selbst nichts anthun, die ewig in ihrer Göttlichkeit beharrt. Und somit ist denn auch das Räthsel gelöst. Helena, als eine Halbgöttin erscheinend, menschlich zwar, doch rein und ohne Fehl, leuchtet auf vor unsern Blicken wie die Sonne, das Alles verklärende Tagesgestirn der Erde, indem sie allerwärts die furchtbare Nacht vertreibt und mit ihr auch alle die Nachtgespenster und Phantome, welche wir bei Anfang des Stücks noch als Quälgeister der geängstigten Menschheit bemerken. Und nur auf solche Weise war ein würdiges Drama Helena möglich. „Es verdiente nach vieljähriger Controvers“ (sagt Goethe B. 44, pg. 120) „Euripides gewiss den Dank aller Griechen, wenn er sie als gerechtfertigt, ja sogar als völlig unschuldig darstellt und so die unerlässliche Forderung des gebildeten Menschen, Schönheit und Sittlichkeit im Einklange zu sehen, befriedigte.“ Ich stehe nun nicht an, das Euripideische Drama als ein vorzügliches zu schätzen, als ein ausgezeichnetes schon wegen des

*) Soeben kommen mir Schöll's Beitr. zur Kenntniss der trag. Poesie der Griechen (Berl. 1839) in die Hände, worin der Verf. Bd. I, S. 246 aus einer Trümmer die Fabel von Sophokles *Ἑλένης ἀπαίτησις* geistreich construirt. Auch hier ist eine Schein-Helena. Der Unterschied dieses Stückes von dem euripideischen scheint unter Anderem darin zu bestehen, dass Menelaos das Zerfliessen des Phantoms kurz zuvor mit seinen eigenen Augen gesehen, als er der leibhaften Helena ansichtig wird.

grossen Verdienstes, dass in demselben jene schwere Aufgabe mit solchem Geschick gelöst uns vorliegt, übrigens aber auch in der Ausführung als ein höchst schätzenswerthes, so wenig ich auch die Mängel verkenne, welche wie fast in allen Werken des Euripides, so auch in diesem sich finden. Da indess diese letztern mir weit geringartiger zu sein scheinen, als die Kritik (die dem Dichter wohl oft zu feindlich war) bisher hat zugeben wollen, da im Uebrigen dieses Drama einen Hauptmoment bildet in der Bearbeitungsgeschichte der Helena-Sage, will ich Inhalt und Gang des Stücks etwas genau auseinandersetzen und beleuchten.

Erster Akt.

Scene in Aegypten, an der Meeresküste, wie das ganze Stück. Helena in einem Monolog erzählt dem Hörer, wer sie sei, und ihr ganzes bisheriges Geschick; wie sie, ein Weib göttlicher Abkunft, nach dem Willen des höchsten der Götter, des Zeus, der seine Allmacht habe zeigen und die Fülle der Menschen auf Erden habe lichten wollen, demselben als Werkzeug zur Erreichung dieses Zwecks gedient. So sei denn durch Zeus' Zulassung, wenn auch durch vieler anderer Götter wunderseltsame Mitwirkung, jener menschenverheerende Krieg angestiftet worden; und zwar so, dass dem Trojanerprinzen Paris eine masslose Liebe zu ihr erweckt worden, so dass er gekommen, sie ihrem königlichen Gatten zu entführen. Und dieser habe denn auch geglaubt, dass er Helenen wirklich geraubt, und ebenso die erzürnten Griechen, darüber sich eben sofort jener heillose Krieg entzündet. — Allein Alles sei nur ein Blendwerk der Götter gewesen, nicht sie, sondern ein ihr ähnliches Phantom, ein Dunstgebilde sei nach Troja geführt worden. Sie selbst aber sei in dem nehmlichen Augenblicke durch die Lüfte nach Aegypten und dem dortigen Könige Proteus zur Aufbewahrung übergeben worden bis zur Zeit der Erfüllung. Dieser König nun habe sie heilig bewahrt. Doch der sei leider gestorben und sie stehe nun unter der Obhut seines Sohnes Theoklymenes, der, unheiliger als sein Vater, sie zur Ehe mit sich nöthigen wolle. Aber das thue sie nimmermehr, sie ge-

höre ihrem Gatten Menelaos an. Hierauf fällt sie nieder vor dem Grabmal des Proteus und fleht ihn an um Schutz in dieser Bedrängniss.

Teuker (einer der Helden, die vor Troja mitgefochten) kommt in Geschäften nach Aegypten, ist eben aus dem Schiffe gestiegen, und erblickt Helena. Er erschrickt, dann bricht er sogleich in wuthvolle Worte aus, in denen sich der allgemeine Hass der Griechen gegen diess verderbenbringende Weib ausspricht; er würde einen Stein aufheben, sagt er, und sie zerschmettern, wenn er hier nicht ein Fremder wäre. Doch Helena giebt sich nicht zu erkennen, und so muss er sich denn als einen durch Aehnlichkeit Getäuschten halten und bittet die Helena um Verzeihung wegen seines unschicklichen Betragens, denn er sei ein Grieche und habe ein Weib zu sehen geglaubt, das ganz Griechenland hasse. Durch den Teuker erfährt nun Helena, dass der grosse Krieg geendet und zwar mit der Zerstörung Troja's, dass aber auch die griechischen Helden fast alle, theils bei ihrer Heimkehr auf der See, theils bei ihrer Rückkunft zu Hause das heilloseste Unglück verfolgt; von Menelaos aber (nach dem natürlich Helena am angelegentlichsten fragt) wisse man noch gar nicht, wo er sei, denn er sei sammt seiner wiedererlangten Helena durch Sturm von den Uebrigen verschlagen worden, es gehe indess die Rede, dass er in den Wellen umgekommen sei. Helena, sich weiter nach ihrem Hause erkundigend, erfährt dann mit Schrecken, dass sich ihre Mutter aus Gram über der Tochter Schmach entleibt, und dass um diese Zeit ihre Zwillingsbrüder auf unerklärliche Weise verschwunden. Die Unterredung zwischen Beiden ist zuletzt eine sehr freundliche und zutrauliche geworden, da sich Helena als eine griechische Landsmännin zu erkennen giebt; und so bittet denn der Fremde die Helena, sie möge ihm doch sagen, wo er die weitberühmte Schwester des hiesigen Königs, die Wahrsagerin, sprechen könne, er müsse sie befragen über sein wichtiges Reiseziel, da er vorhabe nach Cypern auszuwandern und dort eine griechische Kolonie zu gründen (seinen Beweggrund, der auch mit den unseligen Folgen des trojanischen Kriegs zusammenhängt, hatte er ihr vorher offen mitgetheilt). Da aber bittet sie ihn, wenn ihm sein Leben lieb, so schnell

als möglich aus diesem Lande zu fliehen; denn der König tödte jeden Griechen, der sich in Aegypten betreten lasse; sie könne ihm zwar nicht sagen, warum er das thue, aber es sei so. Jetzt nimmt Teuker mit herzlichen dankerfüllten Worten Abschied „von dem Weibe, das an Schönheit zwar so ähnlich, an Gemüth hingegen so unähnlich sei jenem andern Weibe, dem der Tod zu wünschen und die nimmer nach Sparta zurückkehren möge.“

Tiefergriffen und mächtig aufgeregt ist Helena durch Teuker's Mittheilungen. Sie hat die Stimme der Verwünschung eines ganzen Volks über sich gehört, über sich, die Unschuldige; so verwünscht sie weinend ihre Schönheit. Sie gedenkt sodann ihres ganzen Lebens, und erkennt es nur als eine Reihe von Unglücksfällen — ihr Leben sei eine nicht fassbare Ausserordentlichkeit (τέρας); obwohl von göttlichem Stamme, sei ihr Name geschändet, lebe sie von der Heimath verbannt bei den despotischen Barbaren, sei sie der Mutter und vielleicht der Brüder schuldlose Mörderin geworden, daheim altere ihr ehelos die geliebte Tochter — und nun endlich versage ihr auch noch der letzte Anker: ihr Gatte, auf dessen Rückkunft sie gehofft, das Einzige, was ihr das Elend noch ertragen gemacht, auch er sei dahin. Das Alles klagt sie dem Chor der Frauen. Diesen eröffnet sie auch zuletzt ihren Entschluss, sich das Leben zu nehmen. Diese suchen sie aber aufzurichten, die Gewissheit von Menelaos' Tode bezweifelnd. Endlich vermögen sie dieselbe, vor Allem Theonoe, des Königs weise Schwester, zu befragen. Sie verspricht das zu thun; aber sie zittert, die volle schreckliche Wahrheit zu hören. Wiederholte Klagen; das Jammergeschick zweier grosser Nationen, das sie wider Willen verschuldet, tritt ihr in ganzer Grösse vor die Seele; sie wünscht sich die Gnade der Verwandlung in ein vernunftloses Thier von den Göttern; sie kommt von den Selbstmordgedanken nicht los.

Zweiter Akt.

Menelaos, als ein Schiffbrüchiger, dürftig bekleidet, erscheint auf der Scene. Er ist mit wenigen Genossen auf

ärmlichen Fahrzeugen an die ägyptische Küste getrieben. Er weiss es aber nicht, wo er sich befindet, und geht nun aufs Gerathewohl ans Land, um Speise und Trank für sich und seine Leidensgefährten zu erbitten. Er klopft an die Thür des Palastes. Ein altes Weib, die Pförtnerin, tritt heraus, und will den Aufdringlichen unter Drohungen fortweisen. Er fügt sich aber nicht, bittet vielmehr dringender und nöthigt sie, ihm auf seine Fragen zu antworten. Sie thut es mürrisch und kurz. Aber er erfährt zu seinem Erstaunen, dass er, als ein Grieche, in ganz Aegypten, wo er sich jetzt befinde, des Lebens nicht sicher sei, geschweige denn hier in der Wohnung des Königs selbst; denn der König verfolge jeden Griechen, um der spartanischen Helena willen, Zeus' Tochter, die er bei sich habe. Die Frau sagt noch: sie meine es gut (denn auch sie sei Griechin), er solle sich fortmachen, je eher je lieber. Menelaos, allein, ist in der grössten Verwirrung über die gehörten Dinge. Was für eine spartanische Helena? er meint sie doch im Schiffe bei sich zu haben — hat man sie in der kurzen Zeit hinter seinem Rücken geraubt und hierher geschleppt? — Zuletzt besinnt er sich, Zeus könne ja viele Töchter haben — und ein Sparta könne es ja auch noch geben, wer kenne die unzähligen Pflanzstädte der Griechen in den andern Welttheilen. — Dann aber spricht er seinen Entschluss aus, geradezu dem Könige sich als Menelaos vorzustellen und ihn um Hülfe anzuflehen.

Da tritt Helena wieder aus dem Palast. Sie hat von Theonoe so eben erfahren, dass ihr Gatte noch unter den Lebenden wandle; ob er kommen werde, sie von hier heimzuholen, habe sie nicht gesagt, nur dass er diesem Lande nahe sei. Jetzt erblickt sie in der Nähe des Grabmals einen unbekannten Mann (den Menelaos), aus dem sie nicht weiss, was sie machen soll. In ihrer Gemüthsaufregung bildet sie sich ein, es sei wohl ein vom Könige Angestellter, der sie abhalten solle, vor dem Grabmal das ihm verhasste Gebet zu thun. Sie ruft den Chor zu Hülfe. Menelaos, hinzutretend, betheuert seine Unschuld. Sie verhehlt ihm ihren Abscheu vor seinem widerwärtigen Aeussern nicht; aber, da sich beide ins Gesicht sehen, sind beide bestürzt. Er sagt es sogleich, welche Aehnlichkeit

ihn erstaunen macht. Sie aber, nicht zweifelnd, giebt sich zu erkennen und will freudebewegt ihren Gatten umarmen. Aber dem Menelaos kommt ein Grauen an, er bittet die Götter, ihn nicht zu verwirren, ihn nicht wahnsinnig zu machen. Sie bittet ihn flehentlich und weinend, doch seine liebende Gattin anzuerkennen; sie erklärt ihm das Blendwerk der Götter — vergebens, er versteht nicht was er hört, er kann nicht daran glauben; es wird ihm unheimlich, und er will eben von ihr fort, da tritt ihm, von seinen Schiffen am Strande kommend, — einer seiner Schiffsleute in den Weg, ausgeschickt, den Herren aufzusuchen. Denn etwas Ausserordentliches, Unbegreifliches, hat sich während dessen kurzer Abwesenheit zugetragen; er berichtet es: wie die Königin Helena, heraustretend aus ihrer Höhle, mit einem Male gen Himmel sich erhoben, wie ihre Gestalt spurlos zerstoben und verduftet, nachdem sie zuvor das Unerklärlichste gesagt: nehmlich Wehklagen über die unglückseligen Völker, die durch sie, das Blendwerk, zu Grunde gerichtet worden, und über die bejammernswerthe, schuldlose Helena — und dass sie jetzt heimkehre gen Himmel, nachdem das Geschick sich vollendet. Nachdem der Bote diess erzählt, bemerkt er erst die Helena. Er erschrickt, aber begrüsst sie sogleich freudig — „also hier warst du, wusste ich doch nicht, dass deine Göttlichkeit beflügelt sei.“ — Jetzt erst wird es dem Menelaos Licht vor den Augen; es stimmt Alles zusammen; jetzt schliesst er seine Helena in die Arme. Dann eine von Freude erregte Wechselrede zwischen den Gatten — Wonne des Wiedersehens, doch vermischt mit der grausigen Erkenntniss jener heillosen Verblendung. Die Lust, einander wiederzubesitzen, scheint zuletzt Alles zu überwogen, aber doch liegt ihr Unglück zu schwer auf ihnen, die schrecklichen Leiden der Vergangenheit — sie wollen erzählen und wissen nicht, wo sie anheben sollen — die trostlosen Zustände im Heimathlande, und vor Allem die allernächste Zukunft — ihre Rettung aus Aegypten — — der Schiffsmann bittet sodann, dass man ihn doch aufklären möge über die Sache, es komme ihm das Alles so räthselhaft vor. Menelaos thut es, und: „Also um ein Nebelbild diese

unendlichen Leiden!“ ruft der Mann aus; lässt nun auch seiner Freude freien Lauf, indem er sich als einen treuanhänglichen, liebevoll theilnehmenden Diener des Herrscherhauses giebt. Zugleich bricht er aber auch in Verwünschungen wider die Wahrsager und alle Weissagungen aus, das sei gottloser Lug und Trug, der nur Unheil schaffe; denn kein Seher habe vorausgesehen und gesagt, wie es jetzt geworden. Die Götter lieben und sühnen sei mehr, als Alles. Menelaos schickt ihn zu den Schiffen, damit sofort alle Gefährten von dem Wunder benachrichtigt werden.

Menelaos und Helena allein. Viele Pläne zur Rettung und Flucht, die sie doch wieder verwerfen müssen; sie verzweifeln beinah daran; sehen nur den Tod durch den König. Helena will gerne sterben, wenn sie nur den Gatten retten könne. Dieser will geradezu es wagen, den König umzubringen. Doch Helena erinnert ihn, dass diess unmöglich, indem sie ihn von Theonoe's Allwissenskraft unterrichtet. Doch diese — das sei der einzige Weg — müsse man versuchen zu erbitten, dass sie dem Könige, ihrem Bruder, nicht sage, was sie wisse, dass sie der Flucht nicht hinderlich sei. Sei aber diese unerbittlich — das ist Beiden klar —, sind Beide verloren. Denn sie schwören es sich zu, wenn diess letzte Mittel verfängt, dass sie dann zusammen sterben wollen; Menelaos will dann Helena selbst tödten, und für seinen Tod wird der Tyrann schon sorgen. Theonor naht eben; Menelaos entfernt sich.

Dritter Akt.

Theonoe mit ihren Dienerinnen in priesterlicher Thätigkeit, Opferceremonien anordnend. Helena und Menelaos erblickend, fragt sie die erste: ob sie ihr nicht die Wahrheit geweissagt, ob nicht der Gatte nun da sei? Sie bezeigt sodann ihr inniges Mitleiden mit ihrem unseligen Schicksal, und eröffnet ihr auch, wie das Alles im Götterrathe zusammenhänge: Juno, einst der Helena erbittertste Feindin, wolle ihr jetzt wohl, begünstige ihre Heimkehr, damit es vor den Griechen offenbar werde, wie erfolglos der Venus Beginnen gewesen sei; diese dagegen verhindere die Rückkehr, um ihre Schmach nicht

offenbar werden zu lassen [ein Symbol, wie es Venus immer nur mit der Liebe zu thun hat, sollte ihr Inhalt auch unsittlich sein — aber diese Liebe ist nicht das Höchste —] — so sei der Götterstreit. Nun liege es aber nur in ihrer, Theonoe's, Hand, ob sie es mit Juno oder mit Venus halten, ihrem Bruder die Anwesenheit des Menelaos verrathen oder verschweigen wolle. „Wer von euch" (sagt sie zu ihren Dienerinnen mit rauher, aber menschenfreundlicher Ironie) „geht nun und zeigt meinem Bruder diesen Mann an, damit ich sicher bin?" — Da fällt ihr Helena zu Füssen und fleht sie um Erbarmen an — sie solle doch bedenken, dass die Götter jegliche Gewaltthat hassen, dass der Himmel und die Erde ein Haus für alle Menschen sei; sie solle doch ihre hohe heilige Reinheit nicht beflecken; sie solle bedenken, welche namenlose Fülle von Elend bereits auf ihr, Helena, liege, und dass an ihrer Befreiung ganz Griechenlands Genesung gebunden sei; sie solle endlich bedenken, wie sie die heilige hinterlassene Verpflichtung ihres edeln Vaters erfüllen wolle, mehr solle sie diesen ehren, als den Bruder — Theonoe antwortet, Helenens Worte seien beweglich, aber sie müsse auch den Menelaos hören. Menelaos erklärt darauf, er kenne, als ein Mann, keine Thränen, am wenigsten als Menelaos; er müsse ihr aber sagen, dass sie ein arges Weib sei, wenn sie seine und der Helena Bitten nicht erfülle; sie beide seien dann freilich sehr unglücklich — doch er sei dem Unglück angewohnt. Nur den Geist des edeln, abgeschiedenen Königs, ihres Vaters, rufe er an, dass er das von den Göttern ihm anvertraute Weib ihm, ihrem Manne, wiedergebe; nur den Orkus rufe er an, dass er entweder alle durch Menelaos' Schwert um der Helena willen hinabgesandten Schatten wieder zum Leben erwecke, oder dass er Theonoe bewege, ihm Helena wiederzugeben [als wenn er sagen wollte: wenn Helena untergehen soll, dann ist sie schuldig, aber dann sind die griechischen und trojanischen Helden unschuldig gefallen und sie müssen wieder leben; sind hingegen diese durch ihre Schuld dem Tode verfallen, so ist sie rein und schuldlos und hat das Leben]. Theonoe solle aber wissen, dass, wofern sie unbeweglich, er entschlossen sei, mit ihrem Bruder auf Tod und Leben zu kämpfen; verweigere

dieser aber den Zweikampf, so sei sein Weib mit ihm zu sterben bereit — ein ewiger Vorwurf und Makel der Theonoe und ihrem Vater. Darauf nun denn Theonoe: sie sei gottesfürchtig geboren und könne nicht anders sein, sie achte und liebe ihren Vater und sich selbst zu sehr; ein heiliger Drang der Gerechtigkeit, der in ihr lebe, bewege sie daher, des Menelaos Rettung zu versuchen — sie halte es also mit der Juno; Venus möge ihr gnädig sein, aber sie habe nichts mit ihr, denn sie bestrebe sich, immer Jungfrau zu bleiben. Vor Allem aber belebe ihren Entschluss der Geist ihres Vaters; denn die Geister der Verstorbenen leben zwar nicht mehr, aber sie haben, eingegangen in den unsterblichen Aether, ein unsterbliches Wissen. So wolle sie denn schweigen; allein Beide müssten nun selbst den Ausgang finden — „beginnt aber, was ihr unternehmt, mit den Göttern, wenn es gesegnet sein soll," setzt sie mit frommem Sinne hinzu und geht.

Menelaos und Helena allein. Menelaos, von der grössten Befürchtung befreit, sinnt leidenschaftlich auf Mittel zur Befreiung. So schlägt er vor, den König umzubringen — aber Helena führt ihm zu Sinne, dass diess Theonoe nicht dulden und ihrem Bruder nicht verschweigen würde. Endlich verfällt Helena auf folgende List: Menelaos solle für todt ausgegeben werden und dadurch sich retten. Er solle nehmlich als ein an den Strand geworfener Grieche und Gefährte des Menelaos von dem Untergang der Flotte und dem Ertrinken des Menelaos Bericht erstatten; dabei werde ihn ja seine schlechte Kleidung unterstützen. Dann werde aber sie, Helena, vom Könige eine Todtenfeierlichkeit für den verstorbenen Gatten verlangen, die er wohl gewähren werde; Menelaos müsse nur, als ein Grieche, dem Theoklymenos genau beschreiben, wie nach griechischer Sitte einem im Meere umgekommenen Helden die letzte Ehre zu thun sei; diese müsse denn darin bestehen, dass ein wohlausgerüstetes Schiff in's hohe Meer hinaus und weitab vom Lande segele, worauf die Todtenopfer vorzunehmen seien. — Helena, die Seele gespannt, löst sie in Gebet auf und fleht zu den beiden Göttinnen, zur Juno um Stärke, zur Venus: dass

sie endlich doch einmal nachlassen wolle, sie mit Leiden und Schmach zu überschütten; wenn die Göttin aber ihren Untergang einmal wolle, so möge sie sie doch nur im Heimathlande sterben lassen. „Thust du dir denn nimmer genug mit allen deinen argen Dingen, mit deinen Liebeshändeln und deinen Listen, deinen Umstrickungen, die du übst, und mit deinen Zaubertränken, den blutigen Verderberinnen der Geschlechter? O, wenn du nicht so stark wärst, da wärst du den Menschen die süsseste der Göttinnen — ich sage nichts weiter!“ —

Vierter Akt.

Theoklymenos mit Gefolge von der Jagd heimkehrend, in erregter Stimmung. Der Anblick von seines Vaters Grabmonument, das er, wie er sagt, an dieser Stelle vor dem Palast hat aufrichten lassen, um es stets bei seinem Ein- und Ausgange vor Augen zu haben, vermehrt seine Aufregung; aber was ihn besonders beschäftigt, ist ein ihm zugekommenes Gerücht, dass sich trotz seiner strengen Ueberwachung ein griechischer Späher eingeschlichen, entweder um die Helena auszukundschaften oder gar sie zu rauben. Da er sie nun gar jetzt nicht, wie gewöhnlich, vor dem Monumente erblickt, so ertheilt er rasch Befehle, Wagen anzuspannen, Pferde zu satteln u. s. w. Aber alsbald gebietet er einzuhalten, denn er sieht eben

Helena aus dem Hause kommen, mit verschnittenem Haar und in Trauerkleidern. Unangenehm dadurch berührt, fragt er sie, was das zu bedeuten habe? Diese antwortet ihm, „dass sie nun Alles verloren, dass sie nichts mehr sei“ — „Menelaos sei todt, auf der See umgekommen.“ Darauf gesteht ihr der König ganz ehrlich, dass er das für ein glückliches Ereigniss betrachte, obwohl er sie bedaure. Er erfährt hierauf, dass die sichere Nachricht durch einen davongekommenen Schiffsmann hierher gelangt, und dass dieser Mann sich hier befinde, hier im Grabmonumente versteckt, aus Furcht vor dem Griechenverfolgungs-

mandat. Theoklymenos erkundigt sich jetzt auf das Angelegentlichste bei der Helena nach allen näheren Umständen, nach Troja's Zerstörung, wie der Schiffbruch gewesen, wie es gekommen, dass dieser einzige Mann sich gerettet u. s. w. Als nun Helena bei ihren Antworten ihm etwas zu viel Trauer zu verrathen scheint, nimmt er einen etwas ironischen Ton an. Diesen aber beseitigt Helena sofort und macht den König sogar mild und freundlich, indem sie erklärt, sie könne nun der ehelichen Verbindung mit ihm nicht mehr abgeneigt sein. Sogleich trägt sie ihm ihren Wunsch vor, ihrem abgeschiedenen Gatten nach Griechenweise eine Todesfeierlichkeit anrichten zu dürfen, und zwar eine solche, wie sie den durch das Meer Getödteten gebühre. Theoklymenos ist ganz willig, erkundigt sich nach der griechischen Art und Weise. Da verweist ihn Helena auf den Schiffsmann, der sogleich herbeigeholt wird.

Theoklymenos redet den Menelaos freundlich an, als einen, „der ihm gute Botschaft gebracht"; und fragt ihn dann über die Leichenfeierlichkeit ausführlich aus, der dann Auskunft ertheilt, wie verabredet worden. Der König heisst Alles gut, verspricht auch Alles recht prächtig und königlich und seiner und des Menelaos würdig zu besorgen. Höchst befriedigt verspricht er zuletzt dem Menelaos ein köstliches Ehrenkleid. Sodann ermahnt er die Helena noch, sich nicht zu sehr der Trauer zu überlassen und an der Gegenwart sich zu trösten. Ebenso ermahnt sie auch Menelaos, des Königs Gesinnung rühmend.

Fünfter Akt.

Helena zum Feste würdig geschmückt, erklärt, dass Alles bereit sei, und kann für sich ihres Herzens Freude nicht verbergen, dass Menelaos jetzt trefflich bewehrt ist, umgürtet mit den Waffen, die zu Ehren seiner selbst von ihm ins Meer geworfen werden sollen. — Dem Chore empfiehlt sie reinen Mund.

Theoklymenos erscheint geschäftig, Befehle ertheilend für die Feierlichkeit. Dann zu Helena gewandt, lässt er eifer-

süchtiges Misstrauen merken, und verhehlt es ihr nicht, wenn auch rücksichtsvoll — „er erlaube sich, sie zu bitten, vom Feste wegzubleiben, denn er verberge ihr seine Besorgniss nicht, dass sie etwa von Schmerz und unüberwindlicher Sehnsucht nach dem verstorbenen Gatten ergriffen, sich in das Meer stürzen möchte“ — denn sie scheine ihn nur zu sehr noch zu lieben. Helena besteht jedoch in bescheidenen, doch bestimmten Worten auf ihrer persönlichen Theilnehmung und sucht zugleich den Theoklymenos zu beruhigen. Sie würde wohl gern mit dem ewig geliebten Gatten sterben mögen, doch sei ihm das kein wahrer Liebesdienst, sie müsse dagegen als eine heilige Pflicht erfüllen, was eine solche sei — und so sei es recht, und so nur habe Theoklymenos die Helena wie sie sein solle. Darauf bittet sie ihn nochmals, dass er nun unverzüglich die bestimmtesten Befehle gebe und namentlich dem griechischen Schiffsmann noch einmal mit ausdrücklichen Worten das Obercommando übertrage. Theoklymenos thut sofort ihren Willen, bittet sie aber noch, sie solle sich nur durch zu heftiges Weinen nicht zu viel Weh' anthun, und fragt sie zuletzt, ob sie es etwa wünsche, dass er selbst mit auf dem Schiffe Theil nehme an der Feier, was sie mit dem Grunde ablehnt, dass er, der Herr, ja nicht dienen dürfe. Theoklymenos ist es endlich zufrieden; denkt aber nun sogleich an die Vermählungsfeier und ordnet sofort an, dass sein Haus hochzeitlich geschmückt werde. — Nun zeigt sich auch Menelaos, den der König freundlich anredet und ihm freistellt, ob er nach vollbrachter Feierlichkeit und nachdem er seiner Hochzeit mit beigewohnt, nach Griechenland heimkehren oder bei ihm bleiben wolle, wo es ihm gewiss wohlergehen werde. — Er geht ins Haus. — Menelaos, allein, sendet vor dem entscheidungsvollen Schritt noch ein heisses Gebet zum Zeus und geht.

Der Chor tritt auf, jetzt nur die fliehenden Gatten mit wohlwollendsten Wünschen bedenkend, glückliche Fahrt dem Schiffe zurufend, und den Zug der Kraniche anredend, dass sie an Sparta's Küsten die endliche Heimkehr der Beiden vorausverkündigen; endlich eine Anrufung von Helena's göttlichen Brüdern, des Zwillingspaars der Dioskuren, der mäch-

tigen Schützer jeglicher Schifffahrt, dass sie die theure Schwester in schirmende Obhut nehmen, „und dass sie die Unehre nehmen von der Schwester Namen, den Flecken barbarischer Buhlerei, der auf sie gekommen durch ihr Leiden, das ihr verursacht der Göttinnen Streit, obgleich sie nimmer zu Troja's Thürmen gelangt."

Ein Schiffsmann des Königs, der mit auf dem Trauerschiff gewesen, verlangt eilig den König zu sprechen und berichtet ihm in kurzen Worten, was diesen ganz verwirrt: dass Helena aus dem Lande geflüchtet, entführt von dem, „der gekommen, um sich als todt anzukündigen", von Menelaos, entführt auf des Königs eigenem Schiffe. Theoklymenos vermag noch gar nicht daran zu glauben; doch der Mann erzählt nun ausführlich den ganzen Hergang. Als sie, die Aegypter, mit den Griechen am Platze angekommen, hätten sie schon einen gewissen Argwohn nicht unterdrücken können, da sie sich einer so grossen Menge Griechen zur Seite erblickt. Doch hätten sie sich gehütet den Verdacht laut werden zu lassen, weil sie sich erinnert, dass Alles auf Befehl des Königs geschehe. Sodann habe sich gleich eine böse Vorbedeutung gezeigt; denn der Opferstier habe durchaus nicht in das Schiff gewollt und sei nur mit der grössten Anstrengung hinübergebracht worden. Darauf habe der Ordner des Festes (der sich bald als Menelaos gezeigt) den Stier geopfert und Segenswünsche für glückliche Heimkehr der Helena ausgesprochen, ohne des Todten zu gedenken. Dadurch stutzig gemacht, habe Einer von den Aegyptischen ausgerufen: Wir sind betrogen, wenden wir das Schiff! Aber nun habe Menelaos mit gewaltiger Stimme seine Griechen aufgefordert, auf die Aegypter wacker loszuschlagen, da seien plötzlich eine Masse bisher versteckte Schwerdter blos geworden, und ein Blutbad auf dem Schiffe habe begonnen und Helena auch habe immerfort ermuntert: sie sollten sich nicht unwerth heute machen des trojanischen Ruhms. Der ägyptische Steuermann habe nun zwar seine Landsleute zu tapferer Gegenwehr angefeuert und es sei sehr brav von ihrer Seite gekämpft worden, doch was hätte man ausrichten können mit Rudern und Stangen gegen Schwerdter? — so seien sie endlich über-

wältigt worden. — Er (der Bote) habe nur durch einen glücklichen Zufall (indem es ihm gelungen, durch ein Seil sich herabzulassen und am Anker sich festzuhalten) schwimmend sich retten können, um dem Könige die Nachricht zu bringen. — Nach dieser Erzählung bricht der König in die massloseste Wuth aus und flucht der weiblichen Arglist, durch die er berückt worden. Er will die Flüchtlinge sogleich verfolgen lassen; aber zu allererst will er seine Rache kühlen an seiner verrätherischen Schwester, die ihm den Menelaos nicht verrathen. Er durstet nach ihrem Blut und will auf der Stelle ins Haus, um sie umzubringen. Da vertritt ihm aber der Chor der Frauen den Weg und mahnt ihn, von dem Blutfrevel abzustehen, denn zumal gerecht und göttlich habe seine heilige Schwester gehandelt. Doch Theoklymenos' Zorn wird noch unbändiger durch diesen angemassten Widerstand und droht dem Chore mit dem Schwerte.

Da aber lässt sich eine göttliche Erscheinung sehen: das Zwillingspaar der Dioskuren. Die rufen Halt ein und gebieten dem Theoklymenos abzulassen von seinem Zorn, der ungerecht sei; denn Gott Wohlgefälliges habe die Schwester gethan, und nimmer vermöge er dem ewigen Rathschluss zu widerstreben — Troja sei zerstört und der Wille der Götter an Helena erfüllt, sie kehre nun zur Heimath wieder. Dann rufen sie der Schwester zu: Segle glücklich mit deinem Gatten, wir reiten dir zur Seite auf dem Meere und geleiten dich heim, wir dürfen es jetzt, wir deine göttlichen Brüder. Aber einst, sagen wir dir, wenn du deines Lebens Ziel erfüllt, wirst du als eine Göttin den Menschen auferstehen, und gleich uns, von ihnen angebetet werden (*ὅταν δὲ κάμψῃς καὶ τελευτήσῃς βίον, θεὸς κεκλήσῃ* u. s. w.) — Darauf denn, ergriffen vom Worte der himmlischen Brüder, beugt sich Theoklymenos vor den Göttern, Lob und Preis der Helena nachrufend.

Das ist die Helena des Euripides; ein geist- und sinnvolles Stück und ein ächt dramatisches Gedicht. Es ist dieses

aber nur durch das Wagniss des Dichters geworden, die Helena zugleich göttlich und menschlich unschuldig darzustellen. Vielleicht war das Gelingen dieser schwierigen Aufgabe damals keinem anderen Dichter möglich, als eben dem Euripides, welcher ja bekanntlich seiner Individualität nach nur zu sehr und oft auf Unkosten der Poesie zur Auffassung des niedrig Menschlichen geneigt war. Man wundert sich vielleicht, dass ich mich auf diese anerkannte Wahrheit gerade hier beziehe, denn das niedrig Menschliche, die Verachtung der Idealität war bei diesem Stoffe gerade vom allergrössten Uebel. Aber etwas stark Menschliches musste einmal in die Fabel, um sie dramatisch zu machen, und vor völliger Verflüchtigung des idealen Elements war immerhin der Stoff durch einen unzerstörlichen Mittelpunkt gesichert Nehmlich Helena musste, in irgend einer Art, zu den Göttern in Beziehung stehen. Wir besitzen vom Euripides noch zwei andere, aber ganz missglückte Versuche der Lösung jener Aufgabe. Im „Orestes“ nehmlich, worin Helena, nach ihrer Rückkehr aus Troja, nicht nur als hassenswürdig und vom ganzen Volke als Unglücksdämon verwünscht, als Griechenlands Schande verabscheut hingestellt wird, worin sie auch vor sich selbst im Gefühle ihres Nichts, kurz grunderbärmlich erscheint; und worin sie dennoch endlich zum Schlusse noch als eine Göttin anerkannt wird. Das ist denn ein unendlich schwaches, vielleicht das matteste unter allen Euripideischen Stücken geworden. Es konnte nicht anders werden, da er sich einfallen liess, uns Göttlichkeit und niedrigmenschliche Schuld in einer dramatischen Figur nahe vor die Augen stellen zu wollen. Nicht würdiger erscheint diese Heldin als episodische Figur in des Dichters sonst so bedeutendem Stücke, den „Troerinnen“, wo, die jüngst eroberte und in Flammen stehende Stadt im Hintergrunde, der erzürnte Gatte Menelaos die Treulose von seinen Sklaven bei den Haaren herbeischleppen lässt und ihre Hinrichtung in Griechenland ihr verkündigt, wo sie selbst (die kokett und leichtsinnig abgeschildert wird durch den Mund der Hekuba) knieend eine gezwungene und spitzfindige, Alles dem Rathschluss der Götter aufbürdende Vertheidigung versucht, die durchaus nicht geeignet ist, auch wohl nicht sein soll, den Hörer zu ihren Gunsten zu

stimmen. Hier bildet sie allerdings eine Art von tragischer Figur, zumal da sie vor den Augen und Ohren ihrer Todfeindin, der Hekuba, verurtheilt wird. Aber das ist jene realistische, die ideale Helena-Idee völlig vernichtende Behandlung. — Ganz anders in seiner „Helena". Hier hat der Dichter seine Kraft zusammengenommen und es ist ihm gelungen, ein ganz eigenthümliches dramatisches Stück zu schaffen. Tragödie im eigentlichsten Sinne ist es allerdings nicht, Komödie auch nicht, und doch ein wahres Drama. Es ist ein Gedicht, das, unstreitig ohne dass es Euripides beabsichtigte, durch die Eigenartigkeit des Stoffs mit einer gewissen Nothwendigkeit eben das wurde, was es geworden ist. Das Tragische ist wohl mit drin und besteht in der thörichten Verblendung der Griechen, welche einem Luftbild nachjagend, sich namenlosen Jammer bereitet haben; doch diess liegt im Hintergrunde, bildet nicht den Hauptinhalt des Gedichts. Dieser ist vielmehr Sühne des vergangenen Unglücks, so weit diess möglich, hauptsächlich aber Erhebung an der Göttlichkeit der wahren und ächten Schönheitsidee, die Eins ist mit der Idee des Guten, und deren edelste Auffassung (wie wir ja jetzt noch besser wissen, als es selbst den Griechen damals bewusst sein konnte) die herrlichste Seite der griechischen Natur begründet. Also ist der Inhalt des Dramas nichts Geringeres als das Ideal im Gegensatz zu dem Afterideal, und der Triumph des ersteren über das letztere. Diess wäre nun vielleicht einer modern-idealistischen Dichternatur gänzlich missglückt, weil sie an der Form dazu gescheitert, weil sie leicht ins Nebelhafte gerathen wäre; einem Griechen jedoch war, vermöge seines Standpunktes und seiner Bildung, die Sache weit leichter erreichbar. Denn dem Griechen ist das Göttliche im rein Menschlichen enthalten. So ist in Euripides' Drama die höchste Idee rein menschlich ausgedrückt; so ist über das ganze Stück eine unendliche hohe Heiterkeit verbreitet, welche weit entfernt, der Würde des Gegenstandes Eintrag zu thun, dieselbe vielmehr ausserordentlich erhöht.

An der Ausführung des Stücks ist von ältern und neuern Kritikern Manches getadelt worden. Einiges in der That wohl

nicht mit Unrecht, wie denn Euripides, besonders wegen gewissen Unfleisses im Einzelnen, immer Grund zu gerechten Ausstellungen bieten wird. Aber der meiste Tadel, der die Helena namentlich bei den Neuern betroffen, beruht, selbst im Einzelnen, unverkennbar auf der Verkennung gerade des Werthes und der eigensten Natur des Stücks. Es ist demselben sogar der nichtige Vorwurf gemacht worden, dass es keine wahre Tragödie sei. Dagegen hat bereits Friedrich von Raumer (in seinem lesenswerthen Anhang zu den Vorll. ü. alt. Gesch. II, S. 398, Ausg. 1) den Dichter gründlich in Schutz genommen. „Wie aber," sagt er, „wenn uns Euripides mit diesem Beweise auslachte und behauptete, es solle auch gar keine Tragödie sein. Dass Helena unter diesem Titel geht, beweist nur, dass es keine Komödie der alten Schule und kein satyrisches Drama ist; dass man nicht so leicht als jetzt für Abweichendes besondere Benennungen erfand: — was ist aber zuletzt am Titel und dem regelrechten Eintheilen und Unterbringen gelegen? Fallen nicht die meisten Fehler dahin, wenn man das Stück als ein Schauspiel mittlerer Art betrachtet?" — — „Gehen wir aber noch einen Schritt weiter und nehmen an: Helena sei das Aehnliche, ein Analogon von einer romantischen Oper, so ist jedes Wunder, jede verwickelte Verwickelung, wenigstens weit eher als auf irgend eine andere Weise gerechtfertigt und die Vorsätzlichkeit, die Besonnenheit, mit welcher der Dichter überall das Wunderbare, das Verwickelte vorzieht, beweist, dass er von den gewöhnlichen Formen durchaus abweichen wollte." — „In der Helena liegen die Wurzeln eigenthümlicher Gestaltungen, von ihr aus liesse sich ein Uebergang zu sehr abweichenden und merkwürdigen Formen der Neuern nachweisen, die dem Alterthum vielleicht keineswegs so ganz fehlten, als man bei der Dürftigkeit des Ueberbliebenen annimmt. Aber auch zugegeben, diese Formen waren damals nicht vorhanden, so kann doch jede Erscheinung, welche dahin deutet, immer nicht doppelten Tadel verdienen, sondern sie muss doppeltes Interesse erweeken." — Wie ganz anders klingt doch ein solches Urtheil als das durchaus oberflächliche A. W. Schlegels (Dram. K. u.

Lit. I, S. 261): „Die belustigendste aller Tragödien des Euripides, ein gar abentheuerliches Schauspiel, voll von wunderbaren Vorfällen und Auftritten, die offenbar weit mehr für die Komödie passen“. — „Eine Art die Mythologie zu verbessern, wodurch sie den Mährchen in tausend und einer Nacht ähnlich wird“. — Da ist keine Ahnung von der Bedeutung des Gedichts. — In der That, wir können wohl nicht anders, wir müssen bei aufmerksamer Betrachtung des Gegenstandes die Raumer'sche Ansicht theilen; es muss uns in die Augen springen, dass hier, durch die Gewalt des Stoffes gedrängt, der Dichter, wollte er anders etwas erreichen, in der innern Form sich neuschöpferisch bethätigen musste; und wir können nicht blind dagegen sein, wie er wirklich ein in seiner Gattung erstes dramatisches Werk zu Tage gefördert. Ob wir nun diese neue Art höhere Komödie, oder Schauspiel im modernen Sinne, oder romantische Oper oder etwa Melodrama zu nennen haben, darauf kann und darf allerdings nichts ankommen; genug, wenn wir nicht verkennen, dass in der Form des vorliegenden Gedichtes ein merkwürdiger Werdeprocess zu beobachten ist, welcher neben einer literargeschichtlichen zugleich eine welthistorische Bewegung bekundet und auf ein Weiterstreben des damaligen gesammten Zeitbewusstseins hinausdeutet. Gewiss, wir haben hier ein Gedicht, dessen Form uns, als der von fernher anschauenden Nachwelt, gewissermassen verständlicher sein muss, als der Mitwelt des Euripides. So erklärt sich auch, dass der geistvolle altclassisch gebildete Aristophanes seinen Spott übt an der ihm fremd erscheinenden neuen Euripideischen Richtung, und besondern Anstoss nimmt an gewissen Wirklichkeiten der „Helena“ dieses Dichters. — Man darf indess nicht meinen, dass diese Helena bei ihrer ersten Aufführung den Griechen als eine durchaus fremdartige Erscheinung habe vorkommen müssen. Vielmehr bemerken wir, dass in der dramatischen Poesie jenes Zeitpunktes, und allerdings besonders in unserem Euripides, eine Richtung sich geltend zu machen sucht, vermöge deren die Darstellung der Menschlichkeit von nun an erstrebt wurde: nicht mehr blos in der Schilderung menschlicher Leidenschaften oder des grossen erhebenden Kampfes mit dem ewigen Schick-

sal (Tragödie); nicht mehr blos in der Zeichnung menschlicher Schwächen oder des kleinen anregenden Kampfes mit selbstgeschaffenen Wirrsalen (Komödie); sondern vielmehr in der reinen und unbefangenen Auffassung alles ächt Menschlichen als solchen, in der liebevollen und freudigen Hervorhebung der Freundlichkeit des menschlichen Daseins. Und diese letztere Tendenz, welche der grosse griechische Kunstrichter φιλανθρώπειον nennt, ist die entschieden vorwiegende in des Euripides' Helena. Dennoch aber ist mit dem Namen menschenfreundlich das Stück noch nicht vollständig charakterisirt. Noch tritt nehmlich etwas Zweites, diesem Stücke allein Eigenes, hinzu: das Wunderbare. Dadurch nun eben hebt sich, dem innern Gehalte entsprechend, das ganze Drama. Es wird darin der Nachdruck gelegt auf das Göttliche in der Menschennatur, jener wunderbare Theil in des Menschen Wesen und Bewusstsein, der ihm selbst ein ewiges Räthsel bleibt. Und nur der Dichter vermag es, und nur durch die wunderbarsten Dichtungen, auf dessen Lösung wenigstens hinzudeuten; und das ist denn die ganze Helena des Euripides.

Hält man ferner diesen mir allein richtig scheinenden Gesichtspunkt fest (wobei ich allerdings zugebe, dass er dem Euripides weniger bewusst war, als er es uns sein kann): so, glaube ich, muss auch das Meiste in sich zerfallen, was gar Manche und selbst der unbefangene Raumer an vielen einzelnen Stellen auszusetzen gehabt haben. Vielmehr werden wir, wenn wir uns recht besinnen, wohl immer finden, dass jenes Einzelne wohl bedacht und eben so gemacht worden ist, wie es durch das Ganze bedingt gemacht werden musste, ja werden auf diesem Wege sogar manche neue Schönheiten finden. — Ich brauche mich nur kurz auf das Bedeutsamste zu beziehen. — Die Erscheinung des Teuker z. B. ist durchaus keine überflüssige, scheint mir vielmehr eine weise berechnete. Denn einmal wird durch ihn, als einen so bedeutenden Theilnehmer am trojanischen Kriege, der Abscheu vor dem Namen und der Person der Helena wohl am lebendigsten und jedenfalls weit trefflicher symbolisirt, als es durch einen vom Schiffbruch des

Menelaos Entronnenen hätte geschehen können (welche Erfindung als eine natürlichere von Raumer empfohlen wird); und zweitens thut man durch die mit jenem Kriege so eng verflochtene unglückselige Privatgeschichte des Teuker, welche dieser der Helena erzählt, einen höchst bedeutsamen Blick in das mannigfache, auch mittelbar durch den Raub der Helena bewirkte, bis in das Innere einzelner Familien sich erstreckende Unheil; was denn gleichfalls als ganz gehörig und an rechter Stelle erscheint. Wenn Raumer ferner das Zusammentreffen der Ankunft des Teuker mit dem Schiffbruch des Menelaos an dem nehmlichen Strande und an demselben Tage etwas zu seltsam findet, so muss ich bekennen, dass ich das mit der Anlage des Ganzen völlig übereinstimmend und dass ich es im höheren Sinne natürlich finde, wenn eine wunderbare Verkettung nur auch wieder auf eine wunderbare Weise Glied für Glied sich auflöst. — (Beiläufig bemerke ich, dass ich ebenso wenig mit demselben Kritiker eine Nachlässigkeit des Euripides darin entdecken kann, dass er zuerst fragt, wessen der Palast sei, und nachher erklärt, er sei Theonoe's wegen hierher gekommen. Denn sichtlich sollte zuerst nur das Erstaunen über den noch nie gesehenen Prachtpalast des Aegypterkönigs gemalt werden. — Auf ähnliche Weise lässt sich auch das von Raumer dem Dichter zum Vorwurf gemachte Erschrecken Helena's vor dem am Fusse des Altars sitzenden unerkannten Menelaos rechtfertigen, den sie im ersten Augenblick für einen vom Könige angestellten Meuchelmörder hält. Es ist diess aus der grossen Aufregung der Helena, in welche sie durch Theonoe's soeben vernommene Weissagungen versetzt worden, wohl erklärbar.) — Weiterhin tadelt noch Raumer sogar die Figur der Theonoe geradezu als unnöthig; „denn," sagt er, „eine Erkennung beider Gatten liess sich ohne sie bewerkstelligen; die Hindernisse von Seiten des Königs blieben mit ihr oder ohne sie, die Hindernisse, welche dagegen von ihrer Seite entstehen, muss sie ja selbst wiederum beseitigen". — Aber ganz unerwogen ist hierbei gelassen, von welchem hohen Werthe die Theilnahme dieser keuschen Jungfrau an dem unglückseligen Schicksal des edeln Ehepaars für unsere Empfindung sein muss, und dass durch den sonnigen Heiligen-

schein Theonoe's beleuchtet, uns Menelaos und Helena erst recht in ihrer Göttlichkeit erscheinen. Es ist eine treffliche Peripetie. — Um es endlich mit einem Worte zu sagen, die allermeisten dem Dichter gemachten Vorwürfe verwandeln sich nach meinem Gefühle sofort in ebenso viele eigenthümliche Schönheiten dieses ganz eigenen Dramas, wenn man nur erst zu dem Verständniss gekommen, dass eine Verklärung der edelsten und reinsten Menschlichkeit und daher ein immerwährender Wechsel menschlicher und göttlicher Gefühle der Inhalt desselben sein sollte und wirklich ist. Voran Helenen's schöne herrliche Gestalt, wie heilig unschuldig, wie voll von Göttlichkeit, und doch oder vielmehr eben darum, so lange ihre Göttlichkeit sich noch nicht vollendet, in der Bekümmertheit über die Trübung ihres Lebens, in der Besorgniss und Angst um ihren Gatten und in der Liebe zu ihm, wie reizend menschlich! —

Viele Jahrhunderte Menschheitsgeschichte waren verstrichen und theilweise vorübergestürmt, seitdem Euripides' Helena entstanden war, und noch immer lebte dieser Elementarstoff sein gestaltungsfähiges Leben fort. Zwar nicht immer auch wirklich gestaltet, und wenn diess geschah, doch kümmerlich nur, und schwer gedeihend, dem Auge kaum kenntlich, namentlich in den dicken Staubwolken der Völkerwanderungszüge, und auch nachher noch in dem weiten und breiten Schlamm- und Moderboden, den man das Mittelalter nennt. Wohl war die Menschheit um ein gut Theil weitergerückt, doch behaglich hatte sie es noch nicht sich machen gekonnt; noch war Alles so wüste und öde, und man musste erst die herumliegenden Trümmersteine der zusammengestürzten alten Welt aufheben und sie, gleich Deukalion und Pyrrha, hinter sich werfen, um ein neues Leben wieder aufzuwecken. Das geschah denn auch, und das ist die Poesie des romantischen Mittelalters. Freilich, ungeachtet der Fülle neuer Säfte, die die reifer gewordene Erde in sich ausbildete, so waren doch diese eben noch drinnen und noch nicht herausgebildet, und eine so vollendete Formenschönheit wie die der griechischen Poesie, war nicht so schnell wieder zu

erwarten. Jetzt also, um bei unserer Aufgabe stehen zu bleiben, wie seltsamlich erscheint der trojanische Krieg in der Atmosphäre der Hohenstaufen-Zeit, wie wunderlich nehmen sich Hektor und Achill, Agamemnon und Menelaos aus in den ritterlichen Waffenröcken, und auch unsere Helena mitten drin. Doch dem sei wie ihm wolle, der Grundstoff der Fabel ist wohl gar ursprünglich dunkel ägyptisch, ist sodann in die griechische Helle getreten und darauf weiter gewandert in die trübere germanische Welt — aber der Kern seines Wesens blieb dennoch immer derselbe, auch in der abentheuerlichen Umkleidung und Verputzung unseres Meisters Konrad von Würzburg und seiner Genossen. Helena, diese reine guote, diess keiserliche wîp, sehr deutsch naiv und gemüthlich und selbst in ihrer Schwachheit noch schamhaft gehalten, macht auf Alle einen bewältigenden Eindruck:

si sâhen si ze wunder an,
si kunde frouwen unde man
ir sinne dô berouben. —
man hete si niht für ein wîp:
man wânde, dass si waere
ein engel wunnebaere
und ein durchliuhtic himelbote,
der von dem almehticen gote
waer in das lant gesendet.

Dass das übrigens wieder in epischer Behandlung geschehen musste, weiss Jeder, der das Mittelalter kennt, das in der träumerischen Halbbewusstheit seines Lebens und Handels über diese poetische Form nicht hinaus konnte und mochte.

Erst Shakespeare, nach dem Homer der zweite grösste Offenbarer des poetischen Menschengeistes, der (mit Rahel zu reden) nur „Leben im Leben“ ist, brachte ein Theilchen dieser Fabel auch in dramatischer Form wieder vor, in seinem: Troilus und Cressida. Und hier lernen wir auch an diesem Stoffe, wie die Elemente der Dichtung seit dem Alterthume durch die weitergekommene Weltgeschichte zu einer üppigen Fülle angewachsen, und zugleich, wie dieser riesige Genius der ungeheuren geistigen Erbschaft sich ganz bemächtigt und

auf die wunderbarste Weise sie bewältigt. Es ist nun allgemein erkannt, dass er nicht mehr einzelne Menschengeschichte, sondern vielmehr, in jedem seiner Stücke, das Walten der ganzen Weltgeschichte uns dramatisch vorführt, und das in einer Art und Weise, die man nicht untreffend geschichtliche Ironie genannt hat, was nichts anderes bedeutet, als gleichförmig tiefsinnige Durchdringung und Würdigung des Ganzen der geschichtlichen Welt durch einen unvergleichlich weisen Geist. Und so erscheint denn auch Helena, als Nebenfigur zwar, doch auf das menschlichste und lebendigste vorgestellt als Anstifterin des heillosen trojanischen Kriegs, welcher den lebensvollen, von dem Standpunkte des Shakespeareschen Jahrhunderts überschauten Inhalt von „Troilus und Cressida“ bildet. Eine mehr innerliche Auffassung der Helena-Sage lag weder in der Absicht Shakespeare's, noch war Raum für sie in jenem Drama.

Am vollständigsten aber, und in der Geschichte der Sache epochemachend, hat dieselbe aufgenommen, zwei Jahrhunderte nach Shakespeare, unser grösster deutscher Dichter Goethe. Der Ablauf dieser zwei Jahrhunderte machten den grossen Dichter geschickt zur Wiederaufnahme des Stoffs in der Vollendung und Bedeutung, welche die Goethe'sche Helena auszeichnet. Sie bildet bekanntlich einen inhaltschweren Theil seines einzig dastehenden Faust. Dieser Faust, abermals ein einziges unvergleichbares Weltgedicht gleichwie Homer's Iliade und Odyssee, originell in seiner Behandlung, seinem Gehalt nach episch, dramatisch in seiner Form. Denn nichts Geringeres will und erreicht der Dichter, als vom Standpunkte einer tieferregten Gegenwart aus eine Reise durch die ganze Culturgeschichte zu machen, um so den grossen Zusammenhang der Menschheitsentwicklung zu erfassen und darzulegen. Also macht Goethe, was bei Shakespeare allwärts mittelbar mit- und durchgefühlt wird, zum unmittelbaren Gegenstand eines poetischen Werks. — Und so ist denn auch unser bedeutsamer Stoff wesentlicher Mitbestandtheil des Faust geworden. Darum sei schliesslich der dritte Akt zweiten Theils des Faust hier in kurzer Betrachtung ein wenig in Erinnerung gebracht.

Faust, erfüllt vom Geiste classischen Alterthums und sehnsuchtsvoll gleichsam über den Qualm der Städtecultur hinwegblickend nach der freien Bergluft antiken Lebens und Empfindens, haftet mit der ganzen Seele an einer Spitze dieses Lebens, an dem, was ihm Ideal der Schönheit und Symbol der ewigen gesunden Menschlichkeit ist — an der Helena. So will er sie ganz anschauen, wie sie gewesen, ganz soll sie auch ihm werden, was sie den Alten war. Er will ein reines Zurückleben in das Objekt der Vergangenheit, mit Aufgebung seiner ganzen modernen Subjektivität. Ein solches Bestreben muss natürlich einer Behexung gleich erscheinen oder einem Wahnsinn, und diess um so heftiger, je würdiger das Objekt ist, in welches man sich verliert. So bildet diess unverächtliche, aber seiner Natur nach nie zu befriedigende Gelüste des Faust einen trefflich passenden und harmonischen Bestandtheil der grossen Fausttragödie. Für die Tragödie selbst ist der Akt, in welchem die Helena auftritt, Darstellung von Traum- oder Zauberleben des Faust, wenn man will, von Teufelsspuk, wenn auch eines weniger hässlichen, als die Walpurgisnacht des ersten Theils; aber hier wie dort: Geistverwirrung, worin wir Menschen ja alle gerathen, wenn wir über unsere Natur hinauswollen. — Zugleich findet hier der Dichter bei der Verfolgung seines Zweckes den besten Anlass, uns in einer meisterhaften Allegorie seine Ideen über das Verhältniss des antiken zum modernen Bewusstsein poetisch zu offenbaren. Wir erhalten eine herrliche Darstellung des altclassischen Lebens auf seinem Gipfelpunkte und somit zugleich im Momente des Sinkens; daneben schon wie vom fernsten Horizonte des Alterthums sich ankündigend, nur einem kleinen Punkte gleich, das Anbrechen einer neuen, der modernen Welt, um auf diese Weise das bestimmte Verhältniss anzudeuten, welches alleinig nur noch möglich uns Neuen ist zum Alterthum; oder auch: um zu lehren, wie wir die Alten subjectiv zu fassen haben. — Faust also (können wir auch sagen), in den Helena-Mythos, seinem ganzen Umfange nach, tief versenkt und ihm unablässig nachsinnend, will ihn zuletzt auch nach derjenigen Seite hin durchmessen, wo er uns am räthselhaftesten wird und geheimnissvoll schliesst, nehmlich nach der Rückkehr von Troja — hier setzt er nun seinen

Traum selbständig fort. Von da an hat er aber auch (hält man den Zusammenhang der Allegorie recht fest) gewissermassen ein Recht mehr, sich die Helena zuzueignen, sich ihr an die Seite zu stellen; denn der Punkt ihres Verschwindens ist schon der Anfangspunkt seiner Welt, und alte und neue Welt berühren sich. — Fasst man den Sinn der Allegorie ferner recht scharf, so erklärt sich uns ganz verständlich der den Horizont überschauende Thurmwächter Lynceus als einen begeisterten, aber nur zu modernen Interpreten des Alterthums:

Harrend auf des Morgens Wonne
Oestlich spähend ihren Lauf,
Ging auf einmal mir die Sonne
Wunderbar im Süden auf.

Augenstrahl ist mir verliehen
Wie dem Luchs auf höchstem Baum;
Doch nun musst' ich mich bemühen
Wie aus tiefem düstern Traum.

Ganz natürlich; es darf uns nicht wundern, dass es den ersten sogenannten Wiederherstellern der Wissenschaften, den Politianen und Mureten, vor den Augen flimmerte von dem ungewohnten Lichte. — Das Unvergängliche des Alterthums hat sich aber gerettet in die Burg des modernen Bewusstseins; und dieses moderne Bewusstsein gestaltet sich ebenfalls nur erst vollkommen aus durch ein ihm Neues, zwar längst in ihm Verschlossenes und zu ihm Gehöriges, jetzt aber dasselbe Durchdringendes, welches eben nichts anderes ist, als das Antike, das ihm so nah verwandt; kurz: die neue Zeit ist endlich auf dem Standpunkte angelangt, das classische Alterthum fruchtbar in sich aufzunehmen; woraus dann ein drittes Vollkommneres entsteht, das moderne Bewusstsein. Neue und alte Zeit bedürfen sich einander, und vermählen sich. Das Alles ist wunderbar schön abgebildet sowohl in der Gefangenschaft und Unfreiheit Helena's und ihrer kriegsgefangenen Frauen (ist sie ja selbst auch wider Willen kriegsgefangen) als in dem Ausweitungsdrange des Faust:

F.: Ich athme kaum, mir zittert, stockt das Wort,
Es ist ein Traum, verschwunden Tag und Ort.

H.: Ich scheine mir verlebt und doch so neu,
In dich verwebt, dem Unbekannten treu.

Und so ist ferner auch die ganze Geschichte des Wiederauflebens der alten Kunst und Wissenschaft lebensvoll ausgedrückt. Das Eindringen frischer Völkerschaft wird geschildert; die Germanen treten das classische Erbe an. Das ist im reizenden Zwielicht zwischen Alterthum und Neuzeit, zwischen alter Mythe und neuer Geschichtsentwicklung gehalten — Menelaos' heranmarschirende Schaaren verwandeln sich in gothische Horden u. s. w. — das allmählige Farbenwechseln der Geschichte. Die ganze Neuzeit sodann sprosst nach und nach auf über den Trümmern von Hellas und Rom; jeder neue Mensch, jede neueuropäische Nation erhält ihr Theil; Faust jedoch (hier bedeutend: den poetischen Sinn) erhält den schönsten Theil, erhält den Mittelpunkt („Wir halten in der Mitte Stand"), aber zugleich mit ihm auch Helena (allegorisch: die Poesie, die Kunstoffenbarung der Hellenen, als das Grösste, was sie uns hinterlassen). So schreiten denn Faust und Helena zu immer innigerer Vereinigung fort. Der Chor (d. i. die grosse Masse der Menschen) wehrt sich dagegen und wahrt seine Empfindung gegen Neueindringendes — natürliche Kämpfe im Innern einer sich lebendig und mit Heftigkeit neugebärenden Epoche; Geburtsschmerzen von sich loslösenden und herausgestaltenden Zuständen. — Es erfolgt nun darauf sehr schnell auch eine Frucht jener innigsten Vereinigung: Euphorion, d. i. die neue christlich-romantische Poesie, die der Dichter als in ihrer ersten Jugend noch bestehend anzunehmen scheint; weshalb er sie genial ungeberdig, sich überstürzend und mit sich selbst noch nicht klar und zur Harmonie gelangt vorstellt. (Als einen Hauptvertreter der bedeutsamen Richtung, welche darnach strebt, aus antikem wie aus modernem Elemente eine neue, in sich durchaus harmonische Poesie zu gestalten, scheint Goethe Byron anzusehen, und hat daher dieses Dichters Eigenwesen im Charakter des Euphorion unverkennbar angedeutet.) — — Nachdem Faust im folgenden Akt aus seinem Zaubertraum erwacht ist, fühlt er sich wonnevoll durchdrungen von neuen Empfindungsorganen — poetisches

Leben ist als ein schöner und erquickender Traum gedacht — und welche noch nie genossene Poesie hat ihn jetzt erfrischt!

Auf solche Weise stellt sich die Helena-Sage zum Faust. Aber dieser köstliche Akt hat ausserdem sein höchst bedeutsames Leben für sich, und muss es haben seinem ganzen psychologischen Zweck nach; und zwar diess Leben ist in sich so gerundet, dass vielleicht auch der den ganzen Faust nicht kennende Leser selbständigen Genuss davon haben mag. Ich spreche hier nicht blos von dem ächt hellenischen Colorit, der allerdings gleich einem ätherischen Duft das Ganze leicht umfliesst. Aber voraus, wie tiefinnerlich ist nicht Helena gezeigt, wie symbolisch tief und sittlich gross ist Alles hier motivirt! Klar wird es uns: Schönheit, Liebe und Seligkeit sind Eins, aber Hässlichkeit und Hass und Tod sind ebenfalls ein schreckliches Eins. Diese Prinzipien können sich gegenseitig nie dulden. Der Krieg, der nichts ist als Alles zerrüttende Menschenleidenschaft, hat dem schönen seligen Zustande des Friedens ein Ende gemacht. Der trojanische Krieg, wenn auch nun geendet, lässt sich nicht ungeschehen machen in seinen verderblichen Wirkungen; die glückliche Epoche ist durch ihn unwiederbringlich verloren. Helena selbst ist in gewissem Sinne nicht rein geblieben; sie muss daher sterben, und Menelaos will es. Während der wilden Kriegsläufte hatte sich die Göttin der Hässlichkeit und des Bösen heimisch gemacht am Heerde der freventlich verlassenen, vom Schönen und Guten verlassenen Heimath. Da kann kein Bleibens mehr sein für Helenen. — Phorkyas, jene böse Unhuld, (Mephistopheles) ist indess (wie es nie anders ja sein kann) weit entfernt, gerne für hässlich und hassenswerth gelten zu wollen; sie giebt also gleissnerische und hinterlistige Rathschläge, die jedoch zulezt zum Guten ausschlagen müssen, wie Alles, was der Teufel räth — „ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“. Denn Helena endlich gewinnt nur neues Leben durch den Tod. Dieser Tod ist freilich kein gewöhnlicher, der

bei ihr, der ewig Schönen, unmöglich; vielmehr nur absterbend ihrer Zeit, lebt sie für alle Zeiten. Es ist im Grunde Eins und Dasselbe, was die beiden zeiträumlich von einander entfernten Dichter gewollt und nur etwas verschieden ausgedrückt haben. Helena wird zur Göttin oder hat ein ewiges Leben. —

Die Unterweisung
in der
französischen und englischen Aussprache.

Die Aneignung der richtigen Aussprache ist mit Sorgfalt und Gründlichkeit auf der unteren Stufe zu begründen und auf den oberen Stufen mit Consequenz zu befestigen. Es ist hierbei nicht allein das Ziel der Eleganz und des Wohlklangs ins Auge zu fassen, sondern vor Allem Deutlichkeit und Bestimmtheit zu erstreben und dadurch die Fähigkeit der Schüler herbeizuführen, eben so wohl sich verständlich zu machen, als auch ächtes Französisch und Englisch zu verstehen. — Man hat vielfach übertriebene Vorstellungen von der Schwierigkeit einer solchen Anleitung und unterschätzt deshalb den Werth derselben. Seiner nationalen Sprachgewohnheit, meint man, und der dadurch bedingten Unbehülflichkeit könne man sich doch nicht ganz entäussern, oder wenn man darauf hinarbeite, so werde auf die äussere Dressur, auf ein an Affectation grenzendes Nachahmen von Feinheiten der fremden Aussprache zu viel kostbare Zeit vergeblich verwendet. — Doch was versteht man gewöhnlich unter solchen Feinheiten? Im Französischen z. B. die correcte Bildung des Nasenlautes und des son mouillé, die angemessene Handhabung des accent tonique, die Unterschiede des scharfen und weichen s, des offenen und geschlossenen a und o, des eu in „peur“ und „neutre“, im Englischen die Unterscheidung des s in „to use“ und „use“, in „eyes“ und „ice“, in „leaves“ und „chiefs“, des englischen ou, oy und des deutschen au, eu, des w und wh, des a in „dance“ und „darn“, die Aussprache des lingualen r, des scharfen und weichen th („breath und breathe“). Dies alles und ähnliches sind Dinge, deren exacte Behandlung offenbar nicht als ein von der Schule zu verbannendes Raffinement, sondern als ein unerlässlicher Bestandtheil des fremdsprachlichen Unterrichts anzusehen ist. Jede

Einführung in eine lebende Sprache bleibt Stückwerk, wenn sie solche im lebendigen Laute ausgeprägten, wesentlichen Eigenthümlichkeiten der Sprache vernachlässigt oder gar durch Hintansetzung der Orthoepie eine Sprachfälschung zulässt. — Allerdings kann man auch bei der Aussprache in allzu grossem Eifer sich in Subtilitäten verirren, allerdings würde des Guten zu viel geschehen, wenn man beispielsweise neben dem richtigen Silbenaccent auch ein Anquälen des nationalen Accents, d. h. „der dem sprechenden Franzosen und Engländer eigenthümlichen Melodie oder Modulation", mit besonderem Nachdruck pflegen wollte. Auch ist es selbstverständlich, dass die Schule nicht die unerschwingliche Kunst lehren kann, jedes beliebige französische und englische Wort richtig auszusprechen. Immerhin soll die fehlerfreie Aussprache des französischen und englischen Unterrichtsstoffes mit Einschluss aller jener sogenannten Feinheiten von den Schülern angeeignet werden, und dieses Ziel lässt sich auch, wie die Erfahrung lehrt, bei fast allen Schülern erreichen, bei denen nicht ein organischer Fehler ein allzu grosses Hinderniss in den Weg legt. Es ist dazu weit weniger Zeit erforderlich, als man oft annimmt, ja es ist eine paradoxe und theilweise bittere Wahrheit, dass der Zeitaufwand meist in umgekehrtem Verhältniss zu der Qualität und zu den Resultaten des Unterrichts steht. Auch ist diese Schulung, wenn sie als wirkliche Gymnastik des Gehörs und der Sprachwerkzeuge auftritt, keineswegs so mechanisch, wie man glaubt, sondern hat ihren besonderen Werth für die allgemeine Bildung, sie darf als ein Förderungsmittel der Empfänglichkeit für das Angemessene, Reine und Bestimmte angesehen werden. Freilich wird der Erfolg, sowohl was die Zeit, als was den allgemeinen Bildungsertrag betrifft, nur dann die orthoepischen Uebungen der Schule begleiten, wenn sie zur rechten Zeit beginnen und wenn bei ihnen der richtige Weg eingeschlagen wird.

Was im ersten Unterrichtsjahr versäumt wird, kann später schwerlich nachgeholt werden. Wenn man dächte, im Anfang nur in Bausch und Bogen üben und das Abschleifen einzelner Fehler einem späteren Feilen überlassen zu sollen, so würde man übersehen, dass die Aneignung des Richtigen bei den ersten Anfängen weit weniger Zeit in Anspruch nimmt als das

Verlernen der zur anderen Natur gewordenen Unebenheiten späterhin erfordert. Auch muss gleich von vorn herein der Sinn für Sicherheit und Bestimmtheit der Aussprache geweckt und geschärft werden, wenn nicht Nachlässigkeit und Schlaffheit in der Articulation sich als leicht einwurzelndes, schwer auszurottendes Uebel einstellen soll. Freilich sind die Schüler auch in die Aussprache nur derart einzuführen, dass ein allmähliches Fortschreiten vom Leichten zum Schweren inne gehalten wird. Damit die Schwierigkeiten die Lust und Freudigkeit nicht erdrücken, werden die fremden Laute nach einander in passenden kleinen Gruppen und immer nur in der nothwendigen Verbindung mit grammatischen Uebungen, mit mündlichem und schriftlichem Uebersetzen behandelt. Aber was immer bei dieser methodischen Stufenfolge, bei der planmässigen Vertheilung der Schwierigkeiten vorgenommen wird, ist so zum Abschluss zu bringen, dass nichts unfertig für spätere Arbeit liegen bleibe und dass nichts Falsches zugegeben werde. Je fester der Grund gelegt wird, je entschiedener gleich anfangs auf die dem deutschen Ohre fein erscheinenden Unterschiede aufmerksam gemacht wird (z. B. was die französischen und englischen a, e, o, was b, d im Auslaut, g, ch u. s. w. anlangt), desto sicherer vermeidet man spätere Weitschweifigkeit und das verderbliche Unterbrechen des Unterrichts in den oberen Classen durch endlose Fehlerverbesserungen.

Soll die Anleitung in der französischen und englischen Aussprache eine erspriessliche sein, so muss zweierlei vorausgesetzt werden. Einmal muss der vorausgegangene und der nebenhergehende Unterricht in der Muttersprache eine allseitige Aufmerksamkeit auf eine richtige, klare und bestimmte Aussprache verwenden und einen energischen Kampf gegen die provinziellen Mängel führen. (In manchen Gegenden Norddeutschlands z. B. gegen die Verwechslung des ä und e, des j und g, im Königreich Sachsen und in Süddeutschland gegen die Vertauschung des t mit d, des p mit b, des g mit k, des ü mit i, des ö mit e, wie auch gegen die nachlässige Behandlung der Endsilben.)

Andererseits aber muss vor Allem mit eiserner Beharrlichkeit das in unseren Schulen so häufige leidige Murmeln, das theils nachlässige, theils schüchterne, theils aus Ignoranz stam-

mende Lispeln verbannt werden, welches das Erlernen einer fremden Sprache nahezu unmöglich macht. „Ihr sollt die Zahnreihen gehörig von einander trennen und den Mund weit öffnen!“ — solche Ankündigungen helfen nicht allein; es werde vielmehr die Hinnahme jeder saloppen, undeutlichen Antwort consequent verweigert, oder, noch besser, eine solche werde, sie sei dem Inhalte nach welche sie wolle, durch ein schlechtes Prädicat in dem Notizbuch des Lehrers gekennzeichnet. Stetiges Gewöhnen in den ersten französischen und englischen Unterrichtsstunden, das den Kindern unmittelbar und eindringlich zum Bewusstsein bringt, dass hier nur ein deutliches, vernehmliches Sprechen gestattet ist, dass sie mit einem verschwommenen, halblauten Gerede nicht durchkommen, wirkt mehr und nachhaltiger als zu spät kommende Strafpredigten oder complicirte disciplinarische Mittel.

Was aber den einzuschlagenden Weg betrifft, so giebt die Erfahrung besonders folgende Regeln an die Hand. Der Schüler werde auf der Elementarstufe angeleitet, die fremden Töne möglichst rein und scharf zu erfassen. Während des ersten Unterrichtsjahres sei es Regel, dass niemals das erste Aussprechen eines neu zu lernenden Wortes dem Schüler selbst überlassen bleibe, um dann nachträglich von dem Lehrer verbessert zu werden. Vielmehr gilt es auch hier, das fruchtbringende Erziehungsprincip der Gewöhnung anzuwenden, das lieber Fehler verhütet, als es auf fruchtlose oder zweifelhafte Versuche des Kindes ankommen zu lassen. Also werden zu Hause keine Wörter oder Sätze eingeprägt, die nicht vorher in der Schule eine gründliche phonetische Bearbeitung erfahren haben. Der Lehrer liest langsam und nachdrucksvoll die Vocabeln vor, wobei Ohr und Auge der Schüler zu fesseln ist.

Vor Allem muss, wie in der Naturkunde und beim Zeichnen die Jugend sehen lernt, so hier das Hören gelernt werden. Das Ohr muss geschärft werden für die Verschiedenheit der fremden Sprachlaute, für Quantität und Betonung. Zugleich werden aber auch die Schüler angewiesen, auf den Mund des Lehrers hinzusehen und sorgfältig zu achten, damit sie die eigenthümliche Bewegung der Sprachwerkzeuge kennen lernen, deren Product der ungewohnte Laut ist.

Besonders bei den für die deutsche Jugend schwierigen

Lauten ist eine recht kräftige, drastische Articulation seitens des Lehrers am Platze, ein Markiren der Dehnung und Schärfung, überhaupt ein Hervortretenlassen des Charakteristischen, das in der Umgangssprache übertrieben erscheinen würde.

Bei den für Deutsche nicht mundgerechten Lauten, wie im Französischen c und z, oi, oui, oeil, im Englischen th, v, w, r, ist zugleich in möglichster Kürze und Klarheit aus einander zu setzen, auf welche Weise die Bewegung der Sprachorgane erfolgt. Bei dem englischen th kommt man z. B. am kürzesten weg, wenn man zuerst das Anlegen der Zunge an die obere Zahnreihe beschreibt, dann am eigenen Munde vorzeigt, hierauf nachahmen lässt und dann erst den scharfen und den weichen Laut als Ergebniss jener Operation vernehmbar macht, die in lehrreiche Vergleichung mit der Bildung des t und des s gestellt wird. Das Alles kann rasch genug von Statten gehen, und ausserdem ist es gradezu eine Zeitersparniss, wenn man nun sogleich bei jedem Schüler einzeln sich vergewissert, ob er die Organe richtig in Bewegung setzt, um das ächte th hervorzubringen. Aehnlich bei dem englischen r im Anlaut und Inlaut, wobei der Hinweis zu Statten kommt, dass bei dem regelrechten Singen auch der Deutsche das uvale r meidet.

Die von dem Lehrer vorgesprochenen Vocabeln oder Sätze sind zunächst von den Schülern einzeln oder im Chor nachzusprechen. Es ist darauf zu halten, dass hierbei keine Silbe ungebührlich verschluckt, dass alle einzelnen Laute durch kräftigen und langsamen Vortrag vernehmbar gemacht werden. Schon jetzt ist auch auf das sinngemässe Lesen Rücksicht zu nehmen, wenigstens soweit als das Komma, Semikolon, der Punkt, der Ton der Frage, des Ausrufs Berücksichtigung erheischt. Bei dem Lesen französischer Sätze ist der Schüler energisch daran zu gewöhnen, dass er die durch liaison verknüpften Worte als ein Ganzes betrachte und behandle und also nicht in den gewöhnlichen Fehler verfalle, vor dem hinüberzuziehenden Consonant eine kleine Pause zu machen. Hinsichtlich des französischen Silbenaccents sei das Streben zuerst entschieden darauf gerichtet, vor Daktylen und Trochäen zu bewahren und die Endsilbe der Wortreihe mit Nachdruck hervorzuheben. Alsdann ist aber auch ebenso bestimmt zur Verhütung des anderen Extrems ein zu starkes, unfranzösisches,

rhythmisches Markiren der letzten Silbe jedes einzelnen Wortes zurückzuweisen und zu verdrängen. Im Gegensatz hierzu ist im englischen Lesen ein recht scharfes Hervorheben des Silbenaccents zu fordern. Was das Chorsprechen angeht, so bietet dieses als Mittel einmüthiger, strammer Classenarbeit erhebliche Vortheile. Doch muss es, um vor mechanischer Einseitigkeit geschützt zu werden, ein Correctiv dadurch erhalten, dass es nicht ausschliesslich betrieben werde und dass der Lehrer sich von Zeit zu Zeit nachträglich durch Fragen, die er an Einzelne richtet, versichere, ob sie auch wirklich bei der Sache gewesen sind.

Est ist den Schülern zur Pflicht zu machen, die häuslichen Aufgaben, denen die Schule in der angedeuteten Weise auch in orthoepischer Beziehung gründlich vorgearbeitet hat, laut, oder wo dies nicht angeht, wenigstens halblaut zu vollziehen. Bei dem stummen Lernen wird die Aufmerksamkeit zu einseitig auf den vor Augen liegenden Buchstaben gerichtet, während auch die Betheiligung des Ohrs, die Einübung des in der Schule Gehörten Noth thut. Bei dem Abhören der Vocabeln nennt der Lehrer anfangs immer das franz. oder engl. Wort, um es deutsch wiedergeben zu lassen. Diese Reihenfolge empfiehlt sich für das erste Unterrichtsjahr und einen Theil des zweiten nicht bloss deshalb, weil sie leichter und daher zeitgemässer ist als die entgegengesetzte, sondern auch weil sie eine bequeme Handhabe bietet, die richtige Aussprache zu befestigen. Das Wort der fremden Sprache gelangt auf diese Weise nochmals eindringlich, und zwar in dem ächten, reinen Lautgepräge, an das Ohr der Schüler, und wenn dann der Lehrer bei der Antwort jedesmal die Wiederholung der Vocabel vor der Angabe ihrer Bedeutung fordert, so gewinnt die Classe, besonders wenn das Abhören mit der nöthigen Schnelligkeit und Sicherheit von Statten geht, gleichsam spielend die nöthige Routine in der Nachbildung der fremden Klänge. Lehrer: La fleur! Schüler: La fleur, die Blume, l, a, f, l, e, u, r, — ein solcher fester Canon erspart manche Umwege. Freilich kann das andere Verfahren der deutsch-französischen, deutsch-englischen Vocabelreihe, das im späteren Unterricht als das sachgemässe erscheinen muss, auch schon im zweiten und dritten Semester des fremdsprachlichen Cursus in

beschränkterem Maasse (besonders bei dem Uebersetzen aus dem Deutschen) nebenherlaufen.

Theoretische Erörterungen sind nicht in zu grossem Umfang anzustellen; doch sind sie auch nicht ganz zu verabsäumen. Die Regeln für die Aussprache werden in möglichst bündiger und klarer Fassung derart mitgetheilt, dass sie der praktischen Einübung festen Halt und sichere Grundlage bieten. Das im Sprachgebrauch Uebereinstimmende muss im Anfang kräftig hervortreten, damit die erst später einzuführenden Ausnahmen und Abweichungen nicht verwirren. Keine weitschweifigen Auseinandersetzungen, aber recht viele Beispiele, bei deren Auffindung die Thätigkeit der Schüler herangezogen wird! Auch in dem Labyrinth der englischen Aussprache ist nicht Alles einem instinktmässigen Sprachgefühl zu überlassen. Vielmehr ist eine Reihe von Gesetzen und Analogien nach und nach möglichst klar zu stellen und fest einzuprägen, damit sie als Ariadnefaden zurechthelfen kann. Dahin rechnen wir vornehmlich Belehrungen über die Natur der Vocale, ihre Länge und Kürze, ihre Modification durch die Consonanten r, w, ll, Zusammenstellung derjenigen Diphthonge, die mit ganz unbedeutenden Ausnahmen stets denselben Laut in der Tonsilbe haben, die Aussprache der Consonanten (in lehrreicher Parallele mit den französischen Lautgesetzen), Verstummen des Consonanten im Zusammentreffen mit anderen, die Tragweite des Silbenaccents, Verflüchtigung der Vocale durch die Entfernung vom Hauptton, Unterscheidung von Nebenton und Tonlosigkeit („to moderate“ und „moderate“). In dieser Hinsicht ist besonders der auch in neueren Lehrbüchern häufige Fehler zu vermeiden, solche durch vollständige Tonlosigkeit getrübte Vocale durch einen bestimmten deutschen Laut zu veranschaulichen, etwa durch ö, u, i, e, wobei die Flüchtigkeit und Unbestimmtheit des Vocales nicht gehörig ins Licht tritt. Worcester's dots under the vowels bringen alle diese gar nicht accentuirten Silben mit Recht unter Eine Rubrik. — Es ist zweckmässig, im Anfang des englischen Unterrichts nur einsilbige und zweisilbige Wörter vorzunehmen. Wenn dann später auf sicherem Grunde zu Wörtern von drei und mehr Silben übergegangen wird, so werde vor Allem der Unterschied zwischen betonten und unbetonten Silben scharf

hervorgehoben, und die Aussprache wird sich wie von selbst ergeben. Ganz seltsame Abweichungen der Orthographie von der Aussprache, wie colonel, lieutenant werden am leichtesten behalten. Die Behandlung anderer Unregelmässigkeiten wird ungemein dadurch erleichtert, dass man bei einer neu auftretenden Schwierigkeit sofort an analoge Erscheinungen des Sprach- und Schreibgebrauchs erinnert und diese gruppenweise aufsuchen lässt (put — denkt an pull, push, puss! one, done, son; aunt, gaunt, haunt). Spricht der Schüler z. B. das Wort „dirt" falsch aus, so wird nicht gleich die Berichtigung gegeben; er wird auf dem Wege eigenen Besinnens oder durch Beihülfe von Mitschülern an andere Wörter erinnert, in welchen ir mit folgendem Consonanten auftritt, und er findet selbst das, was bei einem blossen Vorsagen seine Aufmerksamkeit nur flüchtig gestreift hätte. Dasselbe gilt von dem schwierigsten Capitel, der englischen Betonung, bei der besonders die Regel Geltung behalten muss, nicht zu viel auf einmal zu geben, sondern die Einzelnheiten gelegentlich beizubringen. Eine fehlerhafte trochäische Aussprache von „machine" legt einen kurzen Hinweis auf Wörter wie „marine, chagrin, antique, canal, portmanteau" nahe, welche mehr als andere in Form und Klang an ihre französiche Abstammung erinnern und deshalb den Ton auf der letzten Silbe haben. Durch ähnliche Exemplification und daraus abstrahirtes Gesetz wird das Schwanken der Anfänger bei „import" und „to import" beseitigt. (accent und to accent, conduct und to conduct, absent und to absent und andere, die im Unterrichte schon vorkamen).

Um die rechte Einsicht in das Wesen der fremden Aussprache, das eigentliche Verständniss des Charakteristischen herbeizuführen, ist überhaupt die vergleichende Gegenüberstellung in verschiedener Beziehung unentbehrlich. Stellt man kurz und scharf das Aehnliche und Verschiedene neben einander, so erreicht man oft mehr als durch zu weit ausgesponnene Erklärung. Zur rechten Zeit und mit dem rechten Maass kann dabei zugleich ein treffliches Mittel angewendet werden, um die Aufmerksamkeit Aller auf Einen Punkt zu richten und durch die Anschauung zu fesseln: die Benutzung der Wandtafel theils durch den Lehrer, theils durch die Schüler, sei es um durch deutsche Aussprachebezeichnung hier und da den

Schülern zu Hülfe zu kommen, sei es, um zuweilen ein Schlaglicht auf das Verhältniss der Schreibweise zur Sprechweise fallen zu lassen. Zu jenem an das Bekannte anknüpfenden comparativen Uebungsstoff rechnen wir unter Anderem: Entgegensetzung

1) des Richtigen und des Fehlerhaften, z. B. franz. ărbr', nicht arber, lŏger, nicht lŏcher oder lōger; engl. is', nicht iss, ov', nicht off;

2) des Deutschen und des Fremden (sowohl zur Vergleichung als zur Veranschaulichung), z. B. Athènes und Athen; ice, eyes und Eis, Eisen; s im Anlaut = ss; zwischen zwei Vocalen = s' in Rose. franz. on und ong (wobei zu zeigen, dass bei ersterem die Kehle offen, bei letzterem geschlossen wird) engl. ch = tsch; j = dsch; wh = hu;

3) der ähnlich lautenden, aber wohl zu unterscheidenden, homöonymen und der homonymen Wörter derselben Sprache: engl. a) bad und bat; bag, beg, back; rise, rice; b) die, dye; air, heir; franz. a) poisson, poison, boisson; jeune, jeûne; b) chaux, chaud; vert, ver, verre, vers;

4) der ähnlichen, aber nicht mit einander zu verwechselnden Laute und Wörter der franz. und engl. Sprache: z. B. franz. und engl. g und ch, c, z, o; engl. not und franz. nŏte, dagegen engl. nōte.

franz. jeune, engl. shun,
„ possible, „ possible,
„ noble, „ noble,
„ or „ or!

Nothwendige Bedingung tüchtiger Fortschritte ist das sorgfältige Streben des Lehrers, keinen Fehler, der in der Aussprache der Schüler vorkommt, unbeachtet und unverbessert zu lassen. Das Verfahren bei der Correctur ist so einzurichten, dass sie möglichst rasch und wirksam von Statten geht. Man kann sich die vielen Worte, die den Unterricht in so nachtheiliger und lästiger Weise aufhalten, ersparen, wenn man während des Lesens der Schüler durch ein conventionelles Zeichen (etwa ein leises Klopfen mit dem Bleistift) sofort nach dem fehlerhaften Worte stumme Einsprache erhebt, oder wenn man, um die Selbstthätigkeit der Classe anzuregen, abwechselnd einzelne Schüler oder Gruppen derselben beauftragt,

dieses oder ein ähnliches verabredetes Zeichen zu geben, so oft sie einen Verstoss herausgefunden haben. Eine sofortige Berichtigung von Seiten des Lehrers wird nur selten zweckdienlich oder auch nur nöthig sein. Meistens wird das gegebene Signal hinreichen, dass der Schüler seine Nachlässigkeit selbst verbessert, denn dieser entstammen fast ausschliesslich die Verstösse, die in einem planmässigen und consequenten Unterricht vorkommen. Zu lange Zeit zum Besinnen wird ihm nicht gegeben: entweder wird er durch einen kurzen Hinweis auf die Beschaffenheit der Silben, des Wortes, auf die Lautzeichen, auf Analogie oder Regel zu selbständiger Verbesserung befähigt, oder andere Schüler übernehmen es, die richtige Aussprache anzugeben. Die äussere Form des ganzen Hergangs muss durch feste Gewöhnung angeeignet werden, um eine gewisse Virtuosität und Schlagfertigkeit des Aufmerkens und Antwortens zu erzielen. — Kamen zu viele Verstösse im gelesenen Abschnitt vor, so muss derselbe wiederholt werden, wenn es die Zeit gestattet. Ein sinnwidriges Lesen, welches die durch das Satzgefüge bedingten Hebungen und Senkungen der Stimme ausser Acht lässt, wird in den meisten Fällen am besten nach Vollendung des Satzes zu rügen sein, da eine Unterbrechung des Lesens den Ueberblick des Ganzen und damit zugleich das Verständniss der Auffassung und Betonung begangener Fehler erschwert. Eine falsche Satzbetonung führt gewöhnlich eine falsche Uebersetzung im Gefolge und muss deshalb besonders nachdrücklich durch ein logisch richtiges Lesen ersetzt werden.

Nach Ablauf des ersten Unterrichtsjahres oder doch mindestens am Schlusse des dritten Semesters muss die orthoepische Fähigkeit und Sicherheit der Schüler so weit erstarkt sein, dass für die weitere Unterweisung in den neueren Sprachen nur noch die Aufgabe bleibt, die gewonnene Fertigkeit 1) von den Fesseln des elementaren Standpunkts zu befreien, 2) sie zu sichern, 3) zu ergänzen, 4) zu erhöhen.

1) Bei dem Abfragen der Vocabeln wird allmälig zu dem sachgemässen Modus der Voranstellung des Deutschen übergegangen. Die wichtigsten Gesetze und Analogien der französischen und englischen Aussprache müssen soweit in Fleisch und Blut übergegangen sein, dass der Lehrer den Schülern das Lesen aller nicht gradezu abweichenden Wörter anheim

giebt. Manchmal wird es sogar förderlich sein, durch Auffinden der Aussprache schwierigerer Wörter das Wachsthum des Sprachgefühls auf die Probe zu stellen. Alles das hebt freilich die Verpflichtung nicht auf, das häusliche Lernen möglichst gründlich in der Unterrichtsstunde vorzubereiten, die zu memorirenden Vocabeln einmal oder öfters im Voraus lesen und an die Stelle des unrein Gesprochenen den vollen, bestimmten Ton des Lehrers treten zu lassen.

2) Zur Sicherung des Gewonnenen dienen schnell zu vollziehende Wiederholungen einzelner Abschnitte der Leseschule oder Leselectionen, die gewöhnlich den grammatischen Lehrbüchern vorangestellt oder beigefügt sind, und vor Allem bei der Lectüre: zusammenhängende, d. h. nicht durch Verdeutschung unterbrochene Leseübungen. Wenn ein prosaisches oder poetisches Lesestück übersetzt und zum vollen Verständniss gebracht ist, wenn es dann für die nächste Stunde so repetirt wurde, dass die richtige Uebersetzung geläufig sein kann, dann tritt der passende Moment ein, jene besondere Leseübung ab und zu (etwa einmal in 14 Tagen) vorzunehmen, wobei der übersetzte Abschnitt nur nach der Seite der Orthoepie und eines sinnentsprechenden Lesens behandelt und eingeübt wird. Dem Schüler wird durch solche regelmässig wiederkehrenden, als besondere exercices de prononciation eingeführten Vorlesungen*) der Werth und die Bedeutung eines fehlerlosen Aussprechens und eines gedankenmässigen Lesens unmittelbar zum Bewusstsein gebracht, zumal wenn ihm durch regelmässiges Eintragen von Prädicaten in das Notizbuch des Lehrers die Wichtigkeit der bezüglichen Leistungen erhellt. Dass übrigens auch bei der ersten Durchnahme des Textes keine Verstösse unbeachtet durchschlüpfen dürfen, ist eben so selbstredend, als dass bei derselben der geeignete Zeitpunkt für eigens angestellte Uebungen im correcten Lesen schon deshalb noch nicht gekommen ist, weil die mächtig wirkende Freude am Lernen nur aus dem Gefühl der Sicherheit und des Erstarkens erwächst. Unerlässlich ist dabei, dass nach der ersten Durchnahme des Abschnitts, besonders im 2., 3. und zum Theil noch

*) Diese dürfen übrigens nur etwa ein Viertel oder höchstens ein Drittel der Unterrichtsstunde in Anspruch nehmen.

im 4. Unterrichtsjahr der Lehrer selbst durch eigenes Lesen ein Muster aufstelle, während dessen den Schülern ein stummes Mitlesen, d. h. ein wirkliches, aber tonloses Bewegen der Sprachorgane nur förderlich sein kann. Diese Art der Mitarbeit Aller ist überhaupt auch bei dem Vorlesen der Vocabeln oder bei dem Lesen noch nicht übersetzter Abschnitte der Grammatik oder der Chrestomathie nicht zu verschmähen; es ist ein höchst einfaches, aber wirksames Mittel, um Erfolge zu erzielen, um wiederholten Fehlern, wie auch dem träumerischen Anstarren der Buchstaben vorzubeugen. Selbst ein pianissimo vorzunehmendes Mitlesen der Classe ist dann und wann zu erlauben. Nur wo es mit der Disciplin schlimm bestellt ist, können sich hieraus anarchische Zustände entwickeln.

3) Zu der allen weiteren Unterrichtscursen obliegenden Aufgabe der Ergänzung rechnen wir nicht bloss die erweiterte Orientirung auf dem grossen Gebiete der Anomalien, sondern auch vornehmlich die allmählich anzustrebende Aufhebung der bisherigen Abhängigkeit von dem Buchstaben, von dem Wortbilde: die freie Beherrschung des Verständnisses und der Aussprache nach dem Gehör. In ersterer Beziehung ist die eigene Thätigkeit der Schüler besonders insofern in Anspruch zu nehmen, als sie bei der Präparation der zu lesenden Abschnitte in gewissen Fällen Umschau in den orthoepischen Angaben eines zuverlässigen Wörterbuches zu halten haben. Schwierigen englischen Wörtern ist der richtige Silbenaccent im Präparationsheft beizufügen. Der selbständigen Handhabung des Wörterbuches geht eine besondere Anleitung voraus, wie dasselbe zu benutzen ist, wozu natürlich die nöthigen Belehrungen über die Art der Aussprachebezeichnung gehören. Was aber das an zweiter Stelle genannte, wichtige Ziel der Emancipation betrifft, so dienen demselben nicht allein die anzustellenden Conversationsübungen, durch welche der Schüler lernt, seine Fassungskraft von der engen Schranke der Schrift zu befreien und auf gesprochenes Französisch und Englisch auszudehnen, sondern auch regelmässig auftretende mündliche Uebersetzungen aus der fremden Sprache nach dem blossen Gehör. Schon im ersten Unterrichtsjahr sind solche Uebungen an die Durchnahme und Einübung der Grammatik anzuknüpfen, damit gleich von vornherein das Verstehen des Französischen und Englischen nicht lediglich

durch das Buch, sondern auch durch das lebendige Wort vermittelt werde. Nachdem die Bücher geschlossen sind, giebt der Lehrer, anfangs in einem ganz langsamen, später in schnellerem Tempo, die franz., resp. engl. Sätze, deren Verständniss und Uebertragung er verlangt. Zuerst wählt er hierzu bereits gelesene, dann aber andere, von ihm selbst gebildete Sätze, die sich an den eingesammelten Wortvorrath anschliessen. Im zweiten, dritten und vierten Jahr werden diese freien Exercitien stetig fortgesetzt. Etwa alle 14 Tage ein, oder zweimal tritt die Uebung in der für die Grammatik bestimmten Unterrichtsstunde auf. Damit kein Schüler sich von kräftiger Theilnahme ausschliesse, ist es nöthig, dass der wiederzugebende Satz von dem Lehrer an alle Schüler gerichtet und dass dann erst nach einer kleinen Pause derjenige genannt wird, welcher zu übersetzen hat.

4) Als vierte Seite der einschlägigen Aufgabe, die der oberen Stufe zu stellen ist, führten wir die Erhöhung der erlangten Fertigkeit auf. Wir rechnen dazu wachsende Ueberwindung der Unbeholfenheit und Langsamkeit, ferner Geläufigkeit und Geschmeidigkeit des mündlichen Vortrags, wie auch Bemeisterung erheblicher Schwierigkeiten, die sich in einzelnen Fällen der deutschen Zunge entgegenstellen. Es ist nicht zu vergessen, dass der rechte Fluss der Rede nothwendig verbunden ist mit gehöriger Sicherheit und dass zur Erzielung der wünschenswerthen Geläufigkeit ein festes Verständniss und ein stetes Uebersehen des Inhalts sowohl bei dem Lesen als bei der Conversation unerlässlich ist. Der Schüler muss demgemäss gewöhnt werden, mit einem klaren Bewusstsein von dem Inhalte und mit ruhiger Besonnenheit sich auszudrücken. Er muss bei der Lectüre lernen, ähnlich wie beim Notenlesen, grössere Partien des vorliegenden Textes im Zusammenhang zu überschauen. Ein solcher Vorsprung des Auges vor dem Munde ist schon deshalb unentbehrlich, weil ohne denselben die Aussprache eines am Ende der Zeile getrennten Wortes oder einer mit liaison zu sprechenden Wortgruppe oft ganz verkehrt werden müsste. Uebrigens lässt sich die Schwerfälligkeit der Zunge, das Stocken und Stottern nicht durch einen kategorischen Imperativ: Parlez plus vite! beseitigen. Die erforderliche Geistesgegenwart hängt vielmehr mit ruhiger Selbstbeherrschung zusammen und verlangt im Gegentheil, dass zunächst ein noch langsameres, gedehnteres,

aber bestimmt articulirtes Aussprechen an die Stelle des hastigen, stossweisen Holperns oder des durch ruckweise Pausen verunstalteten Vortrags trete. Ein anfangs unmerkliches, stufenweises accelerando des Tactes verhilft alsdann mit Leichtigkeit zu grösserer Gewandtheit. Man darf nicht übersehen, dass für diesen Zweck sich noch ein besonderes Mittel empfiehlt, das schon dann angewendet werden kann, wenn die ersten Lesestücke dem Inhalt nach vollständig erfasst und der Aussprache nach eingeübt sind: das Memoriren prosaischer und poetischer Abschnitte. Dasselbe wird auf allen Stufen des Lehrgangs weiter geübt. Damit aber um so mehr Sorgfalt auf den Vortrag verwendet werden kann, werde für jede Stunde nur ein ganz mässiges Pensum gegeben. Zu empfehlen ist es, dass der Zweck nicht mit dem Mittel verwechselt und dass also nicht die Auswahl des Memorirstoffes durch die Rücksichtnahme auf die Aussprache allein; sondern nur durch den werthvollen Inhalt und die gediegene Form des Einzuprägenden bestimmt werde. Recht viele Knacknüsse auswendig lernen zu lassen, wie „Didon dîna, dit-on," oder „Robert Rowley rolled a round" u. s. w. möchte keineswegs anzurathen sein. Solche Spielereien sind überflüssig, denn auf dem Gange des Unterrichts gibt es Steine des Anstosses genug, die für das deutsche Organ halsbrechend erscheinen und an denen die Meisterschaft erprobt werden kann. (Ich erinnere nur an neuve, plus inutile, je loge, je cherche, je verrai; month, judiciary procedure, comfortably.) Um solche Hindernisse aus dem Weg zu räumen, hüte man sich, von der Schwierigkeit zu viel Aufhebens zu machen oder dem häufigen Gerede der Schüler: „Ich bringe es nicht fertig!" Gehör zu schenken. Solche schwächliche Resignation wird am bequemsten abgeschnitten, wenn der Unterricht zur Erleichterung einige harmlose Nothbrücken auf dem Wege zur richtigen Aussprache schlagen lässt, die dann möglichst bald wieder abzubrechen sind. Das schwierige w' am Ende von „neuve", das sch' in „loge", d' im englischen „bad", das doppelte r in „verrai" u. a. verliert seine Unerreichbarkeit, wenn es anfangs gestattet wird, ein ganz flüchtiges, halb vernehmbares e anzufügen, das dann in kürzester Zeit wieder zum Verschwinden gebracht werden muss. Bei schwer zu accentuirenden, vielsilbigen Wörtern hebt die vorübergehende Concession eines mehr

oder weniger trennenden Auseinanderhaltens der Silben, ein recht gedehntes Aussprechen über die Schwierigkeit hinaus. Aehnliches leistet dem Anfänger bei „months“ eine kleine Pause nach th.

Schliesslich möchten wir noch auf gewisse Hemmnisse eines gleichmässigen Fortschritts hinweisen, die sich zuweilen aus den Abweichungen ergeben, die in der Aussprache eines grossen Lehrcollegiums unvermeidlich sind. Gehen Schüler aus der einen Hand in die andere, so gerathen sie durch die Verschiedenheit der Forderungen in ein nachtheiliges Schwanken, wenn nicht gar das Ansehen des einen oder anderen Lehrers einen geringen Abbruch erleidet. Eine durchgreifende Abhülfe ist nicht leicht zu finden. Denn eine vollständige Uniformität lässt sich um so weniger erzielen, als Franzosen und Engländer selbst, wie auch deren philologische Autoritäten, nicht ganz übereinstimmen. Ein anderer Ausweg, der Plan, dass der Lehrer jedesmal seine Schüler durch alle Classen hinaufführt, lässt sich nur in den seltensten Fällen verwirklichen. Um ein bedenkliches Desavouiren des einen Lehrers durch den anderen möglichst zu verhindern, scheint es das rathsamste, eine gegenseitige Verständigung in Specialconferenzen der Fachlehrer herbeizuführen. Dieselben könnten sich freilich nicht auf endlose Discussionen über Einzelnheiten einlassen; es käme dabei nur auf Feststellung der Grundsätze und Hauptpunkte und vor Allem auf gemeinsame Anerkennung einer Autorität an, auf die in allen zweifelhaften Fällen zurückzugehen wäre. Dass der Lehrer der fremden Sprache in dem Verkehr mit gebildeten Franzosen und Engländern einen unersetzlichen Hebel für seine orthoepischen Studien gesucht hat, ist in der Ordnung. Mit Recht ist aber schon öfters betont worden, wie unzuverlässig häufig die Berufung auf individuelle, aus solchem Verkehr gewonnene Reminiscenzen ist. Zu einer allgemeingiltigen letzten Instanz eignen sie sich am allerwenigsten. Diese ist vielmehr in den sprachlichen Tribunalen zu suchen, zu denen Franzosen und Engländer in streitigen Fällen selbst ihre Zuflucht nehmen: in dem Dictionnaire de l'Académie und bei Smart — Webster (Wright.) Neuere und neueste philologische Koryphäen, die als reine Theoretiker den Sprachgebrauch nicht feststellen, sondern theilweise a priori bestimmen und schaffen wollen, wie Littré und manche andere, möchten auszuschliessen

sein. Für das Französische kann bei der orthoepischen Dürftigkeit des Dictionnaire de l'Académie die „Systematische Darstellung" von Plötz empfohlen werden. Hinsichtlich des Englischen verschlägt es nichts, wenn von einigen absonderlichen Bestimmungen Smart's, wie „kind" u. s. w. abgesehen und in dem einen oder anderen Falle sonstigen namhaften Orthoepisten der Vorzug gegeben wird, deren Angaben in dem grossen Wörterbuche von Worcester zu vergleichen sind. Ist „neither, wound, minute" u. a. von dem einen Lehrer in dieser, von anderen in jener Weise gesprochen worden, so ist es nicht schwer, die Collision vor den Schülern zu heben; vielmehr ist es zu wünschen, dass sie gerade aus ein paar ähnlichen Beispielen*) ersehen, dass bis zu einem gewissen Grade eine verschiedene Aussprache einzelner englischer Wörter statthaft ist. Nur was keine der angedeuteten Autoritäten Englands und Amerikas für sich hat, ist zu verwerfen. Und wenn es endlich nahezu unmöglich ist, dass alle Lehrer, selbst nach der gründlichsten Vorbereitung, vor einem geringfügigen Versehen in den minutiae der englischen Aussprache gesichert bleiben, so wird der Lehrer durch eine rasche und leichte Remedur seiner eigenen Sprachweise den Schülern nicht auffallen können, die gar bald eine Ahnung von der vielfachen Willkür und Unsicherheit der englischen Aussprache bekommen. Die Treue und Gewissenhaftigkeit, die den Lehrer zu einer solchen Berichtigung bereit macht, übt einen tieferen und wohlthätigeren Eindruck auf die Jugend aus als das verfehlte Bemühen, jenes Princip zur Geltung zu bringen, dass den Schülern gegenüber der Lehrer immer Recht hat.

Und damit sind wir wieder an dem Fundamentalsatz der Pädagogik angekommen, der auch für die Unterweisung in der Aussprache seine Kraft behauptet, dass die rechte Persönlichkeit des Lehrers, seine Sorgfalt und Freudigkeit im Amt, seine Leistungsfähigkeit und sein Eifer, der sich wie von selbst den Schülern mittheilt, wenn er sich mit Ruhe und Festigkeit paart, eine bessere Gewähr für gute Ergebnisse ist als die ausgesuchtesten methodischen Kunstgriffe.

*) Zu weit darf freilich die Bekanntschaft mit den Abweichungen nicht ausgedehnt werden. Die Jugend verlangt feste und einfache Auskunft.

Essen. Dr. O. Kares.

Beiträge

zu

den Wörterbüchern von Lucas und Hoppe.*)

II.

To Strike.

Strike praet. struck (strook Bulwer's Schiller's Poems, the Glove, with his tail his sides strook) part. struck, zuweilen stricken.

1) Streichen = in einer Längenbewegung auf oder über etwas hin bewegen. Liverpool Journ. Nov. 4, 1876: She saw him striking a match and setting fire to a quantity of straw. — Field, June 3, 1876: The crew struck out for land; but Mr. Threlfall, exhausted by his previous row, or attacked with cramp, failed to reach the shore, and sank = strich aus = schwamm — Id. Sept. 25, 1875: The draw for the Oaks and Derby will take place at four o'clock on Monday Oct. 4 at the Red Lion, Lambourne; and all dogs not ordered to remain in, or whose stake is not paid, will be struck out = die Namen der Hunde werden in der Liste gestrichen. — Forbes, Experiences of the War between France and Germany I, 284: All rose to greet the commanding officer and immediately that he was seated,

*) Quellen: Bulwer (Tauchnitz). — Liverpool Journal. — The Field, The Farm, The Garden, The Country Gentleman's Newspaper. — Forbes, Experiences (Tauchnitz). — Daily Telegraph. — Swift Gulliver's Travels (Tauchnitz). — Dickens Chimes (Tauchnitz). — Tennyson's works (Tauchnitz). — Washington Irving Sketchbook (Tauchnitz). — Macaulay h. of England (Tauchnitz). — Illustr. Sporting and Dramatic News. Supply Association Oct. 1873. — Tom Brown Schooldays (Tauchnitz). — Chambers' Journal.

the band struck up = die Musik strich auf, von dem Ziehen des Bogens über die Saiten; dann ohne Rücksicht auf die Instrumente verallgemeinert = fing an zu spielen. Darnach auch bildlich Daily Telegraph, May 16, 1874: to strike the key-note of changes — den Grundton zu Veränderungen anschlagen. Forbes I, p. 88: At length these detachments and groupes either fell back or went down till the front was tolerably clear of Frenchmen. Then their artillery struck in for the last word = dann fiel die Artillerie ein, um das letzte Wort zu haben. — Dickens, Chimes, 2: all this struck coldly through him, not as a reflection but a bodily sensation.

Das Deminutivum streicheln ist to stroke Swift Gulliver's Travels p. 124: The father complied, and the lad took his seat again, whereupon I went to him, and kissed his hand, which my master took, and made him stroke me gently with it.

2) Schlagen, Stossen. — To beat ist schlagen mit wiederholten Schlägen = prügeln, hauen, während to strike nur einzelne Schläge versetzen bedeutet. Dickens Chimes: pay your rent as regularly as the clock strikes. Swift Gulliver's Travels p. 194: There stood by him, on each side, a young page with flaps in their hands and when they saw, he was at leisure, one of them gently struck his mouth and the other his right ear. — Forbes I, p. 84: For two stricken hours was the result dubious, zwei volle geschlagene Stunden lang. — Field Aug. 19, 1876: A coin of Aurelius Antoninus struck at Byzantium = geschlagen = geprägt. Ibid. The king struck his forehead against the lintel, so low was the door = stiess. Tennyson En. Ard.: Then struck it (the door) thrice and no one opening, enter'd = klopfte an. Ibid. p. 46: As the beacon-blaze allures the bird of passage, till he madly strikes against it and beats out his weary life = stösst, rennt. — Wash. Irv. Skchb. p. 95: The striking of spades into sand and gravel; which at the grave of those we love, is, of all sounds, the most withering. — Forbes I, p. 286: The morning was extremely misty. As I reached the eminence at Poix I could barely see Mount St. Quentin above the fog in the valley, the sun's rays striking upon its warm grey peak = fallen, treffen. Ill. Sport. & Dram. N. July 22, 1876: to strike the object which the target presents to him. Macaulay h. of Engl. III, p. 102: Early in the year 1687, it was determined to strike at freehold interests = einen Schlag zu thun auf ihre Nutz-

niessung des zu ihrer Stelle gehörigen Bodenbesitzes = ihre Nutzniessung etc. zu treffen. Ill. Sport. & Dram. N. July 15, 1876: In the above list we have struck no average for sires = treffen, aufstellen. Forbes II, p. 186: The bolt after its flight struck the ground and striking burst. — Liverp. Journ. Oct. 9, 1875: The Steamer Courier struck on Manual Head off Aberdeen and sunk = stiess. — Wash. Irv. Skchb. p. 7: She was a small schooner, at anchor, with her broadside towards us. The crew were all asleep and neglected to hoist a light. We struck her amidships = trafen, rannten darauf. Id. p. 147: The Baron was perfectly thunderstruck. Wash. Irv. Skchb. p. 150: When the aunt, who had at first been struck speechless = die Sprache verloren hatte. Dickens Chimes: strike me old = mache, dass ich gleich alt werde; ebenso strike me ugly, dumb, grey; lauter Imperative, welche zur Bekräftigung einer Behauptung dienen sollen. Ill. Sport. & Dram. N.: Singularly enough the men who fell (with the scaffolding) escaped with slight bruises and a severe shaking, but nearly a dozen men employed in various ways underneath the scaffold were struck by the falling timbers. — Wash. Irv. Skchb. p. 135: As I sat dozing over one of the latter (old Paris newspapers) reading old news and stale criticisms, my ear was now and then struck with bursts of laughter.

3) Durch Schlagen niederwerfen. Wash. Irv. Skchb. p. 21: how I am to strike her very soul to the earth, by telling her that her husband is a beggar. Field June 3, 1876: We struck our tent an hour after daybreak. Ebenda: Raining all day, we took up our abode in a cave in the side of the mountain and despatched our muleteer with a message to Gaëtano directing him to strike the tent at once and come up to us = das Zelt gleich abzuschlagen. Das Zelt aufschlagen heisst to pitch the tent. — Daran schliesst sich das in letzteren Jahren so bekannt gewordene und viel gebrauchte to strike = die Arbeit niederlegen. Der Ausdruck ist mir im älteren Englisch noch nicht vorgekommen; es scheint demnach die Vermuthung gerechtfertigt, das Wort sei mit dieser besonderen Bedeutung wohl aus Amerika her eingeführt, und sei aus dem Umstande herzuleiten, dass Arbeiter namentlich in der Nähe von Fabriken sich leichte Hütten aufschlugen und darin so lange wohnten, als sie dort Arbeit fanden. Wenn dies nicht mehr der Fall war, schlugen sie ihre Hütten ab und zogen weiter. Denn die andere Deutung hat wenig für sich. Man habe den Ausdruck von der künstlichen Fischzucht entlehnt. So wie man das

Weibchen durch Streicheln dazu bringe, den Laich fallen zu lassen, und das Männchen durch das gleiche Mittel reizt, seinen Samen zur Befruchtung desselben darauf zu werfen, so hätten die Arbeiter jenes Verfahren angewandt, um den Fabrikherrn zu bewegen, von seinem übermässigen Gewinn auch etwas den Arbeitern zukommen zu lassen. Forbes I, p. 72: By this time I was through St. Ingbert, where the 52^{d} were halting with stacked arms, and soon after, at a turn of the road, our waggon was overtaken by two batteries of artillery, coming along at a swinging canter. The driving boy entered into the spirit of the thing, and I offered him double fare, if he would only keep up with the horse artillery. He tried it right manfully; but the waggon was clumsy, and so was the harness; and in the ascent, at a slope leading to Scheidt, he brought his team to a standstill and struck.

4) Mit rascher Wendung einen Weg wählen = einschlagen. Field Aug. 21, 1875: Here you strike the old coach road, — here you strike the splendid old north road. Wash. Irv. Skchb.: Bride of the Village, I had struck into one of those cross-roads. Field Nov. 4, 1876: He (the fox) struck boldly for the open = er schlug kühn den Weg nach dem offenen Felde ein. — Forbes I, p. 287: Then I struck across the valley, und p. 298: He (Bazaine) was holding a council of war, and debating more Gallico, whether to march on Sedan or strike southward and cut the German communications. Wash. Irv. Skchb. p. 142: A number of horsemen were seen far below, slowly advancing along the road; but when they had nearly reached the foot of the mountain, they suddenly struck off in a different direction.

5) Bildlich. Wash. Irv. Skb. p. 271: This accident so struck him with despair = erfüllte ihn plötzlich, that, as he afterwards confessed, his heart and his bowels turned within him, and he became like a rotten stick, void of strength. — Bulwer, the Disowned, p. 38: As Linden approached the house, he was struck with the melancholy air of desolation, which spread over and around it = war er überrascht = war er betroffen. Bulwer, the Disowned, p. 88: As the picture grew beneath the painter's hand. Clarence was much struck with the outline and expression of countenance given to the regicide Bradshaw = überrascht. — Wash. Irv. Skb. p. 121: He (the poet) illustrates them (the choicest thoughts) by everything that he sees most striking in nature and art. = das Ergreifendste. — Forbes II, p. 305: It struck me that in both forts the defences flanking the gates and intended to sweep

the approaches at what are always weak points, were insufficiently provided for = es überraschte mich = es fiel mir auf. — Wash. Irv. Skb. p. 151: All present were struck with the direful probability = betroffen, entsetzt. Id. p. 7: I was particularly struck with a short one related by the captain = ergriffen. Tennyson, En. Arden: and kissed his wonderstricken little ones = ganz verwundert. Bulwer, the Disowned, p. 8: Namentlich werden striking und strikingly viel angetroffen.

dundreary. In dem ersten Beitrage (Archiv, Bd. 56, H. 3. 4) hatte ich die Frage gethan, was ist dundrearies? Darauf hatte Herr Dr. Heinemann in Hamburg die Güte, mir Antwort zu geben. „Vor etwa zehn Jahren machte eine Komödie die Runde durch England, in welcher ein Schauspieler die Rolle eines Lord Dundreary spielte. Da er damit Furore machte und dabei als charakteristisches Merkmal einen von jeder Backe lang herabhängenden Bart trug, so nannte man einen solchen doppelten Ziegenbart dundrearies."

raid s. L. sagt: „feindlicher Einfall North". Er erklärt das Wort für einen Provincialismus. Allein Liverpool Journ. Dec. 23, 1876, gebraucht das Wort wiederholt in Criminalprocessen. So als Ueberschrift eines Artikels: Raid upon London Betting Houses. In London on Tuesday, the City police authorities made a raid upon public houses and other places known as the resort of betting men. Der Einfall ist also nicht feindlich, sondern plötzliche Durchsuchung.

residential adj. L. verweist auf resident. Da findet man „wohnhaft, wohnend, residierend, sich aufhaltend, bleibend; fest, feststehend". L. leidet, wie häufig, an einem Mangel scharfer Begriffsbestimmung und ist daher bemüht, durch Häufung synonymer Ausdrücke so ungefähr den Umfang des Begriffes zu bezeichnen. Man versuche nun mit seiner Hülfe folgendes Beispiel zu verstehen, Field Oct. 28, 1876: Uxbridge, Middlesex. To be sold, with immediate possession, the highly attractive Freehold and Tithe Free Residential Property, known as Belmont . . . Es ist eine Besitzung mit Wohnhaus. Wollte L. also ein brauchbares Wort geben, so musste er sagen: „auch passiv. bewohnbar". Ebenso ibid.: to Sell by Auction the very desirable Freehold Residential Estate. Und

ferner ibid.: The Stoke Estate, a beautiful freehold residential domain.

bin s. L. nicht genügend. Es ist ein Weinbört im Keller. Es besteht aus Latten, die horizontal gelegt jede von der anderen nur so weit entfernt ist, dass eine gefüllte Weinflasche, ohne durch den Zwischenraum hinunter zu fallen, fest liegt und nicht rollen kann. Supply Ass. p. 190, Oct. 1873, hat eine Zeichnung davon.

impact s. Das Aufschlagen einer Kugel. Forbes I, p. 81: No shells had struck it (a signal-house ein Wärterhaus), but when I saw it the day but one after the battle I could not find a space the size of this page which did not show the easily-read print of the impact of a bullet.

soppy adj. Durch und durch getränkt. Nicht bei L. und Hoppe. Forbes I, p. 92: The fight had been equally deadly all over the plateau, where the corn and grass were trodden into the brick-like ground that was yet in places soft and soppy with blood.

mobilisation s. Die Mobilmachung des Heeres. Nicht bei L. und Hoppe. Forbes I, p. 10: The word had gone forth for the mobilisation of the German army, p. 13.

output s. Die Förderung von Metallen, Kohlen etc. Nicht bei L. und Hoppe. Forbes I, p. 26: The children played merrily in the smiling villages as if the millenium had arrived; the smoke poured from the pit-heads of the grimy embankments the output of coal and iron was progressing.

combativeness s. Die Streitsucht, Rauflust. Ungenügend L. Tom Brown S., p. 3: This family training too, combined with their turn for combativeness makes them eminently quixotic.

arrival s. Der Ankömmling. Nicht bei L. Forbes I, p. 60: My friend and myself were the first arrivals. Selbst Macaulay gebraucht das Wort in dem Sinne. h. of Engl. III, p. 300: Another arrival still more important was speedily announced.

keenish adj. Ziemlich schneidend. Nicht bei L. und Hoppe. Ill. Sport. & Dram. N. Nov. 4, 1876: It was fine, bracing October weather, a keenish east wind blew across the German ocean to the Cleveland Hills.

inventiveness s. Die Erfindsamkeit = Streben etwas aufzufinden. L. nicht ganz richtig. Chambers Journ. Oct. 31, 1876: It will warm the hearts of readers on both sides of the Atlantic to be told that there prevails in America the truest scientific spirit and devotion, the originality, the inventiveness.

appreciativeness s. Die Neigung zu schätzen. Das vorige Beispiel lautet weiter: the patient persevering thoroughness of work, the appreciativeness.

open-mindedness s. Die geistige Empfänglichkeit. Nicht bei L. und Hoppe. Das vorige Beispiel: and the generous open-mindedness and sympathy, from which the great things of science come.

revival s. Die Wiederaufführung eines längere Zeit nicht gegebenen Stückes. Nicht bei L. und H. Unter vielen Stellen im Ill. Sport. & Dram. News. Sept. 23, 1876: which opens with a revival The Duke's Motto with the altered title of The Duke's Device, I am here. — with his long promised revival of Shakespeare's historical play of Henry V.

Inappropriateness s. Die Unschicklichkeit. Nicht bei L. Ill. Sport. & Dram. N. Sept. 23, 1876: Two ballets, which met with some opposition from their inappropriateness, have been withdrawn since the first nights.

assumption s. Die Auffassung. Synonymer Ausdruck ist conception. Ungenügend bei L. Ill. Sport. & Dram. N. Sept. 23, 1876: Mr. Phelps sustained his celebrated assumption of Henry V with all the impressiveness and tender pathos as of yore = die Auffassung eines dramatischen Charakters. Gleich darauf: Mr. Ryder, who doubled the parts of the Chief Justice, and the rough soldier Williams showed in both assumptions what a true artist he is. Auch in Berichten von anderer Hand kehrt der Ausdruck wieder.

bantering s. Die Neckerei. Nicht bei L. und H. Ill. Sport. & Dram. N. Oct. 28, 1876: What gests, banterings and railings have not he and his old friend the Assassin exchanged at their private room at the White Hart, Newmarket or upon the second floor at Limmer's.

sartorial adj. Schneiderisch; als Adjectivum zu tailor. Nicht bei L. und H. Ill. Sport. & Dram. N. Oct. 28, 1876: Tailors scrambled

and vied with each other to contribute to his faultless sartorial array.

take-off s. Der Absprung = die Stelle, von der das Pferd den Sprung thut; wogegen der Niedersprung = die Stelle, auf welche das Pferd nach dem Sprunge die Vorderhufe setzt, the landing heisst. Nicht bei L., das erstere dagegen bei H. Field, Nov. 4, 1876: The foothold is perfect, the going admirable; and though the fences are black as night, when a horse feels that in going at his fence, he will not slip, he goes with double the vigour and boldness; for it is a fact well known to all sportsmen that when old horses refuse, it is owing either to the take-off being slippery or the landing hard.

blindish adj. Ziemlich unsichtbar. Nicht bei L. und Hoppe. Field Nov. 4, 1876: with some blindish fences. Bald darauf: there was fencing enough and of a style for stiffness and blindness to satisfy the most greedy.

riverain adj. An einem Flusse liegend. Field Nov. 4, 1876: Nicht bei L. und H. the riverain towns.

sireship s. Die Vaterschaft, von männlichen Zuchtthieren gebraucht. Field Nov. 4, 1876: The Hon. Ges. Fitzwilliam's famous stud hound Furrier, Lord Poltimore's Roman and Limner, and the Heythrop Foreman, collectively can claim sireship to more than half the kennel.

staked adj. Schlecht zu Beinen, schlecht geständert. Nicht bei L. und H. Field Nov. 4, 1876: It was then discovered that the master's horse was badly staked.

demoralise v. tr. Gänzlich entmuthigen. L. hat: „entsittlichen". Ill. Sport. & Dram. N. Sept. 23, 1876: Mr. Hayman, brother of the exhead-master of Rugby, and one of the literary staff of the Saturday Review, frostbitten, broken, bruised, and demoralised as he was, recovered life and hope through the manly devotion of his plucky country men.

impecunious adj. Der kein Geld hat, der Habenichts. Nicht bei L. und H. Ill. Sport. & Dram. N. Oct. 28, 1876: In „fatty Sutherland's" ample arm-chair sits Mr. Drinkeld enthroned never forgetting that, although now abdomine tardus, he was once an Eton

boy and reminding those who have patience to listen to the impecunious, that Drinkeld had a capital father and has still a capital uncle.

knickerbocker s. Die eng anschliessende Hose, sei sie aus dünnem oder dickem Stoffe. L. hat das Wort nicht, wohl aber Hoppe, der das wesentliche Merkmal des eng Anschliessenden nicht genügend hervorhebt. Ill. Sport. & Dram. N. Nov. 4, 1876: He (the sportsman) had on thick, heather-coloured knickerbockers, finished off with yellow leather-leggings mit hohen ledernen Gamaschen.

gradient s. Die Steigung. Hoppe hat L. vollständig berichtigt, wie folgendes Beispiel lehrt. Field Sept. 16, 1876: As the hill was a gradient varying from 10 or 12 to 1, this is not to be wondered at under such conditions.

assets s. L. zu eng. Es bezeichnet nicht blos den Vermögensbestand eines Falliten, sondern überhaupt Activa, entgegengesetzt den Passiva. Field Sept. 16, 1876: Mr. Neison, the well-known actuary, who has been employed to value the assets and audit the accounts of numerous clubs of all sizes . . . They found the assets of these six clubs to be L. 6295 und noch öfter.

frostbite s. Der Frost = der Zustand, in welchem ein Mensch sich befindet, der von der Kälte gelitten hat. Nicht bei L., wohl aber bei Hoppe. Ill. Sport. & Dram. N. Sept. 23, 1876: A Suiss guide, almost powerless from frostbite, tended and comforted an English gentleman, who is frostbitten in the hands, frostbitten in the feet etc. = vor Frost. Liverp. Journ. Nov. 4, 1876: Then a sudden fall of temperature a day or two, coming upon wet and damp, caused a few frostbites of the toes, one or two of which had to be amputated during the winter = bewirkten, dass einige Zehen erfroren.

professional s. Zu den von Hoppe angeführten Bedeutungen mag noch folgende hinzugefügt werden: Ill. Sport. & Dram. N. Sept. 23, 1876: We give this week a portrait of Mr. Calvert as King Lear, from a photograph by Savony of New-York. In such characters as Lear, Brutus, Shylock etc. he has few rivals, and as a stage manager of unusual ability he is recognised throughout the entire profession in England and America = die Berufsgenossen, die

Schauspieler. Ibid.: working in his profession (Beruf) as an enthusiast . . . it is therefore not surprising that he has hosts of appreciative friends in the profession and out of it = Berufsgenossen. — one as acceptable to the general public as it will be found interesting and welcome to all members of the profession and craftsmen of the art.

Hameln. Theilkuhl.

Die reinen Vocale des Französischen

nach Malvin-Cazal.

Bei dem regen Interesse, welches die mustergültige Aussprache des Französischen mit Recht in Anspruch nimmt, dürfte ein Beitrag zur Erörterung des Gegenstandes selbst dann nicht unerwünscht kommen, wenn er vielmehr Fragen anregt als beantwortet. Die nachstehenden Zeilen beschäftigen sich mit den Vocalen, und zwar mit den reinen, d. h. rein oralen, nicht mit den nasalen, d. i. nasal oralen Vocalen *). Nicht etwa von Ausnahmen denken wir zu reden, sondern von der Regel selbst; nicht von bemerkenswerthen Einzelheiten in mehr oder minder entlegenen Wörtern, sondern von dem Allergewöhnlichsten, von dem, was man als Quintaner zu lernen pflegt, was man als Quartaner bereits treibt wie Essen und Trinken, frei, und was für den Tertianer nicht selten schon ein überwundener Standpunkt ist. Es interessirt uns also an dieser Stelle nicht, oder wenigstens nur beiläufig, ob für roide rè,d' oder rouè,d', ob für fouet fouè oder foua die mustergültige Aussprache sei; sondern es liegt uns daran zu wissen, wie man nous aimons, vous aimez, wie man question und andere ganz gewöhnliche Wörter spricht, oder vielmehr — wie Malvin-Cazal sie gesprochen wissen will. Denn — um jedem Misverständnisse vorzubeugen, sei es aufs nachdrücklichste betont — wir sind weit davon entfernt, den geneigten Leser lehren zu wollen, was er ja längst weiss; wir bescheiden uns darzulegen, was Malvin-Cazal über die reinen Vocale lehrt. Unsere Arbeit ist folglich nicht sowohl eine

*) Die Unterscheidung von oralen und nasalen Vocalen ist ungenau: ein Vocal ist stets oral; es fragt sich nur, ob er zugleich nasal ist oder nicht.

orthoepische, als vielmehr eine philologische, wiewohl dieselbe im Interesse der Orthoepie unternommen worden ist.

Aber ist denn Malvin-Cazal der Mühe dieser Arbeit werth? Und wozu wiederholen, was bereits ein Anderer gesagt? Auf die erste Frage Folgendes zur Antwort. Dem Werke Malvin-Cazal's dient von vorn herein zur Empfehlung, dass es auf Staatskosten gedruckt worden und dass der Verfasser es den Messieurs de l'Académie française hat widmen dürfen. Das Werk ist eingehend, klar und, bis auf gewisse Ungenauigkeiten und Widersprüche, in sich consequent. Der Verfasser verräth ein feines Ohr, und alles deutet darauf hin, dass er die Aussprache der Elite der Pariser Gesellschaft seiner Zeit, d. h. der Zeit Louis Philippe's (1846), im Ganzen wirklich wiedergibt. — Eine andere Frage, die wir hier zwar aufwerfen, aber unbeantwortet lassen, ist freilich die, ob die Aussprache der guten Pariser Gesellschaft seit einem Menschenalter constant geblieben ist. Die Elemente dieser Gesellschaft haben in diesem Zeitraume offenbar beträchtlich gewechselt. Die Februarrevolution, das Empire, die Septemberrevolution haben zum Theil andere Elemente der Bevölkerung an die Oberfläche der tonangebenden Gesellschaft emporgehoben. Ist die mustergültige Aussprache dennoch dieselbe geblieben? und ist also die Tradition der Aussprache in jenen Kreisen mächtig genug, um fremde Elemente zu assimiliren? Oder dulden dieselben, wenn auch innerhalb gewisser Grenzen, eine Verschiedenheit der Aussprache, wie dies z. B. in Deutschland der Fall ist? und ist es der eingedrungenen Aussprache möglich, schliesslich den Ausschlag zu geben? Vergleicht man das 19. Jahrhundert mit dem 16., so lässt sich an mehr als einer Erscheinung unzweideutig nachweisen, dass ein Lautwerth, welcher anfangs ausserhalb der guten Gesellschaft üblich war, in die Aussprache derselben eingedrungen ist. Hingegen die Frage, ob und inwieweit die Aussprache der tonangebenden Kreise im fünften und im achten Decennium unseres Jahrhunderts differirt, müssen wir auf sich beruhen lassen. Und doch darf diese Frage keineswegs als eine müssige erscheinen. Sie wird veranlasst durch die Beobachtung, dass die Orthoepisten der letzten Decennien vielfach von einander abweichen, und zwar nicht etwa, was von geringerer Bedeutung erscheint, nur hinsichtlich einzelner Wörter, sondern in Betreff ganzer Kategorien von Lauten. Dieser Seite der französischen Orthoepie ist unseres Wissens eine eingehende Erörterung noch nicht zu Theil geworden. Auch kann diese Frage

nicht gestellt werden, wenn man sich darauf beschränkt, jene Orthoepisten in einzelnen Fällen zu consultiren, anstatt sie systematisch aufzufassen und darzustellen, eine Arbeit, die freilich hinsichtlich der Lexikographen, die, wie Feline und Littré, keine Regeln aufstellen, sondern nur die einzelnen Wörter notiren, eine ziemlich mühselige ist. — Doch, eine vergleichende Darstellung liegt ausserhalb des Planes dieser Zeilen. Und es kehrt mithin die Frage wieder: wozu wiederholen, was Malvin-Cazal ausführlich auseinander gesetzt? Wir könnten erwidern, dass das Buch selten geworden und dass es sich nur in Weniger Händen befindet. Auch dürfte es von Interesse sein, wenn die an verschiedenen Stellen zerstreuten Bemerkungen zusammengeordnet werden und nachgewiesen wird, wie weit der Verfasser mit sich selbst harmonirt oder nicht. Allein unsere Rechtfertigung liegt in etwas ganz Anderem. Wir wiederholen nicht einfach, was Malvin-Cazal gesagt. Vielmehr benutzen wir seine Regeln und seine Notation der Aussprache als Material für eine verschiedene Darstellung des Stoffes. Wir fassen die beschriebenen phonetischen Erscheinungen unter anderen Gesichtspunkten auf, suchen die schwer zu übersehende Masse des Stoffes mittelst anderer Kategorien zu beherrschen, bauen also aus dem alten Material ein neues Gebäude auf, ohne doch das gegebene Material irgendwie zu alteriren. Wir hören zwar mit des Verfassers Ohren, erlauben uns aber, über das so Gehörte selbständig zu denken. Durch diese Zuthat wird freilich die Grenze einer streng philologischen Arbeit überschritten, allein dieses Verfahren sucht seine Rechtfertigung in dem orthoepischen Zwecke, dem die Arbeit mittelbar dienen soll. Es liegt auf der Hand, dass eine vergleichende Darstellung orthoepischer Werke, die theils eine verschiedene, theils (eine alphabetische, d. h.) überhaupt keine sachliche Ordnung einhalten, nur so würde ausgeführt werden können, dass man entweder die leitenden Gesichtspunkte des einen oder neue Kategorien zu Grunde legte. Sollte die neue Darstellung irgend einen Vorzug haben, so muss dies als ein Gewinn für die Orthoepie selbst erscheinen.

Die qualitativen Differenzen der einzelnen Vocale sind nun im Neufranzösischen von anderen Bedingungen abhängig als im Altfranzösischen. Während afr. tel und mer mit chanté assoniren, so reimen sie nfr. vielmehr mit bel und hiver. Dort wirken die Unterschiede des lateinischen Vocalismus nach; hier sind ganz andere Kategorien

massgebend, nämlich die Gegensätze der geschlossenen und der offenen*), der betonten und der tonlosen Silbe, des Auslauts und des In- und Anlauts und zum Theil die Natur des nachfolgenden Vocals oder Consonanten**). —

Das Französische besitzt nach Malvin-Cazal 13 qualitativ verschiedene (einfache) Vocallaute, welche durch die Zeichen â, a; ê, è, é; i; ô, o; eû, eu; ou; u; e repräsentirt werden. Freilich haben diese Zeichen nicht alle einen constanten Lautwerth. Dies ist vielmehr nur bei è, é, i und ou der Fall***); die übrigen besitzen ausser dem ihnen eigenthümlichen Lautwerthe (le son propre) zufällig (accidentellement) einen oder mehrere andere, deren eigenthümliche Zeichen andere Vocalbuchstaben sind; z. B. das ê in vêtir besitzt den son propre des Zeichens é. Indem nun Malvin-Cazal die Lautwerthe der Zeichen è, é, i und ou als bekannt voraussetzt, geht er dazu über, die Bedingungen festzustellen, unter denen die übrigen neun Zeichen den ihnen eigenthümlichen oder einen accidentellen Laut repräsentiren, p. 5—47. Ausgeschlossen bleiben bei dieser Erörterung alle Fälle, in denen die genannten Einzelzeichen (â, a; ê; ô, o; u; e) und Zeichengruppen (eû, eu) sich unmittelbar vor oder nach anderen Vocalzeichen geschrieben finden. Von diesen Combinationen (mit Einschluss der nasalen) ist p. 84—254 die Rede. Doch treibt der Verfasser die Consequenz nicht so weit, dass er nicht gelegentlich bereits in dem ersten Theile unter den Beispielen Wörter mit aufführte, welche streng genommen nur in den zweiten gehören. Für unsern Zweck sind beide Abschnitte zusammenzufassen.

Die genannten 13 Vocallaute sind übrigens, genauer betrachtet, nur die sons fondamentaux, p. 3. Beachtet man, dass der son fondamental, dessen eigenthümliches Zeichen è ist, drei Stufen hat, so erhöht sich die Zahl der Vocale auf 15; und nimmt man gar hinzu, dass der eigenthümliche Laut des Zeichens e (abgesehen von den Fällen, wo dasselbe überhaupt keinen Laut repräsentirt) zwei verschiedene

*) Wir gebrauchen diese Ausdrücke stets in phonetischem, nicht in orthographischem Sinne.

**) Es versteht sich, dass diese Herrschaft phonetischer Kategorien sich aus der der etymologischen entwickelt hat. Eine Darlegung der Gesetze dieser Entwicklung würde nicht allein für die Geschichte des Französischen, sondern für die Sprachgeschichte überhaupt von Interesse sein.

***) Es wird sich herausstellen, dass nach des Verfassers Angaben das Zeichen é dennoch auch einen accidentellen Lautwerth besitzt.

Grade der Vernehmbarkeit besitzt, so sind im Ganzen 16 Vocallaute vorhanden. Es sind folgende:

1. [ạ] â profond ou grave;
2. [á] a sonore ou moyen;
3. [ó] ó profond ou grave;
4. [ò] o sonore ou moyen;
5. [ő] eû profond ou grave;
6. [o] eu sonore ou moyen;
7. [é] ê profond ou grave, ou très-ouvert;
8. [è] è moyen:
   - α, [è[1]] è moyen ouvert,
   - β, [è[2]] è moyen demi-ouvert,
   - γ, [è[3]] è moyen faiblement ouvert;
9. [é] é fermé;
10. [i] i;
11. [u] ou;
12. [ü] u;
13. [ᵒ]*) e muet ou féminin (faible):
    - α, plus sensible,
    - β, moins sensible.

Ueber die Quantität bemerkt Malvin-Cazal, jede Sprache besitze lange und kurze Vocale (oder Silben — denn beides ist ihm identisch); der Unterschied von Länge und Kürze sei jedoch kein absoluter, sondern ein relativer, so dass die Länge die Dauer von zwei Kürzen habe, und diese Differenz der relativen Dauer und die Genauigkeit ihrer Maasse werde von dem Ohre gebieterisch verlangt, p. 83 Anm. Liest man diese entschiedene Vertretung eines Quantitätsunterschieds, welcher mittelzeitige Vocale ausschliesst, so wundert man sich anfangs, dass der Verfasser sich nicht ausführlicher über die Quantität der französischen Vocale verbreitet. Allein bei genauerer Erwägung der gelegentlichen Bemerkungen erkennt man, dass seine Ansicht von dem Verhältnisse der Quantität zur Qualität der Vocale eine sehr einfache ist. Die tiefen Laute

*) Der in Klammern stehenden Zeichen werde ich mich statt der Zeichen des Verfassers bedienen. Für die drei Stufen des è moyen hat Malvin-Cazal keine besonderen Zeichen. Dies ist ein empfindlicher Mangel: in allen gelegentlichen Notationen von Wörtern, welche è enthalten, bleibt die Stufe dieses Lautes unbezeichnet.

â, ô, eû [ạ, ó, ő] sind nach ihm lang, die hohen a, o, eu [á, ò, ő] kurz, so dass jedes lange a, o oder eu für ạ, ó oder ő, jedes kurze für á, ò oder ő gilt. Der Laut ê ist bald lang, bald kurz (p. 89 Anm. 1; p. 87 Anm.); die Laute è und é sind gewöhnlich kurz (vgl. z. B. p. 191, Z. 14), aber doch auch lang (vor einem stummen e). Die Laute i, ou und u sind bald kurz, bald lang. Da i und ou keine qualitativen Differenzen zeigen, so ist auch von ihrer Quantität nicht ausdrücklich die Rede, und nur gelegentliche Notationen der Aussprache lassen die quantitative Differenz erkennen. Dagegen wird bei u, welches accidentelle Lautwerthe besitzt, auch von der Quantität eingehend gehandelt.

Die auffällige Meinung Malvin-Cazal's, dass bei den Lauten a, o und eu die quantitativen und die qualitativen Unterschiede sich decken, ist für das Verständnis und die Kritik seines Werkes von der grössten Bedeutung.

Da wir die Frage, ob und wie weit sich etwa seit der Abfassung des Buches die Aussprache geändert, unbeantwortet lassen, so versteht es sich, dass eine umfassende Kritik nicht in unserer Absicht liegen kann. Wir kritisiren nur, soweit die Kritik nothwendig zur Darlegung des Gedankeninhaltes gehört.

Die gelegentliche Notation der Aussprache ist häufig ungenau, namentlich in Betreff des Grundvocals, wo statt â gewöhnlich a notirt ist. Nach p. 6 bedeutet z. B. das a in -abre â; dennoch wird p. 42 in einem Zusammenhange, wo nicht von a, sondern von e muet die Rede ist, sa-br' statt sâ-br' notirt. Nach p. 9 lautet a vor s â; gleichwohl wird p. 133, wo es sich um die Unterscheidung des zweisilbigen und des diphthongischen io handelt, Iolas als i-o-las statt als i-o-lâs bezeichnet. Wir halten als Grundsatz fest, dass eine abweichende gelegentliche Notation (namentlich a, o, eu statt â, ô, eû) nicht gegen eine Regel zeugen kann, sondern vielmehr als eine Nachlässigkeit betrachtet werden muss. Aber ein Widerspruch liegt vor, wo Regel gegen Regel steht.

Nach diesen Vorbemerkungen kommen wir zu dem eigentlichen Gegenstande der Untersuchung, zu der Frage, unter welchen Bedingungen die qualitativen (und quantitativen) Unterschiede der einzelnen Vocallaute statthaben. Da zu diesen Bedingungen der Gegensatz der geschlossenen und der offenen Silbe gehört, so bleibt noch zu erwähnen, welche Silben im Innern der Wörter für geschlossene gelten

sollen. Der Verfasser selbst spricht sich über diese Frage nicht aus; da er aber in den Notationen der Aussprache die Silben thatsächlich von einander scheidet, so lässt sich deutlich erkennen, wo nach seiner Meinung die Silbengrenze liegt. Unbestritten ist, dass ein einzelner Consonantlaut (also auch ch, gn) und f, v oder Muta + Liquida (l, r) den Silbenanlaut bilden; unbestritten ist ferner, dass, wo Liquida + Consonant vorkommt, die Liquida den Silbenauslaut bildet. In Betreff der übrigen Fälle von mehrfacher Consonanz gehen die Ansichten auseinander. Malvin-Cazal legt hier die Silbengrenze stets zwischen die Consonanten, nur x vor Vocalen, mag es cs oder gz bedeuten, betrachtet er als Silbenanlaut. Er trennt also: 1) s + Consonant: tes,tament, des,tructeur; es,cadre, es,crime, es,clave; es,pion, es,prit; pres,bytère, des,mologie; — 2) Explosivlaut + Consonant: rep,tile, ep,som, excep,tion, eb,dome; spec,tacle, protec,trice, élec,tion, ec,sarcome; — Et,na, eth,moïde, Ed,mont (sic), seg,ment, Ab,ner; ec,bolique, ec,phractique, Eg,bert; Ed,gar; — 3) x + Consonant: sex,tant, ex,trait; ex,pédient, ex,près, ex,ploit; ex,cuse, ex,crément, ex,clusif; ex,folier, ex,voto, ex,sanguin; aber excéder u. ä. sind bald als éc,sédé, bald (xc = x) als é,csédé aufgefasst. — Es versteht sich, dass wir die Silbentheilung unseres Autors beibehalten.

a.

Das circumflectirte a lautet ą, ausgenommen:

1) (in ausdrücklichem Gegensatz zu d'Olivet u. A.) in der 1. u. 2. Pers. Plur. des histor. Perfects und der 3. Pers. Sing. des Imperfects des Conjunctivs, z. B. nous aimâmes, vous aimâtes, il aimât; nous fâchâmes, vous fâchâtes, il fâchât, wo das circumflectirte a á lautet, jedoch vor einer Pause leicht gedehnt, p. 5; cf. p. 104 Anm. 1; 107. 118. 165 f. 179. 218. 422;

2) n Substantiven wie château, gâteau, râteau u. ä. 6, sowie in théâtral 104*).

Das nicht circumflectirte a lautet:

A. in geschlossener Silbe ä:

I. betont:

1) in der Endsilbe, ausser vor r + Consonant und vor s; z. B.

*) Ungenaue Notation: châtions cha-ti-on 148.

(á) casoar 152; — Roboam 152. 164, Jéroboam 164; — adéquat 182 f.; — Figeac 219; yacht 425; — Moab 152; — ail, bail, détail, travail u. ä. 94;

(a) épars, Villars*), auch Mars (cf. 357); art, départ, écart, Pl. arts u. s. w.;

billard, canard, blafard**), Pl. billards u. s. w.; arc, marc, parc, Danemark, Pl. arcs u. s. w.; Béarn***), le Tarn (deren n nach p. 413 lautet) 11;

chas Nadelöhr, hélas oder las, sas, stras, atlas, as, ambesas, vasistas u. ä.; Agésilas, Archias, Bias, Bazas, Calchas, Cujas, Damas, Diagoras, Épaminondas, Ézéchias, Hylas, Joas, Jonas, Léonidas, Madras, Midas, Ninias, Olympias, Pallas, Stanislas, Vaugelas u. ä. 9†).

2) in der Vorletzten, z. B.

arbre, arche, arme 8 Anm. 1.

II. tonlos, z. B.

argus 8 Anm. 1; Arsinoé 153; armurier 37; armée 42, artisan 43 f., Larcher 37; — Albion 148, alphabet 40, Alvarez 40; — aspect 38 f., Caspienne 144, bastion 10 Anm., Bastien 143; — Abner 39 f.

B. in offener Silbe:

I. (betont) im Auslaut á, ausser vor s und in ah! (nebst aïe) 11 (cf. 95); z. B.

(á) iota 133, boa, dutroa, Goa, la Bidassoa 152, parakoua, pouah 167, la Guadiana, Guatimala 182, alléluia, à quia 198, quouiya 205, thuya 421, yucca 425 Anm.; orgeat 219; agnat, cognat, magnat 415;

(a) amas, ananas, appas, coutelas, damas, échalas, fatras, frimas, haras, Judas, matras, Nicholas, platras, ramas, tas, Thomas u. ä., Adj. gras, las 9. — Doch haben die in der Umgangssprache gebräuchlichsten á, z. B. bas††), bras, cabas, canevas, compas, cas, cervelas, chasselas, débarras, embarras, fracas, galetas, galimatias, lilas, matelas,

*) Widerspruch: Thouars tou-ar 166.

**) Als Ungenauigkeit darf á gelten in bézoard 152, boïard 159, couard, gadouard 167, jagouard, cougouard 182, fuyard 421; aber ein deutlicher Widerspruch liegt vor in Édouard, la Roche-Chouard, bouard 166, wo ou-a von ou-â ausdrücklich unterschieden wird. Oder meint der Verfasser, dass a in -ard nach Consonanten a, aber nach Vocalen á laute?

***) Ungen. Not. le Béarn le bé-arn st. bé-ârn 104.

†) Ungen. Not. á in Iolas 133, Joas 152, chouas 166.

††) Zweifelhaft bleibt, ob das Substantiv oder das Adjectiv oder ob

pas*), repas, taffetas, tracas, trépas, verglas 9 Anm., und so ferner die 2. Pers. Sing., z. B. tu as, tu finiras, tu aimas 9 Anm., cf. 181. 218. 361, und der Plural der Substantive auf a; z. B. acacia, acacias; gala, galas; papa, papas; opéra, opéras 9.

II. im Inlaut (betont und tonlos) a, ausser in folgenden Fällen:

1) vor (weichem) s oder z in betonter Vorletzter, z. B. base, case, hase, phase, phrase, vase, il jase, il rase, extase, gymnase, le Caucase, Pégase, ukase, emphase, paraphrase, Métastase, Athanase, il embrase, je transvase u. ä.; gaze, topaze u. ä., und in den stammverwandten Wörtern auch in tonloser Silbe, z. B. araser, baser, caser, caseux, phraser, raser, rasoir, vaseux, évasé, jaser, jaseur u. ä.; gazer, gazeux, gazier (nebst gazon) u. ä. 9 f.

2) (tonlos) in den Substantiven auf asion, assion, ation nebst ihren Derivaten, z. B.

dissuasion, évasion, invasion, occasion, occasionner, occasionnel; — passion, compassion, se passionner, passionnément; — abdication, abjuration, admiration, agitation, cassation, collationner, national, nationaux**) 10.

3) (betont und tonlos) vor ss in den mit den Adjectiven gras, las (cas) und den Substantiven amas, damas, pas, compas, trépas, sas Sieb, tas stammverwandten Wörtern, in den Substantiven basse (in allen Bedeutungen)***), casse Kassia, classe, échasse, Grasse, masse (terme de jeu), nasse, tasse, savantasse nebst Derivaten, in il prélasse und (betont, aber nicht tonlos) im Imperfect des Conjunctivs, z. B.

grasse, lasse, je lasse, je casse, j'amasse, il ramasse, ramasse, ramassis, je damasse, passe, il passe, passez, il surpasse, il repasse, je compasse, il trépasse, sasse (pelle creuse), il sasse, sassé, il tasse; — je classe, classons, je masse, masser; — j'aimasse, tu aimasses, ils

---

beide gemeint sind. Da jedoch neben den Adjectiven gras und las bas nicht genannt ist, so wird man hier an das Adjectiv wenigstens mit denken müssen.

*) Das Substantiv und das Adverb werden nicht unterschieden.

**) Durch ein Versehen sind actionner und cautionnement unter diese Wörter gerathen. — Ungenaue Notation mit a statt â in desquamation 28, cognation, stagnation, agnation 415, imprégnation 414 Anm. 1, fixation, luxation 469.

***) Man darf trotzdem nicht etwa an das Adjectiv basse denken; denn es ist ausdrücklich nur von dem Substantiv die Rede.

aimassent (aber á in nous aimassions, vous aimassiez) 10, cf. 107. 119. 166. 180. 218.

Anm. Betontes ạ auch in espace und je lace, on délace, il désenlace, j'entrelace 7.

4) vor r und rr:

α) betont in den zweisilbigen Substantiven (und Adjectiven), z. B.

gare, mare, phare, tare u. ä.; rare; barre, carre, jarre, la Sarre u. ä.; und in je narre 8 (jedoch im Anlaut á: arrhes 8 Anm. 1);

β) tonlos vor einer Silbe mit betontem o, au, eau, on (jedoch im Anlaut á: arroser 8 Anm. 1), z. B.

carotte, baroque, scarole u. ä. (jedoch á in parole, marotte 8 Anm. 2);

carroche, carrosse u. ä.;

haro, Marot, tarot u. ä. (jedoch á in maraud 8 Anm. 2);

garrot; sarrau; barreau, carreau u. ä.;

baron, Caron; charron, larron, marron, Scarron, Varron 8.

Anm. Auch hourvari, équarri, marri haben ạ, 9.

5) (betont und tonlos) vor palatalem l (ill), z. B.

la Touraille, Cornouailles, Noailles, Versailles, Xaintrailles; débraille; — railler, raillerie, railleur; rimailler, rimaillons; tailler, nous taillons, taillis; un pénaillon, haillons u. ä. 7.

Ausnahmen (mit á):

médaille; médaillier, médaillon;

bataille; batailler, bataillons;

représaille;

il baille; bailler, baillons;

je détaille; détailler, détaillons;

j'émaille; émailler, émaillons;

il travaille; travailler, travaillons; chamailler 7*).

*) Lautet das betonte a á, so lautet in stammverwandten Wörtern das tonlose a ebenso; lautet das tonlose a ạ, so lautet in stammverwandten Wörtern das betonte a ebenso. Aber von dem tonlosen á in chamailler lässt sich für die Qualität des betonten a in il chamaille kein sicherer Schluss ziehen. — Mit p. 7 stimmt p. 94 Anm. 1 überein; doch fehlen hier représaille und chamailler. — Während also an diesen beiden Stellen der Unterschied zwischen ạ und á an dem Unterschiede von Stämmen haftet, so

6) vor anderen Consonanten in folgenden Fällen:

α) vor br, vr, ffr 6. 11. 7; vor dr (ausgen. ladre nebst Derivaten) 7; vor gr nach Vocalen 11; z. B.
cabre, se cabrer, cabré; sabre*), sabrer, sabré; il se délabre, délabré; Calabre, candelabre u. ä.;
cadavre, havre, il me navre; affres;
ischiagre, Méléagre, Œagre (aber á in chiragre, podagre, gonagre, sagre u. ä.);

β) vor fl 7; vor bl in Substantiven (ausser étable, table, jable) und Verben, z. B. diable, fable, sable; on m'accable, je m'ensable, il hable 6; [aber á in Adjectiven, z. B. louable 166; contribuable, muable 181; guéable 190; logeable, dommageable 219];

γ) vor einem Consonantlaut in folgenden Wörtern:
(m) brame Bramine (und ame = âme) 7;
(mm) flamme, il enflamme in bildlichem, aber nicht in eigentlichem Sinne, auch nicht in oriflamme 7;
(nn) nur manne Manna 8;
(mn) il se damne, damné, damnable, damnation; je condamne, condamner, condamnable; Mariamne u. s. w. 8;
(gn) nur je gagne, je regagne; gagner, gagné u. d. übrigen Formen 7;
(b) nur arabe, astrolabe, crabe 6;
(v) nach zwei Consonanten: entrave, grave, margrave, brave (z. B. un homme brave; aber mit á un brave homme) u. ä.; conclave, esclave, enclave u. ä. 10;
(cq) Jacques 8.

---

wird p. 168 dieser Unterschied von dem Einflusse des Vocals der folgenden Silbe abhängig gemacht und demgemäss je fouaille, tu fouailles, ils fouaillent und nous fouaillons mit a, aber fouailler, vous fouaillez, nous fouaillions, vous fouailliez, je fouaillai mit á angegeben; und dem entspricht es, wenn p. 416. 418 (cf. Z. 16 f.) mangeaille (wie auch p. 219) mit a, aber mangeailler mit á und p. 167 ouailles, brouailles, fouaille mit a, aber jouailler mit á notirt werden. Der Einfluss des folgenden Vocallautes (on oder é, i), der hier vereinzelt für a geltend gemacht wird, gilt als Regel für e. — Die Verwirrung steigert sich, wenn man folgende Wörter durch einander mit á notirt findet: joaillerie, joaillier, joaillière 153; menuaille, victuaille, huaille u. ä. 186; antiquaille, aiguaille, briquaillons u. ä. 186; piailler, criaillerie (criailleuse) 416. 418; coailler, joaillerie (joaillet, Noailles) 416. 418; antiquaille, menuaille (victuaille) 417. 418; brouaille, jouailler 417. 418; bataillon, caillou (faillite, vaillance, taillis) 418.

*) Ungen. Not. sabre sa-br' 42.

oi.

Das circumflectirte oi lautet betont uạ, tonlos uá; z. B.

(uạ) il croît, il accroît, recroît, surcroît u. ä.; boîte (oder boête 161), cloître, goître, croître, accroître, décroître, surcroître u. ä.;

(uá) boîtier (oder boêtier 161), cloîtrer, ils cloîtrèrent, goîtreux, je croîtrai, tu accroîtras, vous décroîtrez, nous recroîtrons u. ä. 154 f.*).

Das nicht circumflectirte oi lautet:

A. in geschlossener Silbe betont uạ, nicht nur vor r, sondern auch vor l und f; z. B.

choir, espoir, noir, miroir; — poil; — soif 155**).

B. in offener Silbe, und zwar

I. betont:

1) im Auslaut uá am Wortende, aber uạ vor einem stummen e oder Consonanten (s, x und t, d); z. B.

(uá) aboi, coi, foi, beffroi, loi, emploi, moi, Fontenoi, pourquoi, roi, octroi, soi, Rosoi, toi, convoi u. ä. 155, cf. quoi, pourquoi 205; — Coy, Foy, Godefroy, Leroy, Fontenoy, le Quesnoy u. ä. 427;

(uạ) broie, foie, joie, soie, voie, Troie, oie, courroie, lamproie, la Savoie, claire-voie, je nettoie, il côtoie, que tu croies 159***); ils envoient, qu'ils aboient 160; qu'ils soient 160; je broie, tu ploies, il aboie, ils charroient; aboie, côtoie; que j'emploie, tu déploies, il envoie, ils nettoient 423 Anm.; — Roye, Cannoye, Savoye u. ä., Troyes 427;

bois, mois, pois, minois, Dunois, autrefois, Blois, trois nebst poids 155; bourgeois, liégeois, villageois, du feu grégeois u. ä. 223†);

choix (cf. 475), voix, Mirepoix, croix u. ä. 155; Quinquempoix 213;

toit, droit, exploit††), nebst doigt; froid 155.

---

*) Widersprechende Notation tu croîtras crouâ-tra 361.

**) Im Widerspruch mit dieser Regel steht uá in bougeoir, égrugeoir, asseoir, se rasseoir, surseoir u. ä. 224 und marquoir 205.

***) Ungen. Notat. foie, proie foua-', proua-' 42.

†) Ungenau oder widersprechend uá in l'Auxerrois, l'Auxois 473; carquois, Iroquois, narquois, guingois 205.

††) Ungen. Notat. exploit éks-ploua 24.

2) im Inlaut uá, z. B.

froide, coiffe (oder coeffe 161), il soigne, ils éloignent, étoile, moine*), adroite, que j'aperçoive, poivre, paroisse, auch boire, mâchoire**) und ardoise 155; cf. villageoise 367***); — uá auch in moelle 161†).

II. tonlos uá (mag die folgende Silbe e féminin oder einen vollen Vocal enthalten); z. B.

oiseleur, noisetier; roitelet, tu dévoileras, moinerie, éloignement 155; bourgeoisement 224; armoiries, poirier; boisure, oiseau, troisièmement, empoisonnement; poisson, paroissien, poivrade, dégravoiment, toilette, il joignait, doigtier, boiter 155; coiffeur, coiffure, coiffer oder coeffeur u. s. w. 161; bourgeoisie, je surseoirai 224; bourgeoisie, oiseau 367; — auch soierie, voierie, aboiement, tutoiement, broiement, je déploierai, tu nettoieras u. ä. 160, wo e wirklich stumm ist.

Anm. 1. Das i von oi ist stumm in encoignure; oignon, oignonière, oignonet; coignassier; — poireau, poirée; (oille) 156.

Anm. 2. Oi lautet è oder é in: (è) harnois neben harnais; roide, roideur; (é) roidillon, roidir††), déroidir, welche von Einigen freilich roè-d', roè-deur, roé-dir, dé-roé-dir gesprochen werden, 156.

o.

Das circumflectirte o lautet ó, ausser in Pentecôte; aumône, aumônerie, aumônier; hôtel, hôtelier, hôtellerie; hôpital; rôtir, rôti, rôtie, rôtisserie, rôtisseur, rôtisseuse, rôtissoire; prévôtal, prévôtale, prévôtalement, prévôté 13; geôlier, geôlage (aber ó in geôle) 223.

Das nicht circumflectirte o lautet:

A. in geschlossener Silbe ò, und zwar

I. betont:

1) in der Endsilbe, ausser vor s und rs†††); z. B.

*) Widersprechend brioine bri-ouâ-n' 135.

**) Widersprechend mangeoire, nageoires u. ä. man-jouâ-r', na-jouâ-r' 223; vgl. â in gare u. ä.

***) Widersprechend Iroquoise, narquoise, turquoise u. ä. 205, bourgeoise, villageoise u. ä. 223 mit ouâ; vgl. â in base u. ä.

†) Hingegen soll in poêle und poêlon mit ouâ und poêlier, poêlette, poêlonnée mit oua, 153, Einfluss des Vocals der folgenden Silbe statthaben. Vgl. je fouaille u. ä.

††) Die Notation rè-dir statt ré-dir ist ein Druckfehler.

†††) Unerwähnt bleiben rt und rc. Niort ist 134 Anm. 1 nior notirt.

(ò) aquador 182 f., quatuor 183 f. 204, spathfluor 204, Melchior 134; vitriol 133, viol 134 Anm.;

Deols [dol] 223; yapoc 425 Anm.; éthiops 134;

(ó) mérinos, Minos, Paphos, pathos, rhinocéros u. ä. 14*);

Cahors, dehors, mors, recors, hors, alors, retors, tors, je dors, tu sors u. ä. 14;

2) in der Vorletzten, z. B.

Georges 223;

II. tonlos, z. B.

Georgette 223.

B. in offener Silbe:

I. im Auslaut (also betont) ò, ausser vor s; z. B.

(ò) ex-voto 24, curaçao 98, Io, Clio, Chio, Marforio, oratorio, agio, trio, adagio, mischio, folio u. ä.; Ohio; imbroglio 133 (u. Anm.); Scioto 134; Loango 164; quarto, in-quarto 183; duo 204; quiproquo 204, quintetto 215; Maracaybo 427 Anm. 1, xicoco 471;

ergot 25, chariot, idiot 134, piot 135, Guiot 200, quigeot 223, Yvetot 425;

(ó) dos, gros, héros, propos, chaos, enclos 14; os 13.

II. im Inlaut ò; doch hat ó statt in folgenden Fällen:

1) vor weichem s, ausser wenn ein langer Vocal folgt, z. B.

chose, apothéose, prose, pose, poser, posément, rose, rosier, rosière, dose, doser u. ä. 14, speciell oser, osier und corrosion, explosion u. ä. 15**) (jedoch ò in rosée, posée, myosie u. ä. 14 f.; cf. géognosie 415).

Anm. Ebenso ó vor einem stummen s; z. B. Cosme, Cosne, Saint-Jean-de-Losne, le Nostre, les Vosges u. ä. 14.

2) in -otion***); z. B.

commotion, dévotion, émotion, lotion u. ä. 15;

---

*) Abweichende Notationen lolchos i-ol-cos 133, blongios blon-ji-os 134, Booz bo-os 160.

**) Ungen. Notat. argyréiose ar-ji-ré-i-o-z' 109; virtuose vir-tu-o-z' 204; curiosité cu-rio-zi-té 180 Anm., 134 Anm. 3; préciosité pré-si-o-zi-té 134; impétuosité in-pé-tu-o-zi-té 204.

***) Malvin-Cazal gibt auch -ossion an, jedoch ohne Beleg.

3) bisweilen vor ss, nämlich betont (aber nicht tonlos) in den mit gros, dos, os stammverwandten Wörtern sowie in fosse; z. B.

grosse, il engrosse; endosse; il désosse (aber ò in grosseur, grossesse; endosser, endosseur; fossé);

4) betont vor r und betont und tonlos vor rr; z. B.

ellébore, météore, matamore, phosphore, pore; carnivore, multiflore, sonore, tricolore u. ä.; encore; — j'adore, je colore, tu dévores, tu explores, ils honorent, ils pérorent 14*);

Gomorrhe; — tu abhorras, torrent u. ä. 14;

5) vereinzelt vor m, n, gn; l; g, b in

atome, axiome**); — amazone, matrone; — je rogne; — il vole (il dérobe); — le doge; — globe, lobe 14.

Es findet sich mithin ó tonlos nur vor weichem s, in -otion und vor rr***).

au (eau).

Die Buchstabengruppe au (eau) lautet:

A. in geschlossener Silbe:

I. betont ó; z. B.

sauf, Auch 100 (ausgen. Paul 100 Anm. 1)†);

II. tonlos ò; z. B.

Auster, austérité, Austerlitz, caustique; austral, claustral u. ä. 101; — augmenter, augmentation u. ä. 100.

B. in offener Silbe:

I. betont:

1) im Auslaut am Wortende ò, aber vor stummen Consonanten (x, lx; t, lt; d, ld) ó; z. B.

(ò) étau, Haguenau, Hanau, Landau, Mittau, Nassau, Pétau, pilau, sarrau, Torgau, noyau, tuyau u. ä. 101 (ausgen. Pau 101

*) Ungenaue Notationen dendrophore din-dro-fo-r' 54; quadriflore coua-dri-flo-r' 183; Giore jio-r' 134 Anm. 2.

**) Ungen. Notat. axiome a-csi-o-m' 469. Aber mit der Regel stimmt ò in emmésostome 48, pentatome 54, idiome 134, sowie in pentagone, pentadécagone 54, Abéone 116.

***) Wir erinnern daran, dass Malvin-Cazal das lange und das geschlossene, das kurze und das offene o identificirt.

†) Wörter auf r werden nicht ausdrücklich aufgeführt.

Anm.); fléau, préau, ypréau u. ä. 105; bacaliau, Landivisiau, Buthiau u. ä. 125; fabliau 125 Anm. 2; gluau, gruau 187; tuyau 421*); — eau, beau, peau, sceau; agneau, boisseau, chameau, lapereau u. ä. 220; poètereau 153; Boisseau 367, Boyveau 427**);

(ó) chaux 475; féaux, réaux, Despréaux u. ä. 105; allodiaux, canoniaux, domaniaux u. ä. 125; bestiaux, matériaux u. ä. 125 Anm. 1; coïaux 159; — badaud, Milhaud, la Rochefoucauld, artichaut, Perrault, des aulx 100; Rouaud 169; aulx, faulx 474; Ruault 187; — ciseaux, Bordeaux, les Gémeaux, Meaux u. ä. 220; rougeaud 220;

2) im Inlaut ó; z. B.

aube, gauche, sauce, chiquenaude, une chauffe, auge, épaule, chaume, jaune, taupe, rauque, cause, haute, tu sautes, il se vautre, chauve, ils se sauvent, pauvre, auch il restaure u. ä. 99; il miaule, tu piaules 125; — heaume, Beaune, la Beauce, épeautre u. ä. 220;

II. tonlos vor Silben mit e féminin ó, vor Silben mit vollem Vocal ò; z. B.

(ó) chaudement, badauderie, autrement, autrefois, pauvreté, auch il restaurera u. ä. 99; beauceron, peausserie u. ä. 220***);

(ò) auteur, autourserie, vautour, papauté, cruauté 101, cf. 187; féauté 105; insbesondere vor -to-, z. B. autocratie, automate, autopsie; auto-da-fé; automne, automnal; nautonnier u. ä. 100; — auditeur, audace, applaudir 101, cf. Audierne 137 Anm. 1; — paupière 101, cf. Maupeou 224; — aubaine, aubergiste, aubépine 101; — Raucourt 101; — augural, Auguste, Augustin 100; — épauler 101, miauler, piauler 125; — saumoneau, saumure 101; — maussade; exaucer 101; — mauvaise 89 f.; — thésauriser 101, auréole, auriculaire, aurore, aureillon, lauréat u. ä. 100; elles auraient 97; — auxiliaire 101. 123. 473 Anm. 2, Auxerre, l'Auxerrois, Auxonne, l'Auxois 473; — nouveauté, beauté, Châteaudun, beaucoup, bureaucratie, Beauvais, Pourceaugnac u. ä. 220; — und so auch in dem proklitischen Dativ des Artikels au: au temple, au seigneur, au bal, au Pérou u. ä. 100.

eu (œu, œ, ue).

Die Buchstabengruppe eu (œu, œ, ue) lautet:

*) Ungen. Notat. aloyau a-loi-yau 422 st. a-loi-yo.
**) Widersprechende Notation faisceau fè-sô 358.
***) Druckfehler pausserie po-se-rî-'; ungenau chaufferette cho-f'rè-t' 36.

A. in geschlossener Silbe ŏ, und zwar

I. betont:

1) in der Endsilbe; jedoch ŏ́ vor rs, mit Ausnahme der Plurale von Singularen auf eur oder œur*); z. B.

(ŏ) œuf, bœuf 163; — Saint-Acheuil [saint-a-cheul] 117; — deuil, seuil, cerfeuil, fauteuil, bouvreuil, écureuil, Montreuil u. ä. 117; œuil 163; orgueil, Montorgueil u. ä.; accueil, cercueil, Pl. écueils, recueils u. ä. 211; — cœur, chœur, sœur 163; agréeur 106, criailleur 122, crieur u. ä. 131, épilogueur, liqueur u. ä. 193, lueur, sueur, tueur, flueur 192, joueur, Pl. joueurs u. ä. 170, équateur 182 f.;

(ŏ́) ailleurs, plusieurs 16; mœurs [meûrs] 163;

2) in der Vorletzten, z. B.

il heurte, Meurthe, meurtre**);

II. tonlos, z. B.

heurter, meurtrier, meurtrir; Eustache, Eustathe, Neustrie**).

B. in offener Silbe:

I. betont:

1) im Auslaut ŏ am Wortende, aber ŏ́ vor einem stummen e oder Consonanten (s, x, t, aber nicht d); z. B.

(ŏ) Dieu, lieu, pieu, adieu, épieu, essieu, milieu, Boyeldieu, Chaulieu, Massieu, Mathieu, Montlieu u. ä. 132; Durieu, Fleurieu 132 Anm. 1; Montesquieu 199; — vœu 163; — nœud 163;

(ŏ́) bleue, feue, queue (hochequeue, rougequeue, trousse-queue), lieue, banlieue 15. 132, cf. 118. 193;

je meus, tu meus, auch messieurs 16; — affreux (cf. 475), bourbeux, chanceux, hideux, périlleux, gracieux, pieux u. ä. 16, cf. ambitieux u. ä. 130, boueux 170, quartzeux, squarreux 183 f., fougueux 192, affectueux 192, obséquieux 199, liquoreux 204; eux, deux, gueux u. ä.; je veux, tu peux, cieux u. ä. 16, cf. 130; — il meut, il peut, il pleut u. ä. 16.

---

*) „Eurs, dans les singuliers de cette terminaison: ailleurs, plusieurs", bemerkt Malvin-Cazal; er will, wie auch mœurs 163 zeigt, sagen, dass die Plurale von gebräuchlichen Singularen auf eur oder œur ebenso o haben wie diese. — Il meurt und heurt bleiben unberücksichtigt.

**) Wörter dieser Art führt Malvin-Cazal nicht ausdrücklich an; man kann die Qualität ihres eu nur erschliessen.

2) im Inlaut ö̆, z. B. feuille 117; jedoch ő in folgenden Fällen:

1. vor (weichem) s, z. B.

brodeuse, Pl. brodeuses, gueuse (cf. 192), ils gueusent (cf. 192), heureuse, ri,euse, graci,euse, la Meuse, creuse u. ä. 16; curieuse, furieuse, luxurieuse, sérieuse 130 Anm. 1; joueuse, Pl. joueuses u. ä. 170; quartzeuse 183 f.; remueuse 192; obséquieuse 199*);

2. vor tr und vr; z. B.

feutre, neutre, pleutre, il calfeutre 16; couleuvre, manœuvre, œuvre, chef-d'œuvre u. ä. 16. 163**);

3. vor pl, bl, gl in Verben (aber nicht in Substantiven), z. B.

il peuple, tu dépeuples, ils repeuplent; je me meuble, tu te meubles, ils se meublent; il s'aveugle, tu beugles, ils meuglent 16;

4. vor l in meule, veule, ils veulent 15; gueule, bégueule, elles gueulent 192;

5. vor ill in qu'ils veuillent 117***);

6. vor r, wenn eine Pause folgt, und vor rr; z. B.

cette fille est majeure, il arrivera dans une heure, voilà ma demeure (aber ö̆ — eu moyen et bref — in une heure entière, la majeure partie, il demeure à Paris u. ä.) 16†);

beurre, leurre 16;

II. tonlos ö̆, ausser vor rr, wenn ein kurzer Vocal folgt; z. B.

1. curieusement u. ä. 130, audacieusement, religieusement, harmonieusement 131, respectueusement u. ä. 192; gueuserie, je gueuserai 193; — gracieuser 132, gueuser, gueusailler 193; deuxième, deuxièmement 469;

2. manœuvrer, manœuvrier 163;

3. nous meublons, vous démeublez, il aveuglait, nous beuglions, ils meuglaient 16;

---

*) Im Widerspruche mit dieser Regel wird p. 131 für épouti,euse, scabi,euse, chassi,euse u. ä. ausdrücklich eu moyen et bref angegeben; vgl. die Notationen criailleuse cri-a-lleu-z' 122, piailleuse pia-lleu-z' 122 f., pieuse pieu-z' 130 Anm. 2; squammeuse scoua-meu-z', squarreuse scouareu-z' 183 f.

**) Widersprechend manœuvre, Cœuvre = ma-neu-vr', keu-vr' 163.

***) Im Texte ist qu'ils veu-ll' notirt; aber in einer Anmerkung dazu heisst es: Dans cette troisième personne pluriel du subjonctif, eû est long, à cause de la syllabe plurielle muette ent qui termine le mot.

†) Dagegen werden antérieure, extérieure, postérieure u. ä. 131 schlechthin mit i-eu moyen et bref notirt.

4. bégueulerie; — dégueuler, égueulé, une gueulée, gueulard, gueulette 193;

5. feuilleton 117, œilleton 163; — feuillage, feuillaison, feuillure, feuillette; veuillez, veuillons, que nous veuillions (!); Neuilly 117; cueillir, orgueilleux u. ä. 211; œillade, œillère, œillet 163;

6. supérieurement, intérieurement, ultérieurement u. ä. 131; — prieural, prieuré 132;

7. lieutenant 131 Anm. 3; — ixeutique 469; — Leucothoé 153 f.; — Zeuxis 469; — œuvé 163; — Rieussec 132; — bleuâtre, aleuate, bleuir 116, bleuissoir 117, bleuet 118, euexie 118.

Vor rr ist, wie gesagt, tonloses eu ŏ, wenn ein kurzer, ŏ̄, wenn ein langer Vocal folgt; z. B. ŏ in beurré, beurrier, beurrer, leurrer u. ä., aber ŏ̄ in beurrée, leurrée 16*).

Anm. Das e von eu, eû ist stumm

1. nach g und c in den Abstracten auf -ure, z. B. gageure, mangeure, vergeure; laceure 17;

2. im histor. Perf., im Imperf. d. Conj. u. im Part. d. Perf. von avoir:
(kurz) j'eus, tu eus, il eut; eu;
(lang) nous eûmes, vous eûtes, ils eurent; j'eusse, tu eusses, il eût, nous eussions, vous eussiez, ils eussent; eue, eues 17. 118.

e (ê, è, é; ai, ei, ay, ey).

Es herrscht

A. in geschlossener Silbe:

I. betont offenes e, und zwar

1) ê (nur vor r und rr = r,r und in Aix = ês 88 f.)

α) (in der Endsilbe) in:

air, chair, clair, éclair, flair, mésair, pair, vair u. ä. 88;
fier, hier, tiers, Thiers (Stadt) 41, avant-hier 136;

β) (in der Vorletzten) in:

er,re (aller grand-erre, suivre les erres de q.) 25; j'erre, tu erres, il erre, ils errent 26.

---

*) Auch bei eu ist wieder an die Identificirung der qualitativen und der quantitativen Differenzen zu erinnern.

2) è[1]:

α) (in der Endsilbe) in:

belvéder, cancer, cuiller, cutter, enfer, éther, fer, gaster, hiver, magister, mer, pater, ver u. ä.; Abner, Antipater, Esther, Euler, Gessner, Jupiter, Lucifer, Mesmer, Scaliger, le Véser u. ä.*) 39; Quimper 216, la Roër 162; — amer, cher 40;

Anvers, le Gers, univers, divers u. ä. 40; Cuers 206;

concert, désert, dessert, Gilbert, disert, expert u. ä. 40; ouvert, rouvert, entr'ouvert, couvert, découvert, recouvert, souffert, offert, mésoffert 39;

j'acquiers, tu conquiers, il s'enquiert 39, cf. 202; je sers, tu dessers, il ressert; je perds, tu reperds, il appert 39;

clerc, mauclerc 40;

cerf, nerf, serf 40;

Berg, Scanderberg, Konisberg u. ä. 40;

autel, cruel, ciel, damoisel, réel, Pl. autels, cruels, réels 38. 39 Anm. 1; ciel, fiel, miel, essentiel, Daniel u. ä. 138; Noël 162; rituel 206; quel, lequel 208; Cromwell, Kell 38; Barnevelt, le grand Belt 38; Seltz 40 Anm. 3;

brief, chef, Joseph 38; Pl. briefs, chefs 39 Anm. 1; brief, grief, relief, bas-relief 136; fief 136 Anm. 3;

Alvarez, Lopez, Fernand-Cortez u. ä. 40; Rodez, Fez, Metz**), Suez, Aranjuez 40. 206; aloès, Averroès, Chosroès 153; lest, zest, est, ouest 39, cf. 175;

Alep, cep; biceps, forceps 38; — Caleb, Oreb 38;

avec, grec, Pl. grecs; Lubeck, Utrecht; aspect, direct, Pl. aspects, directs 38; copeck 438; index, silex, Gex 38;

Sicéleg 38;

sept 38;

Jérusalem, Bethléem, item 38; requiem 200;

abdomen, hymen 38;

β) (in der Vorletzten) in:

cierge, concierge, vierge; tierce 137; Audierne 137 Anm. 1; quinquerce 207. 215***);

---

*) Alger, Angers = al-jé, an-jé; stathouder, quaker, Necker = statou-dr', coua-cr', nè-cr' 40 Anm. 1.

**) Seez oder Séez = sè, de Retz = de ré 40 Anm. 3, cf. 224.

***) Aber im Anlaut è[2]: la langue erse; Elbe, Elme 25.

Guelfes, Belge, Delphes, quelque, Celse, Celte, svelte 29; guelfe, la Gueldre, quelque 208*);

geste, peste, zeste, ils restent, sieste 29; sieste 137; Trieste 107 Anm. 1; équestre 207; séquestre 208; — Dresde 29;

fresque, presque 29; berniesque 137;

secte; — sceptre;

texte, dextre;

flegme 29 f.

3) è²: ei in der Endsilbe, nämlich:

scheik (Reis-effendi);

Arnheim, Turkeim 222;

appareil, éveil, soleil, sommeil u. ä. 221; cf. vieil 141**).

II. tonlos theils offenes, theils geschlossenes e:

1) ê fehlt;

2) è¹ (nur vor rr = r,r):

er,rer, errant, errons; errata, erroné, erreur, errements; errhin u. ä. 25;

3) è² (nur vor r und, wie es scheint***), auch vor m und n, wenn sie labial, resp. dental articulirt werden):

ergot, ergoter, ergotisme, ermailli, erminette, ermitage, Ermenonville, Erzeron u. ä. 25; bergerette, fermeté, fervemment, chercher, germination, clergé, certaine, dernier, gerçure, herboriste, merveilleux, terni, nerveux, perversité, le Quercy, le sternum, spermatique, serpent, termino, thermomètre, vertu, verdâtre, Xercès u. ä. 29; cf. vergeter, interjeter 434; coéternel 153; coërcible, coërcitif, coërcition, incoërcible 162; querquétulaires 190. 207; puerpéral 206; guerdon, guerlin, le Quercy u. ä. 208; Quimperlé 216; Pétersbourg 366; Herschell 359; ciergier, fierté, tiercon 137; tiercelet 137;

quinquennal, quinquennale 207. 215; quinquennaux, quinquennium 207. 215; quindécemvir 215;

4) è³ fehlt;

---

*) Aber im Anlaut è²: la langue erse; Elbe, Elme 25.

**) Vieil ist viè-ll notirt. Es bleibt also, da Malvin-Cazal für è moyen ouvert, demi-ouvert und faiblement ouvert keine besonderen Zeichen hat, zweifelhaft, welche der drei Nuancen p. 141 gemeint ist. Wir nehmen in diesem, wie in ähnlichen Fällen, an, dass der Verfasser mit sich selbst harmonirt, soweit er sich nicht deutlich widerspricht.

***) Die Nuance des è ist nicht ausdrücklich angegeben.

5) é vor allen Consonanten ausser r und m, n:

bel,licant, belliqueux, Bellone, pellicule, velléité u. ä. 28; canceller, débeller, flageller, interpeller 35; bdellium 151;

asces,cence, ascescent, rarescence, dégénérescence 358 Anm. 6*);

quel,conque, Belzebuth, belvéder, celtique, deltoïde, feld-spath, Babelmandeb 34; Gelboé 153 f.**);

tes,tament, question, bestiole 28; incontestable, protestantisme 34; questure 207; Éphestion 150 Anm. 4; vestiaire, revestiaire 123 Anm. 2; — eztéri 24; — destructeur, restreindre, restriction 28; séquestrer 34; esthropion 150 Anm. 2;

des,quamation 34; escadre, Esculape, esquif 24; Montesquieu 199; Montesquiou 200; escrime, esclave 24;

es,pion 150, espionnage 151, esprit 24; — presbytère 366; — desmologie 366;

hep,tarchie, septembre, reptile 28; eptagone 24; — exceptionnel 24, exception 473; sel d'epsom 24; — ebdome 23;

spec,tacle, hectomètre, rectangle, lecteur 28; affectueux, respectueuse 192, conjecturer 34; ecthèse 24; — protectrice 34, ectrotique 24; — ecdémique 24; — section 24, élection, incorrection 34, ecsarcome 24;

sex,tant, sextil, sextuple, dextérité, prétexter 34; extérieur, extase 24; extase, extérieur, extirpé, sextuple, sextant, bissextil, contexture 470; inextinguible, inextinguibilité 197; extrait, extrême, extrémité 24;

ex,pédient, expansif 24; expansif, inexpérience 470; exprès 24, expression 470; exploit 24. 155, expliquer 470;

ex,cuse, excaver, exquis 24; excavation, excaver, excommunié, excoriation, excortication, excursion, excuse, excusable, inexcusable, exquis 470; excrément 24, excrément, excroissance, excrucier 470; exclamation, exclusif 24, exclamatif, exclure, exclusivement 470;

ex,folier 24, exfoliation 470; — ex-voto 24; — exsanguin, exsudation***) 24. 470; — excéder, excès, excellence, excentrique, exceptionnel, excitant 24†);

---

*) So hier gleich s,s, aber in der Conversation gleich s.

**) Aber im Anlaut è²: Elbeuf, Elmire, Elseneur u. ä. 25.

***) Exsanguin = écs-san-ghin 24; exsudation = éc-su-da-sion 24, aber = écs-su-da-sion 470.

†) Malvin-Cazal notirt excéder u. s. w. 24 = éc-sé-dé, aber exceller 34 und exciper, excise, excitateur, excitement u. ä., excédant, excellence, excellentissime, excentricité, exception, excès, excessif u. ä. 473 = é-ksé-lé,

eth,narque, l'Etna; ethmoïde 24; Edmont 24; — flegmatique, segment, flegmon 28;

ec,bolique, ecphractique; Egbert; — Edgar 24; Shetland 359; cf. et caetera 478*).

B. in offener Silbe:

I. betont:

1) ê: α) im Auslaut:

(ê) acquêt, conquêt u. ä. 187;

(aî) il apparaît, il comparaît, elle connaît, elle disparaît, elle naît, il paît, il paraît, elle se repaît u. ä.; il se complaît, elle déplaît, on plaît 86 f., cf. 157 Anm. 1;

(ai vor stummen Consonanten, ausser in Verbalformen, und zwar lang vor s, x, d, kurz vor t, 89 Anm. 1) Anglais, Beauvais, biais, le Bourbonnais, Calais, un dais, engrais, Dumarsais, Français, frais, mauvais, jais, laquais, liais, marais, panais, rabais, Écossais, épais, niais, Portugais, jamais, ouais u. ä.**); — faix (cf. 475), paix u. ä.; — laid, plaid; — attrait, forfait, lait, souhait, un bienfait u. ä. 88 f.;

(ai vor ent in der 3. P. Plur., ausser im Präsens der Verben auf ayer) ils aimaient, ils mangeraient u. ä., ils aient 97. 105. 124. 169. 186. 219 f.***); cf. † ils avoient, ils auroient u. ä. 157 Anm.

β) im Inlaut:

(e vor rr = r) guerre, serre, terre, il ferre, tu serres, ils se terrent; lierre, pierre u. ä. 30†);

é-csi-pé u. s. w. An den letzteren Stellen wird mithin xe wie das gleichlautende x behandelt, welches stets zum folgenden Vocal gerechnet ist.

*) Im Widerspruch mit der aus seinen Regeln und Notationen zu abstrahirenden Theorie, dass e in einer tonlosen Silbe, die durch einen andern Consonanten als r, m, n geschlossen ist, é bedeutet, wendet Malvin-Cazal p. 114. 207 u. 208 auf die geschlossene Silbe jene Hypothese von dem Einflusse des nachfolgenden Vocals an, die er sonst nur für die offene Silbe geltend macht. Demgemäss werden zwar exporter, exportation, séquestrer, vous séquestriez, je séquestrai, quelqu'un, quelqu'une u. ä. mit é, aber quelconque, question u. ä. mit è notirt. — Widersprechende Notationen sind espoir 155, questeur 207, exsuccion 149, escoffion 149 (direction 150), sämmtlich mit è bezeichnet.

**) Widersprechend mit è biais, niais, liais 123, Lauraguais, laquais u. ä. 185, ouais 186; ferner † Anglois u. ä., Bordelois u. ä. 157 Anm.

***) Im Widerspruch mit diesen Stellen werden ils avaient, ils parleraient u. ä. 90 mit è notirt; ebenso ils aient 423 Anm.

†) Widersprechend mit è équerre, guerres 208, lierre, pierre, ils épierrent 137.

(é) frêle, carême, bêche, guêpe (cf. 187), vêpres, tempête, vous êtes, être, évêque u. ä. 12; enquête, conquête, ils quêtent, guêtres u. ä. 187;

(ai) fraîche, chaîne, faîne, gaîne, haîne, traîne, faîte, maître, naître, paître, traître u. ä., Pl. chaînes, fraîches u. ä. 87; je déchaîne, il désenchaîne, on le renchaîne, il dégaîne, j'engaîne, on rengaîne, il s'entraîne, on le rentraîne, elles m'entraînent u. ä. 87; apparaître u. ä., früher apparoître geschrieben, 157 Anm. 1;

(ai in den zwei silbigen Wörtern, mit Ausnahme der Verbalformen, und zwar lang vor r, l, n, s, ss, v, d, gl, kurz vor m, gn, t, gu, gr, 89 Anm. 1) le Caire, faire, maire, le Zaire, Aire, chaire, Claire, haire, une paire; — aile, Baile; — le Maine, l'aine, daine, graine, plaine, saine, laine; — l'Aisne; — aise, Blaise, chaise, fraise, glaise, niaise; — eaisse, graisse, laisse; — glaive; — laide, plaide, aide; — aigle; — laite, traite; — aigre, maigre 89*);

(eî) reître 220;

(ei) nur reine, seize 221.

2) è[1]: α) im Auslaut:

(e vor einem stummen t oder s) alphabet, banquet, cachet, buffet, soufflet, j'admets, tu permets u. ä. 40 (ausgen. et); liciet, vaciet, joliet, Pl. liciets u. ä. 136. 137**); quiet 201; inquiet 202; bluet u. ä. 206; banquet 207; — ces, des, les, mes, tes, ses; tu es 40; dazu legs 38.

(ai am Wortende, vor einem stummen e [aber nicht vor ent, s. 1 α] und vor einem stummen Consonanten in Verbalformen [aber nicht in anderen Wörtern, s. 1 α]) Annonai, bai, balai, Cambrai, déblai, défrai, Douai, essai, étai, mai, minerai, Tournai u. ä. 90; cf. Douai, ahouai 168***); — doch haben é 1) gai, papegai, Toquai 90 Anm. 2; quai, Paraguai 185; geai, Pl. geais 219; 2) die Verbalformen: j'ai, j'aurai, j'aimai u. ä. 92. 104. 108. 124. 168. 185. 219;

baie, cerisaie, châtaigneraie, claie, futaie, haie, monnaie, orfraie,

---

*) Widersprechend è in ouaiche 168, quaiche 185. — Ein Druckfehler ist † foible fé-bl' 157 Anm.

**) Widersprechend fouet, Pl. fouets = fouê. Einige sprechen foua, 174 Anm. 1.

***) Es ist ein Widerspruch, wenn die Wörter auf ay, z. B. Annonay, Douay, Épernay, Meslay, Mornay, Paraguay, Parthenay, le Velay, è[3] (è moyen faiblement ouvert) haben sollen, 427.

plaie*) u. ä. 96; que j'aie, que tu aies (qu'ils aient s. o.) 423 Anm.; auch je paie, tu paies, il paie, ils paient oder je paye, tu payes, il paye, ils payent u. ä., sowie das Substantiv paye, haben è; die Verbalformen lauten in der edlen Rede pè-y', in der Conversation pè; das Substantiv paye jedoch stets pè-y', 96 (u. Anm. 1). 423 Anm.

je fais, j'avais, je parlerais; il fait, il était, ou parlerait u. ä., qu'il ait 90. 105. 123. 168. 184. 185. 219, cf. † j'avois, tu étois, il aimoit u. ä. 157 Anm.; — jedoch haben é je sais, tu sais, il sait 90 Anm. 3.

β) im Inlaut:

(è) guère, naguère 189; altière u. ä. 181; ils sacrifièrent, ils émièrent u. ä. 126; je m'arrière 126; louèrent 169; affluèrent 188; alléguèrent 189; — loquèle 188; — il banquète, il becquète 189; — diète 126; — guède 189, Suède 188; — Diègue 126; — brième 126; — les Guèbres 189; hième 126; — ils dépièrent 126; — hygiène, hiène 126; duègne 188; — auch siége, piége, liége lauten siè-j', piè-j', liè-j' 129**);

(ë) circoëne, troëne 162; — boësse 162;

(e vor doppelt geschriebenen Consonanten ausser r) belle, celle, Chelles, quelle 29; séquelle, quelle, laquelle 208; il emmielle, nielle, vielle, essentielle u. ä. 137; écrouelles u. ä. 175; ruelle u. ä. 206; écuelle 206 Anm.; — sel gemme; — renne, Rennes; — presse, Bresse, liesse, messe, tresse, ils cessent 29; hardiesse, liesse 137; prouesse 175; — greffe; — bette, miettes, tu guettes, mettre, lettre 29; ariette, historiette u. ä. 136; assiette, miette, serviette, Damiette 136 Anm. 2; alouette u. ä. 175; huette u. ä. 206; baguette, banquette u. ä. 208; — la Mecque 29; — Dieppe 137;

(ai in mehrsilbigen Wörtern und in Verbalformen auf es, ent; Quantität wie 1 β) abécédaire, anniversaire, syllabaire, expéditionnaire 89; bréviaire, incendiaire, mobiliaire, pécuniaire, auxiliaire, plagiaire u. ä. 123; zédoaire, pocoaire 152; douaire 168; antiquaire, reliquaire

---

*) Widersprechende Notation plaie plê-' 42. Auch Claye, la Haye, la Houssaye, Meilleraye, Puisaye u. ä., Deshayes 427 sind mit ê verzeichnet.

**) Malvin-Cazal kann nicht begreifen, warum das Dictionnaire de l'Académie diese Wörter mit ié schreibt, 129 Anm. 1. Ueber die Ursache der Erscheinung, dass zwar siége u. ä., aber nicht collége u. ä. erwähnt werden, gibt die Anmerkung zu B. II, 3) (é) Aufschluss.

185; querquétulaire 190; laquéaire 190; — bedaine, capitaine, douzaine, marraine, semaine; — française, malaise, mauvaise, cynaise; — abaisse; — entrefaites; — châtaigne, musaraigne, la Sardaigne (aber Montaigne mit stummem i); — besaigre, vinaigre, staphisaigre 89; — Verbalformen: ils laissent, tu affaisses, elles s'abaissent; — ils plaident; — tu aimes*); — vous faites u. ä. 90; — ebenso haben ai-je, finirai-je, aimai-je è, weil sie als ein Wort gelten, 92;

(ei ausser in la reine und seize) la Seine; treize; neige; seigle; peigne, tu enseignes, elles se ceignent; abeille, vermeille, merveille, ils s'eveillent 221; cf. vieille 141; und langueyent lan-ghè-y' 63; auch je planchéie, tu planchéies, il planchéie, ils planchéient, planchéie und elle barbéie, elles barbéient lauten plan-chè-y', bar-bè-y' 110 f. 111 Anm. 2.

3) è[2]: α) im Auslaut:

(ey) Belley, Béverley, le Bugey, un bey, le dey, Ferney, Guernesey, Hervey, Isabey, Jersey, jockey, Ney, Quingey, Sidney, Stanley, Volney u. ä. 427**);

β) im Inlaut:

j'épelle, il renouvelle, on se querelle; tu excelles, tu étincelles, tu m'interpelles, ils se rébellent, ils se flagellent u. ä. Verbalformen, 36***);

j'acquiesce (tu acquiesces, il acquiesce), elles acquiescent 201;

(ai in Verbalformen auf e) il s'apaise; j'engraisse; il plaide; — j'aime; je maltraite u. ä. 90 f.***).

4) è[3]: auslautendes ei, am Wortende und vor dem s des Plurals:

le bei de Tunis; le dei d'Alger; Jersei, Bellei; des bogheis, des bokeis u. ä. 222**).

5) é: nur im Auslaut, nämlich in é, ée und in er (ers)†), ez, ed (eds):

---

*) Widersprechende Notation ils aiment ils ê-m' 61.

**) Die Angaben über auslautendes ei und ey widersprechen sich nicht minder als die über auslautendes ai und ay, aie und aye.

***) Dass das e in il renouvelle, on se querelle, tu étincelles, ils se rebellent jemals anders lautete als das e in nouvelle, querelle, étincelle, rebelle, welches nach p. 29 è[1] bedeutet, ist schwer zu glauben. Auch fällt auf, dass j'aime, il aime, aime eine andere Nuance des è enthalten sollen als tu aimes, ils aiment, obwohl zu beachten, dass nach p. 61 f. der betonte Vocal in der 3. Pers. d. Plur. voller gesprochen wird (vgl. jedoch p. 63).

†) Vgl. A. I, 2.

(é) doyenneté 56, mitoyenneté 57, anxiété 67 u. ä.;

(ée) lichenée 36, armée, fée, créée, priée 42;

(er) le pêcher, clocher, plancher, boucher; boulanger, Berenger, Larcher, le Boucher; noyer, Dunoyer, Berruyer; prunier, peuplier, fraisier, encrier, baguier, épicier u. ä., Bernier, Cuvier, Dacier, Lavoisier, Nodier 37; la Brinvilliers, Noirmoutiers u. ä., volontiers 140; — frapper, créer, clouer, tuer, prier, repatrier, choyer, grasseyer 37. 114. 138. 176. 191. 207. 209;

(ez) assez, chez; nez, sonnez, biez (cf. 140), auch rez pied, rez terre (aber rez-de-chaussée = rè)*) 38; — vous avez, vous mourrez, vous étiez, vous danseriez, vous ayez, vous soyez 38. 114. 133. 139. 173. 200 f. 202. 207. 209.

(ed) pied 140; il sied, je m'assieds 139.

II. tonlos:

1) é fehlt, wie in der tonlosen geschlossenen Silbe**);

2) è[1]:

(e vor rr = r und beliebigem Vocal) Berrichon, ferrer, guerrier, serrure, derrière, merrain, terrible, terrasse, verroterie, perroquet 30; Averroès 153; guerrier, guerroyer, aguerrir u. ä. 208;

(aî vor einer Silbe mit e féminin) fraîchement, chaînetier, enchaînement, il enchaînera, ils entraîneraient, entraînement u. ä. 87;

3) è[2]:

α) ê, ai, ei, e und é***) vor einer Silbe mit e féminin:

(ê) je fêterai, nous prêterons, j'apprêterais, il arrêterait, nous étêterions, vous tempêteriez, elles s'empêtreraient, ils enchevêtreront; tu prêcheras, il bêchera, vous dépêcherez u. ä. 12; cf. je quêterai, tu guêtreras u. ä. 188;

(ai) ils maltraiteraient, je souhaiterais; laideron†), nous aiderions; aisement 91, cf. niaiserie, niaisement 123; encaissement; nous aime-

*) Das Compositum ist also wie ein Simplex behandelt; s. unten B. II, 3.

**) Nur für † je paroîtrai, tu apparoîtras u. s. w. wird statt é und è (s. u.) ê notirt, 157 Anm.

***) Auch è unter derselben Bedingung dürfte hierher zu rechnen sein, wie in espièglerie, huitièmement, tièdement u. ä. 127, cinquièmement 198, brièvement, brièveté 126; aber auch in grossièreté, dernièrement, entièrement u. ä. 127? Die Versicherung, der Laut des Buchstabens è sei constant, p. 4, dürfte kaum mehr bedeuten, als è sei stets è moyen.

†) Widersprechende Notation laideron lé-d'ron 36.

rons; vous daigneriez; aigrelet, maigrement 91; cf. † connoissement, foiblement 157 Anm.;

(ei) pleinement; teignerie, nous peignerons, j'enseignerais; je veillerai, tu conseilleras, vous sommeillerez 221; cf. vieillerie 141;

(e) Esneval; Ecquevilly u. ä. 25; pelleterie, bellement 28, sellerie 29; je carellerai, tu attelleras, il chancellera, nous emmiellerons, vous appellerez, elles vielleront, je sellerais, il scellerait, nous cancellerions, vous débelleriez, ils flagelleraient u. ä. 35 f., cf. actuellement 206, quellement 208, confidentiellement, partiellement, j'emmiellerais 137; netteté, betterave 29, cf. tu émietteras 137, nous défouetterons 175; cresserelle, je cesserai 29; j'acquiescerai u. s. w., acquiescement 201*);

(é) rapiéceter, rapiécetage 129; j'inquiéterais 199; und so schreibt denn Malvin-Cazal auch è in poètereau 153, tu règnerais 31, vous empièterez, j'aliènerai, tu alièneras, nous aliènerons, tu assiègeras 126 f. Auch je planchéierai, tu planchéieras u. s. w., elle barbéiera lauten plan-chè-ye-ré u. s. w., bar-bè-ye-ra 110, 111 Anm. 2**). —

β) ai vor r und beliebigem Vocal: le bairam; — blaireau, le dairy, airain, priairie, clairière, flairer, mairie, éclairé, je plairai, vous tairez, grammairien; — secrétairerie 91, cf. judiciairement, subsidiairement 123; — cf. douairier, douairière, welche freilich gewöhnlich, namentlich in der Conversation, doua-rié, doua-riè-r' gesprochen werden, 168 Anm.***). —

γ) aî und ai vor einer Silbe mit a, eu, an (en), on oder ai in den Verbalendungen ais, ait, aient:

(aî) il enchaîna, tu entraînas; fraîcheur, traîtreusement; entraînant; chaînon; j'enchaînais, il m'entraînait, ils connaîtraient u. ä. 87 f.;

(ai) tu aidas, il aima, nous plaidâmes, vous maltraitâtes, qu'il aidât, lainage, que tu baignasses, que vous engraissassiez; graisseux, plaideuse; naissance, vraiment, de l'aimant; paissons, un taisson; j'aimais (cf. 361), il l'aidait, elles plaisaient 91†); — cf. feuillaison

*) Aber wie ist das iè von pierreries 137 nach M.-C. aufzufassen?

**) Wie man sieht, stösst Malvin-Cazal seine Behauptung, dass der Laut des Zeichens é constant sei, p. 4, im Verlaufe seiner Arbeit selbst um. Leider veranlasst ihn diese irrige Voraussetzung, das Zeichen é in dem ersten Abschnitte zu übergehen; zum Glück ist er jedoch inconsequent genug, es da zu berücksichtigen, wo er von den Combinationen der Vocalzeichen handelt.

***) Man könnte erwarten, dass auch Future wie je paierai hieher gehörten, da e wirklich stumm ist; allein Malvin-Cazal notirt je pé-ré, 97.

†) Im Widerspruch mit der Regel führt Malvin-Cazal hier auch faiblesse und baignoire auf; cf. † foiblesse fè-blè-s' 157 Anm.

117, liaison 123, démangeaison 219; so auch paiement, bégaiement, déblaiement u. ä. und Futurformen wie tu paieras, il essaiera, nous relaierons, ils défraieront, je balaierais, tu bégaierais, il déblaierait, ils essaieraient 97 (aber gaiement oder gaîment lautet ghé-man 97 Anm. 1, wie gai ghé); — cf. † nous paroissons, nous paroissions*) u. ä. 157 Anm.;

4) $è^3$:

ê, ei und é vor a, eu; an (en), on; ais, ait, aient:

(ê) nous fêtâmes, vous prêtâtes, qu'il bêchât; que je fêtasse, que tu prêchasses, que nous arrêtassions, que vous tempêtassiez, qu'ils dépêchassent; en nous fêtant, en les arrêtant; nous prêtons, nous fêtons; nous bêchions, que nous empêtrions*); je prêchais, tu prêtais, il entêtait, ils tempêtaient 12; cf. tu quêtas, quêteur, quêteuse u. ä. 187;

(ei) Abeilard, treillage, tu conseillas, vous peignâtes; meilleur, monseigneur, teigneux; bienveillance, Ceilan, en teignant; enseignons; nous peignions*); je conseillais, il enseignait, ils veillaient 222; cf. vieillard 141;

(é) piéton, miélat, fiévreux, viédase, tiédeur, assiégeant 129; nous nous inquiétons, que j'inquiétasse, inquiétant 199; nous planchéiâmes, vous planchéiâtes, qu'il planchéiât, que je planchéiasse u. s. w. 107, tu planchéias, il planchéia, que nous planchéiassions, que vous planchéiassiez 108; je planchéiais, tu planchéiais, il planchéiait, ils planchéiaient 108; elle barbéiait u. s. w. 111 Anm. 2**).

5) é:

α) e vor doppelt geschriebenen Consonanten ausser rr sowie vor x = cs und gz, wobei die Qualität des Vocals der folgenden Silbe gleichgültig ist:

bellâtre, pellée, bellissime, bellot, bellotte 27; desseller, emmieller, exceller, quereller, je libellais, nous ruellions, embellissement 34; — effacé, efficace, effort, effroi u. ä. 23; beffroi, deffubler 27; ineffabilité, coefficient 161; — essai, essieu, essuyer, essence u. ä. 23; messéance, dressez, dessaisir, je pressai, messie, pessimiste,

*) In Betreff der Endungen ion, ions schwankt der Verfasser; bald lässt er sie wie on, ons, bald wie i wirken. Man beachte die weiter unten vorkommenden Beispiele; auch question, Anm. zu A Schluss.

**) Aber mit é sind angegeben inaliénable, hiérarchie 128; liquéfaction, quéraïba, acquéreur 190; ablaquéation, guéable 190; aisément 92.

dessoler, le Plessis, Bressuaire, cessionnaire, blessure, pressurer, Flessingue, dessein 27; nécessiteux, paresseux 34; — prescience, rescision 27; acquiescer, convalescence, incandescent 34; — mezzanine 27; — Ettingen u. ä. 23; guetter, in petto, mettable, metteur, nettoiement, mettant, lettré 27; illettré 34; émietté, commettant, regrettable, promettons 34; — edda 23; — ecchymose, eccope, ecclésiastique, eccrinologie 23; becquée*), becquillon, gecko 27; impeccable 34;

vexé, Mexicain, lexique, sexuel, le Vexin, flexion, sexangulaire 27; Alexis, inflexion, convexité 34; le Texas, sexuel, sexagénaire, sexangulaire, flexible, plexus, complexion, cachexie, Alexandre 469; — exact, exaucer, exécrable, exèdre, exemplaire, exercice, existence, exorde, exubérance, exhalaison, exhausser, exhéréder, exhumer u. ä. 24; coexistence, inexact, inexorable 34; annexion, complexion, réflexion 150; coexister, coexistence 161**). —

---

*) Ein Druckfehler scheint becquée bê-ké-' 191 st. bé-ké-'.

**) Neben der eben dargelegten Theorie geht eine andere, ihr widersprechende her, nach welcher die Qualität des tonlosen e vor einfach gesprochener Doppelconsonanz sowie vor x von der Qualität des Vocals der folgenden Silbe abhängt. Dieser Theorie gemäss, welche im Widerspruche mit der Regel, dass tonloses e vor rr = r è[1] bedeutet, auch auf e vor einem solchen rr angewandt wird, spricht man zwar é in ils enmiellèrent, vous démiellez, j'emmiellai u. ä. 138, duelliste, rueller 207, écuellée 207, aber è in tu emmiellas, nous emmiellâmes, mielleux, vielleur u. ä. 137, cf. rebellion, tabellion 149; — é in émietter, émietté, vous émiettiez, une assiettée u. ä. 138; vous brouettez, vous brouettiez, je brouettai, ils brouettèrent, brouetter 176; vous fouettiez, vous refouettiez, je pirouettai, ils serfouettèrent, défouettez, fouetté, refouettée 176; guetter, vous guettiez, je guettai, ils guettèrent, guettez, guettée 209; quintetto, quintetti 215; aber è in émiettant, émiettons, j'émiettais, il emiettait u. ä. 137, nous brouettâmes, tu brouettais, il brouettait, ils brouettaient, tu brouettas, nous brouettions 175; nous refouettons, tu pirouettais, nous serfouettions 175; guettard 208; — é in acquiescé, vous acquiescez, vous acquiesciez, j'acquiescai, ils acquiescèrent, acquiescer, acquiescée 201, aber è in tu acquiesças, nous acquiesçâmes, il acquiesçât, acquiesçant, nous acquiesçons, j'acquiesçais u. s. w. 201; déliquescence, déliquescent [dé-li-cué-san ist ein Druckfehler], déliquescente 207; — é in fieffer, fieffé, fieffée u. ä. 138, aber è in Ouessant 175; é in épierrez, vous épierriez, pierrette, pierrot, pierrier 138, aber è in ils épierraient, vous épierrâtes, nous épierrassions u. s. w. 137; — endlich é in préexister, préexistence 114 und in euexie 118 (an der letzten Stelle ist auf p. 27 statt auf p. 12 verwiesen). Jedoch ist zu bemerken, dass sich e vor x zu der Theorie des Vocaleinflusses anders verhält als e vor doppelt geschriebenen Consonanten. Nirgends wird e vor x als è bezeichnet, und die Anwendung jener Theorie auf die genannten drei Wörter erscheint daher als ein Versehen. Dagegen findet sich der e-Laut in émietter unter denselben phonetischen Bedingungen wie in prêter, faîtière,

β) ê, aî, ai, ei, é vor einer Silbe mit einem anderen Vocal als a, eu; an (en), on; ai in ais, ait, aient:

(ê) fête, prêtée, prêcher, bêchez; je tempêtai, je l'arrêtai; prêtrise, bêtise, je vêtis, il vêtit, vêtir, nous vêtîmes, tu bêtifiais; vêtu, vêtue, revêtu, têtue u. ä. 13 f., cf. 188;

(aî) traîner, traînée, je naîtrai; rafraîchissante; gaînier, faîtière; chaînette, maîtresse; chaîneau, traîneau 88;

(ai) aisément, aimé, saignée, allaiter, essaimer, vous aimez; saisie, saisissement, plaisir, assainissement, fantaisie; aigu, aiguë, laitue, rainure; caissier, laitière; aitiologie; aisselle; raisin, Saint-Maigrin; faisceau, vaisseau; maisonnette, raisonneur, déraisonnable 92; cf. biaiser, déniaiser, liaisonner 123; — eben so Bairout 92 *), je paierai, vous essaierez, vous déblaierez, gaieté, auch nous paierions 97 (aber caieput = ca-y'-pu 97 Anm. 1); — ferner abbaye; pays, payse, dépayser und paysage, paysagiste, paysan, paysanne, paysannerie 424 Anm.; — cf. † vous apparoissez, vous connoissiez; foiblir, affoiblir, affoiblissement 157 Anm.;

(ei) veillée, appareiller, chanfreiner, vous peinez, il a neigé; je sommeillai; treillis; treizième, groseillier; heiduque; beignet, reinaire; seizain; balcineau; vieillir, vieillissement, vieillesse, vieillot, vieillotte 141;

(é) piété, piéter, piétinage, piétinement, piétiner, piédouche, miélée, fiévrotte, tiédir, siéger, empiéter, impiété, apiécer, s'appiétrir, aciérie, maniéré, maniériste, arriéré, s'arriérer, assiéger, attiédir, attiédissement u. ä. 129; inquiétude, vous m'inquiétez, vous inquiétiez, j'inquiétai, ils s'inquiétèrent, inquiété, inquiétée, s'inquiéter; aiguiérée; obséquieux 199; alléluia 198; planchéier, je planchéiai, ils planchéièrent; théière 108; planchéié, planchéiés, planchéiée, planchéiées; nous planchéions, planchéions; nous créions, agréions u. ä.; nous planchéyions, que nous planchéyions, languéyer 109. —

Sieht man von der dreifachen Nuancirung des è ab, und adoptirt man für e vor Doppelconsonanten ausser rr (jedoch nicht für e vor x) von den beiden einander widerstreitenden Theorien die des Vocalein-

---

allaiter, piéter und in émiettant unter denselben Bedingungen wie in prêtant, allaitant, piétant, und es erscheint daher natürlich, wenn für émietter und émiettant dasselbe Gesetz gilt wie für die übrigen Wörter.

*) Im Widerspruch mit der Regel, dass tonloses ai vor r è² bedeutet; s. B. II, 3.

flusses: so lässt sich die Aussprache des mittleren Lautes der lingualen Vocalreihe in abgekürzter Form folgendermaassen darstellen. Man spricht:

1) in betonter geschlossener Silbe è, jedoch ê vor r in air u. ä., fier u. ä. und j'er,re sowie in Aix;

2) in tonloser geschlossener Silbe é, jedoch è vor r und vor labialem m und dentalem n;

3) in betonter offener Silbe:

α) ê für ê, ai, ei, für e vor rr = r, für ai im Auslaut vor stummen Consonanten (ausser in Verbalformen) und vor ent und für ai im Inlaut zweisilbiger Wörter;

β) é auslautend für é, ée und er, ez, ed;

γ) è in allen übrigen Fällen*);

4) in tonloser offener Silbe è vor rr und r und vor Silben mit e féminin oder a, eu, an (en), on (ion?), ais, ait, aient, hingegen é. vor Silben mit anderen Vocalen, wofern sie nicht mit r (rr) anlauten

e muet ou féminin.

Nachdem Malvin-Cazal das mit Accentzeichen versehene e besprochen (ê), resp. als keiner Besprechung bedürftig übergangen hat (è, é), handelt er unter der unzutreffenden Ueberschrift ‚E muet ou féminin' von dem eines Accentzeichens entbehrenden e (e inaccentué), p. 19—66.

Das unaccentuirte e hat entweder

1) seinen eigenthümlichen Laut, oder

2) den des é fermé, oder

3) den des è moyen plus ou moins ouvert, oder

4) den des ê très-ouvert, oder

5) den des a moyen (nämlich vor m, n), oder

6) überhaupt keinen Laut.

Der 5. Fall liegt jenseits der Grenzen dieser Arbeit; die Fälle 2—4 sind oben bereits berücksichtigt; es bleiben der erste und der letzte Fall zu betrachten, d. h. der positive und der negative Lautwerth des sog. e muet ou féminin.

*) Abgesehen von den vereinzelten Ausnahmen: je sais, tu sais, il sait und gai, geai, quai, papegai, Toquai (Paraguai), sowie j'ai, j'aimerai, j'aimai u. ä. einerseits und reine, seize andererseits.

Es ist zunächst wohl zu beachten, dass das sog. e muet ou féminin entweder lautet oder wirklich stumm ist. Bei einiger Aufmerksamkeit erkennt man leicht, dass Malvin-Cazal für diese beiden Fälle eine verschiedene Terminologie gebraucht. In dem ersteren Falle heisst es: cette figure (l'e inaccentué) a son son propre plus ou moins sensible, S. 19, Z. 10 f., cf. S. 44, Z. 13; oder (mittelst einer contradictio in adjecto): e inaccentué conserve le son muet qui lui est propre, S. 26, Z. 12 f., S. 30, Z. 10 v. u.; cf. S. 41, Z. 10; le son de l'e inaccentué, S. 42, Z. 9 v. u. In dem anderen Falle wird gesagt: le son qu'elle (cette figure, l'e inaccentué) peint s'éclipse entièrement de la prononciation, S. 19, Z. 7 v. u.; les mots se prononcent comme s'il n'y avait pas d'e muet, S. 36, Z. 7 v. u.; l'élision ou le mutisme absolu de l'e inaccentué, S. 41, Z. 12 v. u.; e s'élide, S. 42, Z. 15 und 7 v. u.; S. 44, Z. 14 v. u.; l'e inaccentué est entièrement nul dans la prononciation, S. 33, Z. 1; S. 44, Z. 3 f. Beide Fälle sind neben einander erwähnt S. 41, Z. 12: cette prononciation, tantôt plus ou moins faible, tantôt tout à fait muet ou nulle. — Der Ausdruck e muet hingegen bezeichnet als generelle, gegen den Unterschied von Lauten und Stummsein indifferente Bezeichnung das e féminin im Gegensatz zum é fermé, zum è moyen und zum ê très-ouvert, z. B. S. 22, Z. 8 v. o., Z. 6 v. u.

Worin nun die Eigenthümlichkeit des Lautes dieses Buchstabens besteht, setzt der Verfasser, ebenso wie bei é und è, als bekannt voraus. Nur aus gelegentlichen Bemerkungen erkennt man, dass er le son de eu un peu affaibli meint, S. 43, Z. 8 f. (man vergleiche S. 47, Z. 10, wo dieser Laut für eine bestimmte Stelle des Wortes, nämlich für den Auslaut, verpönt wird). Unbestimmt scheint bei dieser Charakteristik des Lautes, ob das hohe oder das tiefe eu gemeint sei. Beachtet man jedoch, dass Malvin-Cazal das tiefe stets mit eû bezeichnet, so kann man „eu" nur als den hohen Laut auffassen (vgl. S. 47 eu moyen) — eine Auffassung, welche übrigens darin ihre Bestätigung findet, dass e féminin stets kurz ist, das kurze eu aber für Malvin-Cazal mit dem hohen identisch ist. Dagegen entbehrt das Merkmal, durch welches der Laut des e féminin von dem hohen eu [ö] unterschieden wird, einer hinreichenden Deutlichkeit. Man dürfte kaum fehlgreifen, wenn man den Sinn des ‚un peu affaibli' durch ‚unvollkommen articulirt' ausdrückt (den Gegensatz der vollkommenen und der unvollkommenen Articulation in Brücke's Sinne ge-

nommen), und zwar um so weniger, als an anderen Stellen (s. o.) dem Verfasser der Laut des e féminin im Unterschiede von anderen Vocalen schlechthin für faible gilt.

Dieser zwar unvollkommen articulirte, schwache, aber dennoch deutlich vernehmbare Laut besitzt nun zwei Grade der Vernehmbarkeit (plus ou moins sensible, S. 19, Z. 9 v. u.; plus ou moins faible, S. 41, Z. 12; les deux degrés de nuances, S. 41, Z. 14). Den geringeren Grad der Vernehmbarkeit des unvollkommen articulirten ə̈ bezeichnet Malvin-Cazal mit dem Ausdruck halbstumm (l'e inaccentué prend l'intonation de e demi-muet, c'est-à-dire, un peu plus faible que l'e muet des mots désignés dans la règle qui précède, d. h. als in Wörtern wie ânerie, recouvrement, il marchera u. ä.), S. 31, Z. 6 f. v. u.; S. 32, Z. 9; S. 37, Z. 7; vereinzelt auch mit e muet faible κατ' ἐξοχήν, S. 44, Z. 9.

Es bleiben nunmehr die Bedingungen festzustellen, unter welchen nach Malvin-Cazal das e féminin

A. lautet, und zwar

I. deutlicher,

II. weniger deutlich, oder

B. stumm ist.

Es stellt sich heraus, dass das e féminin 1) unter gewissen Bedingungen je nach dem Unterschiede der edlen Rede und der gewöhnlichen Conversation bald lautet, bald stumm ist; dass es aber 2) unter anderen Bedingungen in beiden Arten der Rede stumm ist. Um diese Ansicht Malvin-Cazal's richtig aufzufassen, muss man nicht ausser Acht lassen, dass er seine Gedanken an verschiedenen Stellen in entgegengesetzter Richtung entwickelt: einmal geht er von der Conversation aus und trägt die Bemerkungen über die edle Rede nach, und dann geht er wieder von der letzteren aus und bringt die Anmerkungen über die Conversation hinterher. Wir gehen in unserer Darstellung von der edlen Rede aus. Für diese gelten also nach Malvin-Cazal folgende Unterschiede:

A. e féminin lautet (nämlich als unvollkommen articulirtes ə̈), und zwar

I. deutlicher:

1) in der ersten Silbe eines Wortes; z. B.

besoin, cela, demain, femelle, geler, jeton, levain, melon, peler, rebut, secours, tenailles, venir; brebis, crever, frelon, grelot, premier u. ä.; insbesondere rebatir, reblanchir u. ä.; ressac, ressaisir, ressasser, ressaut, ressécher, resseller, ressemblance, ressemeler, ressemer, ressentir, resserrement, ressortir, ressource, ressuer u. ä. (jedoch é in ressusciter, ressuyer, ressui); Adj. besson, bessonne, Subst. cresson, cressonnière; Adv. dessus, dessous (au-dessus, ci-dessous u. s. w.) 26 f.; — sowie in de Launay, de Montazet, de Paris u. ä., welche als je ein Wort zu betrachten sind, 36;

2) in einer Binnensilbe in den Wortausgängen -erie, -ement (Subst. u. Adv.), im Futur der Verben auf er und in Compositen mit contre und entre; z. B.

ânerie, ivrognerie; chevalerie, joaillerie, vieillerie; épicerie, horlogerie, lingerie; draperie; bijouterie, fruiterie, ganterie; — logement, jappement, mécontentement; recouvrement, sifflement, ornement; bestialement, également; cavalièrement; honteusement, activement; délicatement;

je deroberai, tu avanceras, il marchera, nous garderons, vous aimerez, ils étoufferont; je vengerais, tu règnerais, il briguerait, nous parlerions, vous vieilleriez, ils brilleraient u. ä.;

contrebande, contrecarrer, contredire u. ä.; — entrecouper, entrefaites, entrelacs u. ä. 30 f.

II. weniger deutlich (halbstumm):

1) in einer Binnensilbe in den oben nicht genannten Wörtern, z. B.

agnelet, bracelet, châtelet, roitelet, osselet, aigrelet, couperet; grandelette, tartelette, bergerette, gorgerette; sauterelle; bûcheron, aileron, hacheron, napperon, puceron, vigneron; cacheter; duveteux; dangereux, und speciell in den flexionsbetonten Formen der Verben auf -eler: nous appelons, vous épelez, je renouvelais u. ä., nous marterions, nous morcelâmes, écarteler u. ä. 31 f.*)

*) Da Malvin-Cazal zwischen dem e der Wortausgänge -erie, -ement und dem anderer Endungen einen Unterschied findet, so haben wir die Substantive nach dem Wortausgange geordnet. Es ist aber deutlich, dass ein phonetisches Princip in dieser Unterscheidung nicht liegt und nicht liegen kann; daher es denn auch nicht auffallen darf, dass hier im Widerspruch mit I, 2 embrasement mit aufgeführt wird. Ein phonetisches Princip der Unterscheidung findet sich in Feline's Dictionnaire durchgeführt.

Anm. In der Conversation werden die unter I, 1 und II, 1 bezeichneten Wörter gesprochen comme s'il n'y avait pas d'e muet, et qu'ils fussent écrits: b'za-s (besace), d'pa-ri (de Paris), chof'rè-t' (chaufferette) u. ä., 36. Doch bleiben die Verben auf -eler (II, 1) sowie die unter I, 2 genannten Wörter unerwähnt. Geschieht dies absichtlich oder unabsichtlich?

Hinterher wird die gegebene Regel durch zwei Bemerkungen eingeschränkt. Bei gewissen Gruppen von Consonanten würde die Unterdrückung des e zu hart sein; z. B. bedeau, bedaine, benin, chevron, chevrotement und mousquetade werden nicht b'do, ch'vron, mous-k'ta-d' u. s. w. gesprochen, 45. — Die Unterdrückung des e ist ebenfalls nicht möglich, wenn dasselbe zwischen zwei gleichen Consonanten steht, z. B. fermement, sainteté; il veut te tromper, j'arrive de Douai, quelque question que l'on vous fasse u. ä. (qu'il faut prononcer en appuyant un peu sur le son de l'e inaccentué) 42.

2) in Endsilben, die auf s ausgehen, z. B.

feuilles, funérailles, Versailles, semailles; nous sommes, nous fûmes; échasses; vous êtes, vous aimâtes, Nantes, Chartres; Pâques, Jacques u. ä. 37.

[3) am Wortende:

α) nach Consonanten:

homme, femme; dogue, drogue; phoque, barque; merle, perle; geste, peste; — sabre, zèbre; livre, chèvre u. ä. (42);

β) nach Vocalen:

armée, fée, cf. 113. 191; créée, cf. 106. 169; priée, cf. 129; envie, crie, cf. 111. 117. 140. 173. 203. 224; boue, proue, cf. 176; rue, crochue, cf. 191. 210. 211; bleue; plaie; foie, proie, cf. 423 Anm.; pluie, cf. 202 (42); Pl. armées, fées u. s. w. (42 Anm. 2), cf. 113. — Der auslautende Vocal wird ein wenig gedehnt.]

Anm. Wir haben den 3. Fall eingeklammert, weil Malvin-Cazal der Ansicht zu sein scheint, dass das e am Wortende noch eine Nuance schwächer gesprochen werde, als das halbstumme e. Dans la prose noble et grave, heisst es p. 43, nachdem vorher gelehrt worden, dass dieses e in der Conversation stumm sei, p. 41, on ne prononce les e inaccentués qui terminent les polysyllabes que le plus faiblement que l'on peut; on les

abrége presque autant que dans la conversation ordinaire; ceux qui négligent cette observation sont traités de gasconisme. — Einige Schauspieler und Sänger sprechen zwar das e am Wortende wie eu moyen; allein dies ist eine schlechte Aussprache. Disons enfin, qu'en musique comme dans la déclamation, l'e inaccentué final des mots tels que victoire, triomphe, couronne, éperdue, amie, etc. ne doit sonner que comme le premier e de sainteté (cf. II, 1 Anm.), qui est à peine sensible, et jamais comme eu moyen, ainsi que le prononcent quelques acteurs*), et surtout quelques chanteurs dont les talents peuvent être justement admirés, mais dont la prononciation irrégulière ne nous doit jamais faire prendre leur mauvais accent pour règle, 47. — Es ist bemerkenswerth, dass Malvin-Cazal das e in victoire und amie auf eine Stufe stellt.

Wenn also in Wörtern wie sabre, zèbre, livre, chèvre, 42, e in der Conversation stumm ist, so gilt dies doch nur für den Singular vor einer Pause oder vor vocalischem Anlaut. Hingegen vor consonantischem Anlaut und im Plural ist e in Endsilben, die mit Consonant + Liquida (l, r) beginnen, nur halbstumm; z. B. l'aimable personne, un angle droit, une noble pensée, une diable d'affaire, un socle de marbre u. ä.; une sombre vallée, de l'encre rouge, un théâtre public, un ordre de bataille, une offre séduisante u. ä.; — de favorables auspices, des miracles avérés u. ä.; des arbres abattus, de pauvres artisans u. ä. 43 f. (vgl. II, 2).

B. e féminin ist stumm

1) im Inlaut vor und nach Vocalen:

Jean, Jeanne, une dame-jeanne, Jeannette, Jeanneton, Jeannon, Jeannot 33. 219. 224. 225; Saint-Treon 33. 225, Saleon 225; à jeun, Meun 226; Maupeou, Greoulx 224; Deols 223; asseoir, se rasseoir, surseoir 224; Seez 224; — peau, beauté u. ä. 33. 220; — (j'assiégeais, geai, vengeance, mangeaille, démangeaison; abrégeons, pigeon, pigeonne, geôlier, gageure 33. 217. 218. 219. 223. 224. 225; douceâtre 33. 217);

*) Wir haben die von Malvin-Cazal getadelte Aussprache im letzten Winter (1876/77) auf der hiesigen französischen Bühne zu beobachten Gelegenheit gehabt, z. B. in einem affectvoll gesprochenen: Ridicule!

je créerai, tu agréeras, gréement, féerie u. ä. 33. 113; nous prierions, crierie, balbutiement, maniement 33. 140; nous jouerons, je nouerai, engouement, enrouement, jouereau 33. 176 f.; nous éternuerons, j'arguerai 33. 210 u. Anm. 2; on nettoiera, nettoiement, fourvoiement 33. 160. 423 Anm.; j'appuierais, il essuiera, essuie-main 33. 203. 421 Anm. 2; ebenso je payerais, nous payerions, payement [= je pè-rè, nous pé-rion, pè-man] oder je paierai, tu paieras u. s. w., paiement, bégaiement, déblaiement u. ä. 33. 97. 423 Anm. (aber nicht je planchéierai, elle barbéiera 110, 111 Anm. 2)*). — Der Vocal vor dem stummen e ist kurz, 33. 140**). 177 u. 210. 160 u. 423 Anm. 203***); nur é soll ein wenig angehalten werden, wenigstens nach p. 113 (vgl. jedoch p. 33).

2) im Auslaut in der 3. Pers. d. Plurals, und zwar

α) nach Vocalen, z. B.

ils créent 61. 113, ils étudient 61. 114, elles jouent 61. 177, ils tuent 61. 210, ils arguent 210 Anm. 1, ils voient, qu'ils soient, ils aboient 61. 160, ils appuient oder appuyent, ils fuient 61. 202, ils étaient, ils couraient, ils auraient, qu'elles aient 61. 97;

β) nach Consonanten, z. B.

ils furent, ils reçurent, ils aiment, qu'ils priassent, qu'elles souffrissent, ils tiennent, ils viennent, dazu elles s'asseyent = s'a-sè-y' 61 f., ils langueyent = lan-ghè-y' 63; und dennoch macht der Verfasser in der Notation einen Unterschied: é-tu-dî, joû, tû, vouâ, souâ, a-bouâ, a-puî, été, ê (und cré'), aber fû-r', ê-m', pri-â-s', sou-frî-s', tiè-n', viè-n'! Der auslautende Vocal wird, wie man sieht, gedehnt, und zwar in ils créent, ils agréent u. ä., ebenso wie in des nuées, des idées u. ä.†), ein wenig stärker als in je crée, fée u. ä. 113.

---

*) Es ist keine Ausnahme von der Regel, wenn je planchéierai, elle barbéiera je planchè-ye-ré, elle bar-bè-ye-ra lauten; denn hier steht e nicht, wie in je paierai oder payerai = pé-ré, nach einem (reinen) Vocal. — Eine Aussprache je payerai = pè-ye-ré erwähnt Malvin-Cazal nicht, während doch nach ihm je paie oder je paye in der edlen Rede je pè-y', in der Conversation aber je pè lautet.

**) Das Zeichen î 140, Z. 12 v. u. widerspricht dem Zusammenhange ebenso wie der Notation p. 33 und ist mithin ein Druckfehler.

***) Im Widerspruch mit p. 33 und 203 ist p. 421 Anm. 2 uî notirt.

†) Uebrigens steht diese Bemerkung in Widerspruch mit p. 42 Anm. 2, wo es heisst: L's du pluriel, dans ces sortes de mots (armée, rue u. ä.), ne change rien à la prononciation que nous figurons ici (nämlich an der Aussprache der Singulare).

Abgesehen ist bisher von den einsilbigen Wörtern mit e féminin und von der unmittelbaren Aufeinanderfolge mehrerer Silben, welche diesen Vocal enthalten.

1) Die einsilbigen Wörter ne, je, le, se, ce; me, te, de; que haben in der Conversation (natürlich im Zusammenhange des Satzes) gewöhnlich stummes e, und zwar am häufigsten die ersten fünf, am seltensten que. Im edlen Stile wird das e derselben viel weniger unterdrückt, und in der Dichtung (sofern es als Silbe zählt) nie. Vielmehr lautet das e derselben hier wie eu un peu affaibli, 42 f. — Das enklitische le hat am Satzende halbstummes e (l'e muet faible); sonst aber das deutlichere e, z. B. laisse-le venir, aimons-le constamment, sogar vor vocalischem Anlaut, z. B. prends-le avec moi, vois-le à loisir, jedoch hier nicht nach dem Laute é, wo es vielmehr verstummt, z. B. renvoyez-le à Paris, donnez-le aux pauvres, promettez-le avec sincérité, brodez-le aujourd'hui 44.

2) Mehrere Silben mit e féminin unmittelbar nacheinander:

a) in einunddemselben Worte wird das zweite e elidirt in chevelu, recevable, redemander, relever, ressemer u. ä., auch in entretenir, contrevenir; hingegen das erste in palefrenier, vilebrequin und bonneterie u. ä. 45, cf. 36;

b) im Satze fasst man regelmässig die Silben mit e zwei und zwei zusammen und elidirt das eine von beiden, und zwar

α) das zweite, wenn das erste einem einsilbigen,

β) das erste, wenn dasselbe einem mehrsilbigen Worte angehört, z. B.:

(α) je ne te le ferai revoir que le jour de ta fête;

(β) il trouve le remède pire que le mal; il pense que je te le rendrai; auch il ne s'occupe que de ce talent-là.

Aber bisweilen müssen doch auch zwei nach einander lauten, z. B. je te ne le redemande pas encore; tu es bien aise de ce que je ne te le reprends pas 45 f. —

Mit Absicht haben wir bisher die veraltete Theorie aus dem Spiel gelassen, durch welche Malvin-Cazal seine Lehre vom e muet ou féminin einleitet, p. 19—22, und wir durften sie bei Seite setzen, weil die Lehre von dem e féminin des Französischen von jener allgemeinen Theorie unabhängig, ja im Grunde im Widerspruch mit ihr dargelegt wird. In keiner Sprache, behauptet Malvin-Cazal,

weder in einer lebenden noch in einer todten, ist es möglich, einen Consonanten ohne die Hülfe eines (nachfolgenden) Vocals auszusprechen. Folgen mehrere Consonanten aufeinander, so bilden sie folglich, streng genommen, ebenso viele Silben; z. B. Strasbourg lautet Se-te-ra-ze-bou-re und ist also eigentlich nicht zwei-, sondern sechssilbig. Sogar annal bedeutet a-ne-na-le. Es folgt, dass jedes Wort vocalisch auslautet*). In der That lassen sich lat. lux und franz. luxe, lat. rus und franz. russe, cap und cape, pic und pique, bal und balle, vis und vice, rob und robe, Apt und apte, sommeil und sommeille, sowie admis und à demi mittelst des Ohres nicht unterscheiden. Und doch hebt der Verfasser diese seine Behauptung durch die Bemerkung auf, total laute nicht genau so wie totale und vil nicht genau so wie vile, wenn auch der Unterschied nur als ein quantitativer bezeichnet wird. Ces mots — total, vil — se prononcent comme s'il y avait ‚totale, vile' avec cette seule différence qu'on appuie un peu moins sur l'e muet non écrit qui termine les premiers mots ‚total, vil' 20. Aber, muss man fragen, reicht diese Differenz nicht gerade aus, um bal von balle zu unterscheiden?

Wir sagten, diese allgemeine Theorie und die specielle Lehre von dem französischen e féminin widersprächen einander. Der Widerspruch ist, um von der Behandlung von Wörtern wie Strasbourg und an,nal abzusehen, folgender. Nach der allgemeinen Theorie kann ein e féminin nach Consonanten unmöglich stumm sein, da ja ein Consonant, wofern nicht ein anderer Vocal folgt, stets mit jenem e gesprochen wird, selbst dann, wenn es nicht geschrieben steht. Nach der speciellen Lehre aber ist e féminin nach Consonanten, wenigstens in der Conversation, häufig wirklich stumm (tout à fait muet, entièrement nul). Wollte man dem Autor zu Hülfe kommen, so könnte man freilich suppeditiren, es handle sich um zwei verschiedene Grade der Genauigkeit; er sehe das eine Mal mit dem Mikroskop, das andere Mal mit blossem Auge; die eine Lehre sei eine esoterische, die andere eine exoterische, praktische. Allein selbst diese Unterscheidung würde die Schwierigkeit nur zum Theil beseitigen. — Doch, wir brechen ab. Eine Erörterung jener mikroskopischen oder vielmehr, um so zu sagen, mikrakustischen Grössen erscheint in dem Rahmen der vorliegenden Arbeit unthunlich.

*) Diese Theorie, welche von der hebräischen Vocalisation ausgegangen zu sein scheint, findet sich schon bei Duclos und Beauzée.

Berlin. G. Lücking.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das

Studium der neueren Sprachen.

I.

Herr Lamprecht spricht über Geofroy Tory's „Champfleury". Paris 1529. Er giebt das Wichtigste aus des Verf. Leben, verweist für Buch I. des Werkes auf Génin in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Palsgrave, für Buch II auf Bernard Ge. Ta. Paris 1863. Das Wichtigste ist Buch III, noch nicht genauer behandelt. Darin folgt der Verf. für die Physiologie der Laute den Mart. Capella und giebt die richtige wie die falsche Aussprache aller Buchstaben; er führt an die von seiner Vaterstadt Bourges, dann Lyon und le Mans, von den Landschaften Lothringen, Picardie, Normandie und Gascogne, ja sogar gelegentlich die der Ausländer. Seine Bemerkungen unterwirft der Verfasser einer Kritik unter ständiger Vergleichung der Grammatiker und Orthoepisten des XVI. Jahrh., besonders Palsgrave und de Bèze, hebt hervor, dass die aus Urkunden und Handschriften feststehenden Unterschiede der altfranzösischen Dialekte hier im Champfleury durch die sorgfältige Arbeit eines französischen Gelehrten aus dem Anfang des XVI. Jahrh. bestätigt werden, z. B. picardisch ch in chela, chechy, chu, fache u. s. w. gleich burgundisch und normannisch c, umgekehrt picardisch c in canoine, cat, cose u. s. w. gleich ch in den anderen Dialekten, lateinisch ē und ĭ wird normannisch ei, burgundisch und picardisch oi. Die von ihm aufgestellten Unterschiede der Arten von e sind im Allgemeinen richtig, jedoch fordert der Vortragende nach dem Vorgange von Sophice Dupuis und besonders Féline, denen Benecke folgt, die scharfe Scheidung von e muet und e sourd. Nicht erschöpfend sind seine Bemerkungen über e in der Metrik; die über die Aussprache von B, G, F und V bei den Deutschen werden

präcisirt. Das hervorragendste Verdienst hat T. sich erworben durch Forderung des Apostrophs unter O und der Accente unter S; ausserdem hat er auf die Fehler der cédille und auf den Unterschied von i und j hingewiesen, ohne für jedes eine besondere Form zu fordern. Seine Mittheilungen über die Volksmundarten werden uns entweder als noch jetzt vorhanden oder als verschwunden durch die Untersuchungen über die heutigen Patois erwiesen. Beza, der nur Ramus anführt und auf Mardt verweist, hat nach des Vortragenden Vermuthung ziemlich sicher Tory's Champfleury benutzt, wie aus der Uebereinstimmung der Beispiele hervorgeht; bei Palsgrave wird er als Quelle einfach angeführt. Die praktische Brauchbarkeit seiner Reformvorschläge für die französische Orthographie bezeugt am besten die Anwendung von Apostroph, Accenten, cédille, i und j bis auf den heutigen Tag.

Herr Püttmann bespricht das „Paradise regained" von Milton. Letzterer hat dasselbe auf Anregung seines Freundes Ellwood als Fortsetzung und Ergänzung des „Paradise lost" und als Gegenstück zu demselben gedichtet. Da es bereits ein Jahr nach der Unterhaltung mit Ellwood fertig war und in der Einsamkeit eines Aufenthalts auf dem Lande gedichtet wurde, konnte er nicht viele Hilfsmittel benutzen, und ist schon deshalb die Annahme, er habe einen bestimmten Schriftsteller nachgeahmt, unhaltbar, eine Ansicht, die in Betreff des P. L. wiederholt und in schroffster Weise ausgesprochen worden ist. Was nun die Frage betrifft, ob das Werk vollendet ist, oder nicht, so muss berücksichtigt werden, dass Milton die Absicht hatte, darzustellen, dass, so wie durch die Untreue und den Ungehorsam des Menschen das Paradies verloren wurde, es nur durch die Treue und den Gehorsam des Menschen wiedergewonnen werden konnte, und dass dieses durch Christus, den Menschen, aber den vollkommenen Menschen erreicht worden sei, indem er alle Versuchungen Satans zurückgewiesen und einzig und allein den Willen Gottes befolgt habe, als ein Muster der leidenden, sich selbst verläugnenden Tugend. Alles, was der Dichter in der Einleitung versprochen, hat er gehalten, und Herr P. kann sich daher nicht zu der Ansicht Loebells bekennen, wonach M. sein Gedicht unvollendet gelassen habe. Für letztere Ansicht macht Herr Boyle geltend, der Dichter habe nach Beendigung des 4. Buches sein Werk abgebrochen, weil seine religiösen Anschauungen — er war Unitarier — von den damals herrschenden Grundsätzen zu sehr abgewichen seien, und er es für unmöglich gehalten habe, seinen Landsleuten arianische Ideen zuzumuthen. Seine Absicht sei gewesen, die Wiedererlangung des Paradieses durch den Erlösungstod und die Auferstehung Christi darzustellen. Herr Püttmann macht dagegen geltend, dass es bei Beantwortung der gestellten, nicht unwichtigen Frage weniger auf persönliche Meinung ankomme, als darauf, ob sich irgendwo bei M. eine Andeutung finde, dass er sein Gedicht habe weiterführen wollen, was durchaus nicht der Fall sei, dass ferner M. wiederholt das P. R.

als sein Lieblingswerk dargestellt habe, dass der Gedanke, M., der gewaltige Freiheitskämpfer und rücksichtslose Glaubensstreiter, habe sich gefürchtet, bei seinen Landsleuten anzustossen, absolut unzulässig sei, und dass endlich M. nicht aus Altersschwäche oder wegen seiner Blindheit das Gedicht abgebrochen habe, weil er ja nachher noch bedeutende und viel rücksichtslosere Werke veröffentlicht habe.

Ueber das Gedicht selbst bemerkt Herr P., dass der in demselben dargestellte Kampf ein rein geistiger sei, ohne die im Part. lost geschilderten gewaltigen Anstrengungen der betheiligten feindlichen Mächte. Das auf diese Weise erklärliche Ueberwiegen der langen Erörterungen wirke auf die Dauer ermüdend, obschon es nicht an einzelnen herrlichen Schilderungen fehle. Ueber den Werth des Gedichts gehen die Ansichten der Kritiker auseinander.

Herr Ulbrich spricht über den „Recueil de poésies françaises des 15. et 16. siècles", von Montaiglon herausgegeben. Im Jahre 1855 sei der 1. Band erschienen, bis jetzt 12 Bände. Die ersten Bände enthielten nur den Text, während die letzteren in Folge einer von Gaston Paris ausgegangenen Anregung mit kritischem Apparat reichlich ausgestattet seien. Die bis jetzt erschienenen 279 Gedichte, welche zum Theil politischer, zum Theil satirischer Natur sind, seien ein getreuer Ausdruck der öffentlichen Meinung früherer Jahrhunderte; neben diesem historischen haben sie auch ein philologisches Interesse. — Der 13. Band werde noch weiteren Text, der 14. und 15. nur Glossen enthalten.

II.

Herr Biltz spricht über die Ableitung des Wortes Sorge. Lexer schweigt über dieselbe, Graff und Weigand sind darüber dunkel, und Frommann verweist auf letzteren. Zur Auffindung des Stammes tragen bei: Versorgen = umfassen, umschliessen, wie es Luther, 2. Buch Chron. 6. 6, H. Sachs, Fortunatus gebrauchen und es sich noch heute im Oestreichischen findet. Besorgen, welches im Mhd. z. B. von Gottfried von Strassburg ebenso gebraucht wird. — Daher ist Sorge = etwas Umschliessendes, wie sich Feuersorge = Gluthpfanne, griechisch *ἐσχάρα* bei Grimm und bei Droysen in den Achanern gebraucht findet. Den gemeinsamen Ursprung von Sorge und Sarg, deren letzterer nicht mit Lexer von *σαρκοφαγος* herzuleiten ist, vermuthete schon Adelung. Auch Sarg = etwas Umschliessendes oft im Mhd., daher der am Rhein gebräuchliche Regensarg. Mit Hilfe vom sanskritischen sar = verbinden, griechisch *εἴργω*, *ἔργω*, *εἴργνυμι*, *ὄρκος*, *ἕρκος*, lat. sera, serere, Mhd. seren = umfassen, kommen wir auf den Stamm sor, ser. — Ableitungen davon sind das Ahd. oft wiederkehrende kara, kar, die mit arg, org beginnenden und das französische Suffix ière, z. B. tabatière, saladière. Eine andere Deutung gewinnt dadurch Beisorge = concubina, welches Grimm falsch erklärt und die Stelle Nibelungen 2113,

wo Sorge bedeutet Liebesdruck. Herr Goldbeck führt griechisch σειρα als zu diesem Stamm gehörig an, wogegen ihm die Ableitung des Suffixes fère bedenklich erscheint und Herr Nordenskjöld bemerkt, dass Sorge im Skandinavischen noch in seiner ursprünglichen Bedeutung vorhanden ist.

Herr Michaelis richtet an die Gesellschaft die Frage, ob die von Herder in den Fragmenten zu den Literaturbriefen gemachte Bemerkung, dass h eine weitere Oeffnung des Mundes verhindere, richtig sei oder nicht? Die Ansichten sind darüber getheilt.

Herr Boyle giebt eine Darlegung der religiösen Ansichten Milton's, indem er sich dabei auf die Schrift des Dichters: „De doctrina Christiana" stützt und Einzelnes aus dem in der letzten Sitzung von Herrn Püttmann gehaltenen Vortrage angreift. Gegen die von Herrn Boyle aufgestellte Behauptung, dass Milton ein Unitarier gewesen, wird von mehreren Seiten lebhaft discutirt.

III.

Herr Löschhorn sprach über Lord Byron's Verhältniss zur bildenden Kunst. Obgleich B. die Gabe der Erzählung und Beschreibung in hohem Maasse besass, zeigt sich doch, dass er öfter die bildende Kunst höher stellt, weil jene nicht ausreichend ist und er durchaus ein Verständniss für diese bekundet. So wird Michel Angelo wiederholt erwähnt als Maler und Venedig ist in dieser Kunst sein Eldorado. In der Skulptur zeugen von seinem feinen Verständniss besonders die Schilderungen von Laokoon, in dessen Zügen er u. a. die Geduld findet, von dem sterbenden Fechter, von seinem männlichen Ideal, dem vaticanischen Apollo, und der mediceischen Venus, seinem weiblichen Ideal.

Herr Bourgeois redete über Corneille und den Zustand des französischen Theaters zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Alexandre Harry, der zur Erreichung des Privilegiums grosse Versprechungen gemacht hatte, theilte seine Truppe, so, dass ein Theil im théâtre de Bourgogne, der andere im hôtel des Marais spielte und der dritte nach Rouen ging. Unter den Schauspielern der letzten fand sich Mondory; ihn und die Truppe lernte der angehende Jurist Peter Corneille kennen, dichtete 1629 Mélite, welche zwar voll von Unwahrscheinlichkeiten, doch den Anfang zu einer neuen Zeit machte.

Herr Förster redete über Carol. Michaelis, Studien zur romanischen Sprachforschung. Der Vortragende machte auf das ausgezeichnete Erstlingswerk einer jungen Schriftstellerin aufmerksam, das ein glückliches Product eines nicht gewöhnlichen Sprachtalentes, umfassender gründlicher Studien, methodischen Unterrichtes und glücklicher Musse sei. Er skizzirte in Kurzem den Inhalt des ersten Theiles, in dem die Verf. eine Beschreibung und Erläuterung der Kräfte giebt,

welche den Sprachschatz des Spanischen gebildet haben, insbesondere der Assimilation und der darauf in Wirkung getretenen Dissimilation, welche in das durch jenen ersten Trieb verwirrte Material wieder Klarheit und Ordnung zu bringen strebte. Durch Differenzirung der auf ein und dieselbe Grundform zurückgehenden Doppelformen schufen sich die Roman-Sprachen einen erheblichen Zuwachs an Wörtern; die spanische Sprache hat an 4000 solcher Scheideformen, die auf etwa 1700 Etyma zurückgehen, also mehr als das Französische und Portugiesische. Die auf diese Sprachen bezüglichen Listen der Scheideformen von Brachet und Coelho hat die Verf. um ein Bedeutendes vermehrt und auch sonst manchen dankenswerthen Exkurs zugegeben, u. a. eine sehr eindringende und entschiedene Kritik der Brachet'schen Arbeit du rôle des voyelles atones dans les L. R. und manchen interessanten Hinweis auf die Volksdialekte. So vortrefflich dieser erste Theil und so umfangreich die als zweiter Theil hinzukommenden Listen der spanischen Scheideformen seien, so könnte man doch natürlich über manches mit der Verf. streiten, und es würden sich auch noch manche neue Scheideformen auffinden, ohne dass dadurch der Werth der ausgezeichneten Arbeit wesentlich gemindert würde. Bei der vorgerückten Zeit konnte der Vortragende nur noch Weniges der Art anführen.

IV.

Herr Buchholtz gab einige Bemerkungen zur sicilischen Mundart. Unter helleren und dunkleren historischen Erinnerungen des Volkes findet sich die an Cicero, wenigstens an seinen Namen, wohl dem Verdienste entsprechend, welches er sich um die Insel erwarb: so heisst es „Scrissi cu la so pinna Ciciruni, Pazzu chids" ommu chi a li donni cridi' und in einem Märchen von einer bösen Stiefmutter bei Pitrè heisst Ciciruni der treue Freund seiner bedrängten Schwester. Es ist ein hübsches, wenn auch wohl ganz zufälliges Zusammentreffen hiermit, wenn die Sprache der Insel in manchem Punkte mehr als andere italienische Mundarten nicht sowohl an die alten Mundarten als an das klassische Latein erinnert. So zeichnet es „aliunna", lateinisch aliunde vor anderen aus und statt des italienischen „da" kennt man auf Sicilien nur di (vgl. lateinisch de osk. da und dat) nach Pitrès' seinen Fiabe angehängter sicilischer Grammatik. Dies bedarf freilich einiger Beschränkung, da Palermo „da" kennen dürfte, wenn es doch in Melis Gedichten nicht selten ist. Auch findet sich in einem Volksliede der neolischen Inseln (Lizio p. 143) „da puo" = dappri, di poi. Marsàla weist „dunni" für italienisch da auf, was ohne Apostroph hinter dem d zu schreiben mag, wenn man aus der Mundart von Noto (s. C. Avolio) „su" und „suddu" = se wenn vergleicht. An Lateinisches erinnert das v in Perfecten wie „cipitivi, finivi". Neben das gemeinsicilische Imperfect „pustava avi ava ávama ávavu ávanu" stellen sich in Noto die Formen für

zwei Sing. und Plur. und drei Plur. áutu, áuvu, ávnu, in deren ersten beiden man wie in der gemeinen Form zwei Plur. die zur Aushülfe gerufenen Pronomina erkennt. Avola, fünf Kilometer von Noto entfernt, hat nach C. Avolio ein ganz abweichendes Imperfect „amaia amáitu amáiu amáiamu ávu áimu". Dieselbe Frage begegnet in der Schätzung der altfranzösischen Mundarten (s. Lücking, altfranzösische Mundarten S. 209 amoue und amoie) und die sardisch-logudorische Mundart hat nach Spano auch nebeneinander „mandigaíu, mandigavu, mandigaba, mandigao". Der Ausfall des v durch Erweichung ist klar, aber woher das i? Auch das Latein scheint uns diese Frage vorzulegen in Formen der Possessivpronomina „sovos, soveis, suieis" und dürfte die Lösung die sein, dass einst „vi" in diesen Formen stand, von welchen beiden Lauten bald dieser schwand bald jener, zuweilen beide, und hätten wir dann ein neues Zeichen nächster Verwandtschaft des Perfectum und Imperfectum auf vi, bam, va, ia. In der Basilicata giebt es heute „tova a sova a" und auf Silicien ist „toi" für beide Genera, für Femininum auch „toia" haufig. Das Futur gemeinsicilisch „amenó, finessó" endet in Noto auf „ogghiu" d. i. voglio ich will, doch weicht nur die erste Person so ab. Voglio heisst nämlich vielfach auf Sicilien nicht nur „vogghiu" sondern auch „ogghiu" z. B. t'ogghiu = ti voglio vgl. lateinisch nolle, noltis. Obgleich gerade Noto das v weniger leicht aufzugeben geneigt ist, wird doch gegen diese Erklärung, auf welche Avolio nicht kam, der bei anderer Gelegenheit walachisch „voiu contà" = ich werde siegen anführt, welches hierzu passt, nichts einzuwenden sein.

Herr Giovanoly besprach „les folies du sieur Lesage", wovon die erste Ausgabe 1650 erschienen ist und dem Vortragenden eine 1700 Amsterdam vorlag. Die Sprache ist schwierig: sap = il sut, pot, pude = il peut, fei = il fait, vendrone = ils viendront. Pron. pers. disj. fehlt, also ie = ieu, dann ieu = de moi, à ieu = à moi; ferner mun = mon. Der Verf. ist gründlicher Kenner der Versification. Was den Inhalt betrifft, so finden wir: Dialoge d'un sage et d'un fol, jener ist ein Heraklit, dieser ein Demokrit, und beide vereinigt l'Amone. Hervorzuheben ist die schöne Schilderung der Pest zu Montpellier. Die Elegien sind voll tiefer Empfindungen, was durch Mittheilung in neufranzösischen Versen anschaulich gemacht wurde.

Herr Förster vervollständigt seinen in der vorhergehenden Sitzung gehaltenen Vortrag über das treffliche Werk von Fr. v. Vasconcellos.

V.

Herr Freytag sprach über eine neue Uebersetzung des Nibelungenliedes. Aus philologischen Gründen genügen dem Vortragenden als einem Anhänger Lachmanns die nicht, welche die Interpolationen enthalten; ästhetische Gründe lassen die von Marbach als veraltet, die

von Simrock mangelhaft und die jüngst erschienene von Junghans als ganz ungenügend erscheinen. Ein Theil der von dem Vortragenden besorgten wird in dem Osterprogramm der königlichen Realschule 1878 abgedruckt werden, während als Probe derselben der vierte Gesang mitgetheilt wurde. Dem Vortragenden stimmte die Gesellschaft anerkennend bei und befürwortete die Ausführung des Planes.

Herr Rauch sprach über „Gladstone on a spelling reform". Eine Reform der englischen Orthographie sollten Philologen und die Lehrer in den Volksschulen besonders verlangen. Die Mangelhaftigkeit der jetzigen zeigen die Resultate der Erziehung in England gegenüber denen von Deutschland und besonders Italien, ebenso die bilinguen Orte, wie Wales, Hochschottland und Malta, von denen in Malta die Kinder viel leichter Italienisch als Englisch lernen. Wenn nun der von dem Verfasser vorgeschlagenen phonetischen Orthographie von den Philologen die Etymologie entgegengehalten würde, so sei zu erwidern, die Gelehrten kennen dieselbe und das Volk könne ihrer entrathen. Die Reform der Orthographie sei aber auch aus politischen Gründen für einen Weltstaat wie England nöthig; das Englische wäre schon Weltsprache, wenn die Aussprache nicht so schwierig wäre. Rühmlich hervorzuheben seien in dieser Beziehung die deutsche orthographische Conferenz von 1876, die holländischen Bestrebungen und vor Allem die stricte Durchführung einer phonetischen Schreibweise von Connecticut und Pennsylvania. Für England sei mit der Ausführung nicht eine Commission, sondern eine anerkannte Autorität zu betrauen. — An den letzten Punkt anknüpfend hoben die Herren Herrig und Boyle die Schwierigkeiten eines solchen Planes hervor; sie sind recht sichtbar, wenn man Ellis' Werk über altenglische Aussprache vergleicht. Einige Aenderungen freilich sind nöthig und können nach dem Vorgang der Amerikaner unschwer vorgenommen werden.

Herr Förster sprach über Cuentos, Oraciones, Adivinas etc. von Fernan Caballero. Das Buch zerfällt in fünf Abtheilungen: 1) Märchen, von denen Ref. unentschieden lässt, welche davon Volksmärchen, welche von der Verfasserin selbst hinzugedichtet sind; 2) religiöse Kindergeschichten, welche dem deutschen Geschmack wenig zusagen; 3) adivinas infantiles; 4) Erzählungen für Kinder und 5) Sprichwörter, besonders die der andalusischen d. h. des witzigsten Stammes der Spanier. Für Lernende und für Kenner der Sprache verdient das Buch empfohlen zu werden. — Der Vorsitzende theilt mit, dass er es für wünschenswerth erachte, wenn im Archiv kurze Berichte über die Abhandlungen anderer Zeitschriften für Deutsch, Französisch und Englisch gegeben würden, und bittet für die nächste Sitzung um Mittheilungen beziehungsweise Uebernahme von solchen.

Schliesslich entwarf Herr Boyle ein Bild des berühmten irischen Parlaments-Redners Philpot Curran, welcher im Auslande nur wenig bekannt ist. Bei Th. Moore finden sich in seinen Irish Melodies mancherlei

Anspielungen auf diesen Patrioten, z. B. in „She is far gone from the land“ — ebenso in „When he who adores thee“ und in „O breathe not his name“. Dasselbe gilt auch von Washington Irving in Beziehung auf „The broken heart“ im Sketch book.

VI.

Herr Weber gab eine geschichtliche Uebersicht der „Commentare zu Goethe's Faust“, wobei er drei Entwicklungsperioden unterschied:

1) die philosophische,
2) die kritisch-ästhetische und
3) die historisch-kritische.

Erläuterungen, die schon nach dem Charakter des Gedichts unentbehrlich schienen und bei der Möglichkeit verschiedener Auffassungen besonderen Reiz boten, waren von Goethe selbst begünstigt und angeregt worden. Sie haben sich immer mehr vertieft und zu einer eigenen Literatur erweitert.

1) Die philosophische Behandlung war die dem Gedichte, sowie der Zeit der ersten Publication (1808) nächstliegende. Fichte, Schelling, Hegel und die Hegel'sche Schule haben sich, jeder von seinem philosophischen System aus, eingehend mit Faust beschäftigt. In jüngster Zeit ist eine Anwendung des Schopenhauer'schen Pessimismus darauf versucht. Vorzüglich sind für die verschiedenen Systeme Beweisstücke aus dem Gedicht erbracht; Metaphysik, Ethik, Religionsphilosophie etc. sind an der Tragödie copirt. Man hat die dem ganzen Werke unterliegende philosophische Idee gesucht. Die Personen und Handlungen sind dann gewöhnlich zu Begriffen verflüchtigt. Neben wunderlich komischen Erklärungen haben die Philosophen aber auch wichtige Aufschlüsse für das allgemeine Verständniss gebracht. — Pietät gegen Goethe und absolute Unterordnung unter sein Genie ist ein durchgehender Zug. (Als Commentatoren wurden genannt Hinrichs, Hartung, Rosenkranz, Göschel, Leutbecher, Deycks, Mosen, Hillebrandt, Düntzer, Rötscher, Asher etc.)

2) Die kritisch-ästhetische Methode war schon von Weisse 1837 angebahnt, aber als Reaction gegen die Verunglimpfung Goethe's durch Gervinus erst recht lebendig geworden. Es kam jetzt nicht mehr auf die philosophische Gesammtidee der Dichtung, sondern auf die Absicht des Dichters und die Form an, in der jene ausgeführt worden. Der Plan des Werkes sollte erkannt und beurtheilt werden. Die Auffassung der Commentatoren bildet hier eine ganze Stufenleiter vom Allgemeinsten bis zum Individuellsten: die Menschheit überhaupt und deren Entwicklungsgang solle dargestellt werden (Fr. Vischer), oder der Fall und die Läuterung des Menschen (C. Fischer), oder das Drama des inneren Menschen, der im Ringen nach Wahrheit, durch Schönheit zum Guten emporsteigt (Carrière); das Gedicht bilde die Alle-

gorisirung von Goethe's eigenem Lebenslauf (Gervinus); Faust sei ein individueller Mensch, aber weder Goethe noch der Faust der Sage (Düntzer, Kreyssig); in der Dichtung erscheint überall nur der Faust der Sage und letztere sei allein dramatisirt (v. Loeper); die Dichtung reihe einzelne Scenen zusammen, die sich nicht berühren, jede Figur habe ein gleiches Recht, und Faust sei in verschiedenen Scenen ein ganz verschiedener (Schnetger); Faust sei ein vollkommen individueller Charakter (Köstlin).

Das Gesammtwerk wird von den Einen auf die höchste Stufe gehoben, von den Andern gänzlich verurtheilt. Vischer hat verschiedene Phasen in seiner Kritik durchgemacht. v. Loeper bezeichnet als Symbole, was die Uebrigen als Allegorie nehmen. Das Gedicht wird als Ideendrama, als Mysterium, als Drama mit epischer Behandlung, als Sammelwerk Goethe'scher Entwicklung charakterisirt oder ihm die Bedeutung eines Kunstwerks überhaupt abgesprochen.

3) Die historisch-kritische Erklärungsweise hat sich aus den fortgesetzten biographischen Studien über Goethe und dem geförderten reichen Material entwickelt. Man hat die Theile des Werkes historisch nach ihrer Entstehung festgestellt und aus den Anschauungen des Dichters gerade in den betreffenden Zeiten erklärt. Daneben sind antiquarische Studien zur Faustsage und darüber gemacht worden, wie weit die Sage Goethe selbst bekannt war. Weisse hatte schon auf die Differenzen des Fragments gegen die Vollendung des ersten Theils hingewiesen, Köstlin knüpfte hier an. Er entwickelte die auf Lebensglück und Resignation abzielende Intention des Fragments, die bei der Fortsetzung verlassen werden müsste. Die neue Richtung sei im Prolog bezeichnet. Julian Schmidt nimmt drei Versionen an, von 1773—1775 (die Sturm- und Drangperiode), 1797—1808 (transcendentaler Idealismus und Antike) und 1824—1831 (Verbindung mit orientalischer Poesie). C. Fischer, von zwei Versionen ausgehend, macht die sogenannten zwei Wetten im Prolog und im ersten Theil zu den Angelpunkten. — Die Commentation ist noch im Fluss. Wenn der historisch-kritische Standpunkt auch wird festgehalten werden müssen, so dürfen doch die verdienstlichen Resultate der früheren Epochen nicht übersehen werden.

Herr Osterhage spricht über den Unterricht im Französischen auf der unteren Stufe. Den Mittelpunkt müsse die Lehre vom Substantiv bilden, welches dem Lernenden in der Weise vorzuführen sei, dass er implicite die Elemente der Wortbildungslehre kennen lerne. Zu dem Ende sei es wünschenswerth, den Memorirstoff an Vokabeln in nach den Endungen abgegrenzte Gruppen zu zerlegen. — Ausserdem wünscht der Vortragende, dass der reiche Sagenschatz des altfranzösischen populären Epos in den Uebungssätzen Verwendung finden möge.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Alfred Morel-Fatio, El Mágico Prodigioso comedia famosa de Don Pedro Calderon de la Barca publiée d'après le manuscrit original de la bibliothèque du duc d'Osuna avec deux facsimiles, une introduction des variantes et des notes. Heilbronn 1877, LXXVI, 257 S.

In Calderon's Werken überhaupt wie in dem vorliegenden Schauspiele erkennt auch der Herausgeber die Widerspiegelung der spanischen Unduldsamkeit gegen anderes Glaubensbekenntniss, welche ihm ebenso ein Abzeichen jener Zeit als des spanischen Volkes bis auf den heutigen Tag ist. In der Regierung des Landes sieht er die Blüthe und die Wirksamkeit des gesammten Volkes und vereinigt sich in diesem Urtheil mit D. Juan Valera, wenn dieser in den discursos leidos ante la Real Ac. Esp. el dia 21 de mayo de 1876 sagt, die Gründe des Verfalles seines Vaterlandes sind nicht zu suchen in der Tyrannei des Hauses Oesterreich, in der Grausamkeit des Santo Oficio; dies seien nur Zeichen der Krankheit in der ganzen Bevölkerung und in dem besten Theile derselben. Schiller's bekanntes Urtheil von dem heute empfundenen Einflusse der Inquisition in dem Ernste des Spaniers wird so wesentlich abgeändert. Doch aber war die Rückwirkung der Regierung und der Macht auf die Menge nicht ganz zu übersehen.

Keil's kritische Arbeit wird mit Recht in hohem Grade gewürdigt, dagegen werden die untauglichen Textesänderungen von Hartzenbusch, welche aus mangelhafter Erforschung der Ueberlieferung entsprangen, mehrfach getadelt. Der Herausgeber hat einige Wochen die Bibliothek des Herzogs von Osuna in Madrid für seine Arbeit benutzt. Die Haupthandschrift in drei Heften, jedes eine Jornada enthaltend, ist von Calderon selbst; zwei Facsimile aus derselben, das eine Titel und Personen gebend, schmücken vorn die schöne Ausgabe. Der Titel lautet: El Maxico prodijioso compuesto por Don Pedro Calderon de la Barca para la villa de Yepes en las fiestas del Smo Sacramento, año de 1637. So erhalten wir das Stück nicht nur in der alten Rechtschreibung, sondern mit zahlreichen Berichtigungen und Vervollständigungen, u. A. neben dem gewöhnlichen Texte einen vollständig unabhängigen Nebentext zu jornada III v. 2781 bis 3722 (am Ende freilich unvollständig), welcher zum Schlusse des Textes für sich steht. Auch der Anfang, ein Prolog des Demonio, ist früheren Ausgaben gegenüber ganz neu, sowie andere kurze und längere Stellen. Sind die Verbesserungen oft nicht ganz unentbehrlich, so führen sie uns

doch stets dem Dichter näher (z. B. „je länger man hier zu Lande studirt, desto mehr zweifelt man“ statt des gewöhnlichen „desto unwissender ist man“) oder lassen uns mindestens den Hergang seines Schaffens besser erkennen. Unter des Herausgebers eigenen Bemerkungen scheint Erwähnung zu verdienen, wenn er den Hiat, in der Regel vor dem letzten Trochäen eintretend, als ein Mittel auffasst, gegen Ende des Verses eben den trochäischen oder iambischen Fall zu kräftigen, z. B. Y' quandó como éste | áya oder Quién es áquesté | hombré. Es wäre hiernach zu wünschen, der Herausgeber möchte uns den ganzen Calderon mit derselben Gewissenhaftigkeit, wo möglich auch mit Nachrichten über die Interpunktion, bringen.

Carolina Michaelis, Studien zur Romanischen Wortschöpfung. Leipzig 1876, VIII, 300 S.

Der heute im Ganzen herrschenden Auffassung von Diez, dass die romanischen Wortformen im Wesentlichen abgestorbenes, verstümmeltes Latein seien, wird entgegen getreten mit dem Versuche, zu zeigen, dass ein vollständiges Fortleben stattfinde in den Wurzeln wie in den Bildungselementen. Dieses Ziel aber, dass ein wesentlicher Bruch zwischen dem Alterthume und der Neuzeit auf sprachlichem Gebiete in Abrede zu stellen sei, dürfte meines Erachtens erst erreichbar erscheinen, wenn man die Mundarten in weiterem Umfange oder mit möglichster Vollständigkeit heranzöge, sowie auch das Altlateinische und Altitalische. Statt dessen kommt nun der Widerspruch heraus, dass die Mundarten zum Theil kein Leben haben, die spanischen ein „erstarrtes Altspanisch“ sein sollen, während eine Vergleichung derselben und des Alten vieles uns ganz Neue als alt zeigen und dahin führen würde, die Neubildung zwar nicht zu verkennen, aber für bei weitem seltener zu halten als man zu glauben geneigt ist. So ist das hiatustilgende v in it. continovo manovale vedova für vorchristlich zu halten, wenn man vergleicht lat. sovom sovo soveis (s. im Propugnatore di Bologna VI, 1 die Lieder in der Mundart von Tito in der Basilicata, welche Vittorio Imbriani gab: chi alla morte sova ss' è truvato? — wer ist bei ihrem Tode zugegen gewesen? — ssa boccuzza tova gettava fiori — dein Mündlein warf Blumen), perplovere plovere, ingruvit oder ingravit; desgleichen die Apokope des Schlussvocals nach *l* in vil viril, wenn man vergleicht lat. facul, famul, cael, oskisch famel, umbrisch katel; dem cumpà statt compadre stellt sich altes pa = pater zur Seite. Ebenso ist es mit sog. eingeschobenen und ausgestossenen *n*, wenn man nur vinco vici oder gar Aelteres und Volksthümliches heranzieht. Doch verspricht die Zusammenstellung der sog. Scheideformen namentlich des Französischen und Spanischen, welche in früheren Sammlungen der Art noch fehlen, sowie manche treffende Bemerkung eine schöne Bereicherung des etymologischen Wörterbuches der romanischen Sprachen.

C. M. Sauer, Nueva gramática castellana segunda edicion, spanish conversation-grammar. Heidelberg 1875, XII, 388 S.

Des Vfs. Versicherung, dass die vorliegende eine eigene, von seinen ähnlichen Bearbeitungen anderer Sprachen wesentlich verschiedene, auf den Geist des Spanischen wie des Englischen, hier der Lehrsprache, mit Fleiss eingehende Arbeit sei, ist nach meiner Ueberzeugung Glauben zu schenken.

Auch Deutsche, welche beide Sprachen gern betreiben, werden das Buch mit Vortheil und Vergnügen zur Hand nehmen. Die Verflechtung der Uebungsbeispiele in den Lehrgang mag für den Lernenden ihr Ansprechendes haben. Die Regeln sind klar und einfach, und hie und da findet sich auch ein in das Wissenschaftliche im engeren Sinne hinüberdeutender Wink. Vergleichung mit den übrigen romanischen Sprachen, namentlich mit dem Italienischen, ist häufig, obgleich ich hier im Syntaktischen nicht immer des Vfs. Auffassung theile. Im Infinitiv und Gerundium mit Diez etwas auf das Latein hinzudeuten, beide Formen unter einander zu verbinden und nach dem Casus des letzteren zu fragen, wäre wohl passend gewesen.

D. José de Espronceda, El Diablo Mundo, poema, traduzione di Pietro Bordigoni. Torino 1877, 325 S.

Aeussere Ausstattung, das gelbliche Papier, wetteifert mit der anmuthigen Art, in welcher die wechselvollen leichtflüssigen Versmasse des Spaniers wiedergegeben werden, so dass man ein Original zu lesen glaubt. Eine Einleitung von 27 Seiten giebt Nachricht über des Dichters Leben und einen Wink zum Verständniss des an den Faust und mehr noch an Byron's Art erinnernden Gedichtes. In diesem Punkte wäre etwas mehr Ausführlichkeit wohl am Platze gewesen.

C. M. Sauer, Dialoghi italiani, eine methodische Anleitung zum Italienisch-Sprechen. Zweite Auflage. Heidelberg 1877, VIII, 156 S.

Das Werkchen ist Allen, welche sich das Italienische etwa zu einer Reise aneignen wollen, dringend zu empfehlen. Die Gespräche, welche u. A. einen kurzen Aufenthalt in Venedig, kurze Berührung Veronas, Vicenzas betreffen, sind gewandt und werden bei ihrer Anziehungskraft auch ihre Wirkung nicht verfehlen. Die Anmuth des Inhaltes und der Form ist der Art, dass auch wer mit Sprachkenntnissen ausgerüstet schon in Italien gereist ist, sich hier mit Vergnügen manche Erinnerung auffrischen wird.

Heinrich Keller, Chrestomathie der Italienischen Sprache mit grammatischen und litterarischen Erläuterungen und kurzen biogr. Notizen über die aufgenommenen Autoren. Aarau 1877, V, 201 S.

Das vorliegende Handbuch zeichnet sich vor seines Gleichen sehr vortheilhaft aus. Der Verf. hat sich in der Auswahl und in der Erklärung, welche in deutsch geschriebenen, zum Schlusse gegebenen Anmerkungen besteht, redlich und mit gutem Erfolge bemüht. Ein Wörterbuch fehlt, womit ich ganz einverstanden bin. Es ist auf vorgerücktere Schüler gerechnet, und will ich nicht verhehlen, dass solchen ein einiges gutes Werk in die Hand zu geben, mir geeigneter scheint.

Dr. Hugo Andresen, Maistre Wace's Roman de Rou et des ducs de Normandie, nach den Handschriften von Neuem herausgegeben; erster Band, I. und II. Theil. Heilbronn 1877, XCVI, 238 S.

Die früheren Untersuchungen über das Leben des Dichters und sein Werk und den Text desselben werden dargelegt und gründlich beleuchtet, namentlich die ganz willkürliche Pluquet'sche Ausgabe. Der Verf. macht auf die Unterscheidung von an und en im Reime aufmerksam und findet hierin Grund genug, das Werk getrost ins 12. Jahrh. zu setzen. Auch hat das Gedicht zwölf zum Theil ziemlich lange Tiraden auf ie ausgehend, worin nicht ein einziges Particip der ersten Conjugation in ier eben diesen Reim in ie giebt, da diese Participien ursprünglich auf iee ausgingen, so dass die Kürzung in ie zur Zeit des Gedichtes noch nicht allgemein gewesen zu sein scheint. Der Herausgeber hat sich daher für berechtigt gehalten, solches ie, wo es etwa ausser dem Reime steht, gelegentlich gegen die Handschrift in iee zu bessern. Eine normannische Eigenthümlichkeit ist ihm ferner, wenn die 3. Sing. Impf. I. Conj. auf out und die 3. Pl. auf oent ausgeht, welche elf- und sechsmal vorkommen, und wenn in den Tiraden in eit und eient diese Endungen stets den anderen drei Conjugationen angehören, und verbessert er desshalb die Reimworte guerreit 1905 und trouoient 4207. Auch findet er *u* lateinischem langen *o* entsprechend (labur pour) nie mit *u*, welches lateinischem langen *u* entspricht, gereimt nach echt normannischer Art. Das ganze Gedicht wird als dreitheilig dem einen Verfasser zugesprochen. Die Geburt desselben soll nicht vor 1110 stehen; mit 45 Jahren soll er den Roman de Brut 1155 beendet und als ein Fünfziger dieses Werk unternommen haben. Ob in dem Texte die Gleichmachung der Formen wie in der Streichung und Zusetzung von *s* und *z* immer richtig sei, kann bezweifelt werden, da aus den gut überlieferten Texten die Grammatik noch gezogen werden soll und nicht umgekehrt.

Archivio Storico Lombardo, giornale della società storica lombarda e Bollettino della consulta archeologica del Museo storico-artistico di Milano. Milano 31 Marzo 1876 (anno III, fasc. I). 155, 24 S.

Unter anderem für weite Kreise Anziehenden finden sich im ersten Hefte des lombardischen historischen Archivs III, 1876, Ugo Foscolo Paralipomeni von C. Cantù, welche nicht wenige bisher unbekannte Zeugnisse enthalten. Wir sehen die Urtheile von Feinden, die Nachforschungen der Regierung über den Aufenthaltsort des früheren Professors in Pavia aus Actenstücken, Fragen und Berichten, die Nachrichten der Freunde, welche diese unter einander austauschten und manchen noch unveröffentlichten Brief Foscolo's selbst, seine Thätigkeiten von ihm selbst und von Anderen geschätzt. Der Verf. thut unter Anderem ein eigenes gutes Urtheil hinzu über Foscolo's leidenschaftliche Absprechung über Manzoni's Carmagnola. Aus den bisher unveröffentlichten Briefen, welche wir hier bekommen, ist werth mitgetheilt zu werden eine Vergleichung Foscolo's zwischen der Mediceischen Venus und der Venus von Canova, weil sie für die Kunst und für die Beurtheilung von Ugo Foscolo gleich lehrreich sein kann.

Firenze, 31 agosto 1812.

La nuova Venere è pur la bellissima cosa! non spira deità come l'altra, nè quella celeste armonia: ma pare che Canova temesse il terribile para-

gone dell' arte col greco scultore; onde abbellì invece la sua Venere di tutte quelle grazie che spirano un non so che di terreno, ma che movono più facilmente il mio cuore fatto anch' esso d'argilla: e mi ricordo ch' io negli anni scorsi adorai per più settimane quell' altra Venere: ma la seconda volta eh' io vidi questa, me le sono seduto vicino tutto soletto sospirando, con mille desiderj e con mille rimembranze nell' anima.

Firenze, 2 settembre.

La Venere de' Medici era bellissima Dea; e questa, ch' io guardo e riguardo, è voluttuosissima donna. L'una mi faceva sperare il paradiso fuori di questo mondo: e questa mi lusinga di poter trovare il paradiso anche in questa valle di lagrime. Canova parmi ha superato sè stesso nell' atteggiamento voluttuoso del collo; nell amorosa verecondia del volto e principalmente degli occhi, e nella mossa amabile della testa. — Oh che! son io pure diventato ciarliere d'arte?

Für Freunde der Kunstgeschichte und von Vasari's Werk (dessen vita di Raffaello da Urbino übrigens „zum Gebrauche bei Vorlesungen" in einem besonderen Abdrucke aus H. Grimm's Leben des Raphael in neuerer Rechtschreibung und in Capitel eingetheilt 1876 in Berlin erschienen ist) geben Nachträge (Postille) eines anonimo seicentista alla prima edizione delle vite usw. p. 101—116, gebracht von G. Mongeri, als Fortsetzung, aber noch nicht als Schluss zu 1875, fasc. IV, anziehende Belehrung, obgleich der Verf. häufig zeigt, dass man heute in Erkenntniss der Wahrheit in jenen Thatsachen mehrfach weiter ist als in jener denselben näher stehenden Zeit. Eine Photographie der porta degli Stanga a Cremona ziert das Heft. Auf den angehängten Bollettino komme ich ein ander Mal.

Gustav Lücking, Die ältesten französischen Mundarten, eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Berlin 1877, VI, 266 S.

Hatte G. Paris den Satz aufgestellt, dass die Sprache des Alexiusliedes eine den Unterschied des Normannischen und Französischen nicht zeigende neustrische Mundart sei und dass aus ihm gerades Weges die jetzige Gesammtsprache herzuleiten sei, so zeigt Lücking die Unmöglichkeit solcher Lautübergänge. Für das Centralfranzösische legt er vielmehr die Sprache Christians von Troyes zu Grunde und zieht noch mit in Betracht Amis et Amiles, Jourdains de Blaivies und aus dem Cyclus Wilhelm von Orange das erste und das letzte Gedicht, den Coronement Looys und die Bataille d'Aleschans, welche er für französische Bearbeitungen normannischer Dichtungen erklärt, um einander widersprechende Eigenthümlichkeiten derselben begreiflich zu machen. Das Alexiuslied widersetzt sich jener Auffassung, dass es in centralfranzösischer Sprache geschrieben sei, durch cose cambre kier gegenüber centralfranzösischem chose chambre chier, durch *u* (nicht *ü*) für lateinisches langes *o*, wo das centrale *ó óu éu* zeigt, durch ei gegenüber centralem oi d. i. ȯi, durch Imperfecte auf oue gegenüber centralen auf oie. Dass im letzten Falle dies aus jenem entstanden, ein *i* eingeschoben sei, wird zurückgewiesen, wie es überhaupt an der Zeit wäre, sich vor der Annahme von Lauteinschiebungen mehr zu hüten. Gewiss richtig wird *u* in jener Form als Consonant erklärt; es konnte wohl oue (ove) zu oe aber nicht zu oie werden; dies setzt entweder ovie oder oive voraus und wir haben neben einander stehende Bildungen anzuerkennen. Die Herstellung der Passion übrigens in einem der Einleitungsabschnitte zu einem französischen Texte auf Grund der Besserung fehlerhafter Assonanzen dürfte zum Theil mehr gemacht sein als sich von selbst ergeben.

Corrado Avolio, Canti popolari di Noto, studii e raccolta. Noto 1875, 391 p.

Die Freunde von Volksliteraturen sowie jene von den Mundarten Italiens wetteifern in der Freude an dem Werke C. Avolio's. Die sicilische Untermundart von Noto, wohl von einem Fünftel der Bevölkerung der Insel gesprochen, in ihrem Wesen, dem gelinden *r* statt *d* wie in ronna = donna — ähnlich altlateinischem arvorsum statt advorsum, maredus statt madidus, mit ihrer Zählung bis 100 nach Zwanzigen wie ru vintini e cincu = quarantacinque, tri bintini e chinnici = settantacinque wie z. B. im Albanischen, mit ihrer Zusammensetzung von Hauptwörtern als uocci-jatti, d. i. Katzenaugen, wie im Deutschen umgekehrt, u. s. w. wird uns deutlich und mit willkommenen Vergleichungen aus dem Italienischen und dem übrigen Sicilischen vorgelegt. Unter den Liedern finden sich wahre Perlen, deren Erinnerung uns nicht wieder verlässt. Eine Auswahl von Uebersetzungen, ein kleines Glossar, Anmerkungen, welche von der Begeisterung wie von der Vertiefung des Verfs. in seinen Gegenstand ein schönes Zeugniss ablegen, eine Melodie in Notenschrift erleichtern das Verständniss in erwünschter Weise. Ich hebe von solchen Erklärungen einige hervor. In einem Liede, in welchem der Liebhaber sein Mädchen einen mit Siegeszeichen beladenen Baum nennt, arbiru carricatu ri trufei, si carricatu r' oru e arghientu assai, erkennt er die mehr oder weniger deutlich bis heute fortlebende Siegesfreude der Syrakuser über Nikias und die Athener, welche nach Plutarch im Leben des Nikias, so Viele ihrer noch am Leben geblieben, ihre Waffen hergeben mussten, und man hängte dieselben an die zahlreichen ungeheuern Bäume am Flusse Asinaros; und Bonanni in den Siracuse illustrate berichtet von einem Maienfeste mit Herumfahrung eines mit Schwertern, Schilden und anderen Waffenstücken behängten Baumes. Dass ferner manche dieser Lieder älter als die Zeiten der Ankunft der Normannen auf Sicilien sein müssen, schliesst der Verf. daraus, dass die Geliebte häufig der Citrone, der Orange verglichen wird, was heute keinem Dichter, höchstens zum Spotte auf gelbe Haut einfallen würde: es müsse dies auf eine Zeit zurückgehen, in welcher diese Frucht etwas Neues und Seltenes auf der Insel war, und Foleando beschreibe doch schon unter Wilhelm die unendlichen agrumeti im Gebiete von Palermo. Aehnlich scheint dem Verf. die häufige Erwähnung der Palme auf frühere Zeiten, aus Sicilien hinaus, auf die Araber hinzuweisen. Beides ist, da wir eben Volks- und nicht Kunstdichtung vor uns haben, wohl der Erwägung werth.

Dr. Friedrich Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft, I. Band, 1. Abth.: Einleitung in die Sprachwissenschaft. Wien 1876, VIII, 177 S.

Die Absicht des Verfs., den jetzigen Standpunkt der Wissenschaft in einem Leitfaden zu geben für Vorlesungen und für Selbststudium, welche in der kurzen Vorrede ausgesprochen wird, darf nach dem bis jetzt vorliegenden, namentlich dieser Einleitung, insofern als erreicht bezeichnet werden, als wir die bedeutendsten hierher gehörigen Schriften kennen lernen, insoweit sie das Allgemeine und die Vergleichung enthalten und die im Einzelnen Nachricht und Lösungen von wenig Bekanntem und Schwierigem bringen, nicht nur durch genaue Angabe der Titel, sondern auch des Standpunktes und Inhaltes und durch wortgetreue Anführung von Hauptstellen. Der eigene Standpunkt des Verfs. ist ungefähr folgender. Von einer niederen

Stufe der Entwickelung ist der Mensch dem Thierischen allmälig entwachsen und die Zeit, wo er noch gar keine Sprache in dem heutigen Sinne hatte, liegt verhältnissmässig nicht so sehr fern: auch die Thiere haben eine niedere Art von Sprache, eine solche Mittheilung untereinander, dass die Meinung, der Mensch sei ihnen hierin nicht nur in der Entwickelung voraus, sondern im Grunde von ihnen verschieden, zurückzuweisen ist. Hieraus ergiebt sich dann von selbst, dass alle Sprachen aus einer einzigen nicht entstanden sind, sondern die verschiedenen Menschenrassen haben sich ihre verschiedenen gebildet (wie Sophokles in der Antigone schon sagte, der Mensch habe sich die Sprache gemacht). Dem Verf. kommen hier ausser seinen Sprachkenntnissen auf entlegenen Gebieten, welche er u. A. zeigte durch die „Reise der österreichischen Fregatte Novára", linguistischer Theil (Wien 1867), 4°, noch seine Forschungen auf dem Gebiete der Völkerkunde zu statten, welche er veröffentlichte in seiner „Allgemeinen Ethnographie" (Wien 1873). Auf die verschiedenen Rassen nun, gleichsam als den Boden, auf welchem die verschiedenen Sprachstämme gewachsen sind, geht F. Müller bei seiner Eintheilung der Sprachen zurück. Mit Ernst Haeckel und früher schon Isidore Geoffroy Saint-Hilaire wird die Eigenthümlichkeit des Haarwuchses als Hauptabzeichen derselben gefasst, wollhaarig und schlichthaarig unterschieden, und unter ersterem wieder vliesshaarig d. i. gleichmässig bewachsen und büschelhaarig d. i. stellenweise bewachsen, geschieden, unter letzterem straffhaarig und lockig. Zur letzten Art gehören die mittelländischen Rassen. An diese mehr naturkundige reiht sich die mehr sprachphilosophische Betrachtung. Wir sollen Stoffwurzeln von Formwurzeln scheiden. Letztere sind solche, welche nur eine Anschauung des Redenden ausdrücken als ich, du, er, da, oben, unten; die ersteren bezeichnen mehr, was ohne Beziehung auf uns ausser uns sich befindet. Das Chinesische behilft sich nur mit Stoffwurzeln, giebt das Formale (Subjective) durch Wortstellung. In Nomen und Verbum gehen die Sprachen auf, obgleich die meisten nicht einmal das zweite, das Verbum, haben. Die Jugend des letzteren und seine Verwandtschaft mit dem ersteren wird man übrigens immer mehr erkennen. Sehr angenehm und einleuchtend, von eigenmächtigen Folgerungen fern bleibend sind ferner die Schlussabschnitte über die Laute und die Schrift, obwohl man in letzterem Punkte etwas mehr Ausführlichkeit, namentlich auch etwas von den Schriftzeichen sichtbar dargestellt wünschte. Doch helfen hier vielleicht die einzelnen Abschnitte nachfolgender Theile. Wir erwarten namentlich für diesen Einleitungstheil eine weite Verbreitung und von dieser Vertiefung der Sprachwissenschaft überhaupt.

Dr. Friedrich Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft, I. Bd. 2. Abth.: Die Sprachen der wollhaarigen Rassen. Wien 1877, III, 263 S.

Der in der Einleitung gegebenen soeben erwähnten ethnologischen Eintheilung entsprechend soll ein zweiter Band die Sprachen der schlichthaarigen Rassen, ein dritter Schlusstheil die Sprachen der Culturvölker umfassen. Es wird im Ganzen von dem Unvollkommenen aufwärts gestiegen, und so stehen hier die Sprachen der wollhaarigen Rassen mit einigem Rechte zu Anfang. Es werden unterschieden die Rassen der Hottentotten, zu welchen die Buschmänner mit gehören, der Papua, der Neger, der Kaffern. Die Aussprachen der Hottentotten-Sprachen mögen dem Fremden schwierig sein, durch die Schnalzlaute, nämlich Consonanten, welche durch das Einathmen, nicht durch das Ausathmen entstehen. Nomen

und Verbum sind etwa eins, „das Auge“ und „er sieht“ dieselbe Form. Erscheinungen, welche recht an die Kindersprache erinnern, welche mit „bau-bau“ den Hund und Vieles, was zu ihm gehört, was er thut, was ihm ähnlich, bezeichnet. Doch, scheint mir, stehen wir und die Culturspraehen dem nicht so fern, wenn man unsere mit Verbalformen zusammenfallenden Nomina betrachtet, wie ludo = ich spiele und ludo, woraus später ludos und ludus, das Spiel. Hilft man sich in der Declination für den zweiten Fall durch blosses Vorsetzen des Besitzers wie „Vater Name“, so haben wir „Vatername“ u. a. Aehnliches. Das hottentottische Nomen behilft sich nun freilich ganz ohne Declination, das Verbum ganz ohne Zeit, Art, Person. Letztere drei werden durch äussere Hilfsmittel angedeutet, und so ergiebt sich ein Schein von Conjugation. Das Verbum ist eine Apposition oder ein mit Possessivsuffixen bekleideter Nominalausdruck. Aber in den Culturspraehen, bemerke ich, zeigt sich bei fortschreitender Kenntniss ganz Aehnliches. Die Buschmänner-Sprachen scheiden sich wesentlich von den hottentottischen durch Praefixe, während diese nur Suffixe kennen.

Unter den Sprachen der Papua ist die Mafor-Sprache auf Neu-Guinea mit vielem Fremden, namentlich Malayischen, gemischt. Doch ist sie formlos, mit rohester Anhäufung, aber mit Prae- und Suffix, Verbum und Nomen sind eins. Auch die übrigen zahlreichen noch vorgeführten Sprachen geben häufig Beispiele für gleiche Behandlung von Substantiven mit Possessivpronomen und Verbalformen, wie sie G. Curtius im griechischen Verbum I, S. 25 aus dem Magyarischen und Ostjakischen nach Schleicher herbeibrachte. Ich führe aus einer der Mande-Sprachen (Negerrasse), dem Vei an: m-fa mein Vater, n-do ich sage, i-fa dein Vater, i-ro du sagst, a-fa sein Vater, a-ro er sagt, mu-fa unser Vater, mu-ro wir sagen, wu-fa euer Vater, wu-ro ihr sagt, an-fa ihr Vater, an-do sie sagen. Man könnte hier leicht versucht sein, die uns so ferne Sprache nach diesem *m i a mu wu an* verwandt zu glauben; selbst die nahe Verwandtschaft zwischen 3. Sing. und 3. Pl. wie bei den Indogermanen liegt vor, und fa Vater, do sage könnte auch nicht schrecken. So kann eine Betrachtung des uns offenbar Fernsten vielleicht zu Vorsicht auffordern, nicht so leicht eine Verwandtschaft anzunehmen, da die menschliche allgemeine Verwandtschaft ganz von einander Unabhängiges doch ähnlich hervorbringen kann. Einige kleine Sprach- und Litteraturproben zum Schlusse eines jeden Abschnittes machen das Ganze doppelt anziehend.

Berlin. Hermann Buchholtz.

Die geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge aus dem isländischen urtexte übertragen von Eugen Kölbing. Heilbronn, gebr. Henninger 1878, XIII u. 72 ss. 12°. m. 1.

Die seit etwa drei jaren auf dem gebiete deutscher und romanischer philologie überaus tätige buchhandlung der gebrüder Henninger zu Heilbronn hat mit dem genanten buche allen freunden nordischer literatur eine anmutige neujarsgabe gereicht. nicht nur dass ein höchst zierlich ausgestattetes heftchen ihren büchertisch ziert, dass ein strebsamer und bewärter gelerter ein neues zeichen seines fleißes gegeben: ganz besonders erfreulich dünkt es uns, dass zur weiteren verbreitung der kentnis altnordischer dichtung hier der erste anfang gemacht ift, der erfolg verspricht. Tegner's gedicht wird jedem wert bleiben, der es je in die hand genommen: aber es ift eine abgeleitete quelle der erkentnis. Weinhold's altnordisches leben und Maurer's schriften sind kaum über den kreis der fachmänner hinaus

bekant*); Simrock's übertragung der Edda gewärt große schwierigkeiten, die Bodo Wenzel in der seinigen keineswegs beseitigt hat; der versuch, durch eine „Aslaugsaga“ geschmack an der alten poesie des nordens zu verbreiten, scheiterte an dem skaldischen stil, welchen die verfasserin nicht aufgeben mochte. Kölbing bietet uns eine geschickte, lesbare übersetzung der interessanten saga vom streitbaren skalden Gunnlaug und der schönen Helga nach Wimmer's text; einige erklärende anmerkungen sind hinzugefügt. Mag bald eine änliche arbeit beweisen, dass durch diese schrift in Deutschland interesse für das nordische altertum erweckt worden ist.

Berlin. Hans Löschhorn.

Auswahl deutscher Gedichte. Im Anschluss an die Geschichte der deutschen Nationalliteratur von Dr. Hermann Kluge, Professor am Gymnasium in Altenburg. Altenburg, Bonde, 1878.

Der berufene Verfasser einer weit verbreiteten, sich immer erneuernden Literaturgeschichte bietet hiermit eine ergänzende Gabe, welche sich an dies uns befreundete Werk anschliesst.

Kluge hat weder ein deutsches Lesebuch liefern wollen, denn sonst hätte er die Prosa nicht ausschliessen dürfen; noch eine Mustersammlung zur Poetik, denn wenn Epos und Drama keine Stelle fand, sollten eben nicht alle Gattungen der Dichtkunst vertreten werden. Auch eine lückenlose Folge von Belegen zur Metrik scheint nicht zugleich beabsichtigt, wenn auch von den Formen der Dichtkunst z. B. Ghasele, Sestien und Ritornell aufgenommen sind. Ebenso wenig war die Geschichte und der Umfang der deutschen Literatur durchaus massgebend, denn der Herausgeber verzichtet auf Proben aus der althochdeutschen, aus der mittelhochdeutschen und der ersten neuhochdeutschen Periode, welche in ihren dichterischen Blüthen oder charakteristischen Werken weder im Original noch durch Uebertragungen veranschaulicht werden. Der Verfasser wollte eben kein literaturgeschichtliches Lesebuch liefern, sondern eine Chrestomathie, welche erst mit dem Zeitraum der Gelehrtendichtung beginnt, wobei ihn unter andern der Grundsatz leitet, keine Bruchstücke zuzulassen. Man wird natürlich im Einzelnen mit dem Wähler rechten können, indem man z. B. Lieder von Fleming oder Paul Gerhardt oder „Das Kind der Sage“ von Herder vermisst oder andere Gedichte ausgeschlossen wünscht, bei denen ein strengerer Massstab angelegt werden musste, z. B. „Das Feuer im Walde“ von Hölty. Im Ganzen aber wird die Absicht des Herausgebers, eine gedeihliche Nahrung für Geist und Gesinnung zu bieten, ihre Frucht tragen: Alles verräth nicht nur den Pädagogen, sondern auch den Mann von Geschmack, der für das Selbststudium der Gebildeten sorgt. Besonders reich bedacht ist natürlich die Auswahl aus Klopstock, Goethe, Schiller, Uhland. Was uns namentlich befriedigte, war die Aufnahme der für didaktische Zwecke unschätzbaren Gedichte Schiller's „An die Freude“ und „Die vier Weltalter“. Aber auch den neuern und neuesten Dichtern ist mit Recht ein breiterer Raum vergönnt. Dass eine bildende Lektüre auch durch eine genaue Feststellung des Textes bedingt wird, leuchtet ein. Was wir verglichen haben, war correct; doch hat sich in Schiller's Spaziergang, Vers 187, die von Körner eingeführte Interpunktion erhalten, welche den Sinn

---

*) das gleiche gilt wol von Döring's s X empfohlenem programm, das doch kentnis der behandelten sagen voraussetzt.

durch ein in die Mitte gesetztes Semikolon entstellt. Die geschickte Einrichtung des Buches, welche die Brauchbarkeit erhöht, zeigt sich in erwünschten Zuthaten. Jedesmal wird auf den betreffenden Paragraphen der Literaturgeschichte verwiesen, wozu noch besondere chronologische Angaben über die Abfassungszeit der Gedichte kommen. Wo es Erläuterungen giebt, werden meist die Commentatoren namhaft gemacht. Dass diese Hinweise bei einer zweiten Auflage sich werden vervollständigen lassen, versteht sich von selbst, wie denn z. B. von Loeper's Commentar zu dem schwierigen Gedichte Goethe's „Epilog zu Schiller's Glocke" nicht unerwähnt bleiben durfte. Noch mehr wird es den Handgebrauch und die Uebersicht erleichtern, wenn künftig dem Inhaltsverzeichniss, welches jetzt nur die alphabetisch geordneten Namen der auserwählten Dichter enthält, ein Register mit den Liedanfängen oder den Ueberschriften der Dichtungen beigefügt wird. Die Verlagshandlung hat dem Unternehmen eine würdige Ausstattung angedeihen lassen.

Dresden. Eduard Niemeyer.

Französische Sprachlehre für den formal bildenden Unterricht. Mit vergleichender Berücksichtigung des deutschen Sprachunterrichts. Von Dr. Alb. Wittstock, Schuldirector. Leipzig, Klinkhardt.

Einführung in die englische Sprache. Von Dr. Alb. Wittstock. Leipzig, J. A. Barth.

Da die Auffindung guter Methoden für Alle, welche in der Schule arbeiten, das wichtigste Ziel bleibt, so ist es geboten, niemals die Erfahrungen Anderer ausser Acht zu lassen. In den vorliegenden Sprachbüchern wird auf drei Punkte besondere Sorgfalt gewendet: Frage, Aufgabe, Wiederholung. Das erste (eigentlich einzige) Unterrichtsmittel ist die Frage. Gut zu fragen, so zu fragen, dass die Aufmerksamkeit des ganzen Schülerkreises in Spannung erhalten wird, dass die Antwort den Schüler zum Selbstdenken veranlasst, durch Combination ihm allmälig mehrfach zusammengesetzte Gedanken zum Verständniss kommen, ist bekanntlich nicht leicht. Es verdient daher Anerkennung, dass in den obigen Lehrgängen die Fragen naturgemäss auf- und auseinander folgen. An die Frage knüpfen sich als weiteres Unterrichtsmittel Aufgaben und Wiederholungen. Die Aufgabe hat den Zweck, die Selbstthätigkeit zu wecken, die Wiederholung, dauernden Erwerb und Besitz zu erzielen. Die Wiederholung, sagt ein altes Sprüchwort, ist die Mutter der Kenntnisse.

Bei der wachsenden Vervollkommnung der Unterrichtskunst wird es sich immer mehr herausstellen, dass der heuristischen Methode, welche von der Selbstfindung des Schülers die Aneignung der Kenntnisse erwartet, in Zukunft mehr Raum gegeben werden muss als bisher. Der Zweck ist formale Bildung, die Kraft wächst durch die grössere Anstrengung. Der selbstthätige Unterricht erzeugt Interesse und Freudigkeit. Aller Unterricht muss ja an sich schon als Vorbereitung zu einem weiter gehenden Selbstunterricht betrachtet werden, der eigentlich im ganzen Leben nicht aufhört. Ein formaler Nutzen kann zwar aus jedem richtig behandelten Lehrstoffe gewonnen werden; es ist jedoch anerkannt, dass speciell die fremden Sprachen dem formalen Bildungszwecke wesentlich am besten dienen. Schon die Muttersprache wird durch die daraus entspringende Vergleichung unendlich durchsichtiger und bildender. Mit dem bloss äusser-

lichen Anlernen zum materiellen Zwecke hat die heuristische Methode nichts zu thun, sie hat vielmehr nur die zu gewinnende Kraft im Auge. Ausserdem wird die Reihenfolge der zu erlernenden Sprachen eine andere. Nach dem Grundsatze, dass an das Vorhandene anzuknüpfen, dass, nachdem die Muttersprache in ihren wesentlichsten Grundzügen angeeignet ist, naturgemäss diejenige Sprache erlernt werden muss, welche dem Genius derselben am meisten verwandt, kommt von sämmtlichen fremden Sprachen zuerst die englische. Das Lateinische voranzustellen, ist zwar hergebracht, wird sich indessen immer mehr als naturwidrig herausstellen. Das Latein hat zwar keine Schwierigkeiten der Aussprache, aber desto mehr innerliche. Da ist kein Artikel, da stecken alle Unterscheidungen in dem Ende des Wortes, und es bedarf einer langen Zeit, um nur annähernd zum freien Gebrauche des Verbum zu kommen. Deshalb sind gerade die ersten Schritte so unerfreulich. Wer erst Englisch und Französisch lernt, wird im Lateinischen dann weit raschere und entschiedenere Fortschritte machen.

Man hat häufig darüber geklagt, dass die vielen Lehrbücher zur Bequemlichkeit führten, dass man Andere für sich denken lasse etc. Allein es ist zu bedenken, dass auch das Extemporiren beim Unterricht manche Gefahren hat. Mag immerhin die vorhandene Masse von Schulbüchern schon unermesslich gross sein und jeder Tag noch Neues bringen, so ist es doch richtig, dass im Durchschnitt auch Besseres auftaucht. Die Hauptsache ist dann, die Bücher gut und recht zu benutzen und dabei den alten Grundsatz nicht zu vergessen, dass das Buch, welches für den Schüler bestimmt ist, kein Lehrbuch, sondern recht eigentlich ein Lernbuch sein muss. Der Verfasser der vorliegenden Elementarbücher hat diese Aufgabe mit Glück zu lösen gewusst.

Encyclopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen von Bernhard Schmitz. Anhang. Systematisches Verzeichniss der auf die neueren Sprachen, hauptsächlich die französische und englische, sowie die Sprachwissenschaft überhaupt bezüglichen Programmabhandlungen, Dissertationen und Habilitationsschriften. Von Hermann Varnhagen. Leipzig 1877, C. A. Koch.

Eine sehr dankenswerthe Zugabe zu dem im Titel angegebenen Hauptwerke, deren Zusammenstellung gewiss viel Mühe gekostet haben muss, desshalb aber auch seiner nur natürlichen Lückenhaftigkeit und Ungenauigkeiten wegen auf Nachsicht Anspruch machen darf. Es ist nicht anzunehmen, dass der, welcher über eine derartige Compilation referirt, sie besser zu controliren im Stande sei, als der Herausgeber derselben, der sich in viel ausgebreiteterer Weise mit dem Gegenstande beschäftigt und ihm seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Gleichwohl oder vielmehr zufällig jedoch kann ich, vermöge meiner Stellung als früherer Lehrer an der Leipziger Handelslehranstalt, sofort auf beide eben genannten Mängel hinweisen. Unter „Altenglisch“ müsste es bei „Monicke, Notes and Queries on the Ormulum“ ausser „1853“ auch noch 1854 heissen, da die Arbeit in den Osterprogrammen jener zwei Jahre erschien und unter „II. Englisch. A. Die englische Sprache im Allgemeinen“ fehlt mein ebenfalls ursprünglich als Osterprogramm derselben Lehranstalt erschienenes „*Essay on the Study of Modern Languages in General and on the English Language in Particular*“ gänzlich. Aus diesem einen Beispiel ist wohl leicht auf andere ähnliche zu schliessen. Man muss diese Lückenhaftigkeit indessen dem Herausgeber, wie gesagt, zugute halten, da er sich schon in dem beiläufig von

London aus datirten Vorworte, mit Hinweis auf eine vier Programme betreffende Bemerkung des „Neuen Anzeigers für Bibliogr. und Bibliothekswiss.“ desshalb entschuldigt. In der Anordnung ist er der der bekannten Schmitz'schen Encyclopädie gefolgt und, Dank wahrscheinlich seinem Aufenthalte in England, ist dem Buche auch ein alphabet. Autorenregister beigegeben, wodurch das Nachschlagen recht bequem gemacht wird. Vorangeschickt ist eine „Einleitung“, enthaltend: „I. Der Werth der Programme und Dissertationen“ und „II. Abriss der Geschichte des Programms und der Dissertation.“

Leipzig. Dr. David Asher.

Die siebente Ausgabe des Wörterbuchs der französischen Akademie.

Die Verlagshandlung von Firmin Didot hat soeben die neue Ausgabe des Wörterbuchs der französischen Akademie dem Buchhandel übergeben. Die Vorrede des wichtigen seit Jahren begonnenen Werkes sagt in ihrem Hauptinhalte:

„Die französische Akademie bestand bereits seit zwei Jahrhunderten, als 1835 die letzte Ausgabe ihres Wörterbuchs erschien. Die Stiftungsurkunde datirt vom Januar 1635, obwohl die Eintragung in die Register erst im Juli 1637 angeordnet wurde. Jene Ausgabe war die sechste; die erste war von Vaugelas redigirt; alle zählten neben weniger gekannten, aber durch ihre Gelehrsamkeit und ihre Ausdauer ausgezeichneten Autoren die ersten Schriftsteller ihrer Zeit, wie Lafontaine, Corneille, Boileau, Racine, Bossuet, Voltaire zu Mitarbeitern. Die erste Ausgabe erschien 1694, neunundfünfzig Jahre nach der Begründung der gelehrten Gesellschaft, so dass die Befürchtungen, das Werk werde nimmer erscheinen, lange Zeit für berechtigt gelten konnten. Antoine Furetière (1620—1688), der in seiner Ungeduld selbst ein Dictionnaire verfasste und in demselben die grossartigen Vorarbeiten seiner Collegen beutelustig benutzte, musste aus der Körperschaft ausgeschlossen werden. Ludwig XIV. gewidmet, mit einer einfachen, die leitenden Grundsätze darlegenden Vorrede versehen, prachtvoll ausgestattet, fand die Ausgabe von 1694 trotz des unbequemen Folioformates und der berechtigten Ausstellungen, denen eine solche Arbeit stets und besonders in ihrer ersten Gestalt ausgesetzt ist, eine überaus wohlwollende Aufnahme. Die Wörter waren jedoch nicht alphabetisch, sondern nach ihren Wurzeln geordnet. Erst von der zweiten Ausgabe an ist die alphabetische Reihenfolge beobachtet. Zu Besserungen lag mancher Anlass vor, und in der That zeigt die Ausgabe von 1718 eine weit grössere Sorgfalt, mehr Vollständigkeit, mehr und besser gewählte Beispiele, eine grössere Genauigkeit in den Worterklärungen und in der Vorrede eine geistvolle Anmuth, die mit der schwerfälligen Gelehrsamkeit der ersten Ausgabe sehr glücklich contrastirt. Die beiden folgenden Ausgaben von 1740 und 1762 streben nach möglichst grosser Vollständigkeit des ausserordentlich angewachsenen Wortschatzes. Die fünfte Ausgabe erschien 1798, nachdem die Akademie von der Revolution unterdrückt, durch ein Gesetz vom Jahre 1795 aber wieder eingesetzt worden war. Nur die Vorrede und ein, solche Wörter enthaltender, Anhang, welche durch die Revolution geschaffen worden waren, dieselbe aber auch nicht überlebten, athmen den revolutionären Geist jener Zeit; im Uebrigen schliesst sich die Ausgabe an ihre Vorgängerinnen an. 1835 folgte dann die bisher letzte Ausgabe mit der berühmten Vorrede Villemains.“

Wir vermissen in diesem geschichtlichen Abriss nähere Angaben über die Aenderungen, welche die einzelnen Ausgaben im Laufe jener zwei Jahrhunderte im Sprach- und Schriftgebrauch verzeichnet haben: die neue Ausgabe giebt anstatt solcher Zusammenstellungen die Vorreden der ersten sechs Ausgaben in aller Umständlichkeit, eine sehr dankenswerthe Idee, welche uns den bequemsten Einblick in die Entwickelung der Sprache gestattet. Wie ihre Vorgängerinnen, will auch die neue Ausgabe nur den gewöhnlichen Sprachschatz, nicht aber den wissenschaftlichen — den sie Specialwörterbüchern überlässt. Aus der Sprache der Wissenschaften, Künste, Gewerbe entlehnt sie nur solche Ausdrücke, welche in die gewöhnliche Sprache der Gebildeten übergegangen sind. (Sollte die Grenze stets sicher zu ziehen sein?) So berücksichtigt sie Wörter wie un Hercule, de Charybde en Scylla, un Caton, un César. Nicht mit Unrecht bemerkt die Vorrede, wie ein grosser Theil der in Furetière's Wörterbuch mit Fleiss gesammelten wissenschaftlichen Ausdrücke längst wieder in Vergessenheit gerathen sind.

Die grosse Schwierigkeit der Worterklärungen meint die Akademie weder durch Anführung von Synonymen noch durch annähernde Umschreibungen (des à-peu-près) heben zu können: zahlreiche, sorgfältig gewählte Beispiele erscheinen ihr als das beste Mittel. Die Beispiele sind übrigens, von den historischen, die Wortgeschichte erläuternden, abgesehen, von den Mitarbeitern selbst gemacht, so dass der moderne Sprachgebrauch in einer Reichhaltigkeit zu Tage tritt, wie sie bei Littré mit Recht oft vermisst wird.

Hinsichtlich der Aussprache und der Frage, ob und wie sie zu bezeichnen, dürften die Principien der neuen Ausgabe nicht allgemeinen Anklang finden. Die Aussprache wird hier ebenso (nur eine sehr geringe Anzahl von Wörtern ist mit der Aussprachbezeichnung versehen) wenig gegeben wie bei den Vorgängerinnen — parce qu'on n'apprend pas la prononciation dans un dictionnaire; la bonne prononciation, c'est dans la compagnie des gens bien élevés qu'il faut s'y façonner et s'en faire une habitude. Sollte denn aber der Gebrauch auch in der guten Gesellschaft nicht wechseln und darum schon eine Notirung der jedesmal herrschenden Sitte werthvoll sein? Sind wir nicht Palsgrave für seine Aussprachnotizen dankbar, sind die Littré's trotz seines vielgerügten Eigensinns nicht von grossem Werthe? Verdienen nicht allmälige Wandlungen, wie sie in ognon, encognure, pognard abgeschlossen sind, und wie sie sich in souhaiter, rouet, fouet, fouetter u. s. w. unter unseren Augen oder vielmehr vor unseren Ohren vollziehen, notirt zu werden? Sicher bilden diese Wandlungen einen wesentlichen Theil der Geschichte der Sprache, und aus diesem Grunde müsste das Werk über solche Fragen Aufschluss geben. Die Schwierigkeiten der Figuration sind doch nicht der Art, um als Gegengrund angezogen zu werden. Die Bezeichnungen bei Littré z. B. lassen nirgends Zweifel darüber, wie er gesprochen wissen will.

In der Orthographie spricht sich die Vorrede entschieden gegen jede phonetische Radikalreform aus; sie vermittelt und lehnt sich stets an den herrschenden Brauch an. Eine von Bossuet in gleichem Sinne verfasste und neuerdings bekannt gewordene Notiz gilt als Richtschnur. Doppelconsonanten sind mehrfach vereinfacht worden (consonance), etymologische, nicht gesprochene Buchstaben gestrichen (phtisie, rythme), der Accent grave wiederhergestellt in Wörtern wie piège, collège, siège! und an die Stelle des Trema in poème, poète getreten, der Trait d'union mehrfach fortgelassen. Sollte die Rückkehr zur alten Schreibung piège etc. glücklich genannt werden können? Wir glauben kaum: hatte doch die allgemein gewordene Schreibung piége, collége, siége bereits die ihr entsprechende Aussprache angebahnt, so dass man é sprach, etwa wie in médecin, événement, pélerin, und nun soll dieser endlich eingetretene Einklang durch die

alte Schreibweise wieder beirrt werden! Eine Anlehnung an den „herrschenden Gebrauch“ kann in diesem Falle doch nicht gemeint sein!

Den oft als „veraltet“ bezeichneten Wörtern gegenüber beobachtet die siebente Ausgabe eine weise Vorsicht. Sehr richtig bemerkt die Vorrede: Combien de fois, depuis quelques années surtout, a-t-on vu un mot que l'on croyait vieilli et presque éteint renaître plus jeune! On ne parlait plus guère, il y a soixante ans, que la langue de Voltaire. De nos jours, la langue du dix-septième siècle a repris une juste faveur. Der Sprachschatz eines Molière, Lafontaine, Pascal, Saint-Simon, Montesquieu, J.-J. Rousseau, Voltaire findet mit Fug und Recht volle Berücksichtigung. Allein 2200 Neologismen haben in den Spalten des Wörterbuchs Aufnahme gefunden. Vielleicht zu streng ablehnend verhalten sich die Redacteure gewissen gebräuchlichen, aber „falschen“ Bildungen und Anwendungen gegenüber: die Vorrede erwähnt nur actualité, un vapeur, un tableau réussi! Hiernach wird man sicher auf eine ganze Reihe von Aechtungen schliessen können.

Die Seitenzahl ist etwa die der Ausgabe von 1835 geblieben, das Format aber vergrössert, so dass die neue Ausgabe etwa 28,000 Zeilen oder 130 Seiten des alten Formates mehr enthält. Dass die typographische Ausstattung eine vorzügliche ist, bedarf keiner besonderen Versicherung. Zum Schluss sei noch erwähnt, dass die Vorrede wohl die Schwierigkeiten des Werks anerkennt, daraus aber für die Mitarbeiter keinerlei Verdienst ableitet: sie äussert sich mit grösster Bescheidenheit. Auch ist — was ein bei uns verbreitetes Vorurtheil vielleicht beseitigen wird — die Akademie keineswegs der Meinung, als hätte sie die Sprache zu fixiren oder gar ihr Gesetze aufzuzwingen: Fixer une langue, c'est impossible! Le dictionnaire l'a contenue, modérée, réglée dans ses changements. Il ne l'a pas polie dans le sens un peu despotique que le cardinal de Richelieu attachait à ce mot; les langues ne se polissent pas par contrainte et de vive force. Gute Lehren, gute Beispiele allein will die Akademie geben: die Sprache als ihr unterthan zu behandeln, liegt ihr völlig fern. Sie liefert ein Wörterbuch, und einen milderen Herrn als ein solches giebt es nicht: „S'y soumet qui veut.“ Wenn es Nachachtung findet, so liegt das lediglich daran, dass es selber auf alles Gute und Musterhafte achtete. Es erfindet nicht, es sondert, wählt: es richtet sich vielfach nach dem Publikum, damit dieses sich nach ihm richte. Sein mehr als zwei Jahrhunderte bereits überdauerndes Ansehen verdankt es nur jener vorsichtigen Vermittelung zwischen übereiliger Neuerungssucht und starrem Festhalten am Alten. Von allen alten Institutionen Frankreichs ist die Akademie die einzige, welche übrig geblieben ist, und — mit dieser Ueberzeugung schliesst die Vorrede — so lange sie die ihr zugewiesene Aufgabe richtig zu erfassen und gewissenhaft zu lösen bestrebt ist, wird sie auch existenzberechtigt sein.

Lüneburg. Dr. Voelkel.

Programmenschau.

Das deutsche Lesebuch auf höheren Schulen. Programm des Progymnasiums zu Trarbach 1877. 19 S. 4. Vom Oberlehrer Dr. O. Hubatsch.

In dieser frisch und kräftig geschriebenen Abhandlung unterwirft der Verf. die üblichen Lesebücher einer strengen Censur. Die deutschen Lesebücher, so ist der Gang, sind aus den Bedürfnissen der Volksschule hervorgegangen, sie waren, da der Unterricht sich nur mangelhaft über einzelne Fächer erstreckte, dazu bestimmt diese Lücken auszufüllen. Und diese Mannigfaltigkeit des Inhalts, die Belehrungssucht haftet noch den meisten als Erbtheil an, es wird noch die Reichhaltigkeit des Inhalts an einem neuen Lesebuch gerühmt. Die Einen wollen, dass das Lesebuch den übrigen Unterrichtsstoff ergänze, Anderen soll es Stoff für sprachliche Uebungen bieten, Anderen eine Zusammenstellung aller Stilarten, Anderen Mittheilungen aus dem Leben deutscher Dichter u. a. Wieder Andere versprechen sich von ihm eine besonders intellectuelle, Andere eine moralische Wirkung, namentlich im nationalen Sinn. Musterstücke für seine Aufsätze bieten die Lesebücher dem Schüler der unteren und mittleren Classen sehr selten; was diese einfach nachahmen könnten, finden sie selten darin. Demnach wäre eine Sammlung von Musterstücken, nach denen sich der Schüler richten könnte, z. B. für die verschiedenen Arten der Erzählung, Einflechtung von Schilderungen, wünschenswerth, aber diese rein vom eigentlichen Lesebuch zu trennen. Biographische Darstellungen von hervorragenden Dichtern, von denen schon Gedichte gelernt sind, gehören erst für die oberste Klasse, die noch ein Lesebuch braucht. Für die übrigen Klassen hat sich die Einführung in die Literatur wesentlich auf die eingehende Beschäftigung mit Gedichten zu beschränken. Da macht nun der Verf. dem Lesebuche von Ph. Wackernagel den Vorwurf, dass die Auswahl und die Reihenfolge der poetischen Stücke eine rein zufällige, principlose, zerstückelte sei, eine Menge der werthvollsten Gedichte gar keinen Platz finde. An dem Lesebuche von Hopf und Paulsiek tadelt der Verf. das Ueberwiegen des Mittelmässigen, die Gruppirung nach für den Schüler unverständlichen Kategorien, dazu die Ungleichmässigkeit dieser Eintheilung bei denselben Gedichten in den verschiedenen Cursen, endlich die Vertheilung der 500 Gedichte auf vier verschiedene Classenstufen, während eine Sammlung guter Gedichte als poetisches Lesebuch in den Händen der Schüler bleiben müsse. So wäre also auch der poetische Theil von den Lesebüchern zu lösen. Patriotische Gesinnung durch das Lesebuch fördern zu helfen, kann nicht Aufgabe des Lesebuches für untere Classen sein; wenn die Erwachsenen selbst-

bewusst von des Vaterlandes Ehre zu sprechen pflegen, so ist auch der Knabe stolz; das patriotische Gefühl wird durch Vorbild in Schule und Haus gepflegt. Die ersten Vorstellungen von dem Wesen wahrer Vaterlandsliebe werden am besten an fremdem Volke gewonnen, damit die patriotischen Tugenden um ihrer selbst geschätzt werden. Der Knabe studirt eben darum die griechische und römische Geschichte mit besonderer Lust, diese gerade nährt in ihm den vaterländischen Sinn; in Schillers Tell und Jungfrau von Orleans, die doch keine patriotisch deutsche Stoffe sind, tritt uns die Vaterlandsliebe in ihrer idealen Hoheit entgegen, daher haben sie so erhebend auf unser Volk gewirkt. Das ist ein sehr wahres Wort, denen auch entgegen zu halten, welche heutiges Tages laut in die unverständige Welt hinausschreien, die höhere Schule habe bisher nicht ihre Pflicht gethan, sie müsse nationaler werden. Geht man solchen Stimmen nach, so kommt man am Ende auf einen ähnlichen Irrpfad, wie damals im vorigen Jahrhundert, als Klopstock urteutonisch sein wollte, worauf denn der Bardenschwindel folgte.

Soll nun das deutsche Lesebuch den speziellen Aufgaben des deutschen Unterrichts dienen, also der ersten Forderung der Anleitung zum richtigen Gebrauch der Sprache, so ist für die Mittheilung der Gedanken in der Sprache zuerst nothwendig, dass die Vorstellungen klar und bestimmt seien. Dazu müssen aber im Lesebuche nicht die Schüler von einer Vorstellung zur anderen gejagt werden, sondern sie müssen sich in einem bestimmten Vorstellungsgebiete längere Zeit bewegen und die Objecte der Betrachtung müssen gross für ihn sein. Gegen diese Forderung der Stetigkeit fehlt besonders das Lesebuch von Ph. Wackernagel, aber auch die Lesebücher von Hopf und Paulsiek; indem hier und da ein Stück aus dem Ganzen eines Stoffes herausgebrochen ist, wird eine genaue Vorstellung unmöglich. Wie kann ein Schüler irgend ein Bild von der Alpenwelt gewinnen nach den Bruchstücken, die die vier Theile des Paulsiek'schen Lesebuchs bringen? Daher der mangelhafte Nutzen solcher Lesebücher für die Entwicklung des Erkenntnissvermögens, daher auch das geringe Interesse, welches Knaben für Anthologie im Gegensatz gegen zusammenhängende Erzählungen und Schilderungen haben. Grundlegende Vorstellungen gewinnt der Knabe nicht aus Märchen, noch aus bunten Bilderreihen aus der Geschichte und dem Völkerleben, sondern nur aus eingehenden Darstellungen einfacher, grosser, dem Verständniss des Schülers angemessener Verhältnisse. Darnach skizzirt der Verf. seine Auswahl also: Für Sexta und Quinta eignen sich griechische Heldensagen und zusammenhängende Erzählungen aus der Ilias und Odyssee im Tone der Heroensagen Niebuhrs. Für Quarta passen Erzählungen aus der griechischen und römischen Geschichte und zwar die Perserkriege und der zweite punische Krieg. Hier gewinnt er die Vorstellung von Vaterland und Staat, und, unterstützt von dem Religionsunterricht, welcher die biblische Geschichte vorführt, somit von den wichtigsten sittlichen Sphären des menschlichen Daseins. Die germanischen Sagenkreise passen besser für Untertertia als für die unteren Stufen, da die Gestalten weniger plastisch, die Handlungen weniger einfach, der Schauplatz weiter ausgedehnt ist. Für die Obertertia, wenn sie noch ein prosaisches Lesebuch braucht, sind Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte zu empfehlen, und zwar aus Zeiträumen, in deren Interessen er sich hineinleben, mit deren Gesinnung er sich erfüllen kann. Damit ist das Mittelalter ausgeschlossen. Die deutsche Art tritt am eigenthümlichsten hervor im Reformationszeitalter. Aber abgesehen von der confessionellen Spaltung in der deutschen Nation, geht der Stoff der Reformationszeit weit über die Fassungskraft der Schüler hinaus; bei ihrer Unbekanntschaft mit den Institutionen der früheren Zeit können sie von dem Zusammenhange und den Zielen der neuen Bestrebungen nur höchst unklare Vorstellungen erhalten, und diese sind von Uebel. So bleiben die Freiheitskriege, und sie gewähren ausreichenden Stoff. In diese Zeit muss

sich der Schüler hineinleben, dazu sind in die Geschichtserzählung Berichte von Zeitgenossen einzuschalten, auch die Vorbereitungen, die ganze Stimmung des Zeitalters, Züge aus dem Leben der Freiheitssänger sind zu beachten. So bewegen sich die Schüler fortwährend auf demselben Boden, ihre Vorstellungen nehmen an Klarheit und Umfang zu.

Ueber den deutschen Unterricht in der Secunda des Gymnasiums. Vom Dir. Dr. Ernst Müller. Programm des Gymnasiums in Kattowitz 1877. 14 S. 4.

Die vorliegende Abhandlung will „nachweisen, wie die Schüler in der Secunda in die deutsche Literatur einzuführen und die Stilübungen derselben einzurichten seien". Sie will also nicht blos uns Mittheilung machen von der Behandlung des Faches auf einem bestimmten Gymnasium, sondern will eben diese Behandlung für eine musterhafte, allgemein zu befolgende ausgeben. Das heisst viel versprechen; indess, wenn wir die Mittheilungen uns näher ansehen, so finden wir, dass sie theils nichts besonderes Neues bringen, theils aber die dort ausgesprochenen Ansichten auf Widerspruch stossen werden. Dass der Verf. es für die Aufgabe deutscher Gymnasien ansieht, ihre Schüler zum Studium der Meisterwerke der deutschen Literatur anzuregen und ihnen eine auf diesem Studium beruhende Einsicht in die Geschichte derselben zu gewähren, ist keine vereinzelte Ansicht; sie wird von Jedermann getheilt, nur mit der Einschränkung, dass das nur eine Aufgabe ist, dass das Gymnasium noch weit mehr Aufgaben zu lösen hat. Ob ferner der Satz wahr ist, dass die Mehrzahl der in den letzten Jahrzehnten von unseren Gymnasien entlassenen Abiturienten sich nicht diejenige Kenntniss der deutschen Literatur, die bis zum Jahre 1856 nach § 23 des Prüfungsreglements von 1834 gefordert wurde (der Paragraph verlangte doch wenig), angeeignet habe, kann Ref. nicht beeurtheilen, aber ebenso wenig wohl sonst Jemand, da darüber keine Urkunden vorliegen. Um nun aber die Einsicht in die Entwicklung der Literatur gewinnen zu lassen, glaubt der Verf., es sei am besten, die deutsche Lectüre in den oberen Gymnasialclassen mit Rücksicht auf die Entwicklung der Literatur zu ordnen. Das ist doch ein sehr bedenklicher Grundsatz; man bedenke, zu welchen Consequenzen er führen muss. Zweckmässiger ist es sicherlich, wenn der Schüler schon viel gelesen hat und jedesmal das, was für die bestimmte Stufe sich am besten eignet, schliesslich alles in einer Uebersicht zusammenzufassen. „Da auf den oberen Classen die Technik der Dichtkunst bei der beschränkten Zeit weniger betrachtet werden kann", so muss die deutsche Metrik in Tertia abgemacht werden; indess gehört zur Technik doch noch etwas mehr als die Metrik, von dem wichtigsten Stück, der Technik des Dramas, kann doch vor Secunda nicht die Rede sein. Das Mittelhochdeutsche will der Verf. der Untersecunda zuweisen; vielleicht die meisten Anstalten entscheiden sich für Obersecunda. Aber da in Secunda sonst noch viel zu thun ist, so entscheidet er sich für Ausschliessung des Mhd. Denn in Untersecunda sei erst eine Uebersicht der Geschichte der deutschen Literatur bis zum 18. Jahrh., dann Erörterung des Wesens der epischen Poesie, Besprechung der mittelalterlichen Epen, des Unterschieds zwischen Volks- und Kunstepik zu geben, und „wofern die Zeit reiche", Goethe's Hermann und Dorothea „heranzuziehen". Hier aber möchte man entgegnen, dass dazu die Zeit reichen müsse, dass dessen Lectüre wichtiger sei als alle Erörterungen und Uebersichten. Dann sollen die Schüler mit Walther, den Meistersingern, den Mystikern, Brant und Murner bekannt gemacht werden. Diese Vorschläge dürften schwerlich allgemeinen Anklang finden. Das alles soll nun im ersten Semester abgemacht werden. Im zweiten aber soll die Entstehung

des Neuhochdeutschen erklärt werden, dann sollen die Schüler Luthers Sendschreiben an den christlichen Adel u. s. w. genau lesen, wobei der Leser auch auf die sprachliche Seite dieser Schriften einzugehen habe, wofür der Verf. ihm zur Vorbereitung das Wörterbuch zu Luthers Werken von Dietz empfiehlt. Darnach soll einiges von Fischart gelesen werden, ferner von Opitz; der Verf. bedauert, dass die geläufigen Lesebücher von Opitz' Liedern so wenig darbieten. Andere Lehrer dagegen möchten wohl erschrecken, wenn sie die Erfahrung machten, dass ihre Schüler sich an Opitz erfreuten. Nach Opitz, will der Verf., sollen die Secundaner Lieder von Paul Gerhard und Günther lesen, endlich auf Gryphius und die Vertreter der zweiten schlesischen Schule hingewiesen werden.

Mit Uebergehung der folgenden Bemerkungen über den Einfluss der Reformation und des dreissigjährigen Krieges auf die deutsche Literatur hebt Ref. nur hervor, dass der Verf. in Obersecunda zuerst Haller und Hagedorn, dann den Streit Gottscheds mit den Schweizern den Schülern vorführt, darauf Klopstock, dann „einzelne in den Oden erwähnte Persönlichkeiten, wie Gellert und Rabener (!), den Uebergang zu einer kurzen Besprechung der literarischen Vereine des 18. Jahrhunderts, und ihrer hervorragenden Vertreter bilden lässt, von denen, ausser Lessing (welchen Verein vertritt denn Lessing?), namentlich Gleim und Bürger zu nennen sind", und zwar, setzt wörtlich der Verf. hinzu, Gleim deshalb, „weil er seine literarisch thätigen Freunde mit Rath und That unterstützte".

Zur Etymologie nordrheinfränkischer Provincialismen. Zweite Sammlung. Vom Oberlehrer Dr. Fuss. Programm der Ritterakademie zu Brandenburg 1877. 15 S. 4.

Die erste Sammlung erschien in dem Programm von 1873. Der Verf. verspricht eine Fortsetzung. Auch dies Heft bietet eine Fülle anziehenden Stoffes. Vieles des Vorkommenden mag der dortigen Gegend allein eignen; wo auch andere Gegenden Aehnliches bieten, hat der Verf. mit grosser Belesenheit es beigebracht; die Erklärungen schliessen sich nicht immer Grimm an. So kommt hier eine neue Erklärung von Fidibus vor, wenn auch nur vermuthungsweise, nämlich von dem Provincialismus Fit d. i. ein dünngeschnittener Holzspan zum Anzünden, mit Anfügung einer lateinischen Endung ibus, die auch sonst missbraucht werde, z. B. in baribus: die Etymologie hat ebenso viel für sich wie die von fil de bois. — Das Wort benaut = der Ohnmacht nahe, kommt ebenso im Ravensberg. vor. Zu den Gegenden, wo das schwer erklärliche extern = boshaft reizen, dessen Ableitung aus frz. exciter nicht wahrscheinlich ist, üblich ist, gehört auch das Ravensbergische.

Beiträge zur tirolischen Dialectforschung, Von Prof. Dr. Valentin Hintner. Programm des akademischen Gymnasiums zu Wien 1877. 48 S. gr. 8.

Ref. hat hier nur die Absicht, auf diese überaus fleissige und sorgfältige Arbeit alle aufmerksam zu machen, welche sich für die Etymologie und Dialektologie interessiren. Sie ist Fortsetzung der schon früher erwähnten Aufsätze. Dieser Theil behandelt nur die Buchstaben J, K, L, schon daraus erhellt die Genauigkeit der Forschung. Der Verf. zieht alle hierher gehörenden lexicalischen Werke, auch die sprachvergleichenden, Aufsätze in Zeitschriften u. s. w. heran. Dabei verfährt er aber durchaus selbständig, stellt sehr oft eigene Etymologien auf, grossentheils sehr an-

sprechend; dass einzelne bedenklich, zu gewagt erscheinen, mindert nicht den Werth der höchst beachtenswerthen Arbeit.

Das Ludwigslied. Von Ed. Samhaber. Programm des Gymnasiums zu Frauenstadt in O.-Oesterreich 1877. 22. S. gr. 8.

Die Abhandlung enthält nur einen Theil der Arbeit; nämlich die zwei ersten Capitel: über die Handschrift und die Ausgaben, und über die historische Grundlage. Die ganze Arbeit, welche weiter sich über die Darstellung, den Verfasser, die Form, die Sprache, Geschichte des Textes verbreiten und deren Anmerkungen schliessen wird, soll im Buchhandel erscheinen. Der Verfasser giebt eine genaue Beschreibung des Inhalts des Manuscripts, in dem das Lied überliefert ist, sodann der ersten Entdeckung durch Crebillon, der Ausgabe Schilters und der darauf fussenden, dann der zweiten Entdeckung durch Hoffmann, gemäss deren es 1837 Willems in der Elnonensia herausgab, und der neuesten Ausgaben. Von besonderem Werthe ist der Aufsatz über die historische Grundlage. An der Hand der Forschungen Dümmlers in seiner Geschichte des ostfränkischen Reiches weist der Verf. nach, dass J. Grimms Meinung von geschichtlichen Irrthümern des Dichters irrig war, dass vielmehr vom Anfang bis zum Schluss das Gedicht der geschichtlichen Wahrheit aufs genaueste entspricht.

Himmel und Hölle, das Schlusslied der vier Êvangelîa nach Ezzo's Redaction. Vom Oberl. Dr. Luppe. Programm der Realschule zu Kiel 1877. 32 S. 4.

Das Gedicht gibt der Verf. im Abdruck aus Müllenhoff-Scherers Denkmälern, dann eine ausführliche Paraphrase, zur Vorstellung des tiefen poetischen Gehaltes der Dichtung. Hieran schliesst sich eine weitläufige, eindringende, von reicher Belesenheit und Scharfsinn zeugende Erläuterung; wobei nur ein durchgehendes Versehen zu bemerken ist, die Verwechselung Wilhelm Wackernagels mit Philipp W. — Wilhelm Wackernagel hat zuerst den hohen Werth des Gedichtes geehrt, obgleich er noch über Form, Zweck und Bedeutung desselben für die unmittelbar folgende geistliche Dichtung unrichtig urtheilte. Nach neuer Vergleichung der einzigen in München befindlichen Handschrift erklärte Haupt es zuerst richtig für ein reimloses Gedicht, den Verfasser für einen Geistlichen. Der Vocalismus weist hin auf Oberdeutschland und zwar, wie auch die Verwandtschaft mit Willeram, auf Bayern. Ein grosser Reichthum an Medien ist Kennzeichen des Ostfränkischen. Reminiscenzen in den Werken der Ava weisen darauf hin, dass unser Gedicht 1060—1070 zu setzen ist. Der specifische Wortschatz führt nach der Bamberger Gegend. Der Verfasser muss ein Geistlicher, ein gelehrter, redegewandter Scholaster gewesen sein. Wie Bamberg der Fundort, so ist es auch gewiss der Geburtsort des Werkes gewesen. — Es lässt der Verf. eine ins Einzelste eingehende Erläuterung der Dichtung folgen. Es ergibt sich daraus, dass sie das Schlusslied, etwa eines Entechrist, eines jüngsten Gedichtes ist, von dem sie losgetrennt und mit dem Beicht- und Bekehrungsbuch vereinigt wurde, weil sie zu Bekehrungszwecken brauchbar befunden wurde. Nirgends hat sich eine zweite Handschrift, wohl aber eine Anzahl von Anlehnungen an H. und H. vorgefunden; woraus der Verf. schliesst, dass H. und H. überhaupt nicht handschriftlich, sondern nur mündlich tradirt worden ist. Es bewahrt unverkennbare Spuren der französischen Mystik; im Sinne des Dichters ist H. und H. die verklärte Kirche. Der Mangel an sinnlicher Gestaltung des Stoffes und die Ursprünglichkeit der Prosodie führen zu der Folgerung, dass uns der erste Versuch eines geistlichen Dichters vorliegt. Wahrscheinlich ging unserem Gedichte ein

grösseres belehrendes Gedicht voraus, und zwar zunächst ein jüngstes Gericht und weiterhin eine Evangelienharmonie, wie denn im 12. Jahrh. Evangelienharmonien directen Einfluss von H. und H. verrathen; es hat unser Gedicht eine mächtige Einwirkung auf die nachfolgende geistliche Literatur gehabt. Diese folgende Dichtung weiss den Stoff anschaulicher zu gestalten, aber ermattet im Redeschwung. Unser Gedicht ist der einzige Beleg für den Stand deutscher Dichtungsversuche um 1060 in Bamberg. Hier übte Bischof Gunther einen anregenden Einfluss auf seine Geistlichkeit aus; auf seine Anregung verfasste sie ein Werk vom Wirken Jesu, welches Ezzo redigirte und zu dem Willo die Weise erfand. Für den einzigen Rest dieser ersten reimlosen Redaction der vier Evangelia, noch ehe Willo die Weise dazu fand, hält der Verf. unser vorliegendes Gedicht.

Ueber die Beziehungen der französischen und deutschen Poesie im Mittelalter. Vom Oberlehrer Nicolai. Programm der Realschule zu Meerane 1877. 34 S. 4.

Die Abhandlung vergleicht das französische und deutsche Rittergedicht. Voraus geht ein Ueberblick der Geschichte der deutschen und französischen Sprache, wie der Verf. bemerkt, zum besseren Verständniss des Folgenden. Der aufmerksame Leser findet aber nicht viel vor, was ein besseres Verständniss unterstützte. Dann folgt eine Inhaltsangabe der Chanson de Roland, der deutschen Rolandslieder des Pfaffen Konrad und des Stricker, der Aeneas- und Alexanderdichtungen, der Dichtungen des Chrétien di Troges, Hartmanns, Gottfrieds, Wolframs.

Zur geistlichen Dichtung des Mittelalters. Vom Gymnasiallehrer Hermann Dederich. Programm des Kaiser Wilhelm-Gymnasiums zu Köln 1877. 16 S. 4.

Die Abhandlung beschäftigt sich mit den um die Jungfrau Maria sich gruppirenden Dichtungen. Der erste Theil behandelt die Entstehung der Marienverehrung in Deutschland und die durch die Volksanschauung herbeigeführte äussere Form derselben, der zweite den von den Geistlichen eingeführten Marienkult, der dritte die kunstmässige Mariendichtung.

Die Marienverehrung lehnte sich an die religiösen Vorstellungen der heidnischen Zeit, besonders von der Frau Holle, daher entstand gegen diese Volksauffassung eine bewusste Reaction; so wurde die Mariendichtung streng kirchlich. Eigentliche Marienlieder kommen erst am Beginn des 12. Jahrh. vor, eins der ältesten ist der Arnsteiner Marienleich. Es folgt die Vorauer Sündenklage, das Melker Marienlied zwischen 1120 und 1140. Mitten in einer Betrachtung der Bücher Mosis erscheint ein Marienlob. Aus einer lateinischen Hymne des Hermannus Contractus ist fast wörtlich übersetzt eine Sequentia de S. Maria aus dem Stifte St. Lambrecht. Etwas jünger ist eine Sequentia de S. Maria aus Muri, eins der schönsten Marienlieder. Wahrscheinlich aus Köln stammt aus dem 12. Jahrh. ein Marienlob in der Bibliothek zu Hannover, durch Innigkeit des Gefühls hervorragend. In der letzten Periode wird das Marienlied sinnlicher, das geistliche Lied nähert sich dem Minnelied, und nicht blos das Lob der Jungfrau wird verkündigt, sondern auch ihr Leben nach den apokryphen Ueberlieferungen geschildert, besonders nach dem Evangelium Nicodemi, schon am Ende des 12. Jahrh. mitteldeutsch bearbeitet. Ein anderes apokryphes Evangelium ist benutzt in des Pfaffen Wernher Leben Marias; dies Gedicht, aus drei Theilen bestehend, zeichnet sich durch treffliche Darstellung aus. Von Konrad von Heimesfurth aus dem Anfang des 13. Jahrh. ist seine Himmelfahrt Mariä hervorzuheben. Von Konrad von Fassesbrun aus Niederösterreich ist die

Kindheit Jesu bekannt. Sehr beliebt war das Marienleben von Bruder Philipp, wahrscheinlich einem steiermärkischen Mönch, eine ausführliche Erzählung von Maria und der Geburt des Herrn. Die ebenfalls beliebten Marienlegenden stammen aus dem umfangreichen Legendenwerke, dem sog. Passional, dessen Legenden von ungleichem Werthe sind. Rein lyrisch ist der Gottfried von Strassburg zugeschriebene, aber wahrscheinlich nicht von ihm herrührende Leich auf die heilige Jungfrau; die äusserste Formvollendung erhielt die Mariendichtung in der goldenen Schmiede Konrads von Würzburg. — Dies ist der Inhalt der Abhandlung, an der wir die umfangreiche Belesenheit des Verf. rühmend hervorheben müssen; von fast allen Gedichten sind Auszüge oder doch der Inhalt mitgetheilt.

Gregorius auf dem Steine, der mittelalterliche Oedipus. Vom Oberlehrer A. Heintze. Programm des Gymnasiums zu Stolp 1877. 23 S. 4.

Die Abhandlung vergleicht bis ins Einzelste Hartmanns Gregorius mit der Oedipussage. Man muss dem Verf. beistimmen, dass die Gregoriuslegende nicht die Missachtung verdient, die ihr Gervinus zu Theil werden liess, wenn auch die durchgeführte Idee uns moderne Menschen etwas wunderlich anmuthet.

Philander von Sittewald. I. Thl. Vom Oberlehrer Dr. Christian Achmed Scholtze. Programm der Realschule zu Chemnitz 1877. 21 S. 4.

Der Verf. charakterisirt zuerst das Vorbild der Traumgeschichte Philanders, den Spanier Quevedo, als dessen Eigenthümlichkeiten, in seinem Gegensatze gegen die herrschende Darstellungsweise, Gedrungenheit, glänzender Witz hervortreten. Schon 1640 übertrug Philander das 1627 zum ersten Male erschienene Original. Moscherosch hat die ganze gelehrte und weltmännische Bildung seiner Zeit in sich aufgenommen; er liebte besonders die sittlich ernsten, scharf witzigen Epigramme des Engländers John Owen und übersetzte sie. Er war strenger Protestant, aber frei von religiösem Vorurtheil, viel gereist, bezaubert von dem Glanze der französischen Hauptstadt, aber klar die der deutschen Nation von dem französischen Wesen drohende Verderbniss erkennend, Gegner des französischen absoluten Königthums, der Ueberhebung des Adels. An Zinkgrafô, seines Freundes, Apophthegmata hat er selbst mitgearbeitet. Seine Uebersetzung des Quevedo ist eine freie, er erreicht das spanische Original nicht. Er kann sich der steifen gelehrten Pedanterie seiner Zeit nicht entschlagen; man vermisst hier den knappen kräftigen Witz seiner eigenen Arbeiten, neben volksthümlicher Erzählung kommt frostige Allegorie vor, die persönliche Satire fehlt bei ihm wie bei Quevedo, er geisselt die verschiedenen Stände, Philanders Visionen sind ein Spiegelbild seiner Zeit.

Der Bienenkorb, Catalogus Catalogorum und kleinere Zugaben. Ein Beitrag zur Charakteristik und Literatur Joh. Fischarts. Von Th. Kessemeier. Programm der Realschule zu Bremen 1877. 25 S. 4.

Der Verf. hebt zunächst die politische Bedeutung Fischarts für seine Zeit hervor, insofern er als Vertheidiger religiöser Toleranz den lutherischen Ultras

scharf entgegengetreten sei; darauf gibt er eine Zusammenstellung der wenigen sicheren oder doch wahrscheinlichen Nachrichten, welche wir über das Leben des grossen Satirikers besitzen; er hält es für wahrscheinlich, dass Fischart sich Menger genannt habe nach dem Geburtsorte seiner Mutter; er nimmt an, dass er nicht vor Frühjahr 1590 gestorben sei. — Der Bienenkorb ist Uebersetzung des holländischen Originals des Philipp Marnix von Aldegonde, des bekannten niederländischen Patrioten; doch gibt Fischart Erweiterungen. Aus dieser Schrift sind mehrere Stellen hier mitgetheilt. Von dem Bienenkorb erwähnt Kurz als erste die Ausgabe von 1576; dieser Bienenkorb von 1576 ist eine Uebersetzung des holländischen Originals, aber nicht von Fischart; Fischarts erweiterte Uebersetzung erschien zuerst 1579. Die Bremer Stadtbibliothek bewahrt eine undatirte Ausgabe des Bienenkorbes, von der Verf. hier Bericht erstattet, die Vilmar unbekannt geblieben ist. — Von dem Catalogus Catalogorum, der nur 1590 gedruckt ist, besitzt die Bremer Stadtbibliothek ein Exemplar mit zahlreichen Abweichungen am Ende, über welche der Verf. genau Bericht erstattet.

Das Siegwartfieber. Von Prof. Edmund Kamprath. Programm des Gymnasiums zu Wiener-Neustadt 1877. 24 S. gr. 8.

Man sollte meinen, mit dem Namen Siegwartfieber sei gerade die Erscheinung zu bezeichnen, zu der unmittelbar Millers Siegwart Veranlassung gegeben. Aber der Verf. dehnt den Begriff weiter, Siegwartfieber ist ihm überhaupt die falsche Empfindsamkeit des vorigen Jahrhunderts; und die Belegstellen für die Thatsache des Siegwartfiebers entlehnt er daher grösstentheils aus der Vormillerschen Literatur. Wie sich nun diese sentimentalen Menschen in ihren religiösen Anschauungen, in ihren Naturen, Freundschafts-, Liebe-, Kunstschwärmerei aussprachen, dazu theilt er eine grosse Anzahl einzelner Redensarten und Briefstellen mit. Das mag für die mit der Literatur jener Zeit ganz unbekannten Leser ergötzlich zu lesen sein, denn die Tendenz des Verf. ist die ganze Erscheinung in ihrer Lächerlichkeit zu charakterisiren. Wie leicht wäre es, dies Material zu vermehren! Die Wissenschaft hat von der Arbeit keinen Gewinn. Diese geht nicht einmal auf den Grund der eigenthümlichen Krankheitserscheinung ein. Der Verf. gibt im Anfang den Inhalt des Millerschen Siegwart; er erwähnt aber nicht einmal das köstliche Product der doch so bald eintretenden Reaction gerade gegen diesen Siegwart.

Zum Sprachgebrauch Goethe's. Vom Dir. E. Albrecht. Programm der Realschule II. Ordnung zu Crimmitschau 1877. 45 S. 4.

Eine sehr beachtenswerthe, fleissige Arbeit. Der Verf. ist auf sein Thema gekommen durch die Erfahrung, die jeder Schulmann macht, dass man nämlich bei Durchsicht von Schüleraufsätzen auf mancherlei Befremdliches stösst, dass man zuerst es verwerfen mag, dann aber doch sich besinnt. Mützell erzählte einmal, er habe anfangs bei deutschen Correcturen sich nur auf sein Sprachgefühl verlassen; aber tüchtige Schüler hätten sich ihm gegenüber zur Vertheidigung auf deutsche Classiker berufen; seitdem sei er vorsichtig geworden und habe bei den Correcturen ein Wörterbuch zur Seite liegen gehabt. Es ist ein eigenes Ding um das Sprachgefühl; es wird doch durch den Sprachgebrauch bedingt; und wie oft widerstreitet es diesem Sprachgebrauch. Es scheint, als ob die Tagespresse den Sprachgebrauch wiedergeben müsse; und wie oft fühlen wir uns von den Wendungen derselben abgestossen. Der Sprachgebrauch ist etwas Flüssiges;

was uns heute unbequem ist, wird es nach einiger Zeit nicht mehr sein, und was heute allgemein üblich ist, wird wieder nach einiger Zeit schwinden. Es ist eine unumstössliche Wahrheit, dass vieles in der Redeweise der grossen Schriftsteller unseres Volkes jetzt nicht mehr üblich ist. Wie soll sich nun der Lehrer verhalten, wenn der Schüler jetzt nicht übliche Aenderungen gebraucht? Soll er sie verwerfen? Aber der Schüler liest ja die grossen Schriftsteller zur Bildung seines Stils, er soll sich auf sie stützen dürfen. Gewiss ist es das Richtige, dem jetzigen Sprachgebrauche, wenn er von dem früheren abweicht, sein Recht widerfahren zu lassen, d. h. den Schüler, der nach heutiger Weise schreibt, nicht zu verbessern; andererseits aber auch den herrschenden Sprachgebrauch nicht zu scharf betonen, den Schüler auch dreist die grossen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts nachahmen zu lassen. Aus ihnen schöpfen wir ja eben so gut, wie aus der lebendigen Quelle der Volksrede; es bürgert sich so manches wieder ein, was verloren schien. Ein solches Bemühen, den reichen Schatz der Vergangenheit wieder flüssig zu machen, darf nicht mit der archaistischen Richtung auf gleiche Stufe gestellt werden, der wir in der römischen Literatur und in der Kaiserzeit begegnen. Wer hätte nicht seine Freude an Gustav Freytags Redeweise? Ist es nicht ein Gewinn, um von der Rückeroberung einzelner Wörter zu schweigen, wenn der Gebrauch der Participia, selbst bis zum Ablativus absolutus, ein umfangreicherer wird? fällt uns jetzt noch der Accusativ cum Infinitiv bei einem der gefeiertsten Geschichtschreiber der Gegenwart auf?

Der Verf. hat mit grosser Sorgfalt aus Goethe und hauptsächlich nur aus Wilhelm Meister, Werthers Leiden, den Wahlverwandtschaften und Wahrheit und Dichtung, in alphabetischer Ordnung die vom jetzigen Gebrauch abweichenden Ausdrücke und Redewendungen zusammengestellt. Zieht man auch einige wenige ab, bei denen eine Abweichung nicht allgemein zugegeben werden mag, so staunt man doch über die enorme Menge. Welche Wandlungen hat also die Sprache in der kurzen Zeit durchgemacht, obgleich doch Goethe, so zu sagen, unsere tägliche Nahrung ist! Wir empfehlen Jedermann die Durchmusterung dieses kleinen Wörterbuchs, um so mehr, als nicht weniges darin im Grimmschen Wörterbuch übergangen ist. Daran schliesst sich eine Besprechung einiger besonders syntaktischen Erscheinungen, die bei Goethe oft hervortreten, uns jetzt fremd erscheinen. Der Verf. bespricht so u. A. die Declination der Eigennamen, den ungewöhnlichen Gebrauch des unbestimmten Artikels, des Infinitivs statt eines Substantivs, der Participia, die Ellipse, den Gebrauch des Conjunctivs, die freie relativische Satzverbindung, die freie Wortstellung; kurz, die Abhandlung ist gleich anziehend und lehrreich.

Ein deutsches Weihnachtsspiel aus Böhmen. Von Ferd. Hölzel. Programm des Gymnasiums zu Böhmisch-Leipa 1877. 32 S. 8.

Der Titel der Abhandlung kann leicht zu übertriebenen Hoffnungen verleiten. Es ist kein Weihnachtsspiel aus älterer Zeit, welches uns hier vorliegt. Weihnachtsspiele aus älterer Zeit in deutscher Sprache haben sich in Böhmen noch nicht vorgefunden. Es existiren aus Böhmisch-Leipa noch Uebersichten von Passionsvorstellungen vom Anfang des 18. Jahrh. Es kamen aber auch Darstellungen zur Weihnachtszeit vor, namentlich wurden zwei Spiele „Das Hirtenspiel“ und „Das Herodes- oder Drei-König-Spiel mit dem Kindermord“ bis in die jüngste Zeit von Leuten aus dem Bürgerstande in Privathäusern aufgeführt. Diese Spiele sind es, welche aus der handschriftlichen Ueberlieferung der Verf. hier mittheilt. Als Verfasser derselben wird ein Geistlicher A. A. Perle (1746—1814) genannt. Eingeschaltet

waren zwei alte Lieder, die von ehemaligen Acteurs aus dem Gedächtniss aufgezeichnet sind. Dichterischen Werth haben auch diese Lieder nicht, aber immer noch mehr als der übrige Text.

Verlauf des Streites um die drei Einheiten im französischen Drama. Von Prof. K. Kühr. Programm des Gymnasiums zu Landskron in Böhmen 1877. 30 S. 8.

Der Verf. bringt nichts wesentliches Neues, er giebt eine Uebersicht über den Gegenstand nach den besten Literaturgeschichten. Er zeigt, wie das Missverständniss des Aristoteles zu der Strenge der Forderung der drei Einheiten führte, aber nach längerer Zeit Widerspruch dagegen laut wurde. Es sind wissenschaftlich-ästhetische Kreise gewesen, durch welche das Gesetz massgebend gemacht wurde, und besonders der Einfluss Chapelains, der für sich die Autorität Richelieus und der neuen Akademie zu gewinnen wusste. Dadurch wurde bestimmt, dass das französische Trauerspiel hinfort nicht mehr ein dramatisch-pittoreskes, sondern ein rhetorisch-musikalisches sein sollte. Im Jahre 1635 waren die Regeln bereits vollständig Mode. Corneille's Cid erfuhr trotz der allgemeinen Bewunderung Anfeindung. Die Anschuldigungen Scudéry's führten zu dem Urtheile der Akademie, dass ein romantischer Stoff sich nicht, ohne unwahrscheinlich zu werden, mit der Regel 24 Stunden vertrage, auf welche die moderne Tragödie aufgebaut war, dass die Ortseinheit, bisher gering geschätzt, so nothwendig sei wie die erste. Corneille unterwarf sich der Autorität, in seinem Horace zuerst bemüht er sich sorgfältig der Regel der drei Einheiten nachzukommen. Diderot griff die Regel an, aber er drang nicht durch. Die dramatischen Vorlesungen A. W. Schlegels, ins Französische übersetzt, die Madame de Staël, das verbesserte Verständniss Shakespeare's erschütterten die akademischen Gesetze, die Romantiker, besonders V. Hugo und Dumas, drangen durch; gegenwärtig ist die Frage der Einheit der Zeit und des Ortes nur eine historische Frage der Literaturgeschichte.

Herford. Hölscher.

Abel Mathieu: Denis de la langue françoise, Paris 1572. Abhandlung im Programm des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster von Dr. Lamprecht. Berlin 1875.

Eine interessante Schrift und ein willkommner Beitrag zum Studium der französischen Sprache des 16. Jahrh. Der Verf. giebt zunächst eine Analyse des Inhalts: nachdem Mathieu die französische als die in jeder Beziehung vorzüglichste von allen Sprachen hingestellt, eifert er gegen diejenigen, welche dieselbe durch Einfügung von fremden Wörtern verderben, und lobt oder tadelt den Styl verschiedener Prosaschriftsteller und Dichter; sodann werden grammatische Regeln, gegen die gesündigt, im Einzelnen aufgeführt. Nachdem Dr. L. sodann über Mathieu's Persönlichkeit einige Nachrichten gegeben, bespricht er in eingehender Weise den Text des Denis, und zwar zunächst Orthographie, dann Grammatik, schliesslich noch die Urtheile des Mathieu über die von demselben angeführten Schriftsteller.

Braunschweig. A. Lüttge.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

A bibliographical list of the works that have been published or are known to exist in MS. illustrative of the various dialects of English. 3 Parts. ed. by J. H. Nodal. (London, Trübner.) 13 s. 6 d.

J. R. Bartlett, Familiar quotations, being an attempt to their source Passages and Phrases in common use. (Boston.) 15 s.

Ch. Wirth, Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache im Zusammenhange mit der Frage nach dem Unterschiede zwischen der Menschen- und Thierseele. (Wien, Nehring.) 1 Mk. 80 Pf.

J. du Bellay, La deffence et illustration de la langue françoyse. Reproduite conformément au texte de l'édition originale avec une introduction, des notes philologiques et littéraires p. E. Person. (Versailles, Cerf et fils — Baudvy.) 5 fr.

Fr. Diez, sein Leben, seine Werke und deren Bedeutung für die Wissenschaft, von H. Breymann. (München, Ackermann.) 60 Pf.

Der höhere Unterricht. (Strassburg, Trübner.) 1 Mk.

Lexicographie.

Sachs, Deutsch-franz. Wörterbuch. 16. Lfrg. (Berlin, Langenscheidt.) 1 Mk. 20 Pf.

G. Azaïs, Dictionnaire des idiomes romans du midi de la France. Tome I. (Paris, Maisonneuve.) 4 fr. 20 ct.

La Curne de Sainte-Palaye, Dictionnaire historique de l'ancien langage françois, publiée p. L. Favre et Pagot, 42e fascicule. (Paris, Champion.) 3 fr.

E. Littré, Dictionnaire de la l. fr. Supplément. Suivi d'un dictionnaire étymologique de tous les mots d'origine orientale, par Marcel Devic. (Paris, Hachette.) 12 fr.

E. J. Boyce, An etymological glossary of nearly 2500 Engl. words derived from the Greek. (London, Bell & Sons.) 3 s. 6 d.

Grammatik.

R. Heinzel, Ueber die Endsilben der altnordischen Sprache. (Wien, Gerold.) 2 Mk. 40 Pf.

G. Charavay, Règle définitive du part. passé, suivie d'exercices expliqués. (Paris, Journal de l'Imprimerie.) 1 fr. 50 ct.
H. Doniol, Les Patois de la Basse-Auvergne, leur grammaire et leur littérature. (Paris, Maisonneuve.) 4 fr. 50 ct.
A. L. Sardou, L'idiome niçois. Ses origines, son passé, son état présent. (Paris, Champion.) 3 fr. 50 ct.
Ch. Cassal, The french genders: A critical and historical examination of the principles on which the laws of gender are based in English. (London, Longmans.)
K. Körner, Einleitung in das Studium des Angelsächsischen. Grammatik, Text, Uebers. Anmerkungen, Glossar. I. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk.
J. D. Gladstone, Spelling Reform. (London, Macmillan.) 1 s. 6 d.
J. Gostwick, English Grammar. Historical and analytical. (London, Longmans.)
C. v. Reinhardstöttner, Gramm. der portugiesischen Sprache auf Grundlage d. Latein. u. d. roman. Sprachvergleichung bearb. (Strassburg, Trübner.) 10 Mk.

Literatur.

A. Grimm, Ueber die politische Dichtung Walther's v. d. Vogelweide. (Frankfurt a. M., Winter.) 1 Mk.
G. Jellinek, Die Beziehungen Goethe's zu Spinoza. (Wien, Holder.) 80 Pf.
H. Hüffer, Aus d. Leben Heinrich Heine's. (Berlin, Paetel.) 4 Mk. 50 Pf.
E. Lichtenberger, Etude sur les poésies lyriques de Goethe. (Paris, Hachette.) 6 fr.
Goethe, Hermann et Dorothée. Poëme trad. en vers p. Gabriel Colmet. (Paris, Hachette.) 2 fr.
Aiol, Chanson de geste publiée d'après le manuscrit unique de Paris p. J. Normand et G. Raynod. (Paris, Didot) 12 fr.
L. Gautier, Les épopées françaises, étude sur les origines et l'histoire de la littérature nationale. II. Ed. entièrement refondue. I vol. (Paris, Palmé.) 10 fr.
C. Lenient, La satire en France ou la littérature militante au 16e siècle. Nouv. éd. (Paris, Hachette.) 7 fr.
Paris ridicule et burlesque au XVIIe siècle. Nouvelle édition par P. L. Jacob. (Paris, Garnier) 3 fr.
Théâtre complet de Marivaux. Nouv. éd. précédée d'une étude sur la vie et les oeuvres de l'auteur par E. Fournier. (Paris, Laplace.) 18 fr.
H. Prat, Etudes littéraires. Moyen âge, XIVe et XVe siècles. 2 vols. (Paris, Plon.) 8 fr.
Gringore. Oeuvres complètes réunies pour la première fois par A. Montaiglon et J. de Rothschild. T. II. Mystère inédit de saint Louis. (Paris, Daffis.) 5 fr.
J. Jusseraud, Le théâtre en Angleterre depuis la conquête jusqu'aux prédécesseurs immédiats de Shakespeare. (Paris, Hachette.) 4 fr.
Don Quichotte p. Cervantes. Traduction nouvelle par Lucien Biart. (Paris, Hetzel.) 12 fr.
Dante, Vision of Hell (The Inferno) translated by Ch. Tomlinson. (London, Partridge.) 5 sh.
The Bruce, or the Book of the most excellent and noble Prince Robert Broyes, King of Scots. Compiled by J. Barbour. P. III (E. E. Text Society). (London, Trübner.) 15 Mk.
De Borron, History of the Holy Grail Englisht. Reedited by F. J. Furnivall (E. E. Text Society). (London, Trübner.) 10 Mk.

W. Langland. The Vision of W. concerning Piers the Plowman, ed. by W. Skeat (E. E. Text Society). (London, Trübner.) 15 Mk.
H. Taine, Gesch. der engl. Literatur. 2., 3. u. 4. Lfrg. (Leipzig, Günther.) à 1 Mk. 50 Pf.

Hilfsbücher.

F. Musolff, Grundzüge der deutschen Sprachlehre. (Breslau, Aderholz.) 60 Pf.
J. H. Deinhardt, Beiträge zur Dispositionslehre. 2. Auflage. (Berlin, Mittler.) 1 Mk.
Lessing's Hamburg. Dramaturgie. Für die obersten Classen erläutert v. F. Schröter u. R. Thiele. II. (Halle, Waisenhaus.) 5 Mk.
A. Müller, Franz. Grammatik. 1. Thl. Elementargrammatik. (Leipzig, Barth.) 3 Mk.
K. Meurer, Franz. Synonymik. (Cöln, Roemke & Co.) 1 Mk. 25 Pf.
H. Mensch, Supplement z. franz. Syntax zu Ploetz Gramm. (Berlin, Heinsius.) 60 Pf.
R. Wilcke, Materialien z. Uebersetzen aus d. Deutschen ins Französische. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 60 Pf.
G. Storme, Etudes sur la conversation française. (Hannover, Meyer.) 3 Mk.
Mallarmé, Petite philologie à l'usage des classes et du monde. (Paris, Truchy.) 3 fr. 50 ct.
E. Scribe et Legouvé, Les doigts de fée. Hrsg. v. Tönnies. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 50 Pf.
Le lutrin p. Boileau. Hrsg. v. Thümen. (Berlin, Weidmann.) 75 Pf.
F. Hood, Practical guide to English versification; new ed. to which are added Bysshe's Rules for making Engl. verse. (London, Hogg.) 2 Mk. 50 Pf.
A. Wittstock, Einführung in d. englische Sprache. Nach d. heuristischen Methode. (Leipzig, Barth.) 1 Mk. 20 Pf.
W. Scott, The lay of the last minstrel. Hrsg. v. W. Henkel. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 50 Pf.
W. Keller, Russisches Sprachbuch. (Riga, Kymmel.) I. für Schüler 75 Pf. II. für Lehrer 1 Mk.
J. Haensell, Handbuch f. d. Unterricht in d. Formenlehre der russischen Sprache. (Riga, Kymmel.) 3 Mk.

Verzeichniss der Vorlesungen

an der Berliner Akademie für moderne Philologie.

Sommersemester 1878.

Einleitung in die Interpretation der Nibelunge Nôt. Mittwoch und Sonnabend von 2—3 Uhr. Dr. L. Freytag.

Ueber die Celtischen Sprachen, Charakteristik und verwandtschaftliches Verhältniss derselben, sowie über deren Einfluss auf die deutsche, englische, französische und die übrigen romanischen Sprachen. Freitag von 7—8 Uhr. Prof. Dr. Mahn.

Einführung in das Studium des Angelsächsischen; mit Zugrundelegung von Karl Körner's gleichbenanntem Werke (Heilbronn, bei Gebr. Henninger 1878). Mittwoch und Sonnabend von 5—6 Uhr. Dr. Zernial.

Ausgewählte Abschnitte aus Spenser's Faery Queene wird am Mittwoch und Sonnabend von 3—4 Uhr erklären Prof. Dr. Herrig.

Shakespeare's Julius Caesar. Montag und Donnerstag von 3—4 Uhr. Prof. Dr. Leo.

Byron's dramatische Werke. Mittwoch und Sonnabend von 6—7 Uhr. Dr. Chr. Rauch.

The History of English Literature since the Restoration. Montag und Donnerstag von 2—3 Uhr. Prof. G. Boyle.

Etymologisch-historische Lautlehre der Englischen Sprache. Dienstag und Freitag von 5—6 Uhr. Prof. Dr. Mahn.

Exercises in English style. Mittwoch von 2—3 Uhr. Mr. W. Wright.

Uebungen in freien englischen Vorträgen werden am Sonnabend von 2—3 Uhr geleitet von Mr. W. Wright.

Die Uebungen im Seminar des Prof. Dr. Herrig finden statt am Sonnabend um 4 Uhr.

Provenzalische Grammatik (Lautlehre und Formenlehre) wird Dienstag und Freitag von 6—7 Uhr vortragen Prof. Dr. Mahn.

Provenzalische lyrische und epische Gedichte wird Dienstag von 6—7 Uhr erklären Prof. Dr. Mahn.

Interpretation der ältesten französischen Sprachdenkmäler. Montag und Donnerstag von 4—5 Uhr. Dr. G. Lücking.

Einführung in das Studium des Altfranzösischen mit praktischen Uebungen nach der Chrestomathie von Bartsch. Montag und Donnerstag von 5—6 Uhr. Dr. O. Ulbrich.

Ausgewählte Lustspiele von Molière wird Mittwoch und Freitag von 4—5 Uhr erklären Pastor Nessler.

Französische Syntax. Montag und Donnerstag von 3—4 Uhr. Prof. Dr. Goldbeck.

Exercices de style français. Mittwoch und Sonnabend von 5—6 Uhr. Prof. Pariselle.

Praktische Uebungen in der französischen Aussprache mit Zugrundelegung des Cid. Dienstag von 6—7 Uhr. Director Dr. Benecke.

Uebungen in freien französischen Vorträgen. Freitag von 5—6 Uhr. Dr. Burtin.

Calderon, La vida es sueño. Montag von 5—7 Uhr. Dr. P. Förster.

Erklärung von Manzoni's Promessi Sposi, verbunden mit praktischen Uebungen. Montag und Donnerstag von 4—5 Uhr. Dr. H. Buchholtz.

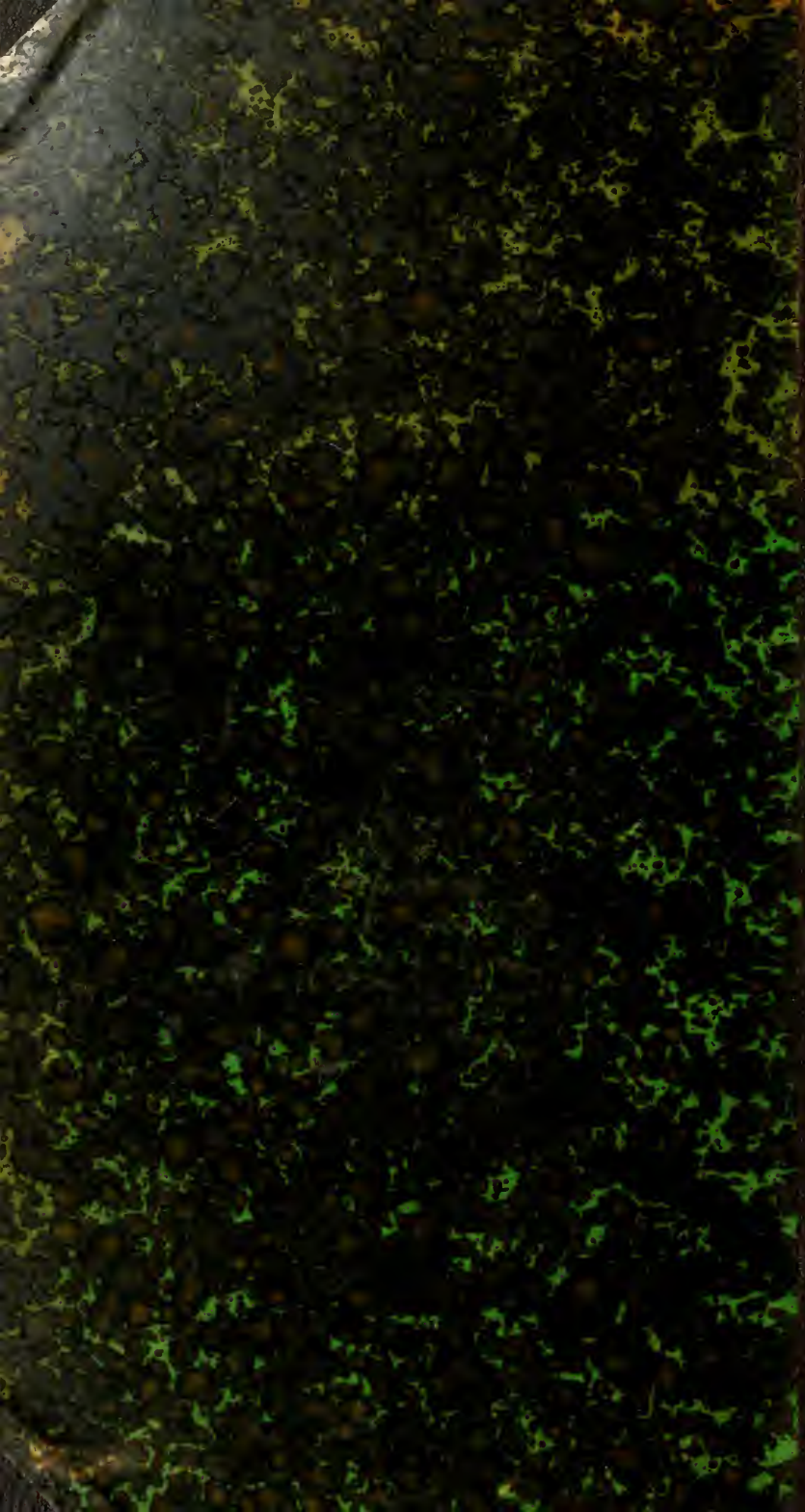
Grammatik der schwedischen Sprache. Dienstag und Freitag von 4—5 Uhr. Dr. von Nordenskjöld.

Interpretation einiger Gesänge aus Tegnér's Frithjofs saga. Dienstag von 5—6 Uhr. Dr. von Nordenskjöld.

Praktische Uebungen im Unterrichten werden in zu verabredenden Stunden geleitet von Prof. Dr. Herrig.

PB
3
A5
Bd.59

Archiv für das Studium
der neueren Sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY